





Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1904

Zweiter Band.

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1904

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Franz Binder und Georg Jochner.

(Eigentum der Familie Görres.)

Hundertvierunddreißigster Band.

München 1904.
In Kommission der Literarisch-artistischen Anstalt (Theod. Riedel).

Inhaltsverzeichnis.

I.

Ernst Ludwig von Gerlach.

Als ich im Juli 1866 als Mitglied der Regierung meinen Wohnsitz in Magdeburg genommen hatte, galt einer der ersten Besuche dem Chefpräsidenten des Appellationsgerichtes, von Gerlach. Der stattliche Mann, gewinnend und vornehm in seinem Aeußeren, das in keiner Art ein Alter von 70 Jahren vermuten ließ, empfing mich, den 33jährigen Regierungsassessor, freundlich mit den Worten: „Ich verkehre gern mit Katholiken, um katholisches Wesen und katholischen Glauben kennen zu lernen. Die meisten Protestanten sind überaus unwissend in Bezug auf die katholische Kirche." Seit August 1857 zum zweitenmale verwitwet und kinderlos, pflegte der Präsident von Gerlach in den Stunden, die Amt und anderweite rege Tätigkeit frei ließen, eine freundliche vornehme Geselligkeit mannigfacher Richtung. So wurde es auch mir zuteil, nicht nur bei festlichen Einladungen, sondern in einsamen Abendstunden Gast in seinem Hause sein zu dürfen. Dieser Verkehr hat bis zu seinem Tode im Februar 1877 bestanden. Gerlach war liebreich und edel genug, mir, dem Jüngeren, manche Stunde zu widmen. Indem meine Verehrung gegenüber dem seltenen Manne wuchs und die Lehrzeit nicht erfolglos blieb, darf ich jenes Jahrzehnt als zu den schönsten meines Lebens gehörend bezeichnen, und daran den Versuch knüpfen, von

dem Lehrer und Freunde in den gelben Heften zu erzählen. Ich tue es im Anschluß an das im August 1903 von Jakob von Gerlach, dem Neffen, herausgegebene zweibändige Buch: „Ernst Ludwig von Gerlach. Aufzeichnungen aus seinem Leben und Wirken." Der erste Band enthält die Jahre 1795—1848, der zweite 1848—1877. Oftmals habe ich auch das eigene Tagebuch benutzt.

Der im 75. Lebensjahre stehende Herausgeber beginnt das Lebensbild mit folgenden Worten:

„Noch klingt der Name, der über diesem Buche steht, mit ernstem Tone zu uns in eine neue Zeit hinüber, warnend und mahnend wie eine Prophetenstimme des alten Bundes. Und was gibt diesem Namen die Kraft, an die Seele zu greifen? Eine Persönlichkeit stand dahinter, die ihren Zeitgenossen zurief: Trinkt nicht vom Taumelkelch des Zeitgeistes, macht eueren Verstand klar und helle an Gottes Wort, damit ihr erkennen könnt, was Wahrheit und Gerechtigkeit ist. — Als sein Vaterland in ernster Gefahr war, wußte Ludwig von Gerlach die Besten seines Volkes zu stärken durch den Anblick der Kreuzesfahne, die er vor aller Augen mutig und stark entfaltete. Viele vermochten sich daran aufzurichten und gesundeten von dem Schlangenbiß der Geister des Abfalles, des Kleinmutes und der Schwäche."

Der Vater Ludwig von Gerlachs, Leopold von Gerlach (1757—1813), vermählte sich 1786 mit Agnes, der ältesten Tochter des fürstlich anhaltischen Kanzleidirektors Dietrich von Raumer. Der Wohnsitz war Berlin, wo Leopold von Gerlach später Präsident der kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, sodann Oberbürgermeister von Berlin war. Außer einer Tochter entsprangen dieser Ehe in den Jahren von 1789 bis 1801 vier Söhne, unter ihnen Ludwig 1795. Diese drei Brüder sind mit dem Werde- und Lebensgange Ludwigs aufs unzertrennlichste verknüpft. Wilhelm war Oberlandesgerichtspräsident, Otto Konsistorialrat, Hof- und Domprediger, Leopold (1790-1861) General der Infanterie und

Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV. Leopold hat eine vierbändige Familiengeschichte geschrieben, die Ludwig mit Zusätzen versehen hat. In einem solchen heißt es:

„In unserem väterlichen Hause waren nicht die Sitten und Allüren des ritterschaftlichen Landadels vorherrschend, sondern vielmehr die eines höheren Beamtentums. Ich lege Wert auf diese Abstammung: was wir von politischer Bedeutung haben, stammt nächst Glauben und Gesinnung daher. Ich füge noch folgendes hinzu. Wir vier Brüder waren weder Raucher, noch Schwimmer, noch Jäger; keiner von uns sagte je: mein ‚seliger‘ Vater, oder: meine ‚selige‘ Frau, oder: Friedrich ‚der Große‘ — keiner trug bei zum Kölner Dombau oder zur Gustav Adolf-Stiftung, — keiner trug, wo er nicht mußte, Orden, — keiner von uns besuchte das Theater, mindestens seit 1820 nicht, und Leopold legte auf diesen Nichtbesuch einen scharfen prinzipiellen Akzent, obgleich er bei Hofe die Theateratmosphäre mit vollen Zügen einatmete. Keiner von uns war Freimaurer. Wir waren immer voll Interesses für Menschen, für neue Bekanntschaften und flossen über von Gesprächen darüber; wir lasen fortwährend — auch unser Vater bis an sein Ende — Bücher, die uns in hohem Grade anregten und interessierten.“

Ludwig von Gerlach wurde nach Erledigung der Gymnasialstudien 1810 als der fünfte Student der neuen Universität Berlin immatrikuliert, und ging 1812 nach Göttingen und Heidelberg, um Jurisprudenz zu studieren. „Sie interessierte mich — erzählt er — wenig, mehr: Aesthetik, englische Sprache, schöne Natur, Geselligkeit. Ich denke mit Schmerz daran, wie oberflächlich der kolossale Feldzug in Rußland mich berührte und wieviel mehr z. B. Don Quixote in der Ursprache.“ Gleichwohl verließ er 1813 auf die Kriegsnachrichten hin Heidelberg und trat in das erste ostpreußische Infanterieregiment als freiwilliger Jäger ein. Er kam von den Brüdern zuerst an den Feind und erhielt in dem Gefecht bei Merseburg einen Schuß in den Oberarm und einen in das Bein. Er wurde nach Dessau gebracht, wo ihn die Tante Raumer pflegte. Nach

Aufkündigung des Waffenstillstandes gingen die drei Brüder zur Armee zurück, Ludwig nach Schlesien wieder in sein altes Regiment. Er machte die Gefechte bei Löwenberg und Goldberg und die Schlacht an der Katzbach mit. Am 2. Oktober 1813 wurde er Offizier und machte als solcher die Schlacht bei Leipzig mit, wo er abermals durch einen Schuß in den Oberschenkel verwundet wurde. Im Januar 1814 konnte er, kaum genesen und noch hinkend, zur Armee wieder abmarschieren. Nach dem Feldzuge von 1815, in dem er keine Wunde, aber zwei Orden erhielt, trat er in den praktischen Justizdienst und bestand am 20. Januar 1820 sein drittes Examen. Sein fernerer äußerer Lebensgang gibt Zeugnis für eine außerordentliche Tüchtigkeit. Er wurde im Alter von 25 Jahren zur Vertretung eines Oberlandesgerichtsrates nach Naumburg geschickt, drei Jahre später selbst Oberlandesgerichtsrat, nach abermals drei Jahren Hilfsarbeiter beim Obertribunal, und nach drei ferneren Jahren Landesgerichtsdirektor in Halle. Im Jahre 1835 kam er als Nachfolger seines dort gestorbenen Bruders Wilhelm als Vizepräsident des Oberlandesgerichtes nach Frankfurt a. O., 1842 wurde er Geheimer Oberjustizrat, bald darauf Mitglied des Staatsrates sowie der Gesetzgebungskommission und 1844 im 49. Lebensjahre Chefpräsident des Oberlandesgerichtes in Magdeburg.

Im Jahre 1849 gründete Ludwig von Gerlach mit Wagener die noch heute bestehende Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung. Er war damals Mitglied der Ersten Kammer, 1850 auch Mitglied des Erfurter Parlamentes sowie 1851 und 1852—1858 wiederum Mitglied der Ersten Kammer. Im Jahre 1858 beim Beginn der Regentschaft durch den späteren König und Kaiser Wilhelm I. trat er von der Führung der konservativen Partei zurück. Im Juli 1874 erhielt er den erbetenen Abschied aus dem Amte des Ersten Präsidenten des Appellationsgerichtes und eines Mitgliedes des Staatsrates. Fast 83 Jahre alt, ist Ludwig v. Gerlach

am 18. Februar 1877 am Herzschlage gestorben. Er war zwei Tage vorher auf der Straße von einem schweren Postwagen überfahren und an Kopf und Arm schwer verletzt worden. Die Grabstätte ist an der Seite des Vaters auf dem alten Domkirchhofe an der Elisabethstraße in Berlin.

Ein langes Menschenleben hindurch hat Gerlach an erster Stelle in den politischen Kämpfen seiner Zeit und seines Vaterlandes gestanden. Darum haben die Aufzeichnungen seiner Tagebücher einen unvergänglichen Wert als lautere Geschichtsquelle. Namentlich für die Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840—1858), dem er zusamt mit den Brüdern Leopold und Otto nahe gestanden hat. Im engeren Kreise sprach Ludwig nicht ungern von dieser einflußreichen „Kamarilla". Von ihr soll der König einmal gesagt haben: Otto, den Theologen und späteren Hofprediger, achte er, Leopold, den späteren General, liebe er, Ludwig fürchte er. Des letzteren Charakter und Herz waren von einer seltenen sittlichen Reinheit. Frei von persönlichem Ehrgeiz, erfüllt und beherrscht von den höchsten Ideen des kirchlichen und staatlichen Lebens; von unbestechlichem Gerechtigkeitssinn, so daß seine Rechtsprechung und sein Urteil auch von den Todfeinden gerühmt wurde, edel durch Offenheit und Wahrhaftigkeit: so steht das Bild des herrlichen, beinahe vollkommenen Mannes vor meiner Seele. Die Kreuzzeitung widmete ihm 1877 folgenden Nachruf:

„Seinem himmlischen Könige hat er Treue bewahrt bis zum Tode, und in langem wirkungsreichem Leben hat er im Kriege und im Frieden seinen irdischen Königen treu gedient. In den Stürmen der Revolutionszeit hat er mit seltenem Mute und mit klarem Blicke Altar und Thron verteidigt und die Schwankenden gestärkt. Ein Hauptbegründer der christlich-konservativen Partei und dieser Zeitung, hat er neben seiner umfangreichen amtlichen und parlamentarischen Tätigkeit eine lange Reihe von Jahren unsere Zeitung gestützt und gehoben. Seine Rundschauen sind ein unvergeßliches Denkmal seiner Tätigkeit.

Wir trauern mit seiner Familie an dem Sarge eines treuen und mutigen Streiters für Christentum und Königtum. An ihm wird sich das Wort der Verheißung erfüllen: Sei getreu bis in den Tod, so werde ich dir die Krone des Lebens geben."

Vielleicht den schönsten Nachruf hat ihm das Hauptblatt der deutschen Demokratie, die „Frankfurter Zeitung", gewidmet, dasjenige Blatt, dem das politische Wirken Gerlachs am wenigsten sympathisch sein konnte.

„Er nahm", schrieb es, „die Politik nicht hinüber ins Leben, er hielt sie fern von den Sälen, wo das Recht das Schwert und die gleiche Wage führen soll; er erfüllte ohne Ansehen der Person seine Pflicht, und die gleiche Pflichterfüllung, nichts weiter, verlangte er von den Richtern und Beamten, deren Vorgesetzter er war. Unter Gerlach ist weder in den Zeiten der Reaktion noch des Konflikts ein Richter jemals seiner politischen Gesinnung wegen gemaßregelt oder zurückgesetzt worden, unter Gerlach kam kein Streber auf, und das Wort Tendenzprozeß, dem wir jetzt auf so vielen Stellen begegnen, ist in Magdeburg, solange dort Gerlach an der Spitze der Justiz stand, nicht gehört worden. Und wie der Richter, so war der Mann, wohlwollend, leutselig, frei von Voreingenommenheit wie von Nachgedenken, ehrlich, offen und treu. — Als die Preß-Ordonnanz vom 3. Juli 1863 erschien, wurden alle Redakteure, die dagegen protestiert hatten, angeklagt. Darunter war auch Hoppe in Magdeburg. Als der Staatsanwalt die Einrede Hoppes an den Appellhof brachte, führte der alte Gerlach den Vorsitz, und er begründete das freisprechende Erkenntnis mit den Worten: Der Angeklagte befand sich, als er die Preßverordnung angriff, in seinem Rechte; denn sie ist ein Eingriff in sein, wie aller Preußen Recht auf Freiheit der Presse."

Die Aufzeichnungen des Tagebuches über die Ereignisse nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., über Ehe- und Synodalreform, über die März-Revolution und manches andere müssen wir um des Raumes willen übergehen, so erheblich und erfolgreich auch Gerlachs Be-

teiligung gewesen ist. Ebenso die um 1852 für Preußen beginnende Reaktionszeit, die Bildung der „kleinen, aber mächtigen Partei", das erste Auftreten des Herrn von Bismarck-Schönhausen, der damals treuer Anhänger Gerlachs war. Bismarck hielt in der zweiten Kammer eine Rede gegen die Zivilehe, in der es heißt: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff unserer Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert." Und als man am 7. März 1851, seinem Geburtstage, Gerlach ein Album mit Stammbuchblättern überreichte, stand auf Bismarcks Blatt: „Ihren Rat befolgt zu haben, hat mich noch niemals, das Gegenteil schon oft gereut." Ich habe es selbst gelesen. — Gerlach war der Pathe des älteren Sohnes Bismarcks, des jetzigen Fürsten Herbert. Bismarck sagt in einem Briefe an Gerlach vom 26. Mai 1855 aus Frankfurt: „Meine Frau trägt mir auf, Sie zu erinnern, daß unser Erstgeborener als Ihr Pathe ein Recht auf Ihr Gebet hat." — Gerlach erzählt (Oktober 1855), daß er sich hinsichtlich der Notwendigkeit, sich der Wahrheiten des Liberalismus zu bemächtigen, mit Bismarck völlig vereinigt habe.

In der Zeit von 1857 bis zum Tode des Königs (2. Januar 1861) veränderte sich viel für L. von Gerlach, sowohl im öffentlichen, wie im privaten Leben. Die unheilbare Erkrankung des Königs, die Zerrüttung der konservativen Partei, der Tod seiner zweiten Frau nach langem, schwerem Leiden, sowie seiner Freunde Niebuhr und Alvensleben, — das alles wirkte wie ein Abschluß dessen, was die letzten zwanzig Jahre für ihn bedeutet und was die Hauptkraft seines Lebens beansprucht hatte. Das Tagebuch vom Oktober 1858 sagt: „Blick auf mein verödetes Leben: die Blüten alle verschwunden, wie viele ohne Frucht! Kein Friedrich Wilhelm IV. mehr, keine Rundschauen, keine Partei, alle Aussichten finster im Staate, noch mehr in der Kirche." Sein Vertrauen zu Bismarck fing zu wanken an. „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bismarck nicht Farbe hält

und auf Abwege führt. Die innere Schwäche der Konservativen eröffnet nach allen Seiten die trübsten Aussichten. Wir gehen schlimmen Dingen entgegen" (November 1862).

Die Ahnung „schlimmer Dinge" sollte sich bald als richtig erweisen. Der unglückselige „Bruderkrieg" von 1866 wurde von Bismarck ohne Wissen des Königs von langer Hand vorbereitet. Als Gerlach im Anfang Mai 1866 den „scheußlichen Offensiv- und Defensiv-Vertrag zwischen Preußen und Italien" vom April 1866 in Erfahrung gebracht hatte, kam es zu einer letzten Unterredung mit Bismarck, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, und zu einer Absage an die Kreuzzeitung. Lesenswert ist ein Brief, den Gerlach am 18. Mai an den preußischen Kriegsminister von Roon geschrieben hat:

„Gestern nicht persönlich mich vorstellen zu können, habe ich sehr bedauert. Im Vertrauen auf die Güte und Nachsicht, welche Sie mir so oft bewiesen, würde ich Sie bei allem, was mir heilig ist — was Ihnen und mir heilig ist, will ich sagen —, würde ich Sie beschworen haben, das ganze Gewicht Ihres ehrenhaften Charakters und Ihrer hohen Stellung einzulegen, um diesen ‚unheilvollen' Krieg, wie unser Kronprinz, ihn vor einigen Tagen genannt hat, von uns abzuwenden. Auch den Sieg vorausgesetzt, steht die Zerrüttung des Vaterlandes, des preußischen und des deutschen, in Aussicht. Die Herrschaft des Auslandes — des Bonaparte und des italieinischen Revolutionswesens — und, was das Allerschlimmste die Befleckung des Gewissens des greisen Königs und des gesamten Landes sind Erfolge, die in nächster Nähe drohen. Schon bahnt sich im Innern das Eindringen derjenigen Elemente in die Regierung an, welche Eure Exzellenz und Graf Bismarck drei Jahre lang mit Hilfe aller Ihrer treuen Verehrer — zu denen auch ich mich zählen darf — so tapfer und erfolgreich bekämpft haben. Hören Sie ruhig und freundlich die Warnung des 71 jährigen Greises an, der auf Erden nichts mehr sucht, und der Eurer Exzellenz von Herzen alles irdische und ewige Heil erbittet."

Die neue Zeit, die nun anbrach, hat ihn nur scheinbar beiseite geschoben. Er hat nur in anderer, aber nicht minder bedeutungsvoller Weise eingegriffen. Es ist eben das Große in Gerlachs Leben, daß er sich bis in sein höchstes Alter nie in den Schmollwinkel zurückzieht, nie den Mut verliert, sondern unentwegt und unerschrocken für das eintritt, was er für recht hält. In seinen letzten Lebensjahren hat er an dem sogenannten Kulturkampf als Mitglied des Abgeordnetenhauses, und zwar als Hospitant des Zentrums lebhaften Anteil genommen. Und es waren nicht nur politische, sondern auch wesentlich religiöse Ueberzeugungen, die ihn dabei geleitet haben. Um dieses zu beweisen, will ich von einer Fraktionssitzung des Zentrums erzählen, die am 25. Januar 1872 in Berlin stattgefunden hat. Ich war zugegen. Gerlach, durch den Wirklichen Geheimen Rat von Savigny eingeführt, versicherte sein Bedürfnis, infolge „der frechen Exzesse gegen die katholische Kirche" seine Annäherung auszusprechen und sein Bündnis anzubieten. „Wir haben im vorigen Jahre die Franzosen geschlagen: das Bündnis, um das Reich Gottes zu verteidigen und zu erobern, ist ein viel erhabeneres. Was ist denn das irdische Vaterland gegen das ewige?" Gerlach betonte sodann seine Uebereinstimmung mit der Adresse des Zentrums im ersten deutschen Reichstage gegen die Nichtintervention, nannte diesen Beschluß der Mehrheit Unsinn, einen Verzicht auf einen wesentlichen Inhalt der Souveränität, und fuhr dann fort:

„Ich muß hier wiederholen, was ich schon früher als Basis meiner Verbindung mit dem Zentrum ohne Widerspruch bezeichnete, nämlich die Einigkeit zwischen römisch-katholischen und evangelischen Christen, soweit sie tatsächlich vorhanden ist. Und wie groß, majestätisch groß ist diese Einigkeit! Der lebendige Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, der Mensch geworden, der uns Sünder durch sein Blut erlöst hat, der Geist, der die gesamte Kirche — die Gemeinschaft aller Getauften — heiligt und regiert, bis der Glaube in das Schauen

übergeht und das Weltgericht in die ewige Seligkeit. Sollen diese geheimnisvollen Gotteswahrheiten uns nicht verbinden zu einer Einheit, die zum gemeinsamen Bekennen vor aller Welt uns auffordert und zum gemeinsamen Handeln in Kraft dieses einheitlichen Bekenntnisses, — auffordert mit verdoppelter und verzehnfachter Energie gegenüber der Energie des Unglaubens, des Pantheismus, des Atheismus und des Materialismus, welche leidenschaftlich einstürmt von allen Seiten auf die Kirche Gottes, in deren Ehe und in deren Schule? Aber, fragt man mich, vergissest Du denn die Differenzen zwischen der evangelischen und der römischen Kirche? Ich vergesse sie nicht, sie umfassen ja Erde und Himmel und zerreißen mein Herz. Auf keine Weise dürfen sie gering geachtet oder vertuscht, sie müssen ausgetragen und ausgerungen werden. Aber, hat ein weiser Mann gesagt, fruchtbar disputieren kann man nur, mit dem man einig ist. Also Streit, aber Streit auf dem tiefgelegten, breiten, ewigen Grunde der fundamentalen Einigkeit. Die Eine Kirche Gottes hat die Verheißung ewiger Dauer, aber diese Verheißung haben nicht die Streitigkeiten, welche diese majestätische Einheit trüben und zerreißen. Ueberdies ist weder der Reichstag noch der preußische Landtag der Kampfplatz, die Streitigkeiten der Konfessionen auszukämpfen. Wohl aber ist es recht eigentlich der Beruf des Reichs- und des Landtages, die wenn auch in Schwachheit und in Knechtsgestalt schon vorhandene Einigkeit festzustellen und aus allen Kräften zu verteidigen gegen die gemeinsamen Feinde der gesamten Christenheit. Und — sind dennoch Gegensätze und Reibungen der Konfessionen auch in unseren Parlamenten nicht zu vermeiden, so wird liebreiche Gerechtigkeit gegeneinander und freundliche Nachgiebigkeit, soweit das Gewissen sie gestattet, ein edles Mittel sein, die Einheit des großen Vaterlandes zu befestigen."

Andeutungen in dieser Richtung hatte Gerlach schon viele Jahre vorher gemacht. In der Februar-Rundschau der Kreuzzeitung hatte er 1851 geschrieben:

„Zu diesen Rechtssätzen — der durch die Verfassung anerkannten Selbständigkeit der evangelischen Kirche — hat eine große Mehrheit in der zweiten Kammer sich bekannt, eine

Mehrheit, in welcher wir die römischen Katholiken mit Freuden begrüßen. Die Einheit der Interessen und des Rechtes, ja wir wagen es auszusprechen, die eine Kirche im Sinne des apostolischen Symbols hat diese Gemeinschaft gestiftet, die durch gleiche Treue unsrerseits sich bewähren soll und hoffentlich auch bewähren wird, wenn einmal der ungläubige moderne Staat, wie es seine Art ist, sich vergreifen sollte an den Heiligtümern der römischen Kirche."

Und nach fast einem Vierteljahrhundert setzt er hinzu:

„Was ich damals versprach, treue Bewährung der Gemeinschaft mit der römischen Kirche, wenn der ungläubige moderne Staat sich an ihr vergreift, das suche ich jetzt — 1872 bis 1875 — zu erfüllen."

Bei der Verhandlung über das Zivilehe-Gesetz schreibt er 1873:

„Soll ich mich vorbereiten auf den Untergang der evangelischen Kirche im preußischen Staate überhaupt? Wir werden hart gestraft für Luthers lose Reden: Die Ehe ist ein weltlich Ding wie kaufen und verkaufen."

Das Tagebuch sagt am 6. August 1871 (Sonntag):

„Ich wohnte im Dom in München dem Hochamt und zwei stillen Messen bei. — Welchen Reichtum von wunderbarer Geschichte des Königreiches Gottes durch die Jahrhunderte und Jahrtausende bieten diese so voll geschmückten Kirchen dem armen Volke dar. Wie reich ist das katholische Volk in seiner so mütterlichen, herablassenden Kirche!"

Ludwig von Gerlach hat in den letzten Jahren seines Lebens fast regelmäßig am Sonntag dem Hochamt und der Predigt in der katholischen Pfarrkirche in Magdeburg beigewohnt.

Speise und Trank hatten für Gerlach geringen Wert, und bis ins hohe Alter war er gegen Wind und Wetter abgehärtet. Von einer Reise nach Süddeutschland zurückgekehrt, erzählte er mir und dem Geheimrate S., der um 10 Jahre jünger denn er war, vom Bodensee und wie

prächtig ihm das Bad bei Romanshorn bekommen sei. „Aber Herr Chefpräsident“ — warf der Geheimrat ein — „ich habe oft von Aerzten gehört, man dürfe nach 60 Jahren nicht mehr im Freien baden.“ „Ach, mein lieber Herr“, erwiderte Gerlach in dem ihm eigenen reizenden Humor, „nach dem siebenzigsten ist das alles wieder anders.“ — Im Juli 1872 besuchte ihn sein Jugendfreund Cajus Stolberg auf Brauna in Sachsen. Wir drei fuhren gegen Abend im offenen Wagen hinaus und verbrachten etliche Stunden zum Abendbrod im Freien. Spät erfolgte die Heimfahrt und ein kühler Nachtwind veranlaßte den Grafen, einen leichten Ueberzieher anzulegen. „Cajus, Cajus, was machst du für Sachen“, sagte Gerlach, der ein solches Kleid nicht besaß, in höhnischem Scherz.

Als ich die Nachricht von dem Tode des edlen Mannes erhielt, befiel mich schmerzliche Trauer. Nach einer Weile wurde sie gemildert durch die Erinnerung an herrliche Worte des Heimgegangenen. Sie lauten: „Die starren Konsequenzen des Rechts führen uns alle in die ewige Verdammnis. Aber die rechten Konsequenzen, die der Geist der Gnade und des Gebetes zieht, sind eben nicht starr, sondern holdselig und führen in ewigen Frieden und ewige Freude.“

Alexander von Padberg.

II.

Synkretismus und Katholizismus an der Universität Königsberg während der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die Sehnsucht nach Wiederherstellung der Einheit in der Christenheit war im Verlaufe der religiösen Streitigkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts nicht erloschen und namentlich infolge des unsäglichen, materiellen und moralischen Elendes, das der schreckliche dreißigjährige Krieg über Deutschland gebracht hatte, erst recht lebhaft geworden. Ein Duralus, Bossuet, Grotius, Spinola und Leibniz förderten mit Hingebung Unionsideen und Unionsversuche. Im Schoße der lutherischen Kirche war es besonders der Helmstädter Theologe Georg Kalixt, der für den Frieden unter den Konfessionen wirkte[1]). Sehr gut charakterisiert Marx Kalixt und die von ihm begründete Schule. Er bezeichnet den Helmstädter Professor als berühmt nicht so sehr wegen Gelehrsamkeit, als vielmehr wegen einer Mäßigkeit und Versöhnlichkeit seiner religiösen Ansichten und Grundsätze, wie solche bis dahin in dem lutherischen Bekenntnisse nie vorgekommen waren. Melanchthon . . war auch gemäßigt gewesen, aber aus Schwäche; Kalixtus aber war es aus Grundsatz. „Die von ihm herrührende Schule war im 17., teilweise noch im 18. Jahrhundert unter den deutschen

1) Wetzer und Welte's Kirchenlexikon (2. Aufl.) Bd. II Spalte 1711

Lutheranern etwas Aehnliches, wie jetzt die Puseyiten in der englischen Hochkirche". Während man bisher immer nur die trennenden Momente ins Auge faßte, schob Kalixt die gemeinsamen Lehren in den Vordergrund und betrachtete die streitigen nur als minder wichtige Differenzen.

Die Kalixtiner gingen von dem Grundsatze aus, daß nicht die heilige Schrift allein, sondern die Uebereinstimmung der alten Kirche als Erkenntnisquelle der christlichen Wahrheiten zu gelten habe, da viele Stellen der Schrift mehrdeutig seien und der wahre Sinn nur mit Hilfe der Väter und Konzilien festgestellt werden könne. Sie nahmen nur diejenigen Lehren als Grundlehren an, in denen die Kirchenväter der ersten fünf Jahrhunderte übereinstimmten. Diese Lehren seien enthalten im apostolischen Symbolum. Alle Christen, die im Glauben daran eins wären, müßten sich als Glaubensbrüder betrachten und Toleranz gegen einander üben. Die römisch- und griechisch-katholische, die lutherische, die kalvinische, die anglikanische Kirche bildeten nur Teile der einen allgemeinen, christlichen, der wahren katholischen Kirche. Die Lehren der symbolischen Bücher des Luthertums seien nur insoweit anzuerkennen, als sie mit der heiligen Schrift in „katholischem Verstande" und mit den Vätern übereinstimmten. Durch ihr Hauptprinzip wurden die Kalixtiner von selbst auf das Studium der Väter hingewiesen, und sie haben es in der Tat mit großem Fleiße betrieben. In ihrer Verehrung für das christliche Altertum verteidigten sie manche Lehren und Gewohnheiten der alten Kirche, die die Katholiken beibehalten, die Protestanten aber im 16. Jahrhundert als Irrtümer und Mißbräuche verworfen hatten, z. B. die Messe, die guten Werke, die Ordensgelübde, die Siebenzahl der Sakramente, die 40tägigen Fasten, das Gebet für die Verstorbenen, die Anrufung der Heiligen.

Die Folge dieser Anschauungen war, daß sie eine freundlichere Stellung zu den Katholiken und Reformierten einnahmen, als dies bisher jemals auf seiten der Lutheraner

der Fall gewesen war. Gerade an diesem Entgegenkommen nahmen indes die ächten, strengen Lutheraner schweren Anstoß und beschuldigten jene des Kryptokatholizismus, des Kryptokalvinismus oder des Synkretismus d. h. einer Religionsmengerei, die alles das, was den einzelnen Konfessionen eigentümlich ist, einfach beiseite zu schieben sucht.

Der eigentümliche Sitz des Synkretismus war die Hochschule zu Helmstädt, aber bald gewann er „hoch im Norden ein wohlbesetztes Nebenlager",[1]) nämlich an der Universität Königsberg. Wie sich diese Bewegung dort entwickelt und welche Bedeutung sie für den preußischen Katholizismus gehabt hat, das ist der Gegenstand des 5. Kapitels in dem verdienstvollen Werke von Dr. Dittrich, Geschichte des Katholizismus in Altpreußen von 1525 bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts"[2]). Dittrichs Darstellung baut sich auf reichem archivalischen Material und auf manchen alten und schwer zugänglichen Druckwerken auf; sie rückt diese interessante Bewegung in ein ganz neues, helles Licht und verdient in ihren Ergebnissen weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden.

Den Anfang der Streitigkeiten zwischen den Synkretisten und den eifrigen Lutheranern kann man vom „liebreichen Religionsgespräch" zu Thorn herdatieren (1645). Der friedliebende Polenkönig Wladislaus IV. beklagte die religiöse Spaltung und den gegenseitigen Haß der Konfessionen als ein nationales Unglück und veranstaltete jenes Kolloquium in der Hoffnung, dadurch eine Annäherung und Verstän-

---

1) Vgl. A. Tholuck, das akademische Leben des siebzehnten Jahrhunderts, zweite Abteilung: Die akademische Geschichte der deutschen ... Hochschulen (Halle 1854) S. 78; seine Mitteilungen über den Königsberger Synkretismus sind sehr dürftig und einseitig.

2) Bd. I, Braunsberg 1901, Bd. II, Braunsberg 1903. Das 5. Kapitel „Synkretismus und Katholizismus an der Universität Königsberg" reicht von S. 371 bis S. 539 des ersten Bandes.

digung zwischen den Katholiken, Kalvinern und Lutheranern herbeiführen zu können. Auch der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der als Herzog von Preußen ein Lehensmann der polnischen Krone war, wurde eingeladen, seine Theologen nach Thorn zu senden. Ihm, der als Kalvinist manche Schwierigkeiten bei seinen dem Luthertum ergebenen preußischen Unterthanen fand, lag viel daran, wenigstens die beiden protestantischen Konfessionen einander näher zu bringen und die schroff exklusiven Lutheraner in Schranken zu halten. Er sandte darum nicht den streng lutherischen Hitzkopf Mislenta, der Ordinarius der theologischen Fakultät war, sondern mehrere kalixtinisch gesinnte Extraordinarii zum Kolloquium, nämlich Christian Dreier, Levin Pouchen und Michael Behm. Auch Kalixt und sein Schüler Lattermann fanden sich in Thorn ein, ersterer als besonderer Vertreter des Kurfürsten. Die lutherischen Theologen nahmen gegen Kalixt und seine Gesinnungsgenossen eine fast ebenso ablehnende Haltung ein wie gegen die Reformierten. Das Thorner Gespräch erreichte seinen Zweck nicht, hatte vielmehr die Wirkung, daß der innere Gegensatz zwischen der orthodoxen und synkretischen Richtung im Luthertum verstärkt ward und sehr bald nachher in lauten Zwist ausbrach. Die Katholiken dagegen behandelten die Kalixtiner in Thorn mit Achtung; es wurden hier freundliche Beziehungen zwischen ihnen und den Jesuiten angeknüpft, die dereinst von Bedeutung für die Bewegung in Königsberg werden sollten. Dreier betrachtete es als den höchsten Gewinn des Thorner Gespräches für seine Person, daß er dort Gelegenheit gehabt habe, den großen Helmstädter Theologen kennen zu lernen. Dreier, der erst vor einem Jahre Extraordinarius geworden war, übernahm bald die Führerschaft der Königsberger Synkretisten. Trotz der Bemühungen Mislentas, der bis dahin den maßgebendsten Einfluß in der lutherischen Kirche Königsbergs besessen hatte und als erster Prediger an der Schloßkirche fungierte, wurde Dreier zum

zweiten Prediger dortselbst ernannt. Da er die Lehre Kalixts auf Kanzel und Katheder mit großem Eifer verbreitete, ward er von Mislenta und dessen Anhang aufs heftigste befehdet. In allen Kirchen und Hörsälen wurden die synkretischen Streitfragen mit Feuer und Leidenschaft verhandelt, so daß sich eine große Aufregung der Bürger und Studenten bemächtigte. Auch als Mislenta im Jahre 1653 durch den Tod vom Kampfplatze abberufen ward, dauerte der Streit fort. Dreier, der von seinen Gegnern als der „rechte Feueranleger des akademischen Brandes“ geschmäht wurde, verfocht unermüdlich seine Ideen in Schriften und Disputationen gegen die lutherischen Prediger, die ihn ebenso unablässig bekämpften. Die auf dem Landtage versammelten Stände richteten wiederholt die dringendsten Bitten an den Kurfürsten, er möchte der Fehde, die die Universität in Verruf, die preußische Kirche in Verwirrung und die symbolischen Bücher in Mißachtung brächte, ein Ende bereiten. Die Ritterschaft verwünschte Dreier „nach Indien zur Bekehrung der Schwarzen“. Ebenso riefen auch die Königsberger lutherischen Geistlichen oft nach dem weltlichen Arme, um die Beseitigung des verhaßten Theologen, des „Mietlings“, des „verrückten, öffentlichen und weltbekannten, gewissenlosen Schwärmers“ zu erreichen. Jahraus jahrein wurden die Klagen und Bitten von den Landständen und vom Königsberger Ministerium erneuert. Indes war Dreier dem Kurfürsten wegen seiner Unionsbestrebungen und seiner freundlichen Stellung zum Kalvinismus, dem er ja selber angehörte, durchaus sympathisch. Friedrich Wilhelm suchte darum den Professor Dreier gegen die anstürmenden Feinde zu halten. Um aber wenigstens etwas getan zu haben, erließ er 1671, ohne Dreier zu nennen, das Verbot, auf der Kanzel, auf dem Katheder oder in Schriften die „neuerlichen Meinungen und Lehren“ vorzutragen. Das Edikt hatte so gut wie keinen Erfolg.

Alle Angriffe der lutherischen Eiferer hatten es nicht

zu verhindern vermocht, daß Dreier allmählich in der Fakultät eine beherrschende Stellung erlangte, sodaß nur noch solche zu Professoren zugelassen wurden, die seiner Richtung angehörten, z. B. 1660 Martin Silvester Grabe, 1663 Melchior Zeidler, 1675 Bernhard von Sanden und Samuel Werner, 1680 Johann Philipp Pfeiffer, 1686 Christian Dreier und Friedrich Deutsch. Allerdings huldigten Sanden und Deutsch nicht mit derselben Entschiedenheit wie die andern den synkretischen Grundsätzen. Auch in den andern Fakultäten gewann Dreier viele Professoren und Studenten für seine Bestrebungen.

Die Zahl der „Dreierschen" wuchs in Königsberg von Tag zu Tag, sodaß die streng lutherisch Gesinnten in die größte Sorge um den Bestand des „reinen Evangeliums" gerieten. „Ohne Dreier kommt niemand mehr auf", so jammerten die Orthodoxen. Die Synkretisten bemächtigten sich allerdings einer immer größeren Zahl von Stellen sowohl in den Städten als auf dem Lande.

Die Saat, die während mehr als 30 Jahren von Dreier mit vielem Fleiße ausgestreut und mit großer Sorgfalt gepflegt worden war, gedieh zusehends und mußte reifen; die Früchte konnten nicht ausbleiben, es waren: zahlreiche Konversionen von Professoren und Studenten aller Fakultäten, von Pfarrern, überhaupt von Männern und Frauen namentlich aus den gebildeten Klassen.

Die Entwicklung der synkretistischen Bewegung war von den Königsberger Jesuiten stark beeinflußt. Als gewandte Kontroversisten beteiligten sie sich mit schönem Erfolge an den akademischen Disputationen über die Kontroverslehren. Ihre Predigten über die Unterscheidungslehren wurden von Protestanten, besonders von studierenden, gerne besucht. Nach den Predigten kehrten oft Professoren und Studenten in das Haus der Jesuiten ein und baten sie um nähere Aufklärung und Lösung ihrer Bedenken und Einwände.

Ihre Konferenzen mit den Vätern der Gesellschaft Jesu dauerten nicht selten bis tief in die Nacht hinein.

Einer der ersten, der sich entschloß, vom Luthertum zum Katholizismus überzutreten, war der Pfarrer Gerhard Damler von Schmoditten; er legte 1675 das tridentinische Glaubensbekenntnis ab. In den nächsten Jahren folgten seinem Beispiel Dr. med. Joh. Behm, ein Sohn des vorhin genannten Michael Behm, der an dem Thorner Religionsgespräch teilgenommen hatte († 1650), der Professor der Jurisprudenz Dr. Christian Seth (Sicht), der Jurist Abraham von Ecken, der Mediziner Dr. Stadtländer und eine Anzahl von Studenten. Durch diese Uebertritte zur katholischen Kirche ward die Erbitterung der Orthodoxen wider die Synkretisten noch bedeutend gesteigert, und die Gegensätze zwischen den beiden Parteien spitzten sich immer mehr zu.

Da gab im Jahre 1684/5 die Tuba pacis des Pfarrers Matthäus Prätorius in Nibuzen (im Insterburgischen) das Signal zu dem Kampfe, der die Geister scheiden sollte. Prätorius hatte nämlich im Jahre 1682 der theologischen Fakultät in Königsberg eine Unionsschrift unter dem Titel Discursus de unione ecclesiarum zur Zensur eingereicht und daran die Bitte geknüpft, eine öffentliche Disputation darüber halten zu dürfen. Im ersten Teile der Schrift untersucht Prätorius die Ursachen der Spaltung in der Christenheit und bezeichnet es als die Pflicht eines jeden Theologen, an der Union mit zu arbeiten, behandelt dann die Einigungsversuche mit den Griechen und ebenso die Bemühungen um eine Vereinigung der abendländischen Konfessionen und bespricht endlich die Schwierigkeiten einer solchen. Hervorgehoben sei insbesondere die Stellungnahme zum Primat und zur Infallibilität des Papstes. Prätorius zeigt, daß der Primat Roms schon in den ersten 5 Jahrhunderten anerkannt worden ist, und kommt bereits zu dem Schlusse, daß die richtig verstandene Lehre von der päpst-

lichen Infallibilität kein Hindernis für eine Union mit der katholischen Kirche bildet. Im zweiten Teile verbreitet sich der Verfasser über die Mittel und Wege, welche zu einer Einigung führen können.

Die Professoren Dreier, Werner und Sanden waren der Meinung, daß weder das Buch gedruckt, noch eine Disputation über seinen Inhalt veranstaltet werden dürfte. Sanden glaubte darin so viele Fehler zu finden, daß er die Schrift für wert erachtete, in ewigem Dunkel zu verschwinden. Auch Zeidler mahnte den Verfasser ab, er möge nicht durch einen unzeitgemäßen Unionsversuch seine eigene Kirche in neue Wirren stürzen. In der Tat hatte Prätorius für seinen Friedensruf eine sehr ungünstige Zeit gewählt, da die Gemüter durch die Vertreibung der Salzburger Protestanten (1683), die Aufhebung des Ediktes von Nantes (1685) und die Verfolgung der französischen Hugenotten gerade damals sehr erhitzt waren. Prätorius ließ sich aber dadurch nicht abhalten, sondern veröffentlichte die Dissertation zunächst anonym in deutscher Bearbeitung unter dem Titel „Unvorgreiflicher Vorschlag, wie die Streitigkeiten in den Glaubensartikeln zwischen Katholiken und Protestanten ohne Verletzung der göttlichen Wahrheit können beigelegt werden", und bald darauf mit seinem Namen in lateinischer Sprache unter dem Titel: Tuba pacis ad universas dissidentes in occidente ecclesias, seu Discursus theologicus de unione ecclesiarum Romanae et Protestantium, necnon amica compositione controversiarum fidei inter hosce coetus.[1]) Im Jahre 1684 oder 1685 legte Prätorius, der bis dahin als lutherischer Prediger amtiert hatte, seine Stelle nieder und trat in Oliva zur katholischen Kirche über.

Gleich nach dem Erscheinen des „Unvorgreiflichen Vorschlags" übersandte die preußische Regierung der theologischen

1) Die deutsche Ausgabe erschien 1684 in Oliva, die lateinische 1685 *in Köln* und Amsterdam.

Fakultät ein Exemplar davon zur Zensur. Diese erkannte sofort darin die ihr 1683 vorgelegte Schrift wieder und bezeichnete den Pfarrer Prätorius als den Verfasser; von einer Widerlegung des Buches glaube sie absehen zu können, da seine Lehren schon längst zurückgewiesen seien. Die preußische Regierung faßte jedoch die Sache ernster auf. In einem Schreiben an den Kurfürsten tadelte sie die Fakultät deshalb, weil sie einen solchen Menschen nicht bei Zeiten der Behörde angezeigt, vielmehr ruhig in seinem Amte gelassen habe. Die theologischen Professoren seien überhaupt seit vielen Jahren allzu nachsichtig gegenüber katholisierenden Neuerungen gewesen, und es sei nun höchste Zeit, daß man Dreier und seinen Anhängern energisch entgegenträte und die Kirchen- und Schulämter wieder mit überzeugten Lutheranern besetzte.

Als der Kurfürst sah, daß der früher von ihm beschützte Synkretismus weniger eine Union der beiden protestantischen Konfessionen als die Ausbreitung des Katholizismus in Preußen förderte, beschloß er, entschiedene Maßregeln zu ergreifen. Vergebens hatte er schon im Jahre 1684 ein Verbot gegen das Katholischwerden gegeben; es mußte bald zurückgenommen werden, weil es staatsrechtlich unhaltbar war. Im Jahre 1686 faßte der Kurfürst die Sache anders an. In zwei Erlassen an die Regierung und die Fakultät befahl er, gewissenhaft darauf zu achten, daß nicht in irgend einer Form Meinungen verbreitet würden, die das Papsttum begünstigten. Ferner sollte man die Kandidaten des Pfarramtes fleißig daraufhin prüfen und verdächtige Leute zurückweisen. Diejenigen Theologen, welche in der Tuba pacis als Anhänger der Lehre, daß der Papst das Haupt der Kirche sei, bezeichnet würden, müßten sich sofort durch ein offenes Skriptum von dieser Anschuldigung rein waschen. Endlich sollte die Fakultät baldigst die eine oder andere Schrift gegen Prätorius drucken lassen, um sich von dem Vorwurf einer Hinneigung zum Katholizismus zu

befreien, und offen ihre Ergebenheit gegen die lutherische Kirche zu beweisen.

Eine offizielle Gegenschrift der Fakultät ist trotzdem anscheinend nicht in Druck gegeben worden. Es kamen allerdings zwei Schriften von Mitgliedern der Fakultät heraus, die Refutatio Tubae pacis von Zeidler und die Diatribe brevis von Sanden, aber beide Schriften hatten den Zweck einer persönlichen Rechtfertigung von dem Verdachte des Katholisierens. Sanden und mehr noch Zeidler hatten bisher in der Tat oft genug Veranlassung zu einem solchen Verdachte geboten, aber jetzt, wo es galt, mit Mut und Energie die Konsequenzen aus ihren Ueberzeugungen zu ziehen, wichen beide scheu zurück, und Sanden insbesondere entwickelte sich bald zu einem heftigen Gegner des katholikenfreundlichen Synkretismus.

Der Nachfolger des großen Kurfürsten, sein Sohn Friedrich III., war freilich auch ein Freund der irenischen Grundsätze des Kalixt und wünschte die beiden großen protestantischen Konfessionen vereinigt zu sehen, aber auch er war ein Gegner des Synkretismus, soweit er dem Katholizismus zu gute kam. Schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritte (1688) verordnete er, daß jeder, der in der Universität oder in der Kirche „nach dem Papsttum schmeckende Opiniones“ vorbrächte, sofort ab officio suspendiert werden sollte, und daß ferner alle Theologieprofessoren über gewisse Punkte ausgefragt würden, auf die sie nur mit einem unumwundenen Ja oder Nein antworten dürften. Ein Bericht darüber sollte ihm zugesandt werden. Wie weit man bei der Ausführung dieses Dekretes gegangen ist, weiß man nicht; es scheint aber nicht allzu scharf gehandhabt worden zu sein. Die Litterae annuae der Königsberger Jesuiten verzeichnen für das Jahr 1686 35, 1687 27, 1688 34, 1689 27 Konversionen, bemerken aber nicht dabei, wie viele davon auf die Kreise der Synkretisten entfallen. Aufsehen erregte der Uebertritt des Philosophie-

professors Theophil Ananias Meyer und des lutherischen Prädikanten Petrus Otto.

Zu Anfang der neunziger Jahre ward die Zahl der Konversionen aus den Reihen der Synkretisten recht bedeutend. Manche von ihnen hatten lange hin- und hergeschwankt, ob die römisch- oder griechisch-katholische Kirche die wahre Kirche Christi sei; letzterer kam zu statten, daß sie in einigen wichtigen Punkten, z. B. in der Frage der Kommunion unter beiden Gestalten, des Primates und der Priesterehe der lutherischen Kirche näher stand als die römisch-katholische. Die Sympathien jener Männer gehörten daher nicht selten zunächst der griechischen Kirche. Um aber nicht übereilt zu handeln, faßten sie den Entschluß, sich von einem griechischen Patriarchen näheren Aufschluß und Rat zu erbitten. Im Auftrage seiner Gesinnungsgenossen schrieb der Professor Dr. Joh. Ernst Grabe an den Patriarchen von Venedig in der Meinung, dieser sei ein Bischof der griechischen Kirche. Der Patriarch gab ihnen auf ihre Fragen Auskunft und forderte sie zu ihrem größten Erstaunen eindringlich auf, zur römisch-katholischen Kirche überzutreten, da sie im Vollbesitz der Wahrheit und unfehlbar sei. Sofort eilten die Empfänger des Schreibens zu den Jesuiten und erfuhren dort, daß der Patriarch von Venedig dem römisch-katholischen Episkopate angehöre. Dieses Vorkommnis ward von manchen als eine seltsame Fügung Gottes betrachtet und veranlaßte sie, den Katholizismus nun günstiger zu beurteilen.

Das Jahr 1694 war besonders fruchtbar an Konversionen angesehener Personen. Der katholischen Kirche schlossen sich damals an die Tribunalsrätin Schimmelpfennig mit einem Sohne und einer Tochter, der Pfarrer Frommhold Ring mit Familie, der Professor der Medizin Dr. Christian Lepner, der Dr. med. Johann Heinrich Panring, der kurfürstliche Rat und Professor der Jurisprudenz Dr. Sigismund Döscher, der gefeierte Philosophie

professor Dr. Kaspar Sendler, der auch viele Studenten, die in ihren Zweifeln Rat bei ihm gesucht hatten, mit sich hinüberzog.[1]) Das größte Aufsehen aber erregte der Uebertritt des Theologieprofessors und Universitätsbibliothekars Dr. Johann Philipp Pfeiffer. Obwohl rechtlich jedem ein Konfessionswechsel freistand, ward er doch nicht blos seiner Aemter entsetzt, sondern auch aus dem Herzogtum ausgewiesen. Pfeiffer starb schon im nächsten Jahre als Pfarrer in Freudenberg; von der Bedeutung der Konversion dieses Mannes legt auch der Umstand Zeugnis ab, daß bei seinem Begräbnis in Heilsberg drei Bischöfe anwesend waren. Wie Pfeiffer, so ließen sich auch manche andere Konvertiten bald nach ihrem Uebertritte die heiligen Weihen erteilen.[2]) Sendler z. B. ward 1696 Pfarrer in Freudenberg (Nachfolger Pfeiffers), 1703 Erzpriester von Seeburg, 1709 Domherr in Frauenburg; Dr. Panring nahm schon 1694 den Habit eines Kamaldulensers und starb als solcher 1724.

Der Uebertritt zum Katholizismus war für solche Männer, die ein Staats- oder Kirchenamt bekleideten und für Weib und Kind zu sorgen hatten, ein schwerer Schritt; denn sie wurden sofort, wie der Kurfürst oder seine Regierung von dieser Absicht Kunde erhielten, aus dem Dienste entlassen. Nur sehr selten wagte es jemand, ihrem Entschlusse unlautere Motive, z. B. die Hoffnung auf bessere Beförderung und reiches Einkommen unterzuschieben. Daß der Bischof von Ermland und die Jesuiten sich der Männer,

---

1) Eine Anzahl solcher Studenten, meist Theologen, wird von Dittrich auf S. 491 f. genannt.

2) Für eine genauere Kenntnis der Stimmung in den Kreisen der Synkretisten ist die auf S. 429—472 von Dittrich erzählte Vorgeschichte von Pfeiffers Bekehrung sehr lehrreich. Auch seine Familie ward katholisch. Sein Schwiegersohn Dr. Helwich, ein auf theologischem, philosophischem und medizinischem Gebiete überaus fruchtbarer Schriftsteller, schied damals gleichfalls aus dem Lehrkörper der Universität aus.

die um ihrer religiösen Ueberzeugung willen Amt und Brot verloren hatten, mit Eifer und Opferwilligkeit annahmen, war durchaus berechtigt. Auch auf seiten der Gegner ward anerkannt, „daß diejenigen, so von den Lutheranern zu der papistischen Kirche übergetreten, und zwar in rechtem Ernst und ohne Heuchelei, daß . . diese meistens durch die fleißige Lesung der Patrum dazu bewogen worden.“

Als nun nach Pfeiffers Konversion auch noch der schon genannte Joh. Ernst Grabe, der eigentlich Professor der Philologie und Geschichte war, sich aber schon seit vielen Jahren auch mit Theologie beschäftigt hatte, Miene machte, katholisch zu werden, schritt der Kurfürst mit Gewalt ein. Er benutzte eine Schrift, worin Grabe seine Zweifel betreffs der Wahrheit des Luthertums auseinandersetzte, als Vorwand, ihn wegen „Verunglimpfung der per leges publicas eingeführten Religion und Störung der zwischen beiderseits Glaubensverwandten stabilierten mutuellen Toleranz und Verträglichkeit“ verhaften zu lassen. In der Nacht des 4. Oktober 1694 ward Grabe ohne weiteres aus dem Bette geholt und auf die Festung Pillau abgeführt. Hier ward er bis zum 20. Januar in völliger Einsamkeit gefangen gehalten. Als ihm nach vielen flehentlichen Bitten die Rückkehr nach Königsberg erlaubt wurde, geschah dies nur unter gewissen Einschränkungen; er durfte mit Protestanten, die geeignet seien, seine Zweifel zu zerstreuen, nicht aber mit Katholiken oder gar Jesuiten verkehren. Im Mai 1695 war er trotzdem auf dem Punkte, katholisch zu werden, ward aber durch eine Schrift Speners wieder auf andere Gedanken gebracht und trat 1697 in England, wohin er sich begeben hatte, der Hochkirche bei.

Die große Zahl der Konvertiten und noch mehr ihr hohes Ansehen in Königsberg erregte nicht blos in Preußen, sondern auch weit über dessen Grenzen hinaus Aufsehen und versetzte den Kurfürsten in große Unruhe. Die neuesten Fortschritte des Katholizismus im Herzogtum stimmten ihn

recht bedenklich und brachten ihn zu dem Entschlusse, mit allen Mitteln dagegen vorzugehen. Im Juli 1694 befahl er, alle, die zum Papsttum hinneigten, einer scharfen Untersuchung zu unterziehen und ihm ihre Namen anzuzeigen. Im September erließ er weitere Verordnungen: es sollte in allen Kirchen fleißig katechesiert werden; die Unterscheidungslehren sollten in Artikeln zusammengestellt und von allen gegenwärtigen und künftigen Predigern, Professoren und Präzeptoren an Schulen unterzeichnet und beschworen werden; den protestantischen Kindern ward der Besuch katholischer Schulen, besonders der der Jesuiten, strengstens verboten. Die Amtsentsetzungen der Pfarrer und Professoren, die Ausweisung Pfeiffers, die harte Behandlung Grabes in Pillau waren geeignet, schwache Gemüter von dem Gedanken an eine Konversion abzuschrecken. Damals, als Grabe wegen seiner katholischen Neigungen auf der Festung saß, konnte man überall in Königsberg die Warnung hören: „Wenn jemand Papist werden will, wird er bald nach Pillau gehen.“ Die synkretistischen Kreise gerieten in Furcht und ihre Besuche im Jesuitenkloster hörten auf. Die Theologen führten in Schriften und Gegenschriften den Streit noch eine Zeit lang weiter, aber allmählich ward es still mit dem Synkretismus in Königsberg. Und nicht blos hier!

Am Schluß des 17. Jahrhunderts nahm die synkretistische Bewegung überhaupt so ziemlich ein Ende. Sie hat ihren Zweck nicht erreicht, aber doch mittelbar dazu beigetragen, den theologischen Geist in den protestantischen Kreisen umzuwandeln und den Sieg einer gemäßigten Richtung über die alte streitlustige Orthodoxie herbeizuführen oder wenigstens vorzubereiten. Der Synkretismus hat innerhalb des Luthertums dem Pietismus den Weg gebahnt. Für den Katholizismus ist er insofern von Bedeutung gewesen, als er seine Anhänger zu einer freundlicheren Haltung bestimmt hat und für manche eine Brücke zur katholischen Kirche geworden ist.

III.

Die Neugestaltung der Landesverteidigung Schwedens und Norwegens.

Die in neuester Zeit teils erfolgte, teils noch geplante Ausgestaltung der Landesbefestigung Schwedens und Norwegens ist nicht geeignet, die übertriebene Bewertung ihrer Bedeutung für die Verteidigung der skandinavischen Reiche zu rechtfertigen, zu der sich hier und da Anklänge in der Tagespresse vorfinden.

Eine Unterschätzung der gewaltigen militärischen Ueberlegenheit des russischen 105 Millionen-Reichs[1]) gegenüber den $7^1/_2$ Millionen beider skandinavischer Mächte erscheint sehr wenig am Platz, und wenn auch die oberste Heeresleitung Schwedens und Norwegens, wie betont wird, mit Sachkenntnis und Verständnis für die großen Aufgaben der Kriegführung in allmählichem Fortschritt und Ausbau ihrer militärischen Machtmittel alle Möglichkeiten ins Auge gefaßt hat, die bei Ausbruch eines ernsten Konflikts mit Rußland eintreten könnten, so vermag dies und die bereits angelegten und neu geplanten Befestigungen die gewaltige Uebermacht Rußlands sowohl an Landheer wie Flotte über diejenigen Skandinaviens nicht in einigermaßen ins Gewicht fallender Weise zu kompensieren. Ueberdies deutet sowohl die erfolgte

---

1) Des europäischen Rußlands.

Befestigung Christianias wie auch die neuerdings geplante Stockholms offenbar darauf hin, daß man in dem angenommenen Konfliktsfall eventuell auch einen Angriff zur See auf beide Hauptstädte besorgt, der, wenn er auch nicht in die bereits gut befestigten zu ihnen führenden Fjorde einzudringen vermag, jene Metropolen doch durch eine in ihrer Nähe ausgeführte Landung schwer gefährden würde.

Die Besorgnis vor einer etwaigen russischen Aggressive bildete in erster Linie den ausgesprochenen äußeren Anlaß zur Befestigung Christianias, da man dort annahm, jene werde sich nicht blos auf die nördlichen Gebiete, und zwar die Aemter Nordland, Tromsö und Finnmarken zur Gewinnung eines eisfreien Hafens für die russische Flotte in unmittelbarer Nähe des atlantischen Ozeans, sondern zur Ueberwältigung Norwegens mit einer Landungsoperation bei Christiania auch auf die Landeshauptstadt erstrecken. Allerdings ist jene Befestigung, die sich bis jetzt nur auf die südliche und östliche Landfront Christianias erstreckte, offenbar auch gegen Schweden gerichtet, eine Annahme, die in dem bei den jüngsten Verhandlungen des Storthings bei den Landesverteidigungsbeschlüssen, erfolgten Hinweis eine Bestätigung fand: „daß Norwegen infolge seiner vielfachen Entwickelungen auf allen Gebieten der Kultur einen gewaltigen Aufschwung genommen habe, und deshalb eine selbständige Rolle auf der Halbinsel zu übernehmen beginne.“ Allein neuerdings ist auch die Befestigung Christianias auf der Schweden abgewandten, durch ihre See- und Flußläufe und Berge schwer zugänglichen Westseite geplant, so daß sie nunmehr in ihrer Gesamtheit auch gegen einen russischen Angriff zur See mit ihn begleitender Landung gerichtet erscheint.

Vermag aber schon die Flotte Norwegens, sollte es etwa zu einem Konflikt dieses Landes mit Schweden kommen, mit ihren 5 Küstenpanzerschiffen von zusammen 14720 Tonnen, 3 modernen Kanonenbooten und 11 veralteten Kanonenbooten,

1 Torpedobootzerstörer und 31 Torpedobooten der schwedischen Flotte mit ihren 10 Küstenpanzerschiffen von in summa 34 900 Tonnen, ihren 14 Panzerkanonenbooten, 13 Kanonenbooten, 1 kleinen Panzerkreuzer, 2 kleinen ungepanzerten Kreuzern, 1 Torpedobootzerstörer und 37 Torpedobooten nicht als gewachsen zu gelten, so ist dieses selbstverständlich noch weit weniger der russischen Ostseeflotte gegenüber der Fall.

Allerdings dürfte Schweden, da ihm der weit sicherere Landweg nach Christiania offen steht, die auch in der weiteren Umgebung Christianias vorhandenen Fährlichkeiten einer Landung zweifellos vermeiden. Allein eine russische Diversion zur See und Landung bei Christiania erscheint, wenn auch in Anbetracht des vereinten Widerstandes beider skandinavischer Reiche gegen die russische Besitzergreifung eines eisfreien Hafens — sei es Narvik, Hammerfest oder Vardö — die Hauptoperation einer russischen Aggressive gegen Stockholm gerichtet sein würde, bei der Uebermacht des russischen Ostseegeschwaders über die norwegisch-schwedische Flotte, die kein einziges Linienschiff zählt, nicht ausgeschlossen, da die Küsten des Christiania-Fjords und des Skageraks überall Steilküsten sind und die 10 m Tieflinie sehr nahe an sie herantritt, und weil die verhältnismäßig geringe Anzahl der norwegischerseits vorhandenen Küstenpanzerschiffe, Kanonenboote und Torpedoboote sie nicht überall ausreichend zu schützen im Stande ist. Auch die Schwierigkeiten des Berglandes um Christiania erscheinen für ein Heer wie das russische, das die weit größeren des Balkan im Winter besiegte, als keine unüberwindlichen. Mit der Einnahme Christianias aber würde der Widerstand Norwegens in seinem Hauptzentrum gebrochen sein, und sich in den Aemtern Nordland, Tromsö und Finnmarken nur noch mit den dortigen geringen Streitkräften in einem für den Angreifer allerdings schwierigen Gebirgskriege eine Zeit lang hinziehen können.

Eine russische Landung bei Christiania, außerhalb seines unmittelbaren Aktionsbereichs, erscheint daher allerdings nicht außerhalb des Gebiets der Möglichkeit zu liegen, wenn auch das schwierige Berg- und Seegelände um die Hauptstadt und die Befestigungen des Glommen-Abschnitts und der Tiste dals Elf den Angriff auf dieselbe erschweren. Allein Norwegen stehen für die Landesverteidigung außer der unbedeutenden Flotte an Streitkräften nur etwa 40000 Mann zur Verfügung, und von dieser Anzahl entfällt ein beträchtlicher Teil auf die Besatzungen der Befestigungen von Drontheim, Frederikstadt, Frederikshald, Horten und Frederiksvoern, sowie der Aemter Nordland, Tromsö und Finnmarken, so daß für die Verteidigung der Hauptstadt und des ihr südlich und östlich vorgelagerten Glommen-Abschnitts, sowie der sich ihm nördlich anschließenden Befestigungen bei Fet, Nes und Kongsweger kaum mehr wie 25000 Mann entfallen dürften. Allein dieser Abschnitt ist mit den vom Glommen und dem Vorm durchströmten Seen etwa achtzehn deutsche Meilen lang, und wenn derselbe auch mit gut armierten Panzertürmen befestigt wurde und die ihm vorgelagerte Linie des Svine-Sunds und auch die Tiste dals Elf, wie wir uns im vorigen Sommer an Ort und Stelle überzeugten, bei Frederiksten bereits Panzerturmbefestigung erhielt, so erscheint derselbe, da überdies selbst Panzertürme von den Geschossen schwerer Kaliber durchschlagen werden, und dieselben in weiten Abständen am Glommen errichtet sind, nicht stark genug, um das Durchstoßen eines numerisch überlegenen Angreifers und den Uebergang über den Fluß für längere Zeit zu verhindern. Denn der Angreifer vermag das Feuer seiner schweren Geschütze gegen einen oder mehrere der Panzerturmbefestigungen zu konzentrieren, dieselben zum Schweigen zu bringen, und alsdann unter dem Schutz jenes Feuers den Brückenschlag zu vollziehen. Allerdings ist der Glommen ein stark strömender, tiefer und mächtiger Fluß von etwa der Breite der Mosel und in den seeartigen Teilen

bedeutend breiter alsi diese. Allein selbst durch ein derartiges bedeutendes Hindernis und Panzertürme verstärkt, erscheint eine Verteidigung des, wie nochmals betont sei, 18 deutsche Meilen langen Abschnitts mit etwa 20000 Mann gegen einen numerisch stark überlegenen, mit schwerer Artillerie ausgerüsteten Gegner als wenig Erfolg versprechend.

Was die mit der Verteidigung des norwegischen Südens in gar keiner Verbindung stehende lokale Verteidigung der Aemter Nordland im nördlichsten Teil bei Viktoriahavn, sowie Tromsö und Finnmarken betrifft, so wurden dieselben bekanntlich neuerdings in Militärbezirke eingeteilt, die bis 1894 bestehende Befreiung vom Heeresdienst aufgehoben, und ihre Mannschaft alljährlich zu Uebungen versammelt, und Exerzierplätze und Unteroffizierschulen geschaffen. Ferner sollen ihre ungeschützten Küstenstrecken mit Befestigungen und maritimen Schutzanlagen versehen, im Tromsödistrikt aber artilleristisch armierte Fjordwehren errichtet werden und die Anlage einer arktischen Flottenstation erfolgen. Außerdem bietet die unlängst vollendete strategisch wichtige Bahnlinie Lulea-Gellivara-Viktoriahavn fortan die Möglichkeit, die nur schwache Anzahl ihrer nur wenig für den Krieg geschulten Streitkräfte im Fall der Mobilmachung durch ausgebildete schwedische Truppen zu verstärken. Allein die Gesamtbevölkerung der 3 Aemter beträgt, auf ein größeres Gebiet wie ganz Süddeutschland einschließlich Elsaß-Lothringens verteilt, nur etwa 227,000 Köpfe, von denen nach statistischer Erfahrung die Hälfte weiblichen Geschlechts und von den 113,500 männlichen Geschlechts 1/4 Kinder, 1/4 nicht mehr wehrfähige Männer und Greise sind, so daß, da von den im wehrfähigen Alter stehenden erfahrungsgemäß nur die Hälfte kriegsdiensttauglich und abkömmlich ist, die streitbare Mannschaft jener Aemter nur auf etwa 28000 Mann veranschlagt werden kann, die größtenteils aus schiffahrt- und fischfangtreibenden Individuen bestehen, und durch die kurzen Uebungen nur ungenügend

für den Krieg ausgebildet, nur eine Miliztruppe repräsentieren.

Zwar vermöchten diese Streitkräfte die örtliche Verteidigung ihrer heimatlichen Gebirge namentlich dann nachhaltig und längere Zeit durchzuführen, wenn sie durch schwedische Truppen rechtzeitig verstärkt sind, und solange die russischerseits projektierte Bahn Uleåborg-Alexandrowsk und der Kanal vom bottnischen Meerbusen zum weißen Meer nicht gebaut sind, und eine russische Angriffsarmee zu dem 60 deutsche Meilen in der Luftlinie betragenden Fußmarsch durch die unwirtlichen Gebiete Nord-Finnlands und Lapplands genötigt ist, und der wichtigen Bahnverbindung für ihren Nachschub entbehrt. Allein eine russische Aggressive gegen die skandinavischen Reiche, um in den Besitz eines eisfreien Hafens in den genannten Aemtern zu gelangen, wird zweifellos dahin streben, sich möglichst bald der Bahn Luleåborg-Gellivara-Victoriahavn zu bemächtigen, und der jüngst vollendete Bau der russischen Bahnlinie Uleåborg-Torneå deutet hierauf hin. Die sich anschließende schwedische Bahnstrecke Haparanda-Lulea ist im Bau.

Betreffs der russischen Hauptoperation zur Ueberwältigung des Gegners, dessen militärisches und politisches Hauptmachtzentrum Stockholm bildet, kann es fraglich erscheinen, ob dieselbe auf dem kürzesten Wege in einer Landung in der weiteren Umgebung Stockholms und einem Angriff auf diese Hauptstadt bestehen, oder ob sie den fast dreimal längeren, zwar von der Ostsee unterbrochenen, jedoch die ungemein wichtige Bahnverbindung bietenden Landweg nach Stockholm wählen wird. Denn die 10 m Tieflinie tritt auf der etwa 4 deutsche Meilen langen, von vorgelagerten Felsinseln freien schwedischen Küstenstrecke nordöstlich Stockholms zwischen Björkö und Grißlehavn und im Singöfjord auf weitere 3 Meilen nahe an die Küste heran, sodaß eine Landung unter dem Geschützfeuer eines starken Geschwaders hier ausführbar erscheint, vorausgesetzt daß nicht etwa unter

dem Meeresspiegel vorhandene Schärenbildung sie verhindert. Jene Operation würde zwar von Petersburg bis Abo Bahnverbindung haben und dieselbe auch von Skärsta am Südende des Singöfjords nach Stockholm vorfinden, und überdies in dem sicheren Hafen des Bomar-Sunds einen Stützpunkt besitzen. Allerdings würde sie an jener von Stockholm nur etwa 12 deutsche Meilen (Luftlinie) entfernten Küstenstrecke voraussichtlich die Hauptmacht des schwedischen Heeres zu deren Verteidigung in einem dieselbe begünstigenden Seengebiet in Bereitschaft finden. Allein auch weiter nördlich, westlich Björnsund in der Gegend von Söderhamm und südlich dieses Ortes tritt die 10 m Tieflinie nahe an die Küste heran, sodaß die Landung vielleicht unter Täuschung des Verteidigers dort zu erfolgen vermöchte.

Immerhin aber ist eine Landung, und besonders eine solche angesichts des Feindes, eine der schwierigsten Operationen eines Krieges und wäre überdies die Verbindung des russischen Heeres mit der Heimat, seine Nachschubs- und Ergänzungstransporte aller Art sowohl den im bottnischen Meerbusen häufigen Stürmen, wie im Winter sie gänzlich hindernder Eisbildung ausgesetzt, die, wenn auch das Alandshaff zwischen den Alandsinseln und Schweden nur in sehr strengem Winter zufriert, nicht immer von der Konsistenz und Gangbarkeit sein wird, daß sie, wie im Winter von 1809 den Uebergang Barclay de Tollys über das Eis des bottnischen Meerbusens bei der Meerenge Quarken, den Uebergang und die Verbindung gestatten würde. Auch ist es fraglich, ob Rußland in der Ostsee über das gewaltige Schiffsmaterial verfügt, welches sowohl zum Transport eines starken Heeres, wie für dessen Nachschub erforderlich ist.

Allerdings deutet die schwedischerseits geplante Befestigung Stockholms auf der Landseite, wie erwähnt, darauf hin, daß man bei dessen Nähe am Meere auch einen Angriff auf die Hauptstadt vermittelst *einer Landung* besorgt. Allein

derselbe vermag, wenn auch weit zeitraubender, in Anbetracht der in so hohen Breiten und der Witterungseinflüsse gefährdeten Verbindung zur See und der Schwierigkeiten einer Landung, mit weit größerer Sicherheit auf dem dreimal solangen Landwege ausgeführt zu werden, und würde dabei zugleich über die besonders wichtige zusammenhängende rückwärtige Bahnverbindung verfügen.

In Berücksichtigung dessen, und um die neugewonnene in stragetischer Hinsicht wie für Industrie und Handel besonders wertvolle Bahnverbindung mit dem hohen Norden Norwegens zu sichern, hat Schweden damit begonnen, seine Landesverteidigung an der russischen Grenze durch Anlage bedeutender Befestigungen zu verstärken. Zum Hauptstützpunkt jener Verteidigung ist die nach neuester Art angelegte, mit einigen Dutzend Panzertürmen ausgestattete Festung Boden bestimmt. Dieselbe bildet, am Kreuzungspunkte der Bahn Stockholm-Haparanda und der Afotenbahn gelegen, mit ihren in die Felsen des Degerberges und der umliegenden Höhen gesprengten Geschützemplacements, Unterkunfts-, Proviant- und Munitionsräumen und ihren Panzertürmen eine sehr starke Befestigung, die bestimmt ist, sowohl dem Vordringen eines nördlichen Angreifers, der sich in den Besitz der Bahn nach Stockholm setzen will, den ersten nachhaltigen Widerstand zu leisten und für die gesamte nordschwedische Grenzverteidigung einen starken Stützpunkt zu bilden, sowie namentlich jene Bahn möglichst lange zu sperren. Gehörig armiert, approvisioniert, besetzt und verteidigt, kann diese Felsenveste bei ihrer Eigenart für nur sehr schwer angreifbar und besiegbar gelten. Jedenfalls aber würde sie starke Kräfte des Angriffsheeres zu ihrer Bewältigung an sich fesseln, und vermag sie dem Gegner die Benutzung der Bahn als rückwärtige Verbindung geraume Zeit zu verwehren, da der Bau einer Umgehungsbahn in dem umliegenden Fels- und seenreichen Gelände kaum angängig erscheint. Eine Einschließung der Festung

genügt jedoch nicht, sondern sie muß erobert werden, da der Angreifer mit Rücksicht auf seine Verbindung sich in den Besitz der Bahn zu setzen genötigt ist. Wenn die Festung Boden auch keine der russischen Uebermacht gegenüber ins Gewicht fallende Offensivkraft besitzt, da sie nicht sowohl ein für eine starke Truppenmacht bestimmtes verschanztes Lager wie vielmehr eine sehr starke Defensivposition repräsentiert, so bildet sie doch eine ungemein starke Bahnsperre für den Vormarsch eines Gegners auf Stockholm. Was die Verbindungslinie der Ofotenbahn mit dem Norden betrifft, so liegt dieselbe, parallel der Grenze laufend, für die Unternehmungen eines tätigen Angreifers sehr exponiert, und obgleich sie an allen gefährdeten Punkten Befestigungen erhalten soll, so ist doch ihre Gesamtlänge von einigen sechzig deutschen Meilen eine so beträchtliche, daß ihre Unterbrechung durch einen nördlichen Angreifer sehr bald zu erfolgen vermag

Die Verteidigung der beiden skandinavischen Reiche an der Landgrenze dürfte daher mit Ausbruch des Krieges in zwei räumlich weit voneinander getrennten Operationsgebieten, und zwar den genannten norwegischen Aemtern und dem der Bahn nach Stockholm anliegenden Landstrich erfolgen, und dementsprechend sich auch der Landangriff in eine Hauptoperation entlang jener Bahn gegen die Landeshauptstadt und in eine ebensoweit getrennte Diversion gegen jene nordischen Aemter gliedern, für welche beiden auch das Kjölengebirge ein mächtiges beide Schauplätze trennendes Hindernis bildet. Ferner aber dürfte Rußland aller Voraussicht nach von der Ueberlegenheit seiner Flotte und seiner Landmacht dahin Gebrauch machen, daß es entweder eine Landungsdiversion gegen Christiania oder an der Südküste Schwedens unternimmt, die von Falsterbo bis zur Mitte des Kalmarsunds vielfach zugänglich ist und Landungsoperationen, unterstützt von einer überlegenen Flotte, begünstigt, obschon *sie den befestigten Kriegshafen* Karlskrona

aufweist, oder indem die russische Flotte sich darauf beschränkt, die wenigen befestigten Häfen Schwedens und Norwegens, soweit sie zu ihnen den Zugang zu erzwingen vermag, zu beschießen, die offenen zu brandschatzen, auf die Kriegs- und Handelsschiffe des Gegners Jagd zu machen und seinen Seehandel durch ihre Kreuzer lahm zu legen.

Gegen die stark befestigten Häfen Schwedens Karlskrona, Stockholm und Göteborg, sowie gegen diejenigen Norwegens Christiania, Frederiksvärn, Horten, Frederikstadt, Christiansand, Bergen und künftig Victoriahavn dürfte die russische Flotte sich keine besonderen Erfolge versprechen können, da sie fast überall durch das Feuer der Forts und Batterien und die Küstenpanzerschiffe, Kanonenboote, Torpedoboote, künftige Unterseeboote, und Sperren, leicht zu verteidigen sind. Ueberhaupt verweist die klippenreiche Felsküste Norwegens und Schwedens, namentlich die Schären der letzteren, den Angriff der russischen Flotte nur auf einzelne verhältnismäßig nicht zahlreiche Punkte und die erwähnten zugänglichen Stellen an der Südküste Schwedens und nördlich Stockholms. Landoperationen gegen das Innere Norwegens erscheinen jedoch mit Ausnahme der in den genannten, das eigentliche Angriffsziel, den eisfreien Hafen, enthaltenden drei Aemtern, in Anbetracht der gebirgigen, unwirtlichen, unwegsamen und verpflegungsarmen Beschaffenheit dieses Landes vollständig ausgeschlossen, und mit dem Fall oder selbst einer längeren Einschließung und Blokade Christianias, welches den Hauptsitz der Regierung, des Nationalwohlstandes und des norwegischen Handels bildet, dürfte der Widerstand Norwegens gebrochen sein. Ebenso aber aus ähnlichen Gründen mit demjenigen Stockholms, der Hauptstadt des bedeutenderen der beiden skandinavischen Reiche, und des Sitzes des Reichsoberhaupts.

Somit ist anzunehmen, daß in dem ins Auge gefaßten Kriegsfall die russische Hauptoperation gegen Stockholm

und eine starke Diversion der Flotte gegen Christiania, sei es mit oder ohne Landung, oder eine solche gegen das zugängliche und wohlhabende, Feldoperationen begünstigende südliche Schweden gerichtet sein wird, während sich im hohen Norden eine Nebenoperation in den genannten drei Aemtern vollzieht. Von dem zwar benachbarten, jedoch immer noch etwa 120 deutsche Meilen von Victoriahavn entfernten russischen Kriegshafen Alexandrowsk an der Kurmanküste hat Norwegen zur Zeit kaum viel zu fürchten, da seine Hafenanlagen noch wenig vorgeschritten sind, und da erst ein russisches Geschwader oder doch einige Panzerkreuzer in ihm stationiert werden müßten. Somit hat es zur Zeit mit einer russischen Aggressive gegen Skandinavien noch gute Wege, zumal Rußland im asiatischen Osten sehr lebhaft und nachhaltig engagiert ist. Darüber aber kann nicht der mindeste Zweifel bestehen, daß im Fall eines Krieges mit den skandinavischen Reichen der russische Koloß mit seinen gewaltigen Machtmitteln dieselben, wenn auch nach hartnäckigem, längerem Widerstande, überwältigen würde, und daß nur bei einer Allianz mit einer Großmacht dieser Widerstand Aussicht auf Erfolg besitzt.

IV.

England und Südafrika.

Ausgerungen ist der lange schwere Streit zwischen den Engländern und Buren, ob er jedoch endgültig beigelegt ist, das ist eine ganz andere Frage, die sich heute noch nicht beantworten läßt. Die meisten Engländer, unverbesserliche Optimisten, wie sie sind, sehen alles in rosigem Licht und haben, wenn sie auf die Geschichte Südafrikas zu sprechen kommen, nur Hohn und Spott für die friedliche Politik Gladstones, der nach der englischen Niederlage von Majuba Hill 1881 einen billigen Frieden mit den Buren schloß. Es ist richtig, das Friedenswerk von 1902 ist auf die Schwierigkeiten, welche manche Politiker vorhergesagt haben, nicht gestoßen, eine englische Garnison von 50,000 Mann ist nicht nötig gewesen, um die Buren im Zaum zu halten; denn die barbarische Kriegsweise, zu der Lord Kitchener seit Herbst 1900 seine Zuflucht genommen hatte, die Niederbrennung der Bauernhöfe, die Verbannung aller Kriegsgefangenen, die Abführung von Frauen und Kindern in die Lager, in denen sie an dem Nötigsten Mangel litten, mußte abschreckend wirken. Diese Kriegsführung ist bei den Engländern keineswegs neu; sie wurde unter der Regierung der Königin Elisabeth gegen Irland, später gegen die wilden Stämme Amerikas, Asiens und Afrikas in Anwendung gebracht. In Irland hat sie bekanntlich schlimme Früchte getragen, und in Südafrika wird sie kaum andere Folgen haben. Irland ist von England nur durch den Kanal getrennt, englische und schottische Ansiedler haben sich in der

grünen Insel niedergelassen; sie brachten eine höhere Kultur mit, waren praktischer veranlagt als die Eingebornen, erfreuten sich des besonderen Schutzes der Regierung, die den Eingebornen ihre schönsten Felder, ihre besten Wiesen wegnahm, sie zu Hörigen der neuen Ansiedler machte; und trotz alledem ist es nicht gelungen, die Iren auszurotten, oder in dem Zustand von Sklaven zurückzuhalten. Während die englischen Siedler den steinigen Boden mancher Teile Neuenglands in herrliche Felder umwandelten, verloren sie in Irland große Gebiete, die sie innegehabt hatten, an die Einheimischen. Die Erwartungen, welche die verschiedenen englischen Regierungen an die Besiedelungsprojekte in Irland geknüpft hatten, erfüllten sich nicht. Es ist als ob das Land selbst für die Eingeborenen Partei genommen und die Engländer erschlafft und dezimiert habe. Viele wurden Hibernis hiberniores und bewährten sich als die unerschrokkensten Vorkämpfer für die Unabhängigkeit Irlands.

Die Zeiten für die Aussendung von tausenden von englischen und schottischen Bauern behufs Besiedelung neu eroberter Länder sind längst vorüber, denn die Liebe zum Landleben und die Hochschätzung des Ackerbaues unter den niederen Klassen sind längst verschwunden. Handel und Gewerbe, Arbeiten in den Bergwerken sind weit einträglicher und gewähren die freie Zeit, welche dem Feldarbeiter versagt ist. Deshalb sind trotz aller schönen Verheißungen fast gar keine Bauern nach Südafrika gekommen, wohl aber Kaufleute, Bergbaukundige und Abenteurer, welche in Südafrika das Dorado zu finden glaubten. Diese lassen sich natürlich in den Städten nieder und vermehren früher oder später das Proletariat. Das Lord Milner zugeschriebene Projekt, unter irgend welchen Vorwänden die Güter der Buren einzuziehen und sie unter loyale Anhänger der englischen Regierung zu verteilen, wird sich nicht so leicht verwirklichen lassen; denn die Europäer werden sich nicht entschließen können, die Städte zu verlassen *und ein Leben in* der Einsamkeit, fern

von allem geselligen Verkehr zu führen. Milner hat es offenbar nicht mit leichtlebigen Bauern zu tun, die sich durch ihre Großmannssucht zu Verschwendung verleiten lassen und sich in Schulden stürzen, nicht mit waghalsigen Politikern, die sich in Verschwörungen einlassen und ihren Feinden den erwünschten Anlaß zur Konfiskation ihrer Güter geben; sondern mit äußerst praktischen, alle Chancen klug berechnenden Männern, die sich nicht kompromittieren werden. Die Buren sind gewarnt; es ist ihnen nicht unbekannt, durch welche Mittel die Engländer ungefähr 3000 Buren zum Verrat an der nationalen Sache verleitet haben. Dieselben haben den ihnen versprochenen Lohn erhalten. Sie kehrten als die Ersten aus der Verbannung zurück, erhielten ihre Güter wieder und werden bei jeder Gelegenheit bevorzugt; aber ihre Lage ist nichts weniger als beneidenswert und ganz geeignet, die Schwankenden abzuschrecken und die etwaigen Keime der Loyalität in den Buren zu ersticken. Wie sollten sie an die Friedfertigkeit der Regierung glauben, die in ihren öffentlichen Kundgebungen die Verräter ihres Vaterlandes als Loyalisten, treue Anhänger bezeichnet und denen, welche die Waffen gegen England getragen, entgegensetzt. Bevor die Engländer den Patriotismus der Buren anerkennen, die großen Opfer, die letztere gebracht haben, würdigen, ist an eine Aussöhnung, an ein Zusammenwachsen der Herzen, ein gemeinsames Streben, dem Lande den Frieden zu geben, nicht zu denken.

Der Verfasser des ausgezeichneten Artikels: „Die Buren im Krieg und Frieden“, Edingburgh Review 1904 p. 345, sagt: „Es ist unbegreiflich, daß Lord Milner sich gesagt haben soll: Ich will sehen, ob ich das Vertrauen des stolzen und unabhängigen Völkchens gewinnen kann, und ich will sehen, wie viele ich dazu verleiten kann, ihr Vaterland zu verraten. Dieser Versuch, Zwietracht zu säen, ist nichts als eine Wiederholung der gänzlich mißglückten Versuche von 1830 und 1877. Lord Milner hat aus den schlimmen

Erfahrungen, die er 1899—1902 gemacht, keine Lehre gezogen, arbeitet vielmehr den Afrikandern in die Hände. Nichts ist gefährlicher, als einem Volke seine Sprache zu nehmen, der natürlichen Entwicklung der Dinge vorzugreifen. Auch wenn es im Laufe der Jahre gelingen sollte, die holländische Sprache zu unterdrücken, wie in Irland, so wird dadurch eine Verschmelzung der Rassen nicht erzielt. Völlige Rechtsgleichheit, gegenseitige Achtung und Anerkennung sind die Grundlagen, auf denen sich die Vereinigung der Gemüter auferbaut.

Die Ausschließung mancher Afrikander vom Wahlrecht wird damit zu rechtfertigen gesucht, daß ohne eine solche Maßregel die für Befestigung der englischen Herrschaft so notwendigen Gesetze nie durchgegangen wären; in der Tat ist sie ein Geständnis, daß man eine Willkürherrschaft an die Stelle der Verfassung setzt. Die Erwählung von Dr. Jameson zum Premier der Kapkolonie ist nicht darnach angetan, die Parteien einander näher zu bringen; denn seine Vergangenheit ist gegen ihn. Da er ebenso fähig als rücksichtslos ist, mag es ihm gelingen, die fortgeschrittene Partei unter den Buren gegen die Konservativen aufzureizen; aber hierdurch ist für den englischen Imperialismus nur wenig gewonnen; denn Konflikte zwischen den liberalen Afrikandern und den Engländern können nicht ausbleiben, es sei denn, erstere seien bereit, ausgelöscht zu werden. Die Kapkolonie hat keine große Zukunft: in absehbarer Zeit werden die Goldminen und Diamantenfelder erschöpft sein; der größere Teil der heutigen Bevölkerung wird abziehen, das Land wird trotz aller Verbesserungen des Bodens durch Bewässerung nie eine Kornkammer für England werden und wahrscheinlich veröden, wenn seine Bebauer ihre patriarchalischen Sitten aufgeben und in die Städte ziehen, oder den Chinesen anheimfallen. Man behauptet, in Johannesburg und Kimberley ohne die Chinesen die reichen Goldminen und andere Bergwerke nicht ausbeuten zu können und ist höchlich entrüstet

über die Schwäche der englischen Regierung, die nicht sofort die von den Kolonisten gewünschte Erlaubnis gegeben hat; aber es dürfte leichter sein, die Chinesen ins Land zu rufen, als ihrer ledig zu werden. Lord Milner hat sich auf die Seite der Kapitalisten gestellt und nicht blos die Buren, sondern auch die Landwirte englischer Abstammung vor den Kopf gestoßen. Wird er sich von den neuen Bundesgenossen trennen, bei der Landbevölkerung das so leichtfertig verscherzte Vertrauen wieder erlangen können? Es ist höchst zweifelhaft. Die Buren sind viel zu klug und praktisch, als daß sie sich zu raschen, tollkühnen Taten verleiten ließen; sie werden voraussichtlich abwarten, bis England anderswo beschäftigt ist oder bis sie einen mächtigen Bundesgenossen finden, bevor sie losschlagen. Ihr Unabhängigkeitssinn, ihre Liebe und Anhänglichkeit an ihre Sprache und Sitten sind viel zu groß, als daß sie für die Dauer das englische Joch ertrügen. Die Weiseren unter den Engländern sehen dies und wünschen, daß eine so eigentümliche Rasse erhalten werde; der Durchschnittsengländer, der alles, was nicht englisch ist, verachtet, kann diese nach seiner Ansicht verkehrte Sympathie nicht begreifen und sich nicht einmal zu dem Gedanken erschwingen, daß der Patriotismus der Buren eine Tugend sein könne.

Die Engländer beklagen es sehr oft, daß ihre guten Absichten mißverstanden werden, daß die Fremden sich nicht auf den englischen Standpunkt stellen; aber gerade der Standpunkt, den sie einnehmen, ist verkehrt; fremde Nationen wollen nicht nach der möglichst besten, sondern nach ihrer eigenen Methode regiert werden. Sie haben die Engländer nicht ohne Grund im Verdacht, daß sie stets den eigenen Vorteil im Auge haben, daß ihre Ratschläge nicht immer uneigennützig seien. Die Buren werden gerade so wenig wie die Irländer die Greuel des letzten Krieges vergessen, worüber J. Robertson, The Wrecking of the Empire, London 1901, zu vergleichen ist.

V.

Vom Rhein zum Yalu.

Welcher Zusammenhang zwischen zwei 10,000 Kilometer von einander, an beiden Enden der alten Welt, fließenden Strömen ist, wird sich jeder fragen. Jedoch, wir befinden uns an einem Wendepunkt der Geschichte, die Politik umspannt, verbindet jetzt die entferntesten Länder, die ganze Welt. Der Rhein war bis jetzt der Schicksal=Strom der neueren Völker. In seinem Gebiet bekämpften sich die zwei Hauptvölker Europas und entschieden dadurch dessen Schicksal. Was sonstwo in der Welt vorging, blieb nebensächlich, hat nur zeitweilig weiterreichende Wirkungen geübt. Karl V., sich seiner Pflicht als Schirmherr der Christenheit bewußt, tat alles, ein Bündnis mit Franz I. zu erreichen, um dann gemeinsam die religiösen Wirren durch eine Kirchenversammlung zu lösen und den furchtbar drohenden Islam niederzukämpfen. Der Kaiser wollte die Türken aus Europa vertreiben, der König sollte sie im Rücken fassen. Statt Aegypten, Nordafrika zu französischen Besitzungen zu machen, verband sich Franz I. mit den Türken, sein Nachfolger Heinrich II. nahm die lothringischen Bistümer, welche deutsche protestantische Fürsten ihm verraten hatten. Die französischen Könige besoldeten deutsche Fürsten, den König von Dänemark sowie Gustav Adolf, um Deutschland zu zerreißen, damit sie selbst Elsaß und andere Gebiete wegnehmen konnten. Durch seine Rheinkriege, zu denen auch der spanische Erbfolgekrieg gehört, verlor Frankreich Indien, wo es den Engländern zuvorgekommen, ebenso seine blühenden

Besitzungen in Amerika. Spanien verlor sein Weltreich, weil es durch die Bourbonen der französischen Rheinpolitik dienstbar gemacht wurde. Leopold I. ließ durch den Kurfürsten von Mainz, der dieserhalb Leibniz nach Paris sandte, Versuche zu einer Verständigung machen, ähnlich den Vorschlägen Karl V. Höhnische Abweisung, denn Frankreich wollte durchaus den Rhein erobern. In unseren Tagen ist, nach einem diesmal für Frankreich unglücklichen Rheinkrieg Aegypten endgültig in die Hände Englands gekommen, dessen Herrschaft in Indien und weiterhin dadurch gesichert ist. Wohl seit einem Jahrhundert erwarteten alle Politiker, daß durch die orientalische Frage der Weltbrand entzündet würde. Aber durch den letzten Rheinkrieg war das neue Reich geschaffen worden, das jetzt notwendig hinter Oesterreich stehen muß. Wer soll da die orientalische Frage anschneiden, da Rußland schon 1878 seine militärische Unzulänglichkeit schlagend dargetan hat?

Die Politiker hatten ohne die Eisenbahnen und Dampfschiffe gerechnet, durch welche die europäischen Staaten ihre Macht verdoppeln, Rußland seine Fangarme bis über den Yalu hinausstreckt, um den sich die Gelben, Chinesen, Mongolen, Mandschuren, Tataren, Tungusen, Koreaner seit Jahrhunderten streiten. Mit diesen wäre Rußland leicht fertig geworden, wie mit allen ähnlichen asiatischen Völkerschaften. Aber niemand hatte voraussehen, ahnen können, daß sich seit dem Frankfurter Frieden, innerhalb etlicher dreißig Jahre, Japan zu einer wirklichen Großmacht europäischen Maßstabes herausbilden würde. Mit seinen 40—45 Millionen Einwohnern besitzt jetzt Japan Streitkräfte zu Wasser und zu Land, welche es zur stärksten einheimischen Macht Asiens machen, den europäischen Mächten nahezu gleichstellen. Heer und Flotte sind trefflich eingeübt, bewaffnet, mit allem Nötigen versehen, dabei vorzüglich geführt. Durch den ersten Anlauf der Japaner wurde Rußland wehrlos zur See, kann seine Häfen kaum noch verteidigen, weicht nun auch

auf dem Lande zurück, wo es nur Niederlagen erlebt. Der russische Oberbefehlshaber Kuropatkin verlangt 400,000 Mann, um etwas ausrichten zu können. Port-Arthur, der Kriegshafen, durch den Rußland Hinterasien zu beherrschen gedachte, wird dem Schicksal jeder Festung verfallen, welche nicht entsetzt wird. Die mit ungeheuren Kosten erbaute neue Stadt Dalny, die durch ihren Hafen und ihre Bahnverbindungen der Haupthandelsplatz Hinterasiens werden sollte, ist nicht blos aufgegeben, sondern von den Russen selbst zerstört worden. Eine Tat der Verzweiflung, die nur durch die Hoffnungslosigkeit der Lage eingegeben werden konnte.

Für die Kundigen kamen die russischen Niederlagen durchaus nicht unerwartet. Bei dem letzten Krieg (1878) gegen die Türken erwies sich die russische Kriegsmacht so kläglich als man sich nur denken konnte. Obwohl anderthalb Millionen Soldaten in den Listen standen, die vorgeschriebenen Regimenter ausgerückt waren, fehlte es so sehr an Truppen, daß das kleine mißachtete Rumänien das wegen seiner Macht angestaunte Rußland heraushauen mußte. Den wirklich vorhandenen Soldaten fehlte es an allem. Zehntausende gingen durch Hunger, verdorbene Nahrung, Mangel an Heilpflege zugrunde. Dabei Unterschleife, welche in die Hundertmillionen gingen, aber nicht geahndet werden durften, weil gar zu hohe Persönlichkeiten daran beteiligt waren. Ueberdies verriet die Kriegsleitung eine nicht gewöhnliche Unfähigkeit. Genau dieselben Mängel und Gebrechen bei dem jetzigen Feldzug. Die Soldaten, welche bei unmenschlicher Kälte (30—40 Grad) und scharfem Wind auf der vielberühmten sibirischen Bahn fortgeschafft, über das Eis des Baikalsees gefahren wurden, erhielten meist nur eine schale Suppe den Tag, gingen zu Tausenden durch Kälte und Hunger zugrunde. Selbst die Bekleidung war ungenügend. Völlig unfähig erwiesen sich die im Voraus als Helden, Meister der Kriegskunst gepriesenen Generale

und Admirale. Dieser Feldzug ist der Bankerott der russischen Wehrmacht.

Trotz aller Zensur sind die Nachrichten aus Rußland entmutigend, herzzerreißend. Vorliegende Briefe sprechen die Furcht vor einer Revolution aus. Das ganze Volk sei außer sich, aufs höchste erregt wegen der fortgesetzten Niederlagen, des durch die geschäftliche Stockung verursachten Notstandes. Frauen, Kinder, Männer werfen sich auf die Schienen, um den Abgang der Militärzüge zu verhindern, weichen selbst den Kolbenschlägen nicht. Der Zar mußte nach Moskau, um sich den Soldaten zu zeigen, welche ebenso unzufrieden sich gebärdeten als das ganze Volk. Die „Times" erzählt ein kennzeichnendes Stückchen:

Die Mutter eines jüdischen Arztes, der von Warschau nach dem Kriegsschauplatze geschickt wurde, erhielt von ihrem Sohn einen Brief, der ein Licht auf die Tätigkeit der russischen Zensur wirft. Der Brief ist in dem üblichen russischen Stil geschrieben und trägt den Stempel des Zensors. Der Schreiber meldet, daß er gesund ist, unter den Truppen bewundernswerte Ordnung herrsche, die Soldaten des Sieges gewiß und reichlich mit allem Nötigen versehen sind, und es so wenige Krankheiten gibt, daß die Militärärzte kaum etwas zu tun haben. Der Brief schließt aber mit der Bitte, die Mutter möge ihm einige hebräische Bücher schicken, und dabei gibt er folgende Titel in hebräischer Sprache an: „Hungersnot und höchstes Elend, daraus sich ergebende schreckliche Epidemien, kaum irgend welche sanitären Vorrichtungen. Ständig zunehmende Demoralisation des Heeres, Ende der Disziplin. Ich wünschte, ich wäre gefangen genommen." Augenscheinlich verstand der Zensor kein Hebräisch.

Man hatte geglaubt, Japan werde es an Geld mangeln. Aber Siege flößen Vertrauen ein. Seine Anleihe (250 Mill.) ist mehrfach gedeckt worden, natürlich in England und Nordamerika, welche Rußland verhindern müssen, größere Ländergebiete, große Häfen und eine starke militärische Stellung in Hinterasien zu erreichen. Denn Rußland würde nicht

blos die Mandschurei und Korea, sondern auch China dem Handel Englands und Nordamerikas verschließen. China würde ganz unter russische Botmäßigkeit fallen. Deutschland muß, aus denselben Gründen, eine ähnliche Politik verfolgen, um seinen Handel mit China und Fernasien zu sichern. Seit Februar jedoch macht Rußland alle Anstrengungen, um sich durch Schachzüge und Zugeständnisse die Freundschaft Deutschlands zu sichern. Dieses würde bei einem künftigen Kongreß, Dank des Beistandes Oesterreichs und Italiens, über die Stellung Rußlands in Hinterasien zu entscheiden haben. Es würde sich darum handeln, ob in Berlin die Rußland verschriebenen Hintersassen des Markgrafen von Brandenburg, die Junker, oder die Sache des ganzen deutschen Volkes maßgebend sein werden für die auswärtige Politik. Deutschland kann die kriegerische Ohnmacht Rußlands mit Gleichmut ertragen, während der unausbleibliche wirtschaftliche Krach Rußland außerstand setzt, uns nahmhafte Vorteile zu bieten. Rußland ist für lange Zeit am Yalu eingehackt, deshalb wenig gefährlich für uns, selbst wenn es ernstlich mit Frankreich zusammengehen wollte. Seine Festlegung am Yalu macht es ohnemächtig am Rhein für seinen dort sitzenden Verbündeten. Japan wird das Aeußerste aufbieten, um Korea und ein gutes Stück der Mandschurei sich anzueignen. Es bedarf Raum für seine dichte, sich stark mehrende Bevölkerung, besonders aber auch einer strategischen Stellung gegen Rußland. Der bei Ytijn mündende Yalu, welcher bisher die Grenze zwischen Korea und Mandschurei bildete und ein weites fruchtbares Becken durchfließt, verschafft ihm dieselbe. Er ist ihm auch notwendig wegen Port Arthur, das der große Waffenplatz Japans werden muß, und wegen Mukden, der heiligen Stadt der Chinesen und ihres Kaisers. Ihre Einnahme würde die Japaner mit einem Schlage in den Augen der Chinesen als Befreier vom Joch der Ausländer erscheinen lassen. Dort befinden sich die unaussprechlich

heilig gehaltenen Gräber der chinesischen Kaiser mandschurischen Stammes. Chinesen, Mandschuren, Koreaner und Japaner erweisen denselben größte Verehrung.

Die Dinge am Yalu wirken notwendig auch auf die an der Donau. Es kann sich nun eine Lage ergeben, welche Deutschland erlaubte, im Einverständnis mit Oesterreich, Italien, Frankreich und England, wo nicht eine eigentliche dauernde Lösung der orientalischen Frage, so doch eine Gestaltung der Dinge anzubahnen, welche die Sache Europas, der Gesittung und des Völkerwohles fördern, sichern würde, mit einem Wort, Rußland seine vorherrschende Stellung am Bospher, im Balkan und in Vorderasien zu nehmen, wenigstens auf ein erträgliches Maß zurückzuführen.

Frankreich hat sein Vertrauen auf Rußland verloren, Dank den Ereignissen am Yalu. Es sieht, daß dasselbe, auch wenn es wollte, nicht sobald ein tatfähiger Bundesgenosse sein kann. Deshalb wurde auch das Kriegsanlehen Rußlands (800 Mill.) nicht gedeckt. Frankreich hat Rußland schon neun Milliarden vorgestreckt, seine Bankhäuser sind noch mit Massen unverkaufter, vielleicht in naher Zeit unverkäuflicher russischer Papiere aus den früheren Anleihen belastet. Die wirtschaftliche Entwickelung Rußlands wird durch überhohe Schutzzölle und eine überwuchernde, unfähige, das Volk aussaugende, durch Bestechlichkeit entsittlichende Bureaukratie niedergehalten, ja unmöglich gemacht. Rußland ist daher trotz aller natürlichen Reichtümer bis jetzt ein wirtschaftlich schwaches Land mit armer, oft schrecklich elender Bevölkerung geblieben. Von seiner dünnen Bevölkerung wandern jetzt jährlich Hunderttausende aus. Der Krieg wird den schon lange vorausgesagten innern Zusammenbruch eher beschleunigen. Wie soll da Rußland gleichzeitig am Yalu, am Bospher und an der Weichsel eine übermächtige Position behaupten? Selbst russeneifrige französische Blätter gestehen: Rußland kämpft jetzt um seine Stellung als Großmacht. Am Yalu steht ihm das siegreiche Japan

mit einem gutgeführten und geschulten, kampffreudig vorgehenden Heer gegenüber. Hinter ihm stehen nicht blos Nordamerika und England, sondern auch China. Dieses besitzt vorderhand keine starke Wehrmacht, bedarf derselben auch nicht besonders angesichts des schachmatten Rußland. Aber die Chinesen haben begriffen, daß auch ihr Reich von Rußland bedroht würde. Es stehen sich also fünf Großmächte in Hinterasien gegenüber, wovon mindestens drei gegen Rußland.

Dabei schafft sich Rußland noch einen mächtigen Feind durch seine Unduldsamkeit. Von blindem, ausschließlichem Nationalistentum beherrscht, arbeitet es seit Jahren an der gewaltsamen Verrussung der Buddhisten, der Mongolei und Transbaikaliens. Dies regt alle Buddhisten auf, hat schließlich auch dem Dalai-Lama zu Lhassa, Oberhaupt des gesamten Buddhismus, die Augen geöffnet. Als die jetzige Mandschuh-Dynastie sich des chinesischen Trones bemächtigte, gewann sie den Beistand des Dalai-Lama, und seiner Umgebung und Anhänger, indem sie ihnen Schutz sicherte. Als China nicht verhindern konnte, daß England 1890 Sikkim weggnahm, welches zu Tibet gehört, wandte sich der Dalai-Lama nach St. Petersburg um Schutz. Rußland hat solchen Schutz nur teilweise, ja gar nicht zu schaffen vermocht, weshalb England nunmehr gegen Lhassa vorrückt, schon einen Teil Tibets besetzt hat. Unterdessen wird man in Lhassa anfangen, zu begreifen, was England eigentlich will. Es bietet den Schutz, welchen China und Rußland nicht zu gewähren vermögen, kommt deshalb nicht eigentlich in feindlicher Absicht. Die Engländer, welche gewohnt sind Weltpolitik zu machen, haben sich den freien Ausblick nicht durch kurzsichtige, engherzige Prediger und Hintersassen nehmen lassen, wissen sehr wohl, welche große Bedeutung die religiöse Frage in allen Ländern besitzt. Sie lassen überall nicht blos Handels- sondern auch volle religiöse Freiheit für alle. Deshalb sind ihnen viele Völker und Personen zugetan, die

sich sonst gar nicht von England angezogen fühlen. England wird einfach der Schirmherr des Dalai-Lama, somit aller Buddhisten. Dies dürfte seine Sache mächtig fördern, ihm großes Ansehen in allen buddhistischen Ländern, also im größten Teile Asiens, obenan China, Mandschurei, Korea u. s. w. verschaffen. Dann besitzt England auch die Handhabe, um diese Länder den Einflüssen, Anschauungen, Sitten und Strebungen Europas zu öffnen. Uebrigens ist Tibet kein armes Land, sondern auch für den Verkehr wichtig. Die Tibetaner, besonders auch die Lamas, sollen hauptsächlich durch Handel- große Reichtümer erworben haben. Der Dalai-Lama und die Klöster bergen jedenfalls bedeutende Schätze. Warum soll sich Deutschland dem Zarenreich verschreiben, gegen welches es im Balkan, Konstantinopel, der ganzen Türkei, Persien u. s. w. kämpfen muß?"

Der Kampf um den Yalu beginnt erst, wird voraussichtlich lange dauern, wenn auch nicht viele Jahrhunderte, wie der Kampf um den Rhein. Aber jedenfalls lange genug, um uns zu gestatten, ohne und auch gegen Rußland unsere Sache zu wahren und zu fördern. Sind doch gerade die Länder des Dreibundes durch Erdlage, Zusamensetzung, Abstammung ihrer Bevölkerung, Gesittung, Geschichte, an erster Stelle berufen, an der Lösung der orientalischen Frage zu arbeiten, die vom Islam verwüsteten, mit so viel Christenblut gedüngten Ländergebiete zu befreien, neu zu beleben!

Bleibt die gelbe Gefahr, welche entdeckt zu sein scheint, um Sonderzwecke zu verdecken. Die Gelben sind ja schon einige Mal in ungeheuren Massen nach dem Westen gekommen, überall Schrecken verbreitend. Was aber ist aus den Hunnen geworden, nachdem sie bei Chalons geschlagen worden? Was aus den Mongolen und Tartaren, die bis Europa, selbst bis Deutschland (Schlesien) vorgedrungen waren? Wo sind ihre Nachkommen, ihre Spuren? Die ganze Geschichte ist da, um zu beweisen, daß tieferstehende,

rohe Völker stets von Höhergesitteten aufgesogen, verschlungen, umgewandelt werden.

Die Chinesen werden in Amerika, Australien, Afrika, selbst in asiatischen Ländern nur zu den niedrigsten, anstrengendsten, schmutzigsten Arbeiten gebraucht. Sie stehen kaum höher als Sklaven, suchen so bald als möglich sich Geld zu ersparen, um heimkehren zu können. Frauen bringen sie selten mit, was sittlich sehr bedenkliche Folgen hat, Sässigkeit und Nachkommen ausschließt. Anders ist es freilich in den an China grenzenden Ländern, wo sich die Zopfleute förmlich einbürgern. Die Chinesen sind ein Volk kleiner Bauern und Gärtner, Handwerker und Heimarbeiter, die auf ihren tausendjährigen Gewohnheiten und Fertigkeiten unverbrüchlich beharren. Sie hängen an ihrem Land wie kaum ein anderes Volk, sind dabei der unkriegerischste Menschenschlag, den es gibt.

Wird einmal China erschlossen, der europäischen Einwirkung offen sein, dann werden seine Hilfsquellen sich so mehren, daß das Land selbst noch eine viel stärkere Bevölkerung ernähren kann als jetzt. So fortgeschritten der Ackerbau auch sein mag, so entbehrt derselbe doch vieler Hilfsmittel, z. B. einer nutzbringenden Viehzucht, indem Milchwirtschaft ganz unbekannt ist. Große Länderstrecken könnten durch Wasseranlagen, künstlichen Dünger, bessere Bearbeitung u. s. w. doppelte, dreifache Erträgnisse liefern. Dampfschiffahrt auf den auszubauenden und zu erweiternden Kanälen, Eisenbahnen würden die Bodenerzeugnisse überall hinschaffen und dadurch Teuerung und Hungersnot abhalten. Sachliche Ausbeutung der geradezu unermeßlichen Kohlen- und Erzlager würde ein übriges tun. All diese Verbesserungen und Wohltaten würden auf Geist und Sitten wirken und die Chinesen dem Christentum zuführen helfen.

Die schnelle Aneignung der Ergebnisse der christlichen europäischen Gesittung, der durch dieselben geschaffenen Einrichtungen seitens Japans, hat dem Gedanken Raum gegeben,

Japan werde nun seinerseits China dieselbe Umwandlung angedeihen lassen. Indessen ist die Verwandtschaft beider Völker nur sehr lose. Die Japaner sind ein ganz anderer Menschenschlag, viel kleiner und lebhafter, auch in Sitten und Anschauungen sehr verschieden von den Chinesen. Ihr Buddhismus ist durch den Schintoismus, derjenige der Chinesen durch die Lehren des Konfutse stark beeinflußt, verändert. Die Japaner stehen in Sitten, Anschauungen, Gewohnheiten und öffentlichen Einrichtungen unserem Mittelalter viel näher als den Chinesen. Sie sind ritterlich, tapfer, haben einen andern Ehrbegriff, stehen uns also auch hierin nahe, während die Zopfleute in all diesen Beziehungen weit von uns abweichen, ganz in ihre uns widerstrebenden Anschauungen, Ueberlieferungen und Einrichtungen verknöchert sind. Ebenso schnell als die Japaner sich uns ähnlich machten, sogar unsere Tracht annahmen, ebenso beharrlich, unbeugsam, widerstreben die Chinesen allem Europäertum. Sie glauben sich allen Völkern weit überlegen, nennen, nein, verachten uns als Barbaren, sehen stolz auf uns herab, mißachten die Japaner gerade wegen ihrer Veränderlichkeit, überstürzten Nachahmung der Europäer. Daß sie Japan nachahmen, ist sicherlich noch für Jahrhunderte ausgeschlossen. Der ganze Charakter beider Völker ist so grundverschieden, daß, trotz äußerer Aehnlichkeiten, nicht von Japan auf China geschlossen werden kann. Soweit sie China betrifft, steht uns die gelbe Gefahr deshalb noch sehr, sehr fern.

Japan hat 40—45 Millionen Einwohner, und wird es auf 60 Millionen bringen, wenn es Korea und die südliche Mandschurei, das Becken des Yalu, erwirbt. Die Koreaner und Mandschuren sind aber wiederum besondere Völker, haben wenig mit Japanern gemein. Sie müssen erst gewonnen, mit den Japanern verschmolzen werden, um als eine wirkliche Machtmehrung des Reiches des Mikado gezählt werden zu können. Kriege mit Rußland und selbst mit China, wegen des Yalu-Gebietes, werden zweifellos noch geführt

werden müssen, bevor Japan im ruhigen, gesicherten Besitz dieser Länder sein wird; um den Yalu streiten sich ohnedies Chinesen, Mongolen, Tartaren, Mandschuren und Koreaner seit Jahrhunderten, wie wir um den Rhein. Die Befestigung Japans in seinem neuen Besitz wird daher noch Jahrzehnte erfordern, was uns nur recht sein kann. Denn dadurch wird Rußland an seinen empfindlichsten Stellen festgehalten.

Japan verhindert wohl jede weitere Vergrößerung Rußlands auf Kosten Chinas, England und Nordamerika müssen ihm dabei helfen, denn dies gebietet die eigene Sache. Wir können solche Politik nur billigen, denn Fernhaltung, Eindämmung Rußlands bedeutet Sicherung unserer Belange in Fernasien. Nordamerika und England wollen offene Tür in China wie in Japan für ihren Handel, wie wir für den unserigen. Dagegen wird jedes Land, auf welches der russische Bär seine Tatze setzt, dem Verkehr des gesitteten Abendlandes verschlossen. Daß der Handelsverkehr die Völker annähert, dadurch auch die Verbreitung des Christentums fördern hilft, wissen wir aus der eigenen Geschichte. Römische Händler brachten das Christentum zu den Germanen, ihren Fürsten und Großen, deutsche Kaufleute und Handwerker haben mächtig zur Förderung und Befestigung desselben in Ungarn, Polen und den Ostseeländern beigetragen. Japan fördert das Christentum, hauptsächlich durch Freiheit. Rußland vertrieb die katholischen Glaubensboten aus der Mandschurei. Eine Gemeinschaftlichkeit mit den abendländischen christlichen Völkern hat Rußland nie bekannt, dagegen letztere stets für seine eigenen Zwecke zu gebrauchen, auszunützen gesucht. Der Kampf um den Yalu ist der beste Anlaß, Deutschland selbständiger gegen Rußland zu stellen, sich aller unnötigen Rücksichten gegen dasselbe zu entledigen. Rußland hat ohnedies die ihm erwiesene Freundschaft wenig anerkannt.

VI.

Der Fall der Schulnovelle in Württemberg.

Von M. Erzberger, Mitglied des Reichstags.

Im Vorjahre haben wir in diesen Blättern[1]) die württembergische liberale Schulnovelle eingehend besprochen, wie sie sich nach den Verhandlungen in der Abgeordnetenkammer gestaltet hatte. Am 8. Juni ds. Js. hat die Kammer der Standesherren definitiv Stellung zu derselben genommen und die Sitzung endigte mit dem Zurückziehen der Vorlage durch den Ministerpräsidenten, der die offizielle Erklärung abgab:

„Das Staatsministerium halte sich verpflichtet, darauf hinzuweisen daß die Ablehnung des Regierungsentwurfes die vorhandenen Gegensätze zwischen Staat und Kirche in Schulsachen in ernstem Maße verschärfen und die auf eine Ausgleichung derselben gerichtete Politik der Regierung erschweren müßte“.

Die Debatten drehten sich fast nur um den Artikel 4 der Vorlage, der eine Neuregelung der geistlichen Schulaufsicht anstrebte. Diese liegt jetzt sowohl in der unteren Instanz (Ortsschulaufsicht) wie in der mittleren (Bezirksschulaufsicht) in den Händen von Geistlichen, die diese als Staatsfunktionäre im Nebenamt ausüben. Der Entwurf wollte nun die Bezirksschulaufsicht im Hauptamte einführen und

---

1) Vergl. Band 131 S. 460 ff., 533 ff.

hiezu „Geistliche und Schulmänner“ zulassen; er bedeutete also die Durchlöcherung des Prinzips der geistlichen Schulaufsicht. Die Abgeordnetenkammer hat den Entwurf wesentlich verschärft, indem sie die Aufsicht im Hauptamte zur Regel machte und diese in erster Linie an „Schulmänner“ übertragen wissen wollte. Die Kammer der Standesherren entschied sich mit 13 gegen 11 Stimmen für einen Antrag des Fürsten Quadt, der die Bezirksschulaufsicht im Hauptamte zulassen wollte, diese jedoch ausschließlich Geistlichen übertrug. Nach Annahme dieses Antrages gab Ministerpräsident von Breitling die obige Erklärung ab, die wie eine Kriegsandrohung klang. Für diesen Antrag hatten sich sämtliche 12 katholischen Standesherren ausgesprochen und der protestantische Graf von Bentinck; gegen denselben stimmten 5 protestantische Standesherren und die 6 protestantischen lebenslänglichen Mitglieder, die vom König ernannt wurden. Der Abstimmung fern blieben die 4 katholischen Prinzen des königlichen Hauses, die aber dafür sehr wenig Dank ernteten; namentlich gegen den katholischen Thronfolger, der das denkbar möglichste an Zurückhaltung sich auferlegt, geht in der württembergischen Presse das purste Haberfeldtreiben los. Die Vorlage ist nun gefallen. Die Mehrheit der Kammer der Standesherren hat von dem ihr verfassungsmäßig zustehenden Recht der Ablehnung Gebrauch gemacht und hiebei wiederholt betont, daß es sich für sie nur um eine Gewissensfrage handle. Es vollzog sich hier ein Vorgang, wie er jedjährlich in der Geschichte der Parlamente sich ereignet, ja vorkommen muß, solange Gegensätze in dieser Welt bestehen. Aber trotzdem hat das Scheitern dieser Vorlage eine Agitation erzeugt, die an und für sich gar nicht verständlich ist. Verschiedene Momente wirken zusammen; diese sind einer näheren Darlegung wert.

Sofort nach der Zurückziehung der Novelle wurde in dem „offiziellen „Staatsanzeiger“ ein Handschreiben

des Königs an Kultusminister Dr. von Waizsäcker publiziert, indem es heißt:

„Ich gebe Meinem lebhaften Bedauern Ausdruck, daß der mit dem Entwurf unternommene Versuch, eine Ausgleichung der Gegensätze auf dem Gebiete des Verhältnisses von Staat und Kirche zur Schule herbeizuführen, vorläufig ins Stocken geraten ist. Dabei ist es Mir Bedürfnis, Ihnen Meinen Dank für Ihre vielfachen Bemühungen in dieser Angelegenheit und vor allem Mein volles Vertrauen auszusprechen."

Das Handschreiben betrachten wir in erster Linie als eine Kundgebung des Monarchen auf ein bereits eingelaufenes oder in sichere Aussicht gestelltes Demissionsgesuch des Kultusministers, der wiederholt Aeußerungen fallen ließ, daß er sein Portefeuille zurückgebe, falls das liberale Schulgesetz scheitere. Der Schlußsatz des Handschreibens rechtfertigt unsere Annahme. Aber man darf sich dann fragen: weshalb haben die Minister dieses Handschreiben publiziert? Es gibt doch sehr viele königliche Handschreiben der verschiedensten Art, oft solche, von der weitgehendsten Bedeutung, die sehr sicher gehütet in den Archiven ruhen und erst in spätester Zeit der Oeffentlichkeit bekannt werden. Die Publikation kann somit nur den Zweck im Auge gehabt haben, auf die öffentliche Meinung einzuwirken; just wie bei dem Depeschenwechsel zwischen Kaiser und Prinzregent Luitpold von Bayern! Die Verantwortung für die Publikation und deren Folgen trifft lediglich die Minister. Der Zweck derselben ist schon teilweise erreicht; das königliche Handschreiben wird bereits in der Agitation als eine wirksame Waffe gegen die ablehnende Mehrheit der Kammer der Standesherren ausgenützt, auch gegen den katholischen Thronfolger. Demokraten, die prinzipiell gegen das Königstum sind, geben sich nun als eifrige Verfechter der Krone aus. Es erinnert uns dieses an ein Vorkommnis in Stuttgart, wo ein eifriger demokratischer Gemeinderat gegenüber dem

Monarchen die Versicherung abgab, er sei nur deshalb Demokrat, um die Rechte des Königshauses zu schützen! In leutseligster Weise meinte derselbe: „Mein lieber . . ., das überlassen Sie besser mir!“ Doch jetzt berufen sich die Demokraten auf die Willenskundgebung des Monarchen; sonst aber hört man dieselben Leute sich sehr heftig über das „persönliche Regiment“ aussprechen! Hier erscheint es ihnen willkommen zu sein! Das Ministerium aber hätte die Publikation auch unterlassen sollen mit Rücksicht auf die Krone selbst! Das Hereinziehen derselben in die nun beliebte Agitation stärkt das monarchische Gefühl weder im protestantischen noch im katholischen Volke! Sodann aber hat der derzeitige Träger der Krone als Thronfolger im Jahre 1891 geradezu demonstrativ gegen die damalige liberale Schulnovelle gestimmt und diese ist auch in der ersten Kammer gefallen. Ob König Karl daraufhin ein Handschreiben an den Kultusminister Sarwey gerichtet hat, wissen wir nicht; wir wissen aber, daß ein solches nicht publiziert wurde. Heute wird das Handschreiben gegen den katholischen Thronfolger ausgespielt; auch das scheint uns nicht dazu angetan, das Königtum zu schützen und zu stärken.

Das treibende Motiv in der nun von den liberalen Parteien beliebten Agitation liegt in der katholischen Mehrheit der Kammer der Standesherren. Vielen Leuten in Württemberg — mehr als es offen bekennen — ist diese schon längst ein Dorn im Auge; man wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um gegen sie ins Feld ziehen zu können. Diese glaubt man nun gefunden zu haben, obwohl in der ersten Kammer Gutachten von sehr vielen protestantischen Schulinspektoren verlesen wurden, die sich gegen den Entwurf aussprachen. Ein Interesse der protestantischen Kirche ist nicht verletzt worden und noch heute gilt der Ausspruch des früheren Ministerpräsidenten Frh. von Mittnacht, daß die katholische Mehrheit der

Kammer der Standesherren nie den Gefühlen des protestantischen Volkes zu nahe getreten sei, nie die Rechte der protestantischen Kirche verletzt habe. Aber diese Mehrheit ist eben konservativ und das behagt so vielen Leuten nicht. Würde sie liberal sein, dann würde sich niemand unter den heutigen Protestlern um die Konfession kümmern! Nun haben die hochweisen liberalen Parteiführer der Abgeordnetenkammer in einer Resolution die Beschleunigung der Verfassungsrevision gefordert, welche die ausgesprochene Absicht hat, die katholische Mehrheit zu beseitigen! Das soll die „Strafe" für die erste Kammer sein, weil sie den liberalen Machthunger nach Einfluß auf die Schule nicht befriedigte. Wir können es ja ruhig abwarten, wie weit die Fahrt auf diesen Bahnen geht! Einmal muß die erste Kammer mit dieser „Abschlachtung" auch einverstanden sein, und daß hiebei die demokratischen Volksrechtsverfechter gewaltig Haar lassen müssen, steht heute schon fest. Jede Verfassungsrevision in Württemberg kommt nur zustande unter Erhöhung des Einflusses der ersten Kammer; dieser drückt sich schon aus in der Verstärkung der Mitglieder der Kammer der Standesherren und sicherlich kommt dazu ein erweitertes Budgetrecht für diese. Ob die unentwegten Volksparteiler in diesen sauern Apfel beißen werden? die Füße derer, die sie dann politisch begraben, stehen schon vor der Tür: es sind die Sozialdemokraten! Aber auch innerhalb der zweiten Kammer sind Schwierigkeiten genügend vorhanden; eine ²/₃ Mehrheit ist für eine Reform nicht ohne weiteres da. Es kommt vielmehr sehr auf den Inhalt derselben an. Selbstverständlich ist keine einzige Fraktion für eine solche Verfassungsrevision, bei der sie unter allen Umständen verlieren muß. Alle hoffen vielmehr aus derselben zu gewinnen. Ob die württembergischen Minister solch ein gesetzgeberisches Wunderkind erzeugen können, ist mir sehr fraglich. Die Vertreter der Ritterschaft und der Kirche gehen nicht ohne weiteres aus

dem Halbmondsaal hinaus; sie wollen in die erste Kammer nur mit erhöhten Rechten übersiedeln. Das Zentrum hat bereits ankündigen lassen, daß es die Riemen der neuen Verfassung nicht aus seiner Haut schneiden lasse. Andere Parteien handeln ebenso, wenn sie es auch nicht offen sagen.

So wird sich uns bald klar herausstellen, daß die liberalen Parteien aller Schattierungen in Württemberg recht groß sind im Protestieren und Lärmen, daß aber ihre Unfruchtbarkeit in praktischer Arbeit noch größer ist; dieses Resultat können wir ruhig abwarten.

VII.

Aesthetik der Baukunst.[1])

Die Tätigkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte war auf katholischer Seite in letzter Zeit eine äußerst rege. Wir verweisen nur auf die „Geschichte der christlichen Kunst" von Fr. X. Kraus (Herder, 1897) und auf die „Allgemeine Kunstgeschichte" von Dr. P. Albert Kuhn O. S. B., die seit 1891 in Lieferungen erscheint (bei Benziger und Co. in Einsiedeln). Um so freudiger ist das Erscheinen der „Kunst-

1) Zu: Kunstlehre in fünf Teilen, von Gerhard Gietmann S. J. und Johannes Sörensen S. J. Fünfter Teil (Schluß) Aesthetik der Baukunst von Gerhard Gietmann. Mit 26 Tafeln und 100 Abbildungen im Text nebst einem Sach- und Namenregister zu allen fünf Bänden der Kunstlehre. Freiburg im Breisgau, Herder'sche Verlagshandlung. 1903.

lehre" zu begrüßen, die das philosophische, ästhetische Element in den Vordergrund stellt. Mit dem vorliegenden, lange erwarteten Bande, welcher die Baukunst behandelt, ist das Werk zu Ende geführt. Freilich wird durch diese Verzögerung das Ganze an Brauchbarkeit und vor Allem an Vollständigkeit wohl nur gewonnen haben, da ja die Forschungen und Ergebnisse auf dem Gebiete der Architektur, namentlich der Renaissance in der letzten Zeit recht reich waren. Auch Form und Ausstattung empfehlen das Werk. Die Sprache bleibt edel, bisweilen freilich infolge der Inhaltsfülle etwas schwer. Der reiche Bilderschmuck ist wohlgewählt und trefflich ausgeführt.

1. Gerade so wenig, wie die Kunstgeschichte nur den objektiv referierenden Standpunkt vertritt und vertreten kann, da ja schon in der Aufnahme und in der Darstellung eine Kritik liegt, ebensowenig kann der Aesthetiker in seinen Erörterungen von den tatsächlich vorhandenen Kunstwerken absehen. Wenn dieses ganz allgemein gilt, dann am meisten in der Beurteilung der Baukunst Der Aesthetiker braucht zwar nicht die Entwicklung im einzelnen zu verfolgen — das ist Sache des Kunsthistorikers — wohl aber zeigt sich ihm die Entwicklung der verschiedenen Perioden mit ihren Stilen als der naturgemäße, um nicht zu sagen einzige Weg, seine Aufgabe allseitig zu lösen. Danach geht Gietmann voran.

Zuerst wird der Begriff der Architektur klar gelegt. „Die Baukunst als ästhetische Kunst stellt in körperhaften Gebilden toter Stoffe, nach den Gesetzen der Festigkeit und Schwere, ohne Nachahmung organischer Gestalten, die Schönheit dar" (S. 1). Die Baukunst gilt dem Verfasser als „schöne Kunst"; denn Schönheit und Zweckmäßigkeit sind keineswegs sich einander ausschließende Begriffe (S. 5 ff.). Mit der Begriffsbestimmung sind die Elemente der Baukunst gegeben. Die geometrischen und statischen Elemente einerseits (Kap. II), die Baustoffe andererseits (Kap. III).

„Die ästhetische Betrachtung eines Bauwerkes ist nicht blos ein Messen von Raumverhältnissen und eine mathematische Würdigung geometrischer oder stereometrischer Gebilde, sondern ebensosehr ein Wägen und Prüfen der Kräfte“ (S. 25). Es wäre ein verwerflicher Materialismus, den Wert der Kunstwerke allein nach den Eigenschaften des Stoffes und der Art, wie sich dieselben geltend machen, zu beurteilen; er verhält sich durchaus dienend gegenüber der freien Kunst, die zu ihren mannigfaltigen Aufgaben bald diesen, bald jenen Stoff als besser geeignet auswählt . . . .“ (S. 39). Gleichwohl „erhöht das kostbare Material als solches bei durchaus gleicher Kunstform den Wert des fertigen Werkes“ (S. 43). Mit der Charakteristik der einzelnen Baustoffe wird der erste Teil abgeschlossen.

In den vier folgenden Teilen zieht die Geschichte der Architektur in drei großen Entwicklungsstufen an uns vorüber. Ein „Rückblick und Ausblick“ bildet den Schluß.

Unter der „ersten Entwicklungsstufe“ versteht Gietmann nicht etwa nur die Uranfänge, soweit sie geschichtlich überliefert sind; er begreift darunter auch die natürlichen Uranfänge: Die „handwerkliche Grundlage“ (Kap I.), Tektonik, Metallarbeit und Maurerhandwerk. Dann werden wir (im II. Kap.) mit den geschichtlichen Denkmalen bekannt gemacht. Sie tun dar, daß der Mensch sich nicht aus dem Zustande völliger Rohheit emporgearbeitet hat. Die Kunst Mykenes, der Peruaner und Mexikaner die nordasiatische und ägyptische, chinesische und altindische Baukunst werden kurz charakterisiert, die letzteren unter dem Gesichtspunkte der „Verkleidung und Uebermalung in der Baukunst“, die, wie Verfasser nachweist (vergl. S. 92 ff., 119, 120, 184 ff., 188), von der „barbarischen“ wie der griechischen Architektur und Plastik angewandt wurde, selbst bei kostbarem Material wie z. B. Marmor.

Der dritte Teil leitet zur zweiten Entwicklungsstufe über, zur Baukunst der Griechen und Römer. Er

schildert uns die konstruktiven Formen und deren Behandlung (Kap. I) und das „Bauganze" (Kap. II). Sobald die primitivste Einfachheit und Armut der Baukunst überwunden war und die „Einheit in der Manigfaltigkeit" zu ihrem Rechte gelangte, eröffnete sich allmählig der reiche Formenschatz der Einzelglieder, zuerst der praktisch notwendigen (Unterbau, Mauerwerk, Tür, Fenster, Dach, Pfeiler, Säule, Gebälk usw.), dann der künstlerisch erforderten, wie er sich in den Blüteperioden zeigt. Alle diese Glieder werden zu einem organischen Bauganzen vereinigt, das sich in Grundriß und Aufriß offenbart. Die erste Anforderung, die wir an das Bauganze stellen müssen, ist die Harmonie, begründet durch die Proportion der Teile in sich, unter sich und zum Ganzen. Doch nicht die objektive Proportion ist das Ziel des Künstlers, sondern diejenige, welche geboten wird durch die perspektivische Formwirkung und die Augentäuschungen. Letztere beruhen nach des Verfassers Ansicht — der hierin Lipps folgt (S. 136) — in unserer Neigung, mit der Phantasie jeden Anlaß zu ergreifen, um Leben in die geometrischen Gebilde zu bringen bezw. hineinzusehen . . . . ." (S. 138).

Natürlich darf die alles belebende und erhebende Idee als zweiter Hauptfaktor nicht fehlen; denn sie allein erhebt die Baukunst zum Range einer schönen Kunst. Die Verschmelzung von Idee und Form ergibt den „Stil", der, weil wechselnd nach Perioden und Völkern, definiert wird als der „besondere Weg, das Bauwerk einheitlich zu gestalten" (S. 155).

Der vierte und fünfte Teil schildert uns die innere Entwicklung der bekannten Stile. Da die religiöse Idee nicht nur den Künstler zur höchsten Leistung antreibt, sondern auch der Baukunst die höchste Weihe, den eigentlichen Adel gibt, so können wir die einzelnen Stile am besten an religiösen Bauten studieren.

Den hellenischen Tempel definiert der Verfasser

„eine säulenumstellte, außen ungegliederte Zelle des Gottes" (S. 158). Voll und ganz erkennt er die hohe Bedeutung der griechischen Kunstperiode an, in der „Schönheitssinn und Verstand . . . . mit- und ineinanderwirkten" (S. 196). Die Griechen haben das von Asien und Aegypten überkommene Erbe selbständig verarbeitet (S. 157) und so zuerst tadellose ästhetische Gesetze in Anwendung gebracht" (S. 196). Aber über den Vorzügen darf man doch die offenkundigen Nachteile nicht vergessen. Der griechische Tempel ist zu selbstzufrieden. „Der Mangel eines würdigen Inhaltes gestattete dem Hellenen überhaupt keine großartige Bauentwicklung . . . Für die bauliche Gliederung des Ganzen ist . . . . selbst im Aeußern wenig geschehen . . . . Der ursprüngliche Holzbau . . . . ist im Prinzip nicht überwunden . . . . Der griechische Tempel erwies sich daher schon früh im wesentlichen einer Weiterentwicklung unfähig" (S. 198).

Mit den übrigen schönen Künsten nahm auch die Baukunst ihren Weg aus Hellas nach Rom, erhielt aber unter dem Einflusse des prachtliebenden römischen Charakters durch die Verbindung mit dem altitalischen Gewölbebau ein ganz anderes Gepräge; die Monumentalität trat in den Vordergrund (S. 203). Damit war der fruchtbare Keim für eine neue Epoche der Entwicklung in der christlichen Aera gegeben.

Mit dieser beginnt die dritte Entwicklungsstufe der Architektur. Die altchristliche Baukunst, besonders der Basilikenstil „muß als Vorschule zur höchsten Vollendung angesehen werden" (S. 208). Das erste Kapitel führt uns in den christlichen Zentralbau ein mit seinen Vorzügen und Mängeln (S. 208, 215), der „dem auf Pracht und Zentralisierung angelegten Charakter der Orientalen entspricht" (S. 209). Muster hatten die Christen in heidnischen Bauten, besonders im herrlichen Pantheon; im Abendland wie im Morgenland entwickelte sich der Zentralbau weiter, bis er

in den Bauten von Ravenna (S. Vitale) und Konstantinopel (Sophienkirche) seinen Höhepunkt erreichte.

Zeitlich vor den Zentralbauten wandten die Christen sich dem Basilikenstile zu. Geschichtlich war die christliche Basilika aus drei Faktoren erwachsen, „nämlich aus der wesentlichen Bestimmung der christlichen Kirche, aus den geschichtlichen Verhältnissen der Christen während dreier Jahrhunderte und endlich aus dem Vorbilde der weltlichen Basilika“ (S. 229). In S. Paolo fuori le mura wird uns „das großartigste Bauwerk des ersten christlichen Jahrhunderts“ (Jahrtausends?) (S. 230) vor Augen geführt, an ihm die eigenartigen Vorzüge dieses Stiles, dessen ganze Kraft im Innern liegt, mit der Leichtigkeit, der herrlichen Perspektive (S. 234), der Weiträumigkeit und der Pracht (S. 237) gezeigt. So ist die Basilika wirklich ein Festsaal, ein Audienzsaal Gottes, in dem die Erlösten sich um den Erlöser scharen (S. 246). Da trat der Schmuck des Aeußeren zurück. Demnach zeigt sich auch in der äußeren Gliederung ein entschiedener Fortschritt gegenüber der hellenischen Baukunst. Die romanische und gotische Periode zeigen die „einheitliche Durchbildung der noch etwas unvermittelt zusammengefügten Bauteile zu einer geschlossenen Formeinheit“ (S. 247).

Der romanische Stil (Kap. III.) verwandelt den „Säulensaal“ in einen „Pfeilerbau“, gekennzeichnet durch einen „etwas düsteren Ernst, eine gedrückte und drückende Enghheit, eine wuchtige Schwere . . . . in mancher Beziehung mußte von vorn angefangen und die architektonische Schönheit gleichsam aus dem Rohen wieder herausgearbeitet werden“ (S. 252). Die Hauptunterschiede der romanischen Basilika von der altchristlichen (S. 254), Verdickung der Mauern, Ersatz der Säulen durch Rundpfeiler, Anwendung des Gewölbes (S. 255 ff.), Portal und Turmbau (S. 258) bedingen einen ganz neuen Stil. Entsprechend entwickelt sich die Gliederung im einzelnen (S. 262).

Meisterwerke dieses Stiles finden wir in Deutschland vor allem in Hildesheim und am Rhein (S. 269 ff.). Der spätromanische Stil mit seinen reicheren und leichteren Formen hat zwar manche Anklänge an die Gotik, darf jedoch nicht „als bloße Annäherung . . . . oder als Uebergangsstil angesehen werden“ (S. 289).

Die durchgreifende Neuerung, die als „wesentliches Element“ den gotischen Stil vom romanischen trennt, besteht in der „Zurückführung des Kreuzgewölbes auf ein konstruktives Gerüst von Kreuzrippen mit leichten Füllungen“ (S. 292), die entschieden gefördert wurde durch Einführung des Spitzbogens. Gietmann definiert demnach die Gotik als „Stil des durch Spitzgewölbe und Gliederung entlasteten Pfeilerbaues“ (S. 293).

Die Heimat des neuen Stiles ist Isle de France, sein herrlichstes Bauwerk in Frankreich die Kathedrale von Rheims (S. 297—305). In Deutschland wird der Vertikalismus mehr betont (S. 320), was ganz besonders am Kölner Dome Bahn bricht (S. 313—320). Vorzüge und Mängel der deutschen Gotik treten gerade an diesem Muster klar hervor, besonders im Turmbau, der sich in seiner Vollendung nur in Deutschland findet.

Der Idealismus des Mittelalters findet sein Gegengewicht im Realismus der Renaissance (Kap. V), dem Stil der durch lichte Weiträumigkeit und hohe Pracht ausgezeichneten, in altrömischen oder gemischten Formen hergestellten Monumentalbauten (S. 234 f.). Das Pantheon ist neben dem Marcellustheater das Muster: „ein Kuppelbau mit gedrückter, als antike Halle behandelter Fassade und mit vertikaler Pilaster- und Säulenstellung neben ausgesprochenster horizontaler Flächenteilung“ (S. 336). Weiträumigkeit, Helle, Majestät und Pracht sind die Kennzeichen der Blütezeit.

Der „Rückblick und Ausblick“ untersucht zunächst den Grund der wechselnden Geschmacks- und Stilperioden; er

liegt in der „schwankenden Neigung der Sinne und der Phantasie", die „ihr Recht dem Geiste gegenüber geltend macht". Dadurch soll aber nicht der objektive Maßstab zur Beurteilung des Schönen zerstört werden; er bleibt auch im Stilwechsel bestehen; ja gerade die Vergleichung und Beurteilung der Einzelstile ist der beste Beweis einer unabhängig von Völkern und Zeiten herrschenden objektiven Norm (S. 368).

Die Frage nach einem neuen Stil ist wohl kaum zu beantworten. Aufgabe des Künstlers ist es, die einzelnen Stile und ihre Leistungen mit Freiheit zu benutzen, sie seinem jeweiligen Zwecke dienstbar zu machen, sie mehr und mehr der Fehler zu entkleiden und ihnen stilgerechte Vorzüge mitzuteilen.

2. Ein gut Stück Kritik ist im Gesagten schon enthalten. Gerade die letzten Worte enthalten die Apologie des Vorangehens des gelehrten Verfassers. „Nichts beweist, daß nur ein Stil schlechthin der beste sei", darum mußten alle zu Worte kommen, alle ihre Schönheit offenbaren; erst dann ergibt sich ein klares Bild der Baukunst als schöner Kunst. In der Tat, eine ästhetische Würdigung der Architektur ohne Heranziehung der geschichtlichen Denkmale scheint unmöglich.

Bezüglich der Frage, ob die Baukunst als „schöne Kunst" anzusprechen sei, steht der Verfasser ganz auf dem Standpunkt, den er schon im ersten Bande der Kunstlehre ausgesprochen hat. Idee und Form sind die beiden wesentlichen Erfordernisse des Schönen. Weil beide in der Baukunst ihre Stelle finden, reiht sie sich mit Recht den schönen Künsten ein.

Die Uranfänge der Kunst beanspruchen naturgemäß mehr das Interesse des Kunsthistorikers bezw. Archäologen; für den Aesthetiker kommen sie nur als Entwicklungsstadium in Betracht, insofern sie der erste Ausdruck der allen Menschen innewohnenden Empfänglichkeit für das Schöne sind.

Das Urteil über die so hoch gepriesene klassische Kunst der Hellenen (S. 197) mag manchem zu ungünstig erscheinen. Wenn man aber Vorzüge wie Mängel unparteiisch abwägt, muß man dem Verfasser wohl Recht geben. Edle Einfachheit, augenscheinliche Angemessenheit, klares Gefüge kann man dem griechischen Tempel nicht absprechen; dafür fehlt ihm aber die erhabene Größe, die tiefe Bedeutung der Formen, das organische Verwachsen der Teile (S. 198, 199). Der tiefere Grund liegt in der mangelhaften Gottesidee der Griechen. Gott war ihnen nicht mehr und nicht weniger „als ein ideal gedachter Mensch" (S. 197).

Das Christentum stellt ganz andere Anforderungen an das Gotteshaus. Nicht den griechischen Tempel, sondern den orientalisch-römischen Zentralbau, die griechisch-römische Basilika nimmt es in seinen Dienst. Für die Basilika hat der Verfasser eine entschiedene Vorliebe. Man vergleiche nur die Urteile über die anderen Stile mit der Kritik des Innenraumes der Basilika (S. 234). Aber er begründet auch seine Ansicht. Weiträumigkeit, Pracht und Leichtigkeit, vor allem die herrliche Perspektive im Innern, die den Altar wahrhaft als Mittelpunkt erscheinen läßt, sind Vorzüge, denen gegenüber die Nachteile: Aermlichkeit des Aeußern, mangelnde Gliederung, kaum in Betracht kommen.

Die erwähnten Fehler und Mängel verschwinden in der romanischen Periode. An den hervorragenden Bauten, zumal des Rheines, macht sich eine reiche Gliederung geltend, wenn auch die Einheit bisweilen darunter etwas leidet (S. 287). Schwerfälligkeit, Engräumigkeit, Dunkelheit muß an manchem Bauwerke getadelt werden, die Säule mit ihrer eigentümlichen Schönheit ist verloren, mehr noch die griechische Feinheit; es waren eben die Söhne des rauhen Nordens in ihrer Jugendkraft, „ernste, willensstarke Völker" die Baumeister (S. 288).

Ein kurz zusammenfassendes und abschließendes Urteil haben wir nicht gefunden. Wenn wir zwischen den Zeilen

lesen dürfen, so möchte es wohl lauten: Verfasser erkennt in den Musterleistungen des Stiles vollwertige Kunstwerke an, die aber, weil innerhalb des Rahmens eines bestimmten Stiles, auf manche Mittel der Schönheit, über welche die Architektur verfügt, verzichten müssen. Darum kann man mit Recht sagen: die romanische Kunst kann das Ideal des christlichen Gotteshauses verwirklichen. — Wer möchte ihm darin Unrecht geben? Manche glückliche Bauten aus neuerer Zeit beweisen die innere Lebenskraft des Stiles.

Ebenso günstig, aber durchaus nicht einseitig ist das Urteil über die Gotik. Die Vorzüge des neuen Stiles werden rückhaltlos anerkannt. Sie haben ihren Grund in der „Vervollkommnung der Gewölbetechnik", sowie im „französischen Charakter und der veränderten Zeit", die eine „leichtere, hellere und prächtigere" Bauart liebte (S. 313). Aber auch die unleugbaren Mängel finden in Gietmann einen strengen Kritiker, so daß man versucht wäre, ihn für einen Gegner der Gotik zu halten (S. 319 ff.). Der Hauptfehler der (deutschen) Gotik liegt in der allzugroßen Konsequenz bei Anwendung ihrer Hauptprinzipien: Massendurchbrechung und Vertikalismus. Das beständige Durchschneiden der horizontalen Gliederung durch die vertikale, die Verdeckung und Verdrängung eines Bauteiles durch einen anderen, das „Baugerüst" der Strebepfeiler (S. 321), die „Auflösung der Mauern in Glasfenster", des Turmhelms in Filigran (S. 327), sogar „die Fialen auf den abfallenden (!) Seiten der Portalwimperge" (S. 321), (warum nicht auf den ansteigenden?) müssen Angriffspunkte bieten.

Freilich kommt der Stil am Schlusse doch zu seinem Recht. „Man wird immer gestehen müssen, daß die Gotik bei allen Uebertreibungen in einzelnen Punkten, vom idealen Standpunkte betrachtet, über alle Einwürfe obsiegt durch den überwältigenden Eindruck ihrer größten Schöpfungen im ganzen; aber völlig schweigen werden die Stimmen nicht,

welche sie wegen zu großer Aeußerlichkeit und einer gewissen Maßlosigkeit tadeln" (S. 327).

Anders stellt sich der Verfasser gegenüber der Renaissance. „Vorzüge und Fehler verdankt die Renaissance doch wesentlich der Nach- und Umbildung der Antiken, so daß sie auf kirchlichem Gebiete mit der in unseren Tagen wiedererweckten mittelalterlichen Baukunst den Wettstreit kaum aufnehmen kann" (S. 337). Ob wohl alle Kunstkritiker mit dieser Ansicht einverstanden sind? Das Gesagte mag ja in unserem kalten, strengen Norden gelten — wenigstens für die Kirchen —, der Süden wird die Vorliebe für Weite und Pracht, für Licht und Glanz und Majestät, die einst die Renaissance gebar, nie verlieren. Diese Vorzüge kommen unstreitig der Renaissance zu. Die Majestät der Kuppel, die durch sie bedingte herrliche Beleuchtung, die freie und freieste Anwendung der schönsten Motive zu Schmuck und Zier, die Kühnheit der Konstruktion, die Zurückführung der Säule und des Rundbogens — all das sind Vorzüge, die wir in der Gotik gar nicht oder nicht in demselben Maße finden. Aber „dem neuen Stile muß weder uneingeschränktes Lob gespendet, noch das gebührende vorenthalten werden" (S. 336). Daher darf die gerechte Kritik auch die Mängel nicht übersehen. Einige sind mit dem Zentralbau als solchem gegeben, andere kommen der Renaissance ganz besonders zu. Der Zentralbau eignet sich wenig zur Kirche (S. 208, 342). Das Tonnengewölbe und die flache Holzdecke bedeuten keinen Fortschritt (S. 342), das Anorganische des Stiles (z. B. Verbindung des Gewölbes mit Ziersäulen, selbständiges Auftreten des Zierwerkes), der Mangel der Fassade, die Anleihen bei den mittelalterlichen Stilen in Grundriß und vielen Einzelheiten (S. 337) werden vom Verfasser mit Recht hervorgehoben. Trotzdem wird man aber dem Stile, wie er historisch vorliegt, die innere Berechtigung nicht absprechen, wofern er seinen Namen „Renaissance" nicht allzusehr betont.

Das frische Leben, die überschäumende Kraft der Re-

naissance ward ihr zum Verderben. Die Nichtbeachtung des μηδὲν ἄγαν führte zu Barock und Rokoko, bis man aus dem einen Extrem, der heitersten Ungebundenheit, in das andere, den nüchternsten Klassizismus fiel (S. 337).

Im Palastbau ist die Renaissance glücklicher; gewaltige und ausgedehnte Bauten sind in diesem Umfange von keiner Stilperiode geschaffen worden.

Der „Rückblick und Ausblick" löst Göller gegenüber recht gut die interessante Frage nach dem Grunde der Stilverschiedenheiten, die zusammenfällt mit der Frage nach dem Wechsel des Geschmackes. Nicht Angewöhnung, sondern die in jedem Stile enthaltenen objektiven Vorzüge (S. 366, 367) erwecken unser Wohlgefallen. Daß es mehrere gleichwertige Stile gibt und geben kann, liegt schließlich und letztlich in der Unvollkommenheit der menschlichen Werke, die alle beschränkt sind und als solche gewisse Vorzüge ausschließen, die anderen eignen.

Aus dieser Erwägung ergibt sich auch die richtige Antwort auf die Frage: Wie sollen wir bauen? Da ein neuer Stil ziemlich unwahrscheinlich ist (S. 373), so halte man sich an die altbewährten Muster (besonders den Basiliken-, den romanischen und gotischen Stil). Jedoch kann die Aufgabe unserer modernen Künstler nicht darin bestehen, diese Muster bis in die Einzelzüge hinein getreu zu kopieren; nein, sie sollen ihre Werke im Geiste des Stiles selbständig schaffen, entsprechend den Fortschritten der modernen Technik, den modernen Anforderungen, dem durch Meisterwerke aller Art geläuterten Geschmacke.

VIII.

Reichstagsbrief IX.

Berlin, 19. Juni 1904.

Nur eine kurze Spanne Zeit war der Reichstag nach Pfingsten noch versammelt und diese paar Sitzungstage standen unter der Erwägung: Vertagung oder Schluß des Reichstages? Man hat in der Tagespresse darüber viel Aufhebens gemacht und die Vertagung so als eine Art Geschenk an die Abgeordneten aufgefaßt, wenn sie hübsch brav seien und die Kolonialbahnen genehmigten. Wer so rechnet, rechnet falsch! Für die allermeisten Abgeordneten ist es völlig gleich, ob eine Vertagung eintritt oder nicht; denn das Privileg der freien Eisenbahnfahrt wird doch nur selten benützt. Wer wenigstens den ganzen Winter über an den Arbeiten sich beteiligt hat, der ist froh, wenn er im Sommer nicht reisen muß. Nur für jene Abgeordnete, die Beamte sind, hat eine Vertagung höheren Wert; sie haben dann Ferien und müssen in ihr Amt nicht eintreten! Aber die überwiegende Mehrheit läßt die Frage kalt.

Zuerst hat der Reichstag den Entwurf über die Bekämpfung der Reblaus verabschiedet. In dem neuen Gesetz werden die Ueberwachungsmaßregeln sehr verschärft, auch die Strafen auf die Uebertretungen; man hält dies für nötig, um des kleinen Tierchens Herr zu werden. Aber damit ist den Weingärtnern kein großer Dienst erwiesen, zumal die Frage der Entschädigung im Entwurfe gar nicht geregelt war, sondern es den Bundesstaaten überlassen blieb, das nähere zu bestimmen. Hier setzte das Zentrum ein und beantragte schon in der Kommission, daß die Entschädigungen für die vernichteten gesunden Reben von den Einzelstaaten zu tragen seien; der Versuch, auch eine Entschädigung für das Kulturverbot, das

sich oft auf Jahre erstreckt, zu zahlen, gelang nicht. Aber den Sozialdemokraten ging selbst diese billige und gerechte Rücksicht auf die armen Weingärtner zu weit; sie marschierten als Regierungstruppe auf. Das erstemal seit 30 Jahren griffen sie in die Debatten in dieser Sache ein und zwar gegen den Weingärtner. Das stellte Gröber fest, zum Aerger der Genossen! Das Gesetz fand fast einstimmige Annahme.

Wechselreich ist das Schicksal des Entwurfes über die Kaufmannsgerichte. Innerhalb der verbündeten Regierungen selbst hatten diese sehr heftige Gegner; namentlich die süddeutschen Staaten wollten nicht viel von denselben wissen; so bestand von Anfang an die Gefahr, daß jede tiefgehende Aenderung die kleine Mehrheit im Bundesrate vernichten werde. Die Kommission hat nun tüchtig gearbeitet und manche Verbesserungen vorgenommen; wir sehen als solche an: Die Kaufmannsgerichte werden in Städten mit über 20 000 Einwohnern (der Entwurf hatte 50 000) obligatorisch errichtet; die Konkurrenzklausel fällt unter die Zuständigkeit der Kaufmannsgerichte; die Rechtsanwälte sind ausgeschlossen; die Wahlen der Beisitzer finden nach der Verhältniswahl statt, u. a. mehr. Hierin stimmten die verbündeten Regierungen zu, wenn teilweise auch nur sehr ungern. Aber drei Veränderungen der Kommission erklärten sie für gänzlich unannehmbar: das aktive Wahlrecht der Frauen, die Herabsetzung des aktiven Wahlrechts von 25 auf 21 Jahre und die des passiven von 30 auf 25 Jahre. Für die Mehrheit des Reichstages handelte es sich nun um die Frage: Sollen wir das Gesetz scheitern lassen oder nicht? Bei der Erwägung hierüber kam vor allem in Betracht: das Gesetz bedeutet einen Fortschritt; es bringt eine rasche und billige Justiz für die Handlungsgehilfen und dies bringt es auch, wenn man sich hier auf die Vorlage zurückzieht. Fällt jetzt der Entwurf, so kommt in absehbarer Zeit kein anderer; hinter dem Gewerbegerichtsgesetz bleibt derselbe nicht zurück. So erschien der Entwurf dem Zentrum, den Konservativen und Nationalliberalen immerhin noch als ein großer Fortschritt, der nicht von der Hand zu weisen sei. Nicht so die Sozialdemokraten und die Freisinnigen; letztere waren überhaupt nie rechte Freunde des Gesetzes. Die Sozialdemokraten mußten

aber einen Agitationsstoff haben; sie hielten Versammlungen ab mit dem Thema: „Die Beraubung des Wahlrechts". Heute aber hat kein einziger Handlungsgehilfe ein Wahlrecht, und was man nicht hat, kann man einem doch nicht nehmen! Aber beide genannten Parteien stimmten gegen das Gesetz, das doch eine große Mehrheit fand; sie hatten es leicht, nun als „Ritter der Frauen" aufzutreten, nachdem eine Mehrheit für das Gesetz gesichert war. Der in diesen Tagen in Berlin versammelte Frauenkongreß, von dem einige Teilnehmerinnen den Verhandlungen anwohnten, spornte förmlich dazu an, für das Frauenwahlrecht einzutreten. Es war ein billiges Vergnügen!

Der neue Servistarif ist provisorisch nur auf zwei Jahre genehmigt worden; die Regierung wünschte ihn auf 10 Jahre zu erhalten. Aber der gesamte Reichstag hielt daran fest, daß ein eigenes Wohnungsgeldgesetz zu schaffen sei und deshalb Servis und Wohnungsgeld getrennt werden müsse. In der Debatte wurde von dem Zentrumsabgeordneten Hug auf den Mißstand hingewiesen, daß in Baden die Landesbeamten weit höheren Wohnungsgeldzuschuß erhalten als die dortigen Reichsbeamten; der Abg. Erzberger betonte, daß alle süddeutschen Staaten bereits eigene Wohnungsgeldgesetze haben und daß das Hindernis allein im preußischen Finanzministerium liege, das nicht die Mittel für die preußischen Beamten bewilligen will. Die preußischen Beamten erhalten nämlich ihren Wohnungsgeldzuschuß nach den Reichsbeamten. Die zahlreichen (263) Petitionen, die zu diesem Gesetze eingelaufen sind, stammen fast durchweg aus Preußen; sie alle wurden dem Reichskanzler als Material überwiesen mit dem Ersuchen, spätestens bis 1906 ein eigenes Wohnungsgeldgesetz vorzulegen. Wir haben nach den Erklärungen vom Bundesratstisch allerdings sehr wenig Vertrauen zu einer baldigen, günstigen Lösung.

Die Erhöhung der Quartierkostengelder forderte eine Resolution Gröber: Der heutige Satz von 80 Pfg. pro Tag und Mann ist längst zu niedrig, 1 Mk. muß mindestens gegeben werden; dies würde 2 Millionen Mehrausgaben erfordern und da muß man sich wirklich fragen, weshalb die Regierungen hier nicht entgegenkommen, da sie hiedurch namentlich

der Landbevölkerung eine Wohltat erweisen würden. Der Reichstag nahm einstimmig die Resolution Gröber an.

Erleichtert aufatmen wird der Kolonialdirektor Dr. Stübel. Er hat diesen Winter schlimme Tage gehabt und rosige stehen ihm auch nicht bevor. Aber er hat doch endlich zwei Gesetze durchgebracht, die ihm den Bau einer Linie in der Kolonie Togo und in Ostafrika sichern. Die Togobahn von Lome nach Palime kostet 7,8 Millionen Mark; sie soll in erster Linie die Baumwollkultur heben und fördern. Die ostafrikanische Bahn Dar-es-salam–Mrogoro, 230 km lang, wird von einer Gesellschaft erstellt; das Reich hat die Zinsgarantie für 21 Millionen zu übernehmen. Der Kaiser selbst legte sehr viel Wert auf den Bau dieser Bahn. Für die Zustimmung des Zentrums war folgende Erwägung ausschlaggebend: Wir haben nun einmal Kolonien und müssen für diese jährlich hohe Zuschüsse leisten; das kann nicht immer so weitergehen. Wir müssen die Kolonien auf eigene Füße stellen! Ein Mittel hiezu ist die bessere Aufschließung und diese wird nur erreicht durch Eisenbahnen! Der Streit um die letztere Bahn dauerte 4 Jahre und ist nun entschieden; wir sind der festen Ueberzeugung: zum Segen der Kolonie und zum Vorteile des Mutterlandes!

Das Münzgesetz gilt als gefallen.[1]) Ein neues 50 Pfg.-Stück sollte auf 1. Juli ausgeprägt werden; aber das dem Reichstag gezeigte Muster war dem Fünfpfennigstück sehr ähnlich und so hatte die Novelle keine großen Freunde. Dazu aber kam, daß der Reichstag die Ausprägung eines Dreimarkstückes forderte und in das Gesetz aufnahm. Die verbündeten Regierungen stimmten dem nicht zu und so ist das Gesetz gescheitert; es ist kein Nachteil!

In später Abendstunde konnte am 16. Juni die Vertagung eintreten. Es war ein bedeutungsvoller Tag! Der Tisch des Präsidenten war mit Blumen geschmückt — die 100. Sitzung war erreicht! Aber weiter. Just ein Jahr zuvor war der neue Reichstag geboren worden! Am 29. November, unter Umständen auch früher, werden die Arbeiten wieder aufgenommen.

1) Ist inzwischen eingetreten. D. R.

IX.

An der Wende des Jahrhunderts.[1]

Unter obigem Titel hat der Berner Philosophie-Professor Ludwig Stein 20 Essays veröffentlicht, welche bisher in den katholischen Zeitschriften viel zu wenig Beachtung und Besprechung gefunden haben. Das Buch zieht eine Bilanz an der Jahrhundertwende und führt in sehr gewandter und ansprechender Form den Gang der Kultur, ihrer Probleme und Aufgaben im Laufe der Perioden bis auf die jetzige Zeit vor und stellt das Horoskop für die Zukunft. Stein ist kritischer Evolutionist und Optimist und weiß in die verschiedenen Kulturgebiete und Kulturfragen vorzüglich einzuführen. Seine Grundüberzeugung ist von der Kulturkontinuität beherrscht. Unser Kultursystem stellt nämlich ein Kontinuum dar. In den philosophiegeschichtlichen Essays führt er den Nachweis für die Kulturkontinuität in der Geistesgeschichte und zeigt sie als gesichertes Faktum auf. Kontinuität ist ihm die Naht, welche das mannigfaltige Gewebe der Anschauungen zu einem in sich geschlossenen Weltbilde verknüpft. Die Entwicklung ist das Grundprinzip der Geistesgeschichte. Das Evolutionsprinzip wird nach Spencer auf geistige Erscheinungen übertragen. Aus dem Gang der geschichtlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts liest er die Aufgaben des 20. Jahrhunderts ab. Gegenüber dem Ruf: „Zurück zur Natur", welche von Rousseau bis Tolstoi in unsere Gegenwart als Parole ertönt, verweist Stein auf die Geschichte, denn sie spricht ihre eigene Sprache mit Imperativen und Optativen, welche nicht ungehört bleiben dürfen. Als optimistischer Evolutionist tritt er scharf dem Pessimismus und Uebermenschentum Nietzsches entgegen. Letzterem sind zwei Essays gewidmet, worin er ihm gerecht zu werden sucht, indem

---

1) Versuch einer Kulturphilosophie von Dr. Ludwig Stein, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Verlag von J. C. B. Mohr, Leipzig und Tübingen. (M. 7.50.)

er seine Gedankengänge prüft und auf Grund der Prüfung der Nietzsche-Parole: „Zurück zur blonden Bestie, zur Raubtierheit", die Losung ausgibt: „vorwärts zum verfeinerten, durch Kultur veredelten Menschentum". Mensch — nicht Uebermensch! Die Nietzsche-Bewegung, welche unheilvoll und durch den Immoralismus ansteckend zu werden drohte, ist im Rückgang. „Unsere Zeit braucht eine von Pessimismus und Uebermenschentum genesene Philosophie." Demgemäß protestiert Stein gegen die Erhebung Nietzsches zum Klassiker der Philosophie in einem eigenen Essay. Nietzsche ist ihm der große Frager in der Philosophie. Aber nicht die großen Frager, sondern die großen Beantworter sind die Klassiker der Philosophie. Nietzsche ist ihm ein Gedankenanarchist, der das letzte Dezennium des abgeschlossenen Jahrhunderts stark in deterius beeinflußt hat. Der Gedankenanarchie widmet er einen besonderen Essay und behandelt deren Gegenstück, die Gefühlsanarchie, in der gleichen Weise. Verstand und Gefühl, Intellektualisten und Voluntaristen sind die Antipoden, welche stets um die Hegemonie streiten. Beide Essays sind anziehend und lehrreich.

Auch die Pädagogik nach ihrem jetzigen Betrieb und Stand behandelt Stein und wünscht eine glückliche Weiterentwicklung der experimentellen Pädagogik, welche die Leistungsfähigkeit der Schüler genau bemessen und ihre Methode darnach dirigieren kann. Die Ueberbürdung tadelt er als den wundesten Punkt der modernen Schulpolitik. Denn der moderne Mensch ist nicht mehr vorwiegend Muskelmensch, wie seine Vorfahren, sondern Nervenmensch. Ein nervöses und überreiztes Geschlecht aber bietet für die Zukunft und ihre großen Aufgaben wenig günstige Ausblicke. Steins bevorzugtes Feld ist die Soziologie. Ihr hat er mehrere Essays gewidmet und sie außerdem in einem besonderem Werke[1]) behandelt. Die soziologischen Urgegensätze heißen: Mann und Weib, Individuum und Gattung, Egoismus und Altruismus, Sympathie und Antipathie, Freiheit und Gleichheit, Gesellschaft und Staat. Individualismus und Universalismus ergeben sich in der Tat als Urgegensätze des

1) Soziale Frage im Lichte der Philosophie. Stuttgart, Enke 1897.

soziologischen Denkens. Beide verzerren sich und verbilden sich zur Karikatur. Die Karikatur des Individualismus grinst uns im Anarchismus entgegen, wie die Karikatur des Universalismus aus der welt- und menschenscheuen und flüchtigen Askese. Möge das Dargebotene vielen ein Sporn sein, das angezeigte Buch selbst zu studieren; der Gewinn daraus wird Geld und Zeit dafür lohnen!

Im nämlichen Verlag ist von eben demselben Verfasser vor einigen Wochen eine weitere Schrift erschienen.[1]) Dasselbe hängt eng mit dem erst angezeigten Buche zusammen und hat dieselben Vorzüge wie jenes. Im Sinne des vertretenen sozialen Optimismus behandelt Stein die vier großen Fragen, welches der Sinn der Welt, der Sinn des Erkennens, der Sinn des persönlichen Lebens und der Sinn des sozialen Lebens sei. Die Deutung des Weltdaseins und des Einzeldaseins war von jeher die schwere Rätselfrage für die denkenden Köpfe. In unserer Epoche des westeuropäisch-amerikanischen Kultursystems, in welchem ein Kampf um einen neuen Lebensinhalt auf der ganzen Linie entbrannt ist und eine weitreichende Umwertung früherer Werte und eine Umgestaltung der sozialen Verhältnisse eintritt, ist es doppelt interessant, einem so weitsichtigen Kulturphilosophen, wie Stein, in seinen Auseinandersetzungen zu folgen und die Entwicklung seiner Welt- und Lebensanschauung zu erfahren. Stein konstatiert, daß die rein mechanische Welterklärung nicht mehr befriedigt und daß die Energetik die philosophische Signatur des Tages ist (Ostwald). Die Theologie wird mehr und mehr berücksichtigt als Erklärung in der Soziologie, wo die kausale Erklärung unzureichend ist Die mechanische Kausalität erklärt uns wohl das Sein der Außenwelt, die logische das Denken der Innenwelt und erst die theologische aus Motiven hervorgegangene das Handeln. Nur durch Anwendung der Theologie läßt sich aus dem Chaos menschlichen Tuns ein Kosmos sozialer Regeln oder Regelmäßigkeiten (Rythmen) konstruieren.

1) Der Sinn des Daseins. Streifzüge eines Optimisten durch die Philosophie der Gegenwart. (M. 8, geb. 9,50.)

Die Moralstatistik und Milientheorie beleuchtet Stein in besonderer Weise. Die mit Emphase verkündete allgemeine Gültigkeit des Determinismus, wonach der Mensch auch in seinen Handlungen der mechanischen Kausalität unterstellt ist, weist er in ihre Schranken zurück. Dabei findet er auf Grund der Moralstatistik das Gegenteil des strengen und starren Determinismus, welcher jede Freiheit des menschlichen Handelns in Abrede stellt. In 95% der Fälle etwa handelt das menschliche Individuum nach Motiven, die es seiner Gruppe, Klasse, Kaste, Rasse, Religion, Nation, seinem Beruf, Rang, Stand, Volk, seinem Freundeskreis oder seiner Lektüre, kurz seiner Umgebung entnimmt. Aber in 5% aller beobachteten Fälle stimmt das Milien-Exempel nicht, weil das Individuum im Spiel seiner Motive manches Unkontrollierbare und Inkommensurable einschiebt, das aller Schematisierung spottet, allem Einflußzwang Hohn spricht, mithin strenge Gesetzmäßigkeit und unfehlbare Gültigkeit der Voraussagen menschlicher Handlungen ausschließt. Das Spiel der Motive, welches die Moralstatistik in ihren 5—15% der festgestellten abweichenden Fälle nur registriert, wie der Zeiger die Zeit, bewegt sich in den engen Grenzen von 5—15% der von Milien abweichenden Fälle. In seinem letzten Essay verbreitet sich Stein über die Grundpostulate „Freiheit und Gleichheit". Sie erscheinen ihm vom Standpunkte der Soziologie als die beiden Leitsterne, welche dem Menschengeschlechte die sonst so unwegsamen Irrgänge seiner Geschichte beleuchten. Die Freiheitsidee ist das beherrschende Ideal des Liberalismus, wie die Gleichheitsidee das des Sozialismus ist. Die einen sehen den Sinn der Geschichte in der Herausarbeitung des „Freiheitsmenschen", die andern in der Entwicklung zum „Gleichheitsmenschen". Aber die völlige und höchste Verwirklichung beider Forderungen führt ad absurdum. Denn alle Freiheit hat Ungleichheit und alle Gleichheit Unfreiheit zur Folge. Die Vertreter beider Richtungen sind also Utopisten und die Rufer der égalité, liberté, fraternité waren soziologisch betrachtet, falsche Propheten. Unserm Kultursystem soll nach Stein die volle Herrschaft auf dem Planeten zufallen. Darum preist er die hohen Vorzüge desselben in fast einseitiger Weise. Man wird ihm nicht in allen Punkten unbedingt beistimmen,

aber darin Recht geben, daß die allseitige Förderung der Kultur die dringende Aufgabe der Zukunft ist. Und wenn die Ansicht begründet ist, daß über der einseitigen Förderung der äußeren Kultur und Technik, die innere besonders sittliche Kultur vernachlässigt wurde, so wird es die Aufgabe der nächsten Zeit sein, die sittliche Kultur in gesteigertem Maße zu pflegen und zur Ausbildung zu bringen. Die gesteigerte Kultur nach der materiellen Seite, sofern sie eine höhere Lebenshaltung in Genuß, Kleidung, Wohnung und Komfort ermöglicht, reizt zunächst nur zu gesteigertem Genuß und führt zu einer Verrohung, wenn nicht durch eine stark entwickelte, sittlich geläuterte Persönlichkeit die notwendigen Schranken gezogen werden und die innere Herrschaft des sittlich durchgebildeten Willens die Zügel führt. Auch unsere Parole wird lauten: vorwärts zur höheren Kultur und durch stete Vervollkommnung zur Verwirklichung des Gotteswortes: „Seid vollkommen, wie ich vollkommen bin.“ Hat das Buch Steins diese letzte Konsequenz nicht mehr gezogen, so enthält es doch so wichtige und weitreichende Orientierung, daß man es allen Kulturfreunden und Kulturförderern warm empfehlen kann. Jerger (Schwennenbach).

X.

Zur Kirchengeschichte der Steiermark.[1])

Der Verfasser, welcher soeben den ersten Teil des ersten Bandes seiner „Acta Salzburgo-Aquilejensia“ (1316—1378) veröffentlichte, bietet im Vorliegenden Beiträge zur steiermärkischen Kirchengeschichte in zwei (15. und 17.) Jahrhunderten auf Grund seiner römischen Archivstudien. Die Serie aus dem 15. Jahrhundert, geschöpft aus den päpstlichen Konsistorialakten und vatikanischen Supplikenbänden, bringt Stücke zur Geschichte Melks, Passaus, des Bistums Triest und der Salzburger Streit-

1) Dr. Alois Lang, Beiträge zur Kirchengeschichte der Steiermark und ihrer Nebenländer, aus römischen Archiven. Veröffentlichungen der historischen Landeskommission für Steiermark. XVIII. Graz 1903.

sache zwischen Peckenschlager und Bernhard v. Rohr, lokalgeschichtliche Akten für die Klöster St. Georgen, Ossiach, der Karmeliter in Wien, St. Peter in Salzburg, St. Lamprecht, Neuberg und Reun, die Kirchen in Leibnitz, Gradwein, Unterdrauburg, Neunkirchen, Obdach, Krieglach, Hernstein, Mariapfarr und Judenburg und eine Anzahl Bittbriefe des Kaisers Friedrich bei seiner Obedienzerklärung gegen den Papst.

Allgemeineres Interesse können die beigebrachten Quellen zur Geschichte des 17. Jahrhunderts beanspruchen. Die Depositionen beim Informationsprozeß des Marx Sittich von Hohenems enthalten mannigfache Angaben über die innere Gestaltung der Salzburger Erzdiözese und über die Persönlichkeit des antretenden Metropoliten. Auszüge aus den Registerbüchern der Grazer Nuntiatur beleuchten die wenig freundlichen Beziehungen Salzburgs zur Nuntiatur und zu den Vätern der Gesellschaft Jesu. Namentlich stießen die Gegensätze auf einander gelegentlich zweier Abtwahlen in Admont. Im Vergleich zu einem Ringuarda hatte Rom bei der Sendung des Nuntius Paravini eine weit weniger glückliche Wahl getroffen. Dieser suchte jede Gelegenheit, um die Metropolitanrechte zu Gunsten der unmittelbar päpstlichen einzuschränken. Daß die damaligen Salzburger Kirchenfürsten noch wenig den Sinn und Geist einer wahren Reform erfaßt hatten, läßt eine solche Politik des Nuntius vielleicht einigermaßen entschuldigen, nicht aber rechtfertigen. Jedenfalls lag darin genug Zündstoff zu allerlei Konflikten. Zwischen hinein spielt auch die Politik der Fürsten und ihrer Höfe. Der natürliche Sohn Rudolfs II. hätte mit kirchlichen Dignitäten ausgestattet werden sollen; Salzburg ist, wie seit langem, noch immer der Zankapfel zwischen den habsburgischen und wittelsbachischen Interessen. Auch über die Gründung neuer Bistümer (Graz und Admont) wird ventiliert. Die die damalige diplomatische Welt so sehr in Spannung haltende Nachfolgefrage nach Mathias wird in diesen Materialien wiederholt gestreift, insbesonders Khlesls bereits gespanntes Verhältnis zum Grazer Hofe.

Alles ist vom Herausgeber mit einem großen Apparat erklärender Personal- und Sachnotizen, sowie mit erschöpfenden Literaturangaben reichlich belegt. H.

Druckfehlerberichtigung.

Das auf S. 858 des vorigen Bandes in der Anmerkung angeführte Werk von A. Vermeersch ist **1904**, nicht 1898 erschienen.

XI.

„Kant, der Philosoph des Protestantismus."

Der 12. Februar 1804 war der Sterbetag von Immanuel Kant. Bei der hundertsten Wiederkehr des Tages wurde die Bedeutung des Königsberger Denkers in fast zahllosen literarischen Versuchen gewürdigt. Die Mehrzahl der Aufsätze, Abhandlungen und Reden ging auf der breiten, bequemen Straße des Lobes; die steilen, schwierigen Pfade der Kritik wurden zwar nicht völlig gemieden, aber seltener betreten. Man hielt sich zu gerne an das Wort: „Von den Toten nur Gutes!"

Lehrreich in Bezug auf die Frage: Wie stellt sich der Protestantismus grundsatzmäßig zu der Philosophie? ist ein Vortrag, den Dr. Julius Kaftan am 12. Februar 1904 in der Reichshauptstadt vor dem dortigen Zweigvereine des Evangelischen Bundes gehalten hat. Das Thema war das in unserer Ueberschrift genannte. Bekanntlich wird der Satz neuerlich besonders durch den Berliner Philosophen Friedrich Paulsen vertreten.[1])

I.

Unter den drei christlichen Kultursystemen, sagt der Berliner Dogmatiker und Ethiker, nach und neben der

---

1) Kant, der Philosoph des Protestantismus. Rede von Dr. Julius Kaftan. Berlin, Reuther u. Reichard, 1904. 34 S. in 8°.

griechischen wie römischen Kirche ist der Protestantismus „die dem Evangelium am meisten entsprechende Form des Christentums, welche die Geschichte bisher gezeitigt hat". Der Philosoph des Protestantismus aber ist Kant. Einerseits wäre Kant auf einem geschichtlichen Boden, verschieden von dem des deutschen Protestantismus, nicht möglich gewesen; andererseits ist die Kulturepoche der Gegenwart, die, von der Reformation ausgegangen, immer noch im Werden ist, durch Immanuel Kant zu dem ausgewachsen, was sie ist. Die Denkkraft des nordischen Weisen hat den Weg gezeigt, auf dem das Evangelium und der evangelische Glaube sich dem geistigen Leben unserer Zeit „einordnen" ließen. Darum gehört „auch Kant zu den großen Lehrern" der protestantischen Kirche. Wenngleich seine Bedeutung nur „in der Peripherie" des protestantischen Kirchentums gelegen ist, so darf sie, weil „auf unmeßbare Weise doch wieder mit dem Innersten des Lebens zusammenhängend", immerhin von niemandem gering angeschlagen werden. Kant ist „einer der Größten unter den führenden Geistern der Menschheit", und er ist es dadurch, „daß er dem großen Kultursysteme des Protestantismus die ihm entsprechende Philosophie gegeben hat".

So lautet die These eines der namhafteren Vertreter unter den protestantischen Theologen von heute. Wie steht es nach seiner Meinung um Theologie und Philosophie? wie wird die Fundamental-, Kapital- und Zentralfrage, die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Glauben und Wissen zu erledigen sein?

Wir werden, wenn wir auf die Frage eingehen, hier nur die Meinung eines Einzelnen hören. Aber bei dem Mangel allgemein gültiger Anschauungen auf dem Boden des Protestantismus, zumal in philosophischen Dingen, können wir uns anders als durch die Prüfung der Vorstellungen einzelner nach dieser Richtung hin nicht belehren.

Der protestantische Theologe gibt zu verstehen: Kants

Philosophie ist die richtige, weil sie die für den Protestantismus brauchbare, die brauchbarste Philosophie ist, weil sie diesem die „entsprechende" wissenschaftliche Form gefunden hat. Der Katholik huldigt einem grundsätzlich verschiedenen Urteile. Wir sind überzeugt: Nicht wenn und weil eine Philosophie für uns, für den Glaubensstandpunkt brauchbar ist, erweist sie sich als wahr, sondern wenn und weil eine Philosophie als wahr erweisbar ist, dann und darum allein ist sie für den Glauben und seine Wahrheit brauchbar. Dieser Satz drückt nicht eine abgesonderte Gelehrtenansicht auf dem Boden des Katholizismus aus; er ist ein Fundamentalsatz. Rationis usus fidem praecedit; recta ratio fidei fundamenta demonstrat.[1])

Es hält der Katholik einen jeglichen Versuch, die Philosophie, den (unvollständigen) Inbegriff des natürlichen Erkennens, auf das Dogma des Glaubens zu stellen und dann das Dogma wieder durch die Philosophie zu stützen, für das Widerspiel, ja für den Tod der Philosophie. Und können wir, kann das Denken anders urteilen?

Nach Immanuel Kant ist es ein hoffnungsloser methodischer Fehler, die Freiheit der Vernunft, die Unabhängigkeit des Wissens zu verkündigen und der Vernunft bestimmen zu wollen zum voraus, auf welche Seite sie mit ihren Untersuchungen notwendig zu fallen habe. Der Logiker Kant ist ein Gegner der Methode, derzufolge bewiesen werden will: Die vorzüglichste, reifste Form des Christentums ist der Protestantismus; also hat der Kantianismus, weil er sich zur „entsprechenden Philosophie des Protestantismus" entwickelt hat, für die Weltanschauung eines Größten unter den führenden Geistern der Menschheit zu gelten.

1) „Der Vernunftgebrauch geht dem Glauben voran: die richtige Vernunftbetätigung hat die Grundlagen des Glaubens zu beweisen." Kirchliche Entscheidung gegen den Traditionalismus und auf dem Vatikanum (Sess. III, Constit. de fide cap. 4).

Es ist wahr, der Lobredner Kants bequemt sich zur Anerkennung des unerwünschten Gegensatzes, den die Wirklichkeit mit der gewünschten Geschichtskonstruktion bildet. Würde der gefeierte Geist aber sich genügen lassen an der Begründung, die der Theologe seiner Anerkennung gibt, an dem Sätzchen nämlich: „Gott hat“ — indem er altgriechisches, römisches und protestantisches Christentum neben einander bestehen, statt nach einander auftreten ließ — „es anders gewollt und geordnet“, als wir es gerne haben möchten? Der Verfasser des Büchleins von der „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ — es ist bezeichnend, daß dieser Schrift, die in schneidendem Gegensatze zum Fundament alles Christentums steht, sehr selten, bei Kaftan mit keiner Silbe Erwähnung geschieht —, der „Philosoph des Protestantismus“ hätte den Protestantismus wie alles andere an seiner, an Immanuel Kants autonomer Vernunft, niemals aber seine Vernunft an dem Protestantismus oder an einem willkürlichen Wertmaßstabe gemessen, den eine dogmatische Vorannahme für das, was gewertet werden soll, bereitstellen möchte.

Der Philosoph würde die Beweisführung derer, die ihn anrufen, sicherlich als „Sophistikation“ gerügt haben, und als ein Beispiel solcher Sophistikation wäre ihm die Wendung erschienen: Neben der Betonung der sittlichen Pflicht ist die andere Wahrheit des Christentums, die Paulus geprägt und Augustinus erneuert hat, diese: „daß wir gerecht werden vor Gott aus Gnaden allein durch den Glauben“. Kant hätte — mit uns — in der vorsichtigen Wahl des Plätzchens für das Wörtchen „allein“ die Art der heutigen protestantischen Theologie erkannt, die zwischen Nein und Ja die Mitte sucht.

Sollen wir das „allein“ zum Worte „Gnaden“ ziehen und lesen: „Wir werden vor Gott gerecht aus Gnaden allein“? Dann ist die Rechtfertigungslehre zwar noch nicht genau gefaßt, aber mit der biblischen, paulinischen,

augustinischen Fassung wenigstens verträglich; nicht jedoch ist diese Fassung lutherisch. Oder sollen wir lesen: „Wir werden gerecht vor Gott allein durch den Glauben"? Dann ist diese Fassung wohl lutherisch (solâ fide); nicht aber ist solch eine Rechtfertigungslehre augustinisch, nicht paulinisch, nicht biblisch.

Indessen, es könnte scheinen, wir wollten den Philosophen Kant dem Protestantismus streitig machen. Wir suchen keinen Vorteil, sowenig als wir in den Streit der protestantischen Parteien unter sich eingreifen. Wir wehren den ‚Liberalen' nicht, zu Gunsten der ‚Orthodoxen', wenn jene Immanuel Kant den Denker nennen, in dessen „Philosophie das System der absoluten Wahrheit erschienen"; und wir widersprechen den Orthodoxen nicht zu Gunsten der Liberalen, wenn Kant und Schleiermacher als die „modernen Abgötter" gescheut, wenn in der Lehre Adolf Harnacks und seiner Genossen „die letzten (neukant'schen) Konsequenzen einer antibiblischen und grundfalschen Theologie" verabscheut werden.

Es sollte hier lediglich darauf hingewiesen sein, daß die gekennzeichnete Methode, die Kant zum Philosophen des Protestantismus machen will, verfehlt ist. Kann dem Weisen aus Königsberg nicht aber doch aus sachlichen Gründen die Rolle zugesprochen werden müssen, die sich ihm aus formellen Gründen nicht zueignen läßt? Damit wäre zwar der Protestantismus, den Kant auf seinen philosophischen Ausdruck gebracht haben soll, gar nicht gerechtfertigt; denn es würde sich jetzt um die Kritik über Grund und Ungrund des philosophischen Ausdruckes selber handeln. Allein, der Zusammenhang zwischen der Philosophie von Kant und dem Protestantismus wäre doch klargelegt.

II.

„Philosophieren heißt", dem Berliner Theologen zufolge, „nach Gott fragen; Religion haben, Glauben heißt nicht nach Gott fragen, aber wohl, Gottes froh sein in der Form

seliger Gewißheit.“ Wissenschaft, Forschung treiben heißt, „nach der Welt fragen, aber immer nach der Welt, die unserer Erfahrung zugänglich ist“.

Wissenschaft und Philosophie in engster Verbindung hat Aristoteles pflegen wollen. Er kam nicht zu Gott, nicht auf den Punkt, wo der „Sinn alles Daseins“ beschlossen ist. Die Arbeit des Stagiriten zieht sich als eine unendliche auf stets gleich ebener Fläche hin. Breitet sich auch Licht aus, weicht das Dunkel auch zurück beim Voranschreiten: das aristotelische Denken gelangt nie dazu, sich über die Weltfläche zu erheben.

Plato wollte nicht aus der Erkenntnis der Welt, sondern durch die Besinnung des Geistes auf sich selbst die philosophische zugleich mit der religiösen Frage lösen. Er hoffte, die Menschenseele, der ein Ahnen göttlicher Wirklichkeit eingeboren ist, werde sich durch die Schwungkraft ihres Ahnens über die Welt, zu Gott dem Guten erheben können. Auch diese Hoffnung war nichtig, so sehr der Blick in die rechte Richtung, auf das Innere des Menschen gelenkt war. Plato fand in seiner Ideenwelt blos ein himmlisches Spiegelbild der Erde, der er doch zu entfliehen suchte.

Nun tritt Kant ebenbürtig neben die beiden führenden Geister der alten Zeit, und er macht die Dreizahl der philosophischen „Typen“ voll, die möglich sind. Kants Hauptfrage lautet: „Was kann ich wissen?“ Die Frage nach der Möglichkeit und nach den Grenzen des menschlichen Erkennens ist vor allem zu beantworten; sonst sind wir und bleiben wir unvermeidlichen Täuschungen ausgesetzt Was also vermag ich?

Durch bloßes Gehen über die unendliche Weltfläche hin, mit Aristoteles erreiche ich das Ziel nicht. Mit Plato kann ich auch nicht suchen; denn das Wort von den Geisterflügeln ist ein mythologischer Traum, die Rede von dem Geistesflügel ein schönes — kraftloses Bild. Das will sagen:

durch die reine, blos erkennende, durch die theoretische, spekulative Vernunft vermögen wir nicht bis zu Gott vorzudringen. Noch aber besitzen wir die praktische Vernunft. Sie ist der Wille, das Vermögen, nach der Vorstellung von Gesetzen zu handeln; im Innersten unseres Wesens und Gewissens gibt sie sich als „kategorischer Imperativ“ kund, als das bedingungslose Sollen dem Sittengesetze gegenüber. Darin geht uns die Majestät Gottes auf: im Gefühle des sittlichen Sollens und des sittlichen Wollenkönnens gleichen wir Leuten, „die zwar auf der Erde wohnen, die aber wissen, daß der Himmel sich über ihnen wölbt, und daß sie dieses Himmels innerlich froh werden und sicher sein können.“

In dem Glauben also, daß wir können, was wir sollen, liegt uns die philosophische samt der religiösen Frage gelöst vor. Denn in diesem Glauben ist das andere Glauben eingeschlossen: Weil du sollen kannst, bist du frei, kannst du selber wollen; weil du aber hienieden und allein aus dir nicht mangellos vermagst, was du sollst und willst, nämlich in rein sittlichem Gutsein unbedingt glücklich zu sein, so mußt du unsterblich sein; und es muß Gott sein, der dir in dem unendlichen Fortschritte des Jenseits die Erreichung des obersten Gutes, das reine Tugendhaftsein, und die Erreichung des höchsten Gutes, die Harmonie von Tugend und Seligkeit, möglich macht und sichert. Gott, Freiheit und Unsterblichkeit sind somit zwar nicht Gegenstände des wissenden Erfassens, wohl aber sind sie Forderungen des sollenden Wollens im Menschen; und sie, die „praktische Vernunft“ mit ihren Postulaten führt den Primat in unserem Seelen- und Sittenleben.

Auf dem gesuchten Punkt angekommen — wir haben die Sache etwas schärfer formuliert —, bemerkt der protestantische Theologe: „Nicht durch das Welterkennen führt der Weg zur Gotteserkenntnis, sondern durch die innere sittliche Erfahrung, in der wir Personen werden: nur ein

Glaube führt zu Gott und seiner Erkenntnis, ein Glaube, d. h. ein aus den inneren Motiven des persönlichen Lebens entspringendes, immer wieder die Welt überwindendes Erkennen." Und eigens wird angefügt: „Dazu sagen wir als protestantische Christen Ja und Amen. Das ist kein anderer Weg in der Philosophie, als den uns in der Religion Luther gewiesen hat, und darum ist Kant der Philosoph des Protestantismus." [1])

Wie Kant seine Rolle hat, so ist Plato der Philosoph des orientalischen Christentums und Aristoteles der des Katholizismus. Jenes ist aus dem Bündnisse des christlichen Glaubens mit den Schöpfern der Philosophie, mit Plato und den Mystikern Griechenlands hervorgegangen. In der lateinischen Kirche, der die Staatsmänner, Juristen und Logiker von Altrom als die leitenden Geister vorstanden, ist durch Leo XIII. „der Scholastiker Thomas von Aquino zum Normallehrer der Philosophie" erklärt worden; hinter Thomas aber steht der Denker aus Stagira. Darum, weil das griechische Morgenland, das lateinische Abendland und die germanischen Länder der Reformation in der philosophischen Grundauffassung nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gehen, darum „lesen wir das Wort Gottes verschieden", das doch für alle Kirchen und Zeiten dasselbe sein will.

III.

Wir haben schon angemerkt, daß die methodische Begründung des Satzes „Kant der Philosoph des Protestantismus" verfehlt ist, und daß sie mißlingen muß. Wohl läßt sich begreifen, daß der eine oder andere Meister derer, die da wissen, von einer christlichen Konfession, von der Mehrzahl ihrer Glieder bevorzugt wird; es läßt sich verstehen, wenn das Studium eines Herrschers im Reiche des Gedankens vor der Beschäftigung mit anderen empfohlen wird, und die triftigsten

---

1) Kaftan, S. 32.

Gründe für die Empfehlungen können beigebracht werden. Aber beweisen, daß ein Denker als „der" Philosoph einer christlichen Konfession, als ihr „Normallehrer" zu gelten habe, das ist unmöglich.

Wollte eine christliche Konfession eine exklusiv bestimmte Philosophie als die allein brauchbare für sich hinstellen, dann hätten die Lehrer der Konfession, falls sie in ihrem Dogma wirklich die abschließende Wahrheit sehen — andernfalls können sie überhaupt nicht wissenschaftlich auftreten —, mit logischer Strenge, nicht mit theologischen Voraussetzungen zu erhärten, daß ihre Philosophie die schlechthin vollkommene, die fraglos richtige Vernunftwissenschaft ist. Wie sollte nun ein derartiger Beweis geliefert werden? Aus rein philosophischen Gründen? Aber wie läßt sich die Absolutheit einer Größe aus ihrer geschichtlichen Bedingtheit, aus ihrer tatsächlichen Unvollständigkeit dartun? Und jede Philosophie ist doch eine unvollkommene Erscheinung der Geschichte nach vielen Richtungen hin! Oder soll man zeigen, die für eine Konfession geforderte Philosophie gehe restlos in der Theologie, dem Lehrsysteme dieser Konfession auf? Soll vielleicht umgekehrt erwiesen werden, die Theologie einer Konfession sei bruchlos in der von ihr erlesenen Philosophie enthalten? Soll man am Ende gar darlegen, der Denkorganismus der Menschen sei nach Weltteilen und Nationen verschieden und in den hieraus entspringenden Verschiedenheiten der Philosophie seien die gegensätzlichen, aber im Gegensatze berechtigten Auffassungen der Einen religiösen Wahrheit begründet, ihnen seien sie angepaßt?

Man sieht, die Verkündigung „Kant, der Philosoph des Protestantismus" stößt auf unüberwindliche methodische Schwierigkeiten, die jeden derartigen Versuch, die Wahrheit der Offenbarung in ein exklusives Verhältnis zu einer bestimmten Philosophie zu bringen, drücken müßten. Der richtige Satz[1]): „Die Wahrheit, von der wir alle leben,

1) Kaftan, S. 32.

Protestanten wie Katholiken, ist uns durch Jesus Christus gegeben, durch das Evangelium, das ihn zum Inhalte hat" — ist mit der Beschlagnahme eines Philosophen, die ein Sichverschreiben an ihn bedeutet, völlig unvereinbar.

Auf katholischem Boden gehen wir denn von der unerschütterlichen Gewißheit aus: Alle Philosophie ist unfertige Menschenarbeit, und darum kann von keinem Philosophen in allen Stücken einleuchtend gemacht werden, daß er, er ganz und er allein „der Philosoph" des Evangeliums, der göttlichen Wahrheit sei.

Bei dieser Betonung vergessen wir keineswegs die Bedeutung der Philosophie über allen Philosophien. Im Gegenteil! Wir wissen, daß die Philosophie — sagen wir besser die Profanwissenschaft, deren ideale Zusammenfassung die Philosophie sein soll — die metaphysischen und geschichtlichen Grundlagen der höheren Wahrheit, des Evangeliums zu rechtfertigen hat und daß die Philosophie ihren Aufgaben auch zu genügen imstande ist, trotz der Unabgeschlossenheit ihres Wissenschaftsgebäudes nach oben hin. Denn gleichwie die Mathematik — nicht schon jeder einzelne Mathematiker — nämlich die bisher erarbeitete Summe der mathematischen Erkenntnisse eine durchaus solide, vernunftgemäße Grundlage z. B. für die Wissenschaft der Physik darstellt, obwohl in der Mathematik selber noch zahlreiche Aufgaben der Lösung harren: ebenso ist die unvollendete, ja die unvollendbare Philosophie mit ihren sicheren Ergebnissen (theistischer Gottesbegriff) die zuverlässige Basis des Glaubens. Weder die Beschlagnahme einer bestimmten Philosophie noch die Verpflichtung auf ein bestimmtes System bedeutet, noch die Bevormundung des Philosophierens beabsichtigt, sondern die Leistungsfähigkeit der Philosophie beleuchtet der Satz des Vatikanischen Konziles: Si quis dixerit, Deum unum et verum, creatorem et dominum nostrum, per ea, quae facta sunt, naturali rationis humanae lumine certo cognosci non posse: anathema sit.

In methodischer Hinsicht, sei wiederholt, ist es unrichtig oder unmöglich, von Kant als dem Philosophen des Protestantismus zu reden. Was dagegen die Sache betrifft, so lassen wir dem protestantischen Theologen Recht. Wenigstens in einem Punkte besteht ein Zusammenhang zwischen dem Protestantismus und dem Kantianismus.

Freilich, wenn gesagt wird, die Grundformen des Philosophierens gehen in ihrem Kern auf die drei einzigen Typen, auf den Typus des platonischen, des aristotelischen und des kant'schen Denkens zurück;[1]) wenn mithin eine Art prästabilierter Harmonie zwischen diesen Typen und den drei großen christlichen Kultursystemen angenommen werden wollte: so kann dies sachlich nur als unhaltbar bezeichnet werden. Kein Philosoph, kein Kenner der Geschichte der Philosophie wird sich ernstlich mühen, die Falschheit der vorgelegten Konstruktion aufzuweisen. Auch ist es ein weiterer, arger Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit — ein Verstoß, der nicht einmal in einem Vortrag vor dem „Evangelischen Bund" unterlaufen darf — wenn Plato der Philosoph der griechischen Kirche genannt und das Lehrsystem des heiligen Johannes von Damaskus, „des Scholastikers im Morgenlande", mit keinem Worte berührt wird; wenn Aristoteles als Normalphilosoph des römischen Christentums hingestellt und doch wieder Augustinus, der Platoniker, als „der große Lehrer der abendländischen Kirche" eingeführt wird u. ä. In Punkten, wie die vermerkten, hat die protestantische Auffassung der Geschichte — Kaftan ist durchaus nicht der einzige Vertreter solcher Meinungen — sehr namhafte Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten zu verbessern.

Auch der kant'schen Religionsphilosophie, welche, wie bekannt und angedeutet, die Grunddogmen des Christentums, den trinitarischen Gottesgedanken, die Gottheit Christi, den evangelischen Erlösungsgedanken und v. a. beseitigt, wäre

1) Kaftan, S. 15.

vor Abgabe der Versicherung: Kant hat den Glauben des Evangeliums „dem geistigen Leben unserer Kulturepoche eingeordnet“ — die einläßlichste Betrachtung zu widmen. Desgleichen dürfte die Unterscheidung Kants: Das Aeußere der Religion, das „Statutarische“ am Christentum, die Dogmen, die Symbole, das Kirchentum, sind ein höchst wichtiges „Staatsinstitut“, dem Denker aber sind sie völlig entbehrlich — als ein verhängnisvoller Schritt zu bezeichnen sein. Es ist der erste Schritt, der zur Scheidung zwischen wissenden Nichtchristen und christlich-gläubigen Nichtswissern, zwischen einem Amtsglauben des Predigers und einem diesen Glauben aufhebenden Erkennen des Gelehrten führen muß. Das kommt hinaus auf die Zerlegung einer und derselben Person in den Pastor, der auf der Kanzel an die Bekenntnisformeln gebunden, und den Pastor, der außerhalb seiner Kirchenwände von allem Zwang entbunden ist.

Doch, wie gesagt, in Einem Punkte behalten die Verfechter unseres vielberufenen Satzes den Sieg. Der Punkt ist der Begriff des G l a u b e n s selber, die Vorstellung vom Glauben als dem Tun des Menschen, nicht als dem Inhalt und Gegenstand, der dem Gläubigen gegenübertritt.

Für alle ernsten Gemüter wird es ein erhebendes Schauspiel aus der Geistesgeschichte bleiben, mit ansehen und anerkennen zu dürfen, wie Immanuel Kant, als Kritiker, nicht als schöpferischer Kopf einer der scharfsinnigsten aller bisherigen Denker, das kostbarste Gut einer streng religiösen Erziehung in dem Vaterhause, den Glauben des moralischen Idealismus, den Glauben an das sittliche Ideal des Menschen durch sein langes Leben gerettet, und wie der Weise sein ganzes Leben in den Dienst dieses Glaubens gestellt hat. Der Glaube, freilich s e i n Glaube war für Kant der Leitstern wandelloser Pflichterfüllung, und er ist, dieser Stern, dem Wahrheitsforscher niemals untergegangen hinter stürmischem Gewölke.

Wenn man auf den äußeren Gleichklang und Einklang

der Worte hört, dann mag man gerne bekennen: Wie Luthers Religiosität, so hat Kants Philosophie im Glauben allein das Heil gesucht und im Glauben allein das Heil gefunden.

Die Erinnerung an die aufrichtige Frömmigkeit am Heimatherde ist für den Philosophen von Königsberg der treibende Anlaß gewesen, daß er dem blutlosen Rationalismus aus der Wolff'schen Schule, der den aufstrebenden Jüngling, den Jünger der ernsten Musen als geistiges Element umfing, in dem Idealgedanken des sittlichen Glaubens eine allbelebende Kraft, ein Sinn und Herz anregendes Ingrediens, einen den Willen stählenden Gesundheitstrank einzuflößen versuchte. Nicht bloß der dogmatischen Vernunft der bisherigen Philosophen, sondern der theoretischen Vernunft des Menschen überhaupt ist, nach dem Kritiker der reinen Vernunft, jeglicher Ausblick in das Jenseits der Erfahrung, deren Umkreis durch das Glühlicht, das Eigenlicht gerade nur der Vernunft erhellt wird — dieser Vernunft eben ist jeglicher Einblick in das Reich des Ansich der Dinge unerbitterlich versagt. Da muß doch und es kann doch der aus dem unbedingten Gefühle des Sollens erwachsende Glaube, eine lösende, befreiende Macht, welche die Schranken der Erscheinungswirklichkeit sieghaft überwindet, den beseligenden Ersatz dessen bieten, was dem reinen Wissen und leeren Nachsinnen vergeblich abgefordert wird.

Solches ist die Ueberzeugung, die Hoffnung von Immanuel Kant, und wir stehen nicht an, hervorzuheben, daß die hoffende Ueberzeugung, die überzeugte Hoffnung des Mannes, eines lauteren Charakters, in den weitesten Kreisen schon seiner Zeitsgenossen und der Nachwelt ihre segenvolle, vorbildliche Wirksamkeit geübt hat. Die Dichtung Johann Gottfried Herders mit ihrem Ideal von der sittlichen Menschenwürde, dem Nachbilde hehrer Gottesgüte, die Dichtung Friedrich Schillers, deren reife Erzeugnisse hohen Lebensernst und ergreifende Erhabenheit atmen — würde das

Unvergängliche von Herder und Schiller bestehen, wäre es in seinem Ursprunge möglich gewesen ohne Immanuel Kant und ohne die Philosophie seines Glaubensideales?

Doch, allemuneracht — sollen die gewichtigsten Bedenken, die wir hegen müssen, unterdrückt bleiben?

IV.

Wir lassen Luthers Glauben und die Frage ganz auf der Seite liegen, die hochbedeutsame Frage: Decken sich das Glauben des Philosophen Kant und der Glaube des Reformators? Wir müßten nach einläßlicher Prüfung aufs bestimmteste eine verneinende Antwort geben. Die oft gehörte, auch von Julius Kaftan wiederholte Behauptung: Kant hätte in der Philosophie denselben Weg gewiesen wie Luther in der Religion — hat doch nur einen leeren Anschein für sich.

Das Glauben ist zunächst als Seelen- und Gemütskraft, als psychische Energie, nämlich als gefühlsmäßiges Zutrauen und als willensstarkes Zustimmen zu der vorausgesetzten Wahrheit eines Urteils zu verstehen. Unter diesem Gesichtspunkte müssen sich, es ist aus psychologischen Gründen nicht anders zu erwarten, Aehnlichkeiten zwischen dem lutherischen und dem kant'schen Glauben finden. Allein, faßt man das Glauben weiterhin als ein sittliches Tun, als energische Gesinnung, als Empfindung sittlicher Antriebe; faßt man zumal das religiöse Verhalten des Menschen, seine anbetende Hingebung an Gott, den Unerforschlichen, ins Auge; achtet man vollends auf den Inhalt, den Gegenstand und das Ziel des religiösen Glaubens: dann öffnet sich eine tiefste Kluft zwischen dem Philosophen des 18. Jahrhunderts und dem Manne, der das Zeitalter der Kirchenreformation heraufgeführt hat.

Indessen, wie betont, auf die Einzelheiten der Frage gehen wir hier nicht ein. Wir führen insbesondere nicht aus, daß Kants sittliches Glauben unverhältnismäßig viel stärker

gewesen als der sittliche Glaube Luthers, daß aber der Gehalt des religiösen Glaubens bei Kant gar nicht verglichen werden kann mit der Fülle des religiösen Glaubens bei Luther. Was nun ist es um den Begriff von Immanuel Kants Glauben?

Sagen wir es kurz und unzweideutig! Das Glauben, der Glaube, woran sich Kants Weltanschauung als an ihrem Anker festhält, das im Glauben umfaßte Pflichtideal, die Idee des sittlichen Sollens, in die Kants Weltanschauung als in ihre Spitze ausläuft, ist das Ende der Philosophie im Sinne der Verneinung aller Philosophie als Vernunftwissenschaft.

Kant hat den Ausspruch getan, er hätte durch die Versicherung, daß alles Transzendente, was immer den Bereich unserer möglichen Erfahrung überschreitet, dem Menschen rein und für immer unerkennbar bleiben soll, das Wissen aufheben müssen, um zum Glauben Platz zu bekommen. Dieser Satz, das folgerichtige Schlußergebnis des kant'schen Philosophierens, hebt mit dem Wissen auch den Glauben selber auf, zermalmt — der „Alleszermalmer" hieß der Kritiker aus aus dem Norden — nicht bloß die Metaphysik, sondern an erster Stelle und in seinem innersten Grunde den Christenglauben — wenn Wissen und Christenglauben zermalmt werden können.

Suchen wir nach einem möglichst getreuen Ausdruck für die Vorstellung vom Glauben bei dem Philosophen! Leichtverständlich ist die Sprache nicht, die Kant über unseren Gegenstand spricht.

Das Glauben und aller Glaube, sagt Kant, ist ein Fürwahrhalten auf Gründe hin, die dem Glaubenden subjektiv genügen für seine „Annehmung", seine „Voraussetzung", von denen er aber weiß, daß sie objektiv, außerhalb seiner Bewußtseinssphäre nicht zureichend sind. Eine Verkettung von objektiven Gründen, welche die an sich gültige Regel seines logischen Verhaltens wäre, sieht der Glaubende nicht

vor sich und sich gegenüber; aber er ist innerlich überzeugt, daß sein Tun an einen Endzweck nur gelangen kann, wenn es mit einer nicht erkannten, doch vorausgesetzten objektiven Regel übereinstimmt.

Versetze ich mich in den Mittelpunkt der kant'schen Anschauungsweise, dann sehe ich nicht, daß sieben und fünf von mir ganz unabhängige Dinge miteinander zwölf Dinge machen. Denn das Ansich, das Noumenon, ob zählbar oder nicht, erkenne ich überhaupt nicht. Wohl aber sehe ich in meinem inneren Sinne, daß ich Sieben und Fünf als Zwölf zählen muß, und was von den Dingen in mein Bewußtsein hereinfällt, ein Teil desselben wird, das Phänomenon zähle ich in gleicher Weise. Auf Grund dieser meiner Innenerfahrung, in Bezug auf die von mir zählbaren Erscheinungen, glaube ich an eine meinem Erkennen unzugängliche, mein Gemüt „affizierende" Seinswelt.

Der „moralische Vernunftglaube", die moralische Denkungsart des Gemütes ist nach Kant insbesondere das Fürwahrhalten dessen, was für die theoretische Erkenntnis unerreichbar ist. Nicht eine zufällige Anwandlung, sondern ein notwendiges Handeln des Menschen ist dieses Glauben; denn es beruht auf einem „beharrlichen Grundsatze des Gemütes", entspricht und entspringt einem unabweisbaren „Postulate der praktischen Vernunft." Nicht zwar darf man sagen: „Es ist moralisch, es ist aus objektiv-sittlichen Gründen gewiß, daß ein Gott ist", sondern man muß sagen: „Ich bin moralisch, ich bin kraft meiner subjektiv-sittlichen Antriebe gewiß, daß Gott ist". Das aber bedeutet: „Der Glaube an einen Gott und eine andere Welt ist mit meiner moralischen Gesinnung so verwoben, daß, sowenig ich Gefahr laufe, diese Gesinnung — die Organisation meiner Vernunft mit ihrem Sollen und Wollen — einzubüßen, ich ebensowenig besorge, der Gottesglaube könne mir jemals entrissen werden".[1])

---

1) Außer den Hauptwerken: Kritik der reinen Vernunft (1781 und 1787), Kritik der praktischen Vernunft (1788).

Geben wir uns Rechenschaft von der Tragweite der kant'schen Anschauung über den „moralischen Vernunftglauben"!

Ob ein Gott ist; ob sein Wille der Grund einer objektiven sittlichen Weltordnung ist; ob in einem objektiven Sittengesetz die normative Regel unseres Handelns existiert; ob unserem sittlichen Handeln ein objektiv dauernder Erfolg möglich ist und ob er ihm im Jenseits wirklich sein wird: über all dies vermag die reine Menschenvernunft nichts zu wissen. Dies alles gehört zum Ansich des Seins, fällt also nicht in den Erscheinungskreis unserer möglichen Erfahrungen. Einen Erkenntnisgrund für die Realität des Aufgezählten, der außerhalb des menschlichen Bewußtseins wirklich und dadurch beweisend wäre, namhaft zu machen, das ist unmöglich. Solch' einen Erkenntnisgrund hat der philosophische Dogmatismus zur Geltung bringen wollen, und das kann er nur versuchen, ein falsches Philosophieren!

Noch weniger weiß ich aber, daß Gott, Sittengesetz und Jenseits nicht Wirklichkeiten sind. Denn einen Zweifels- und Verneinungsgrund gegen das Aufgezählte, der außerhalb des menschlichen Bewußtseins wirklich und dadurch beweisend wäre, namhaft zu machen, das ist auch ganz unmöglich. Solche Gründe hat der philosophische Skeptizismus (Atheismus) zur Geltung bringen wollen, und er nur kann das unternehmen, ein gänzlich falsches Philosophieren!

Daß ich jedoch trauen darf, die Existenz Gottes, des Sittengesetzes und des Jenseits, Ideen, deren objektive Wirklichkeit bedingungsweis angenommen sein soll, sei möglich; daß ich in meinem Verhalten und Handeln vertrauen darf, das

Kritik der Urteilskraft (1790), sind über das Glaubensproblem bei Kant zu vergleichen: Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (1793), Der Streit der Fakultäten (1798), Ueber die Fortschritte der Metaphysik seit Leibniz und Wolff (1794).

Angenommene sei wirklich; daß ich mein Verhalten und Handeln nur so, niemals anders einrichten darf, als wie es mit dem Gottesgedanken, dem Sittengesetze, der Vorstellung von einer Vergeltung im Jenseits übereinstimmt, wenn dem allem die Wirklichkeit entspricht: dessen bin ich so sicher, als ich meiner selbst gewiß bin, als ich die sittliche Gesinnung, des Gewissen, das Innerste meiner tätigen Vernunft in mir vorfinde, als ich im unveränderlichen und unverlierbaren Bewußtsein der Pflicht das bedingungslose Gebot, ‚Du sollst‘ wie die gesetzgebende Gewalt meines eigenen Wesens empfinde. Das ist der Standpunkt des philosophischen Kritizismus, der den Fehler eines zweifachen, eines positiven und negativen Dogmatismus, die Geltendmachung eines reinen eines Wissens, daß die letzten Dinge seien, und die eines reinen Wissens, daß sie nicht seien, durch den notwendigen Glauben, daß die Existenz Gottes und der Ewigkeit für uns Vernunftwesen unentbehrlich ist, vermeidet und überwindet.

Folglich — das ist das Schlußwort und die Losung der Philosophie von Immanuel Kant — kein Wissen von Gott und Ewigkeit, kein Erkennen der Gegenstände, die diesen Ideen der Menschenvernunft etwa entsprechen, keine Einsicht in ihre, außer dem Menschenbewußtsein seiende Wahrheit aus objektiv-realen Gründen! Wohl aber ein Glauben an Gott und Ewigkeit aus subjektiv-realem Beweggrunde der Menschenvernunft, der, ein unfehlbares Regulativ des Menschenbewußtseins, sich jedem aus uns mit der allerpersönlichsten Gewißheit kundgibt in dem Gefühle: Du sollst das Rechte, du willst das Gute, du vertrauest auf die endgiltige harmonische Verbindung von Sittlichkeit und Seligkeit, die du innerhalb der Erfahrungswelt nicht antriffst, in dem Gebiete, das jenseits von allem Schein und allen Erscheinungen liegt — du sollst und willst und vertraust, weil du ohne dies Sollen, Wollen und Vertrauen nicht Du selber bist noch es sein kannst!

Nicht ein Wissen also reiner Vernunft — sie vermag

die objektiven Bedingungen und ihre Verkettung im Ansich der Dinge nicht aufzudecken —, vielmehr der Vernunftglaube, der den Mangel objektiv-realer Erkenntnisgründe durch die stärkere Kraft subjektiv-realer, sittlicher Gewißheitsgründe ersetzt, der notwendig-vernünftige und vernünftig-notwendige Glaube tut den entscheidenden Schritt auf der Bahn, an deren Endpunkt, unsichtbar dem Auge des theoretischen Wissens, er den Lohn bewahrter Menschenwürde, die künftige Wirklichkeit des höchsten Gutes sicheren Blickes erschaut!

Der Schlußgedanke der Kant'schen Weltanschauung ist in den folgenden Versen ausgedrückt, die, jedem geläufig, sich bei den beiden Dichterfürsten Deutschlands finden.

Faust-Goethe[1]) glaubt:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Schiller, der eifrige Jünger von Immanuel Kant, mahnt:

„Du mußt glauben, Du mußt wagen;
Denn die Götter leihn kein Pfand;
Nur ein Wunder kann Dich tragen
In das Wunderland! . . . ."

Nehmen wir die poetische Verklärung hinweg, die von allem Idealismus und am meisten vom Idealismus des Sittlichguten, der Pflicht und Tugend ausstrahlt, vom Gedanken-

1) „Kant ist der vorzüglichste der neueren Philosophen, ohne allen Zweifel. Er ist auch derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen hat und die in unsere deutsche Kultur am tiefsten eingedrungen ist . . . Schiller pflegte mir immer das Studium der Kant'schen Philosophie zu widerraten. Er sagte gewöhnlich, Kant könne mir nichts geben. Er selbst studierte ihn dagegen eifrig, und ich habe ihn auch studiert und zwar nicht ohne Gewinn . . . Kant hat unstreitig am meisten genützt, indem er die Grenzen zog, wieweit der menschliche Geist zu dringen fähig sei, und daß er die unauflöslichen Probleme liegen ließ." Eckermann, Gespräche mit Goethe (Reklam), I, 252 f. II, 104. An der letzteren Stelle ist der Gedanke angefügt: Ein Beweis für die Unsterblichkeit sei entbehrlich; „denn die Natur kann die Entelechie nicht entbehren" (Entelechie gleich dauernde Lebensvollendung).

bilde dessen, was nicht zu irgend etwas gut, was ohne Wenn und Damit, was rein und an sich gut[1]) ist, nehmen wir den Verklärungsglanz fort: was bleibt dann vor dem durchdringenden Blicke, der zuletzt doch nur auf streng beweisbaren Erkenntnisgründen, auf streng beweisenden Sachgründen ausruhen kann, was bleibt von dem „dunklen Drange“ nach dem Rechten, von dem Wagemute für die Pflicht, von der Kraft undFestigkeit des Glaubens an das Gute und seinen Sieg noch übrig? Was bleibt vom Glauben im bedingungslosen Gefühle des Sollens, wenn dem Wissen jegliche Einsicht in die allgemein gültigen, durch eine letzte und höchste Ursache gesetzten und gesicherten Bedingungen der Berechtigung, Richtigkeit, Notwendigkeit des „gefühlsbetonten, willensmächtigen Fürwahrhaltens“, wenn die Einsicht in die Bedingungen, die eine unfehlbare Unterscheidung des Glaubens von einer dem Menschen vielleicht unvermeidlichen Selbsttäuschung ermöglichen müssen, schlechthin unmöglich sein soll? Kann ein Glauben an den „dunklen Drang“, dem das Auge des reinen Wissens, weil seiner Sehkraft unverrückbare Grenzen gezogen sind, keinerlei Pfand der Erkenntnis zu leihen vermag, anders als blind sein? Und wenn eine Weltanschauung, die Sachen strengstens beurteilt, mit der Berufung auf einen toten Sinn (motus caecus) abschließt, abschließen muß, hat sich dann solch' eine Philosophie nicht selbst aufgehoben und aufgegeben? Gehört zur Philosophie das Stück, daß sie Wissenschaft auch vom Erkennen des Höchsten sei, darf eine Philosophie diesen

---

1) „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer dieser zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Verstand, Mut, Mäßigkeit, alle sonstigen Talente des Geistes und löblichen Eigenschaften des Temperamentes, sowie die Gaben des Glückes — „sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswert; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von ihnen Gebrauch machen soll, nicht gut ist.“ Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 1785 (Einleitung).

Namen beibehalten, die jedes erweisbare Wissen vom Höchsten grundsätzlich leugnet?

Das durchaus ideal gedachte Motiv bei Kant: „Ich habe das Wissen abtun müssen, um für das Glauben freie Bahn zu gewinnen" vermag nicht zu verhindern, daß der philosophische Kritizismus, in seinen Anfängen eine der bemerkenswertesten Leistungen der menschlichen Denkkraft, in den Agnostizismus ausläuft, in das trostlose Bekenntnis satter, matter Seelen: „Ich weiß, daß wir nichts wissen können."

Ein Wanderer machte eine Alpenreise. Vor keiner Mühe schreckte er zurück, und im Anfange gelangen ihm bei der Ueberbrückung der Abgründe die kühnsten Wagnisse. Endlich, als er die höchste Höhe zu bezwingen sich anschickte und dafür alle Kraft und allen Mut zusammennahm, da fand sich der heldenhafte Mann vor einem Hindernisse, wie bisher kein zweites seinen Fuß aufgehalten hatte. Eine turmsteile Felsenmauer zog sich hin ins Unermeßliche; aus verschwimmenden Fernen schien ein Felsentor vorzutreten. Nach übermächtigen Anstrengungen, auf den ermüdendsten Umwegen erreichte der Wanderer die Stelle. Doch die Felsentrümmer öffneten keinen Durchgang. Ringsum alles tot und stumm, ein düster grauer Ozean, dessen Wogen aufbrandend erstarrt waren! Der erschöpfte Waller stand in gähnender Einsamkeit wie vor der Pforte der Unendlichkeit. Das Tagesgestirn war untergegangen, kein Laut regte sich, kein Flimmerschein durchzitterte das Dunkel. Nicht wissend, nicht erkennend, ob jenseits der verschlossenen Pforte noch Sein, Sinn und Leben, sei; nicht wissend, in gar keiner Weise erkennend, was etwa hinter der unüberschreitbaren Grenze des verlorenen Pfades seiner warten möchte — lauschte der Wandersmann einem Befehle, der nicht von außen her, der in seinem eigenen Inneren gebot: „Du sollst voran . . .!"

Was nützt es den Philosophen Immanuel Kant, wenn er sich in den Höhen des Denkens verstiegen hat und, ange-

kommen an der Grenzmarke alles Erkennens, auf die allerletzte Frage des Menschengeistes: „Wohin?" — nicht von außen oder oben her ermutigenden Zuruf, sondern aus der Tiefe seines Inneren den zwar unmisverständlichen, aber nur dumpfdrohenden Hall vernimmt: „Du sollst"?

Die Lage Immanuel Kants ist nicht die Lage des Wahrheitsuchers, wenn er an der Grenze seiner, der menschlichen Leistungsfähigkeit angekommen ist. Die Lage des Wanderers auf dem endlosen Gebirgspfade zwischen dem Hier und Dort wird geschildert von einem anderen Bilde.

Der Astronom blickt in die Tiefen des Himmels. Er sieht die regelmäßigen Bewegungen der Lichtbälle und rechnet die Gesetze der Bewegungen nach. Der Himmelskundige erkennt etwas vom Himmel, und hätte er auch nur eine schmalste Zone zu messen vermocht. Kraft der erlangten Erkenntnis glaubt der Freund der Sterne, daß jenseits der Grenzen, bis wohin sein Blick ihn trägt, nicht das Dunkel des Nichts sich dehnen müsse, daß auch dort noch Licht erstrahlen möge. Er waffnet das Auge mit dem Rohre des Sehers, und es zeigt dem Forscher in der Tat — in fast unendlichen Höhen ganz neue Lichtwelten.

Sein Glaube, der auf dem gewissen Grunde sicherer Erkenntnisse ruht, hat dem Astronomen nicht getrogen, und er wagt es, die Schwingen seines Glaubens weiter und weiter zu dehnen. Er rechnet und rechnet mit Hilfe genau bestimmter Daten, und er errechnet die Existenz von Gestirnen, die noch dasein müssen, wenn der Reigen der bekannten Wanderer im Azur die volle Harmonie besitzen soll. So findet der Meister der Himmelsrechnung Weltkörper, die noch in keines Beobachters Erfahrungskreis aufgetaucht waren, die noch kein lebendes Auge gesehen, die lediglich das astronomische Glauben erschaut hatte. Dies aber, das Glauben des Astronomen war möglich und fand sein Ziel, nicht weil die Sehkraft des beobachtenden Auges, auch des geschärften Auges ihre Grenze hat, jenseits von

der die Glaubensbilder gaukeln müßten. Nein, das Glauben des Astronomen war möglich und fand sein Ziel, weil die Sehkraft des beobachtenden Auges diesseits der Sehgrenze unbezweifelbare Erkenntnisse erarbeitet, und weil der Astronom in ihnen dem Glauben einen festen Schrittstein gelegt, ein sicher tragendes Sprungbrett bereitet hatte.

Gegenüber der Philosophie von Immanuel Kant, dem „Philosophen des Protestantismus", der im reinen „Vernunftglauben" mit seinem Sollen und Drängen endigt, bleibt es bei der Wahrheit der Philosophie: Das Glauben ist eine Handlung der Vernunft, die sich durch Herz und Willen bewegen läßt, auf Grund erprobten Wissens auch Vorlagen, die noch nicht voll erkannt sind, die Zustimmung zu geben; der Glaube aber, gestützt auf eine Summe erprobter Erkenntnisse, ist ein fester Grund für das, was man hofft, und eine sichere Ueberzeugung von dem, was man nicht sieht.[1])

Das Glauben ist die Kraft der erkennenden Seele, von einer unvollendeten Kette wirklich verstandener Beweisglieder aus auf die mögliche Fortsetzung und Ergänzung der Kette zu schließen. Der Glaube ist die Weiterführung einer endlichen Reihe von wirklichen Wissenssätzen in der Richtung ihrer möglichen Vollendung. Sofern Immanuel Kants „dunkles Glaubenswort" einen Bruchteil der ausgesprochenen Wahrheit enthält, deutet es etwas Brauchbares an; sofern das Endwort der kant'schen Philosophie sich in undurchdringliche Dunkelheit hüllt, ist es unbrauchbar. Kant's Schlußgedanke ist doch nur der in einen Klageruf umgeformte Verzweiflungsruf: „Daß wir nichts wissen können —!"

Freiburg i. B. Karl Braig.

---

1) Vergl. Thomas, S. th. II^2, 4, 2 c: Fides — quâ creditur — est actus intellectus, secundum quod movetur a voluntate ad assentiendum. — Hebr. 11, 1: *πίστις* — quae creditur — *ἐλπιζομένων ὑπόστασις, πραγμάτων ἔλεγχος οὐβλεπομένων.* Dazu Hebr. 11, 6 und das augustin'sche Axiom: Credere non possemus, nisi rationales animas haberemus.

XII.

Canada und Australien und der Imperialismus.

Der Mut und die Energie, welche Joseph Chamberlain im Kampf für seine Ideen an den Tag gelegt, der schwere Tadel, der ihn seitens seiner Gegner getroffen hat, haben ihm die Sympathie und Bewunderung vieler seiner Landsleute erworben, welche in den nächsten Wahlen für ihn stimmen werden, obgleich sie die Bedeutung und Tragweite der politischen Fragen, um die es sich handelt, nicht kennen. Seinen Lieblingen gegenüber läßt sich das englische Publikum weit mehr durch seine Gefühle als durch Vernunftgründe bestimmen. Die Kolonien (wir haben vor allem die größeren, Canada und Australasien, im Auge) werden sich voraussichtlich von der öffentlichen Meinung in England nicht fortreißen lassen, vielmehr ihr eigenes Interesse im Auge behalten. Betrachten wir zunächst das durch seinen Flächeninhalt und seine Bevölkerung bedeutendste Land Canada mit 3'653,946 qkm und 5'400,000 Seelen, während Australien 2'972,537 qkm und 3'767,443 Seelen zählt. Die Canadier sind, was die Engländer so häufig übersehen, weder durch Abstammung, noch durch Gesinnung Engländer. In dem Zensus vom Jahre 1901 berechnete man die Eingeborenen auf 400,000, die Amerikaner auf 130,000, die europäischen Ausländer auf 170,000, die Canadier, die hauptsächlich englischer Abkunft sind, auf 3'000,000, die französischen

Canadier auf 1'700,000. Die französischen Canadier halten zähe an ihrer Sprache, an ihrer Religion (der katholischen), an ihren Gewohnheiten fest und sind weit davon entfernt, sich an den britischen Triumphwagen spannen zu lassen. Obgleich sie Grund haben, ihren englischen Regenten dankbar zu sein, und die englischen Verdienste bereitwillig anerkennen, so bringen sie doch ihren Nachbaren größere Sympathien entgegen. Durch die beständigen Auswanderungen der französischen Canadier nach den Vereinigten Staaten und die teilweisen Rückwanderungen, wenn sie sich ein bedeutendes Vermögen erworben haben, wird das Band mit Amerika immer enger geknüpft. Die Regierung von Canada hat seit den letzten 30 Jahren 10 Millionen Mk. ausgegeben, um Ansiedler ins Land zu ziehen, und Hunderttausende von Kanadiern, die alle Eigenschaften guter Kolonisten außer den zur Uebernahme canadischer Güter nötigen Geldsummen besaßen, nach den Vereinigten Staaten auswandern lassen. Hatte man gehofft, die Landbevölkerung aus dem Vereinigten Königreich anzuziehen? Wollte man das englische Element stärken? Wenn das die Absicht gewesen ist, so ist das gerade Gegenteil eingetreten. Die nach Canada auswandernden Briten wandten sich dem Bergbau, der Industrie und dem Handel zu und wollten von Besiedelung des platten Landes nichts wissen; dagegen rücken aus den Vereinigten Staaten in den letzten Jahren jährlich 50 000 Ansiedler ein, welche die wohlfeilen und fruchtbaren Güter Canadas ankaufen und ihre zum Teil durch Raubbau erschöpften Ländereien den nachdrängenden europäischen Kolonisten überlassen. In früheren Jahren war der Westen das Dorado der amerikanischen Pioniere; jetzt sind die ungeheuren, zum Teil noch unerforschten Flächen des größeren Canada das Ziel der unternehmenden Amerikaner, welche durch ihre Kühnheit und Ausdauer die Engländer in den Schatten stellen. Seit dem Jahre 1897 hat das amerikanische Kapital seinen Weg nach Canada gefunden und das

englische verdrängt; Munizipalitäten, Privatgesellschaften haben große Anleihen bei ihren reichen Nachbarn gemacht; diese selber haben Bergwerke angekauft, Fabriken gebaut; das in Canada angelegte amerikanische Geld ist auf 150 Mill. Dollars berechnet. Canada kann, um die reichen Hilfsmittel des Landes auszubeuten, des fremden Kapitals nicht entbehren und wird durch seine Anleihen immer mehr in Abhängigkeit von dem Yankee-Kapital kommen; nicht blos die französischen, sondern auch die britischen Canadier werden mehr und mehr von den Vereinigten Staaten angezogen und befreunden sich mit dem Gedanken, daß die zwei durch keine natürlichen Grenzen geschiedenen Länder zu einander gehören. Der bekannte Historiker und Publizist Goldwin Smith steht mit seiner Ansicht nicht mehr vereinzelt, da viele glauben, durch den Anschluß an die Vereinigten Staaten würde der Anglophobie alle Nahrung entzogen, die Zahl der Anglophilen in den Vereinigten Staaten erhöht werden. Der letztere Umstand wäre für die Engländer ein geringer Trost, ist überhaupt kein politischer Faktor.

Man hat in der englischen Presse vielfach behauptet, Onkel Sam habe durch seine Begehrlichkeit und Selbstsucht den Canadiern großen Anstoß gegeben und den Haß von ehemals neu belebt. Das klingt höchst unwahrscheinlich, denn der gemeine Mann schaut mit Bewunderung auf das Land hin und das Volk, das alle andern überflügelt hat. So viele seiner Landsleute haben daselbst ihr Glück gemacht; der Canadier kommt daher zum Schluß, eine Vereinigung mit den Vereinigten Staaten müsse vorteilhaft sein. Nach Farrer („Contemporary Review“, Dezember 1903) sind nicht weniger als 75 % der britischen Canadier für die Vereinigten Staaten, obgleich sie englischer Abkunft sind. Die Gründe hiefür sind folgende: Loyalität ist eine Pflanze, die auf amerikanischem Boden nicht gedeiht, der eigene Vorteil hat von jeher den Ausschlag gegeben. Während des Krieges mit den Franzosen hatten die Kolonisten Ersteren Waffen

und Munition verkauft; nach dem Sieg der Engländer hatten sie sich geweigert, zu den Kriegskosten beizutragen, obgleich gerade sie den Hauptvorteil aus der Eroberung Canadas gezogen hatten. „Ohne das Recht, in den allgemeinen Angelegenheiten mitzusprechen, auch keine Besteuerung" war der Wahlspruch Neuenglands und wird auch der Wahlspruch Canadas sein. Jeder unkluge Schritt seitens Englands würde den Bruch nur beschleunigen. Die Canadier stellen sich die Frage: Was nützen uns die Kriege in Südafrika? die Behauptung der englischen Seeherrschaft? Zur Zeit des Friedens ist der englische Schutz unnötig, zur Zeit des Krieges durchaus ungenügend, denn gegen den einzigen Angreifer, den wir zu fürchten haben, gegen die Vereinigten Staaten, kann uns England kein Landheer liefern, das eine Grenze von 4000 Meilen verteidigen könnte. Daß die paar Schiffe, die es der amerikanischen Flotte entgegensetzen könnte, für die Verteidigung der Küstenstädte genügen würden, ist unsinnig, seitdem Amerika die Beherrscherin der beiden Meere, des Stillen und des Atlantischen, geworden ist. Die Monroe-Doktrin schützt Canada viel wirksamer als die britischen Flotten und Heere gegen alle Feinde, nur nicht gegen die Vereinigten Staaten, wo trotz oder wegen der vielen Annexionen die Ländersucht stetig gewachsen ist. Die Canadier wissen ganz wohl, die Reihe wird auch an sie kommen, mögen sie sich wehren oder nicht, und recht bald, wenn sie durch ihre Tarife die mächtigen Nachbarn reizen. Ungeachtet der großen Zölle hat Canada im Jahre 1902 an Rohprodukten und Fabrikaten für 138 Millionen Doll. eingeführt, gegen 59 Mill. Doll. aus Großbritannien; die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten betrug nur 68 Mill. Dollars, während die Großbritanniens 125 Millionen Doll. betrug.

Die Schutzzölle werden im nächsten Jahre infolge der Unzufriedenheit der Gegner der Trusts fallen; die Wiedereinführung des Freihandels wird aber Canada soviele Vor-

teile gewähren, daß die Anerbietungen Englands dagegen gar nicht in Betracht kommen. Vor Jahren tauschte Canada für seine Rohprodukte englische Fabrikate ein; ungeachtet besonderer Vergünstigungen auf den englischen Märkten herrschte große Unzufriedenheit. Man beneidete das glückliche Los der Vereinigten Staaten, die vermöge ihrer Schutzzölle in den Stand gesetzt wurden, Fabriken zu gründen. England mußte nachgeben und die Erhebung von Schutzzöllen gestatten. Jetzt hat Canada Tausende von größeren und kleineren Fabriken, deren Interessen berücksichtigt sein wollen. Selbst wenn die Fabrikanten ihre Arbeit einstellen wollten, wäre nicht viel gewonnen, denn die Arbeiter, die keine entsprechende Beschäftigung finden würden, müßten versorgt werden. Ueberall, wohin man blickt, türmen sich den Plänen Chamberlains die größten Schwierigkeiten entgegen. Um das Mutterland für die Uebernahme neuer Lasten geneigt zu machen, will man die Kolonien zu Lieferanten von Rohprodukten herabwürdigen, d. h. das Rad der Welt zurückdrehen und den Kolonisten jegliche Aussicht auf Selbständigkeit benehmen. So weit geht in Canada doch sicher das Wohlwollen gegen England nicht, daß man für ewig in der bescheidenen Stellung eines Provinzbewohners bleiben will und dem Gedanken, auf eigenen Füßen zu stehen, entsagt. Besucht der Canadier England, und gibt er sich als Amerikaner aus, so sieht er sich weit mehr geehrt, als wenn er seine eigentliche Herkunft angäbe. England ist viel zu weit entfernt, der englische Charakter bei manchen Vorzügen viel zu hochfahrend, als daß er die Kolonisten gewinnen könnte. Reibungen mit den Canadiern, von denen manche nichts für das Weltreich leisten wollen, während sie anderseits die größten Ansprüche machen, ließen sich nicht vermeiden, wenn die Verbindung enger geknüpft würde. Handelt es sich um Grenzregulierung mit den Vereinigten Staaten, um Schlichtung des alten Streites betreffs des Fischfanges in Newfoundland, dann klagt man, wenn

England nicht seine ganze Autorität einsetzt. Was würde erst geschehen, wenn Canada seinen Kriegsbeitrag lieferte und einige Heißsporne die Amerikaner reizten! Es ist schwer zu bestimmen, wer zuerst die Geduld verlieren würde, ob die Engländer oder die Amerikaner. Als die Engländer beim Ausbruch des Krieges mit Spanien den Amerikanern in jeglicher Weise Vorschub leisteten, schmeichelten sie sich mit dem Gedanken, einen Kampf um Canada auf Jahrzehnte verschoben zu haben. Die Gründung der neuen Republik Panama scheint diese Ansicht zu bestätigen; anderseits ist es sehr leicht möglich daß die Kriegspartei in Washington eine Grenzerweiterung gegen Norden für zweckdienlicher hält, wenn die amerikanischen Eroberungsgelüste im Süden auf energischen Widerstand stoßen. Wir wissen, auf welche Weise, durch welche Mittel die Regierung ihren Zweck erreicht hat, wie sie durch ihre Untertanen eine Revolution hervorgerufen, im Interesse der Ruhe und des Friedens immer neue Territorien sich erworben und letztere nach einiger Zeit in ihren Verband aufgemommen hat. Chamberlain glaubt wohl den Amerikanern zuvorkommen zu müssen, wird aber finden, daß er überlistet ist.

Auch Australien kann, wie wir früher nachgewiesen haben, aus dem von den Imperialisten erträumten Weltreich sich wenig Vorteil versprechen; sein Flächeninhalt gibt dem Canadas wenig nach, seine Bevölkerung ist aber noch dünner gesäet. Es hat keinen mächtigen Nachbarn zu fürchten, liegt den englischen Besitzungen nahe und findet an der englischen Flotte, welche die Meere beherrscht, einen wirksamen Schutz. Die Australier, die meist englischer Abstammung sind, haben allen Grund, sich enge an das Mutterland anzuschließen; denn sie danken es einfach dem englischen Einfluß, daß die Deutschen und Franzosen nicht einige für Australien wichtige Punkte besetzt haben. Australien ist ein großes und reiches, aber, wie wir früher gezeigt haben, überaus verschuldetes Land, so daß die auf den Einzelnen entfallende Schuld

weit größer ist als anderswo. Bedeutende Nationalökonomen haben behauptet, daß Australien nach einiger Zeit diese Schulden tilgen könne, daß manche der kostspieligsten Unternehmungen sich gut rentieren würden. Dem mag so sein; jedenfalls deckt die Ausfuhr von Rohprodukten nach England kaum die hohen, in England zahlbaren Zinsen. Wie weit besser würde Australien stehen, wenn der Erlös von dem Ueberschuß seiner Wolle, seines Getreides und der Ertrag seiner Goldbergwerke und anderer Bergwerke im Lande bliebe und für gemeinnützige Unternehmen verwendet werden könnte! Die Zersplitterung in so viele Provinzen, die vielleicht nur einige Hunderttausende von Seelen zählen, ist gleichfalls ein großes Hindernis für eine gesunde Entwicklung. Die gegenseitige Eifersucht ist eine fast unüberewindliche Schwierigkeit. Australien hat bereits eine sozial-Frage; die Arbeiter haben in den Parlamenten der einzelnen Staaten eine Macht erlangt, die sie in England nie besessen haben. Würden die in England gültigen Gesetze streng in Australien gehandhabt, so würden die Arbeiter vor allem gegen die Union mit England protestieren und ihre alten Rechte zurückfordern. Die Entwicklung Englands aus einem von einer einflußreichen Aristokratie beherrschten Feudalstaat in eine Demokratie ist noch nicht durchgeführt. In dieser Beziehung ist die Kolonie dem Mutterland weit voraus und somit würde eine übereilte Vereinigung die Entzweiung Englands und Australiens zur Folge haben. Die gegenwärtige Strömung in England ist konservativ; die liberale Rückströmung läßt noch immer auf sich warten, der Zeitpunkt für die Union Englands und Australiens wäre sonach schlecht gewählt. Die meist dem hohen Adel Englands angehörigen Gouverneure stehen bei den Australiern nicht im besten Angedenken. Daß Graf Hopetown, der Generalgouverneur, sein Amt niederlegte, weil sein Nachsuchen, einen höheren Gehalt zu erlangen, vom Parlament abgeschlagen wurde, hat die Australier verstimmt. Die Kund-

gebungen der Loyalität aller Klassen Australiens, als der Herzog und die Herzogin von York und Cornwallis auf ihrer Rundreise auch Australien besuchten, dürfen uns über die demokratischen Gesinnungen des Volkes nicht täuschen. Die Verleihung von englischen Orden wird ungern gesehen; der Staatsmann, der einen Orden annimmt, sinkt in den Augen des Volkes und wird mit einem erloschenen Vulkan verglichen. Dies erklärt sich aus dem Bewußtsein der eigenen Inferiorität, an die der Australier nur zu oft erinnert wird, und der Furcht, die tüchtigsten Kolonisten möchten sich in England niederlassen. Man hat gemeint, ein lebhafterer Verkehr mit England, die Vermehrung von englischen Dampfschiffsgesellschaften und die Herabsetzung des Fahrpreises würde die Gemüter einander näherbringen. Wir sind anderer Ansicht und meinen, der häufige Verkehr würde die Reibungspunkte vermehren, weil eben nur die wenigsten Australier die wirklich guten Eigenschaften der Engländer würdigen könnten. Die Kolonisten haben sich die Aeußerlichkeiten des englischen Lebens gut abgeguckt, ihre Fertigkeiten sich angeeignet; aber den englischen Geist haben sie nicht erfaßt, weil sie so lange von dem Mutterboden losgelöst und unter einem verschiedenen Klima und unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen sind. Nach Jahrzehnten werden die Australier eine höhere Bildung erlangen, auf die idealen Güter höheren Wert legen und sich mit den gebildeten Engländern mehr verwandt fühlen.

Der Handelsverkehr bahnt wohl die Wege für die höhere Kultur und Gesittung, bildet aber wohl nie den verbindenden Kitt. Der Schullehrer und der Geistliche sind weit bessere Träger der Kultur; gerade die materiellen Interessen entzweien nur zu oft den Kaufmann und den Kunden. Der von Chamberlain geplante Zollverein bringt die Engländer und ihre Kolonisten einander nicht näher, wenn der Eine oder der Andere oder Beide infolge der Vereinigung Schaden leiden. Der Verlust trifft zunächst die englische

Arbeiterklasse, bezw. die schlecht bezahlten Beamten, die mit ihrem geringen Verdienst nur mit Mühe ihre Ausgaben bestreiten können. Durch die bittere Not gezwungen, werden diese alle Hebel in Bewegung setzen und nicht ruhen, bis der Staat zum Freihandel zurückkehrt. Die Wiederherstellung des früheren Zustandes ist mit großen pekuniären Opfern verbunden und wird in den Gemütern der Geschädigten Unwillen und Abscheu wecken. Soll ich — so wird sich der englische Arbeiter sagen — einen höheren Preis für die Lebensmittel zahlen, um das Einkommen der Pächter und den Pachtzins der englischen Großgrundbesitzer zu erhöhen? Denn diese kommen, obgleich sie kaum erwähnt werden, zunächst in Frage. Soll ich die Gutsbesitzer in Canada und in Australien in den Stand setzen, den englischen Kapitalisten die fälligen Zinsen zu bezahlen, weil man mir Hoffnung macht, mein Lohn werde steigen? Nein, die Vorteile, die ich dem Freihandel verdanke, werde ich nicht aufgeben. Es ist wohl möglich, daß die Menge sich vorläufig täuschen läßt, aber sie wird gar bald die Augen öffnen und die Demagogen, denen sie zusehr vertraut hat, zur Strafe ziehen.

Zugleich mit dem neuen Tarif wird auch die Agrarfrage aufgerollt werden. Irland hat hier wie gewöhnlich den Reigen eröffnet; man wird in England und Schottland daran denken müssen, den großen Grundbesitz zu zerschlagen und das letzte Ueberbleibsel des Feudalismus zu entfernen. Chamberlain ist ein so unberechenbarer Staatsmann, daß man keine Hypothesen aufstellen kann; jedenfalls wird er seine letzten Karten ausspielen und die Massen zu ködern suchen. Die Reaktion gegen die überstürzten Reformen der Liberalen hat ihre Kraft noch nicht verloren; der früher so radikale Chamberlain hat gerade an dem Adel und den Großgrundbesitzern seinen mächtigsten Rückhalt. Eine große Arbeitsstockung würde das Prestige der konservativen Partei zerstören und der Kolonialpolitik eine ganz andere Richtung

geben. Schon jetzt fragen sich manche: Welche Vorteile haben die Kolonien dem großen Publikum gebracht, das der Kolonien wegen so hoch besteuert wird? Wenn es zu einem Weltkrieg kommen sollte, können weder sie uns, noch wir sie wirksam unterstützen; eigentlich ist nur das Großkapital an der engen Verbindung der Kolonien mit dem Mutterland interessiert. Gerade die Kapitalisten haben, wie so oft von den Arbeitern hervorgehoben worden ist, den englischen Kolonien sowohl als dem Ausland die nötigen Kapitalien vorgeschossen, die Maschinen und Werkführer der neu errichteten Fabriken geliefert und die Schließung so mancher englischen Maschinenfabrik verursacht. Man tröstet die Arbeiter damit, die Zunahme des Wohlstandes in den Kolonien würde eine erhöhte Einfuhr englischer Waren zur Folge haben. Dies ist sehr unwahrscheinlich, denn die Canadier und Australier werden etwaige Ueberschüsse für die Errichtung oder Erweiterung von Fabriken verwenden, um das Geld im Lande zu behalten und die sich stets mehrende Arbeiterbevölkerung zu beschäftigen. Die Liebe zu dem Leben auf dem Lande hat nicht nur bei der englischen Bevölkerung in den letzten 50 Jahren gewaltig abgenommen, sondern auch in den englischen Kolonien. Der Zug von dem Lande in die Städte ist der gleiche, ebenso der Ekel an den weniger lohnenden ländlichen Beschäftigungen. Manche von Philantropen vorgeschlagene Reformen scheitern an dem Widerwillen gegen das Landleben, welcher den Engländern zur zweiten Natur geworden ist.

England, das eine Zeitlang die Werkstätte für die ganze Welt gewesen ist, muß sich bescheiden, die führende Stellung aufzugeben und sich ins Unvermeidliche zu fügen; denn die Kolonien weigern sich, die Handlanger und Lieferanten des Rohmaterials für England zu sein, wollen vielmehr den Gewinn für sich selbst einheimsen. Ein englischer Schriftsteller ist auf den Gedanken gekommen, England zum Stelldichein für die gesamte gebildete Welt zu machen; er

übersieht, daß das feuchte Klima und die vielen Nebel ein unüberwindliches Hindernis bilden, daß die bisherigen Weltstädte Paris und Rom die Fremden nicht nur durch ihr günstigeres Klima und ihre Kunstschätze anziehen, sondern auch durch ihr Volksleben, die Anmut und Natürlichkeit ihrer Bewohner. England wird trotz der Konkurrenz anderer Länder manche Fabrikate besser und wohlfeiler herstellen können als andere Länder; es handelt sonach im eigenen Interesse, wenn es den Freihandel aufrecht hält und sein Absatzgebiet nicht sowohl in den Tausende von Meilen entfernten Kolonien, als in den Nachbarländern sucht und die Produkte dieser Länder wie bisher eintauscht.

Die Vorschläge Chamberlains lassen sich kurz also zusammenfassen: 1) Einige auf Lebensmittel gesetzte Steuern werden durch Schutzzölle auf die vom Ausland eingeführten Lebensmittel ersetzt, während englische, nach dem Ausland ausgeführte Fabrikate eine Ausfuhrsteuer zahlen. Die Kolonien sind von beiden Steuern frei. 2) Infolge dieser Aenderung zahlt England eine jährliche Summe von zehn Millionen Pfd. Sterl., wobei die Hauptlast auf die Armen fällt. 3) Die Einkünfte des Staates werden um 2 Millionen vermindert werden. 4) Nur zwei Staaten von Canada und Australien — Manitoba und Neu-Seeland — ziehen aus dieser Maßnahme Vorteil. 5) Ferner werden hierdurch den Großgrundbesitzern Großbritanniens 7—8 Mill. Pfd. St. in die Tasche gespielt. 6) Einige englische Industrien würden durch die Eingangs- und Ausfuhrzölle auf Kosten Anderer begünstigt. — Man hat mehrere Gegenvorschläge gemacht, welche weit geeigneter wären, das Einkommen des Staates zu erhöhen, z. B. die Besteuerung der im Ausland angelegten Kapitalien, ganz besonders aber eine Reform der Agrargesetze befürwortet und Abschaffung der Fideikommisse und Erstgeburtsrechte verlangt. Es ist eine Anomalie, so behauptet man, daß der gesamte Grundbesitz sich in den

Händen von einigen Tausenden befindet, daß die Pächter von der Laune des Eigentümers abhängig sind, die Pachtgüter ohne Erlaubnis nicht verbessern können, sehen müssen, wie der Zins des von ihnen verbesserten Landes erhöht wird, daß, während die englische Nation Irland einen Kredit von 100 Millionen Pfd. St. gewährt hat, um die Pächter zu Eigentümern zu machen, ihr Bauernstand verkümmern soll. Die Vermehrung der Stadtbevölkerung, auf die wir in diesen Blättern öfters aufmerksam gemacht, hat zunächst für das platte Land, dann für die Städte selbst die allerschlimmsten Folgen, denn alle die gesunden, kräftigen Leute, die geistige Elite, ziehen in die Städte und kehren nie wieder aufs Land zurück, einmal weil, wo immer es tunlich ist, das Ackerland in Viehtriften umgewandelt wird, dann weil die Arbeiterwohnungen so schlecht sind, daß kein anständiger junger Mann seine Braut in eine solche Wohnung führen will (die meisten Hütten sind ohne Garten oder Felder, deren Bebauung sein Einkommen erhöhen könnte). An Unterhaltung fehlt es in den Dörfern fast ganz und gar. Würden Buchdruckereien, Spinnereien und andere Fabriken aufs Land verlegt, würden von Fabrikanten Wohnungen für die Arbeiter errichtet, Schulen und Bibliotheken angelegt, für Spiele und Unterhaltung gesorgt, dann würde England eine ganz andere Gestalt gewinnen, dann würde das Volksleben auf dem Lande nicht weniger interessant sein als im Mittelalter oder zur Zeit Elisabeths. Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß die schlechten, ungesunden Wohnungen in den Städten, in die kein Strahl der Sonne dringt, zum großen Teil für das Wirtshaussitzen der Männer und den Mangel an Familienleben unter der Arbeiterbevökerung verantwortlich sind. Hätte die Regierung die geeigneten, in der Nähe von bedeutenden Städten und Fabriken liegenden Bauplätze ebenso hoch besteuert, wie die mit Gebäuden bedeckten Liegenschaften, dann hätten die Eigentümer ihre Bauplätze möglichst bald

losgeschlagen und den Bodenzins nicht künstlich in die Höhe getrieben. Die Liberalen werden durch ihre Gesetzesvorschläge die Massen auf ihre Seite ziehen, umsomehr, als das Beispiel Irlands zeigt, daß ein intensiver Betrieb Hunderttausende von müßigen Händen beschäftigen und reichen Gewinn bieten kann. Fürst Kropotkin zeigt in seinem Buch „Fields, Factories and Workshops", wie man nach der neuen Methode nicht nur eine oder zwei, sondern 7 bis 8 Ernten von einem Grundstück gewinnt, wie man dem schlechtesten Boden durch künstlichen Dünger die besten Ernten abringt. Der Pariser Gärtner, der aus einem Morgen Gemüse im Werte von 200 Pfd. Sterl. zieht, braucht keine Schutzzölle; nur Eines ist not: daß der englische Gärtner sich die Methode des Franzosen aneigne. Kropotkin behauptet, England könne ganz leicht eine dreimal größere Bevölkerung ernähren und sich vom Auslande unabhängig machen. Wir gehen wohl kaum irre, wenn wir in der nächsten Zeit eine radikale Gesetzgebung erwarten, welche das Los des englischen Pächters erleichtern wird.

A.

XIII.

Die Prostitution und ihre Bekämpfung.

Die Prostitution und die mit ihr in engster Verbindung stehenden Krankheiten haben eine so grauenvolle Ausdehnung genommen, daß besonders die Kreise der Aerzte und Behörden von der lebhaftesten Beunruhigung ergriffen sind. Es ist ganz anders gekommen als man vorausgesagt: durch die Freigabe der Prostitution und die polizeilich-sanitäre Ueberwachung derselben werde der Herd der venerischen Krankheiten wesentlich beschränkt werden. Sowohl die Freigabe als auch die sanitäre Ueberwachung haben im wesentlichen — Bankerott gemacht. Wie ist also zu helfen? Darüber zerbrechen sich die Autoritäten der medizinischen Wissenschaft und die Vertreter der Behörden den Kopf.

Unser Volkstum ist bedroht und zwar in seinem innersten Heiligtum: in der Familie und der Jugend. Die Größe dieser Gefahr ist die Rechtfertigung, daß auch wir an dieser Stelle uns mit dieser Gefahr beschäftigen — Vogelstrauß-Politik kann hier nur Schaden und zwar großen Schaden bringen.

Vor allem ein Wort über die Ausdehnung der Prostitution. Genaue Zahlen über die Verbreitung der Prostitution lassen sich nicht ermitteln. Alle Bücher und Tabellen geben andere Zahlen. Das hängt damit zusammen, daß die kontrollierte polizeilich bekannte Zahl der Prostituierten höchstens ein Zehntel der wirklichen, aber im geheimen

wirkenden Prostitution darstellt. Für die Millionen-Städte wird die Zahl von je 50—100,000 Prostituierten wohl das Richtige treffen. Dr. Oskar Lassar, der mit Unterstützung der preußischen und französischen Regierung eigene Studien über diese Frage gemacht, schreibt in der Berliner Klinischen Wochenschrift (1892 S. 85 f.): „Jedes Buch, das man aufschlägt . . . . gibt eine andere Antwort. . . . . Nur soviel erscheint gewiß, daß in Paris — und in gleichem Verhältnis in jeder Großstadt — nach mehr als 100,000 gerechnet werden muß.“ Ströhmberg erblickt im Stadtleben eine Gelegenheitsursache der Prostitution „und zwar in einem der Größe der Stadt proportionalen Maße“.[1]) Mehr Aufschluß erhalten wir, wenn wir die Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten zu Rate ziehen. Die Hauptquelle für diese Krankheiten ist nach dem einstimmigen Zeugnisse der Professoren und Aerzte die Prostitution. Ihr Schuldkonto wird mit über 80 % belastet.

Professor Kopp-München urteilt darüber in der „Allgemeinen Zeitung“ (Beilage vom 13. Januar 1903):

„Ueber die sehr erhebliche Verbreitung der Geschlechtskrankheiten in allen Schichten der Bevölkerung kann heute nach dem Urteile aller Fachmänner ein Zweifel nicht sein. Ich erinnere in dieser Richtung an die bekannte Statistik von Blaschko's, nach welcher in einem Jahre von sämtlichen Angehörigen einer Studentenkrankenkasse 25 % venerisch erkrankt waren; ferner an das Resultat der von der preußischen Regierung am 30. April 1900 veranstalteten Gesamtenquete über alle an diesem Tage ärztlich behandelten Fälle venerischer Erkrankung. Unter Benutzung der dabei eruierten Zahlen berechnet Blaschko die Zahl der jährlichen Erkrankungen an venerischen Affektionen auf 773,000 für Preußen allein, und diese Zahl dürfte . . . eher als zu niedrig als zu hoch gegriffen

1) O. Berneker, Die medizinischen Gesichtspunkte bei der Bekämpfung der venerischen Krankheiten. Berlin 1903. Dissert. S. 12.

angesehen werden. Prof. Neisser in Breslau, einer der erfahrensten Kenner der einschlägigen Verhältnisse, veranschlagt die jährlichen Infektionsziffern auf 2–3 Millionen für das gesamte Deutsche Reich."

Bei dem nicht dauernd dienenden Militär hat sich die Sache gebessert durch die Abschaffung des dritten Dienstjahres. Der Generalstabsarzt Dr. v. Vogl-München hebt hervor, daß durch den erhöhten Dienst jetzt keine Zeit und keine Lust mehr vorhanden, denn „Ermüdung durch anstrengende Tagesarbeit ist der beste Schutz vor Ausschweifung". [1])

Doch auch hier tritt Verschlimmerung je nach den Verhältnissen ein. Bekannt ist die große Zahl der Erkrankten im Chinafeldzuge, und von den reichsdeutschen ostasiatischen Truppen konnte Abg. Müller-Fulda in der Sitzung der Budgetkommission des deutschen Reichstages vom 19. Febr. 1904 behaupten, daß die Hälfte dieser Truppen an Syphilis leide, ohne daß einer der anwesenden Kommissäre oder Generäle widersprochen hätte. [1])

Ganz besonders groß sind die Verheerungen unter der studierenden Jugend. Prof. Kopp erzählt:

„Von einem großstädtischen Gymnasium ist es uns bekannt, daß von sämtlichen Schülern der Obersekunda, Schülern im Alter von 16—17 Jahren, nicht einer war, der nicht bereits auf dem Gebiete der Geschlechtsliebe persönliche Erfahrungen gewonnen hätte; in der Poliklinik sehen wir nicht selten Jungen mit 14—15 Jahren mit Gonorrhöe behaftet" (Beilage zur Allg. Zeitung, a. a. O. S. 92).

Aus Konstanz wurde unter dem 7. März 1904 berichtet:

„Furchtbare Zustände sind in den oberen Klassen des hiesigen Gymnasiums aufgedeckt worden, welche die ganze Stadt in große Erregung setzten. . . . . Eine Reihe von

1) Vortrag im Aerztlichen Verein zu München am 31. Mai 1899. Münchener Med. Wochenschr. 1899. S. 1012.

1) Köln. Volksztg. 1904 Nr. 147.

Schülern ist erkrankt, sechs wurden bereits aus der Anstalt verwiesen, gegen andere ist die Untersuchung noch im Gange. Die jungen Leute hatten für ihre Ausschreitungen an der Schweizer Grenze ein Zimmer gemietet. Monatelang haben diese Zustände gedauert.“ [1])

Ein Aufruf der deutschen Hygiene-Professoren an die Studierenden der Hochschulen betont,

„daß die Verbreitung der geschlechtlichen Erkrankungen namentlich unter den Besuchern der großen Universitäten eine sehr erhebliche, eine weit höhere ist, als man dies nach der gesellschaftlichen Stellung und der sorgsamen Erziehung der Studierenden erwarten sollte“.

Dr. W. Scholtz, Assistenzarzt an der Klinik in Breslau, der die „Studentensprechstunde für Haut- und Geschlechtskranke“ abhält, teilt aus seiner Erfahrung Folgendes mit:

„Oft — vielleicht meist — folgt der Student der Laune ‚guter Freunde‘, oder es wird als Abschluß eines Kneipabends ein Bordell, ein ‚Nachtcafé‘, welches der Sammelpunkt der Prostituierten ist, besucht, oder letztere werden in ihren Wohnungen aufgesucht. Und hier pflegt dann einer den andern zu verleiten und zu ermuntern. Oft genug hört man Studenten renommierend von der Anzahl ihrer . . . (Erkrankungen), die sie sich mit ‚bewährten‘ Mitteln selbst kuriert hätten, prahlen und mancher Student scheut sich geradezu, zu gestehen, daß er noch keine Gonorrhöe gehabt habe.“ [2])

Nun hat die neuere Medizin festgestellt, daß auch die (eben genannte) leichtere Erscheinungsform in der Ehe und Nachkommenschaft die furchtbarsten Verwüstungen anrichtet. Zu Tausenden werden nach Prof. Kopp junge Ehefrauen durch die latente Erkrankung ihres Mannes sehr häufig unheilbar infiziert. Derselbe führt die Erblindung der überwiegenden Mehrzahl aller jugendlichen Blinden auf Gonorrhöe-Infektion zurück. Wenn die richtige Erkenntnis

1) Köln. Volksztg. 1904, Nr. 200.
2) Münchener Med. Wochenschr. Nr. 48 (1901) S. 182 f.

sich Bahn gebrochen — so meint Prof. Kopp —, wird es niemand „auffällig oder sonderbar finden, wenn ein Vater von dem Freier seiner Tochter den Nachweis sexueller Gesundheit fordert, ehe er seine Einwilligung zu der angestrebten Verheiratung erteilt“ (a. a. O.).

Die Einbuße an Nationalvermögen und nationaler Kraft betont Prof. E. Lesser:

„Diese Krankheiten verschlingen jahrein jahraus Millionen und aber Millionen, sei es direkt durch die Ausgaben, welche die Behandlung erheischt, sei es indirekt durch die Einbuße an Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit. Und in wie erschreckender Weise wird die natürliche Vermehrung der Bevölkerung durch die Geschlechtskrankheiten herabgesetzt!“ [1])

In der neuesten Auflage des Handbuches der Therapie von Penzoldt-Stintzing spricht sich Prof. Kopp ähnlich aus:

„. . . . Handelt es sich doch um Erkrankungen, welche die Bevölkerungsziffer in viel höherem Grade beeinflussen, als die verderblichsten zeitweise auftretenden Epidemien, blühende Jugend frühzeitig zerstören oder doch in hohem Grade schädigen, leider nur allzu oft durchaus unschuldige Opfer treffen, und immer häufiger in die Familien eindringend, das Glück derselben, den häuslichen Frieden und die moralischen und materiellen Grundlagen ihrer Existenz aufs tiefste erschüttern, ja geradezu vernichten. Möge der seitens der berufensten Fachmänner fort und fort erhobene Mahnruf nicht ungehört verhallen! Videant Consules!“ [2])

Also Videant Consules! Wie haben nun bisher die Consules Vorsorge getroffen? Trotz aller Kontrolle sind die „zahlreichen Vertreterinnen (der Prostitution) nahezu durchweg als venerisch infiziert anzusehen. . . . Der zur Verfügung stehende polizeiliche Ueberwachungsapparat und ärztliche Dienst hat sich an allen Orten als durchaus ungenügend erwiesen“ (Kopp). Auf dem Frankfurter

1) Berliner Klinische Wochenschr. 1900, S. 1175.
2) Handbuch VII³ (Jena 1903) 12.

Kongreß (März 1903) erklärten sowohl der Referent Geheimrat Neisser, als auch die ärztlichen Mitglieder des Kongresses mit verschwindenden Ausnahmen die heutige Reglementierung für unbrauchbar, ja in gewissem Sinne für schädlich.[1])

Bei Beratung des bayer. Obermedizinal-Ausschusses in München am 22. Dezember 1902 begründete Prof. Gruber eingehend den Satz: „Der Nutzen der Ueberwachung der Prostitution werde weit überschätzt; er halte sie für nahezu wertlos.“ [2])

Die heutige polizeilich-sanitäre Ueberwachung erhebt den Anspruch, Schutz zu bieten, und vermag es nicht, ja wird durch die vermeintlich gewährte Sicherheit für manche nur Reizmittel. Charakteristisch ist in letzterer Beziehung ein Fall, den Prof. Fränkel erzählt, daß ein Patient ihm mit der größten Entschiedenheit behauptete, er sei zwar bei einer Dirne gewesen, aber „von der könne er sich die Sache nicht geholt haben, denn das sei eine königliche gewesen“.[3])

Man sucht nun andere Wege und dieses Pfadsuchen ist charakteristisch für unsere Zeit. Schon 1897 wurde auf der internationalen Lepra-Konferenz in Berlin ein Antrag gestellt zu einer internationalen Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. „Es ist ein nicht genug zu würdigendes Verdienst der belgischen Regierung, den ersten entscheidenden Schritt getan, nämlich die Anregung internationaler Verständigung über dies Problem gegeben zu haben.“ [4])

Am 19. Oktober 1902 konstituierte sich auf dem Rathaus zu Berlin die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; am 1. Februar 1903 erfolgte die Gründung der Ortsgruppe dieses Vereins in München; im

1) Münchener Mediz. Wochenschr. 1903, S. 530.

2) A. a. O. 1903, S. 402.

3) A. a. O. 1903, S. 1622.

4) Dr. Hopf-Dresden in Münch. Mediz. Wochenschr. Nr. 49 (1902), S. 1509 f.

April 1903 erstand in Wien die Oesterreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.

Verschiedene Regierungen und Behörden waren schon vorher bemüht, der Seuche entgegenzutreten. Am 28. September und 6. November 1895 ergingen Verfügungen des kgl. bayer. Ministeriums des Innern und des kgl. Kriegsministeriums zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten.[1])

Der Chef der Marinestation der Nordsee erließ am 27. November 1901 eine Verfügung betreffend „Verfahren zur Verminderung der Geschlechtskrankheiten". Am 22. Dezember 1902 beschäftigte sich der durch Juristen und Offiziere verstärkte kgl. Obermedizinalrat in München mit den Maßregeln. Er beschloß u. a., den Senat der Universität in München zu ersuchen, das „Freie Wort an die Studenten deutscher Hochschulen" an die Studenten abgeben zu lassen. Bei dieser Gelegenheit wies der Generalstabsarzt Dr. Bestelmeyer darauf hin, daß schon seit zwei Jahren das „Freie Wort" an die Offiziersaspiranten verteilt werde.[2])

Im J. 1903 erließ der preußische Kultusminister eine Verfügung, in der er mit Betonung der großen Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten Vorträge für alle Studenten vorschlägt, damit von medizinischem, philosophischem und theologischem Standpunkt die Studenten gewarnt würden. Die Münchener Medizin. Wochenschrift fügt dem Wortlaut des Erlasses bei: „Dieser Erlaß ist gewiß begrüßenswert. Nur hätte auf die Mitwirkung der Philosophen und Theologen wohl verzichtet werden können. Denn daß die jungen Leute über die ethische Seite der Frage im unklaren sein könnten, ist nicht anzunehmen; sie setzen sich über dieselbe aber weg."[3])

In der ethischen Seite liegt aber gerade der springende Punkt, weshalb die Medizin und Polizei allein mit der

1) Münchener Mediz. Wochenschr. 1903, S. 401, Wortlaut S. 406.
2) S. die Verhandlungen des Obermedizinalrates in der Münchener Mediz. Wochenschr. Nr. 50 (1903), S. 402 ff.
3) Münchener Mediz. Wochenschr. 1903, S. 1712.

Sache nicht fertig werden, und das führt uns zu einem Wort über unsere Stellungnahme zu der neuesten Bewegung gegen die Ausbreitung der betreffenden Krankheiten.

Wir begrüßen alle Mittel, welche geeignet sind, der Ausdehnung der Krankheiten zu steuern, aber wir müssen entschieden bestreiten, daß Aufklärung und mechanische Mittel allein helfen werden. Sie werden ebensowenig helfen wie die Antibordell-Bewegung der fünfziger Jahre. Ja die neue Bewegung kann nur neuen Schaden bringen, wenn man sich nicht begnügt mit einer vernünftigen Aufklärung, sondern dazu übergeht, die Unzucht als keine Sünde, als etwas Selbstverständliches, als eine ganz natürliche Befriedigung eines unüberwindlichen Naturtriebes zu bezeichnen. Die atheistischen Medizin-Professoren, die den Studenten derlei Dinge, die natürlich Wasser auf die Mühle der brausenden Leidenschaft sind, vortragen, kommen mir vor wie Brandstifter, die Feuer anlegen, und nachdem alles in Flammen steht, wissenschaftliche Mittel angeben, den Brand zu löschen. Hier bei der Bekämpfung der stärksten Naturgewalt im Menschen zeigt sich eben am deutlichsten der Bankrott des Menschen ohne Gott, der Bankrott der modernen atheistischen Weltanschauung, die kein Mittel, keinen Beweggrund kennt, der stark genug wäre, den Menschen von Ausschreitungen fernzuhalten.

Eine Aufklärung in diesen Dingen, die der Person, Zeit und den Umständen Rechnung trägt, ist nicht allein zu billigen, sondern wird manchmal notwendig sein, sollen nicht Jünglinge und Jungfrauen ungekannten Gefahren und ungeahntem Verderben ausgesetzt werden. Der Grund hierfür liegt ganz besonders in der angeführten grauenhaften Verbreitung des Lasters und seiner Begleiterscheinungen. Erzieherische Thorheit wäre es, mit diesen Umständen nicht rechnen zu wollen. Im Allgemeinen kann man die Grundsätze unterschreiben, die sich in dem Donauwörther Buch über die Ehe finden. Einzelne Punkte bleiben wegen ihrer

Schwierigkeit immer diskutierbar. Sicher ist, daß sittliche Reinheit und Kenntnis sexueller Dinge sehr wohl vereinbar sind.

Aber Aufklärung allein nützt nichts, sonst wäre ja heute die ganze Welt geheilt. Aufklärung und sittliche Verkommenheit schließen sich nicht aus, noch weniger wie Reinheit und Mangel an Aufklärung. Selbst die übelsten persönlichen Erfahrungen bieten keinen Halt. Ein atheistischer Münchener Spezialarzt versichert:

„Es kommt doch recht häufig vor, daß ein junger Mann, den man von seinem Leiden befreit hat und der auf diese Erfahrung hin heilig und teuer versichert, diese Lehre will ich mir zu Nutzen gereichenlassen, trotzdem nach nicht allzu langer Zeit wiederum kommt und trotz der guten Lehre, die er am eigenen Körper empfangen hat, sich nicht belehren ließ.“

Rückkehr zum christlichen Sittengesetz ist die erste Forderung, ohne das nützt alles andere nichts. Auf diesem Boden stehend müssen wir die Seuche und ihre Quellen bekämpfen. Die äußere Bekämpfung muß sich notwendig nach den Mitteln richten, wodurch die Prostitution ihre große Ausdehnung erlangt hat. Hier ist vor allem die Entfernung der Prostitution von der Straße zu erstreben, und darin stimmen heute alle medizinischen Autoritäten überein.

Professor E. Lesser-Berlin äußert sich: „Die Straßen sind der Ort der schamlosesten Provokation geworden . . . Wie oft diese überall vorhandene Anlockung verführend wirkt, wie oft ein Mann, der gar nicht die Absicht hatte, schließlich hierdurch zum Geschlechtsverkehr verführt wird, das bedarf keiner weitern Auseinandersetzung . . . . Aber noch in einer andern Richtung würde die Duldung der Bordelle für die allgemeine Moral von Nutzen sein können. Heute wohnen die Prostituierten überall verteilt unter der Bevölkerung . . . Wenn dieser Plan (Bezeichnung der Häuser in Berlin, wo Prostituierte wohnen) hergestellt wäre, so würden wir mit Schrecken sehen, daß es nicht viele Straßen in Berlin gibt, in welcher gar keine Prostituierte wohnen . . . daß es eine ganze Reihe von

Straßen gibt, in welchen kaum ein Haus frei von ihnen ist. Und was sind die Folgen der Ubiquität der Prostitution! Die heranwachsende Jugend sieht von Kindheit an das schamlose Treiben in der Wohnung, auf demselben Flur . . ." Jungen und Mädchen folgen dem Beispiel.[1])

Professor Fränkel-Halle findet die Zustände in unseren Großstädten unerträglich, am schlimmsten sei es vielleicht in Berlin. „Tatsächlich stehen von Eintritt der Dunkelheit an die wichtigsten Straßenzüge unter der unbedingten Herrschaft der Prostitution, die sich in der dreistesten Weise breit macht." Auch Professor Fränkel betrachtet in Uebereinstimmung mit fast allen medizinischen Autoritäten die Kasernierung der Prostitution als das weitaus kleinere Uebel.

„Bei der Kasernierung, so schreibt er, bleibt die Straße frei, und wir werden damit zu einem weitern wichtigen Punkt geleitet. Wer ein Bordell aufsucht, handelt nach einem vorgefaßten Entschluß; die umherstreichende Dirne dagegen „wandelt umher und sucht, wen sie verschlinge", Fast mit Gewalt werden nicht selten die von den Geistern des Alkohols umnebelten Opfer verschleppt, auch bei den Nüchternen die geschlechtlichen Begierden durch Worte, Blicke, Geberden und Tracht herausgefordert und erregt, und so macht diese sogenannte provocation en rue, die Anlockung und Verführung die freie Prostitution zu einer großen Gefahr".

Die auf bestimmte Häuser beschränkte Prostitution verhütet — wie Professor Fränkel weiter ausführt — „die moralische Infektion der Familien . . . Wo die Dirnen sich einmiethen, bilden sie einen Herd der sittlichen Ansteckung, der die ganze Umgebung bedroht und in Mitleidenschaft zieht". Eine ganz besondere Gefahr entstehe für halbwüchsige Kinder, die das „Fräulein" zu bedienen und das schändliche Treiben tagtäglich vor Augen hätten. Die Kasernierung denkt sich Fränkel in der Art von Kontrollstraßen: „Dabei werden die Dirnen nur auf bestimmte Straßen oder Häuser beschränkt, in denen sie wohnen können oder müssen".[2])

1) Berliner Klinische Wochenschrift 1900, S. 1198.
2) Münchener Medizinische Wochenschrift 1903 S. 1682.

Für solche Kontrollstraßen sprach sich auch vorzugsweise der 1. Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten aus (9./10. März 1903).[1])

Als Resultat der heutigen medizinischen Wissenschaft kann betrachtet werden, was Professor Jordan-Heidelberg ausführt:

„Die größte Mehrzahl aller Sachverständigen stimmt darin überein, daß die reglementierte und zwar die kasernierte Prostitution die größte Gewähr für Sicherheit gegen Ansteckung bietet. In Bordellen, die 10, 20 und mehr Insassen beherbergen, ließe sich die Untersuchung täglich ausführen und für die Eliminierung infizierter Prostituierter ist am sichersten gesorgt, da dieselben dauernd kontrollierbar und überwachbar sind ... Die Verlockung der männlichen Jugend ist eine weit geringere, da die Häuser aufgesucht werden müssen, während bei der freien Prostitution die Anregung auf den Straßen stattfindet . . . es können bei ausreichender Zahl der Bordelle die die Sittlichkeit gefährdenden Frauenspersonen von den Straßen ferngehalten werden.“ Die freie Prostituierte sei viel mehr Ausbeutungsobjekt des Zuhälters als beim Bordellwirt, der unter polizeilicher Aufsicht stehe. „Bei Uebernahme der Bordelle durch Staat oder Gemeinde würde überdies die Gefahr der Ausbeutung und Unterdrückung wegfallen“.[2])

Wenn sich Staat und Gemeinde wohl bedanken werden, als Bordellwirte zu fungieren, so können beide aber eine strenge Ueberwachung der Bordelle eintreten lassen, wie das vielfach im Mittelalter der Fall war.

Was an den modernen Bordellerörterungen richtig ist, hat schon im 16. Jahrhundert der Jesuit Joh. Mariana in seiner Abhandlung über die Schauspiele ausgeführt:

Es wäre für einen christlichen Staat viel geziemender, keine Bordelle zu dulden, denn erfahrungsgemäß geben sie vielen Anlaß zur Unzucht. Mit den Bordellen bleiben Ehe-

---

1) A. a. O. S. 530.

2) Münchner Medizinische Wochenschrift 1903 S. 998.

bruch und andere schändliche Laster bestehen. Wo keine solche Häuser, gebe es noch keusche Jünglinge, die in der Stadt vielfach gerade durch die Bordelle verdorben würden. Aber die Bordelle, ein Ueberbleibsel aus dem Heidentum, hätten stets ihre Verteidiger gehabt als das kleinere Uebel, als Vorsichtsmaßregel (specie cantionis). Unrecht sei es jedenfalls, und hier steht Mariana ganz im Einklang mit den neuesten allgemein erhobenen Forderungen, die Unzucht in Gast- und Schenkhäusern zu dulden, ferner dürften die Dirnen nicht durch die Straßen auf die Streife gehen und nicht in Privatwohnungen ihrem Gewerbe fröhnen. Auch sollten den tolerierten Häusern weder direkt noch indirekt besondere Steuern auferlegt werden, das führe nur zu größeren Anstrengungen, mehr zu verdienen, also auch mehr zu verderben. Dabei berührt Mariana auch die Frage, die heute wegen des Widerspruches in der Gesetzgebung so oft ventiliert wird: darf man den Dirnen eine Wohnung vermieten? Nach langer Erörterung der Gründe für und gegen entscheidet er: Da die Bordelle geduldet werden, darf man auch ein Haus dazu vermieten, aber nicht über den Wert, damit nicht die Teilnahme am Gewinn auch eine Teilnahme an der Schuld nach sich ziehe (ne ex lucri participatione commune crimen evadat), wie Cajetan lehre.

Von besonderem Interesse ist eine Bordell-Ordnung Philipp II. vom 10. März 1571, deren Wortlaut Mariana mitteilt. In dieser Ordnung finden sich alle modernen Forderungen verwirklicht. Der wesentliche Inhalt ist ungefähr:

Der Wirt (Magister Lupanaris) muß vor Beginn seiner Tätigkeit vor dem Magistrat die Beobachtung folgender Ordnung beschwören:

1. Er darf den Dirnen keine Kleider zum Putze leihen, im Uebertretungsfall Geldstrafe, Prügel, schließlich Ausweisung.

2. Er darf keine Dirne zulassen, die Schulden hat, ihnen auch kein Geld leihen.

3. Er darf keine Dirne, die zu einem geordneten Leben zurückkehren will, zurückhalten, wenn sie auch noch so verschuldet wäre.

4. Die Dirne darf auf dem Markte ihre Lebensbedürfnisse einkaufen; wenn sie dieselben vom Wirt bezieht, darf derselbe nur nach dem ortsüblichen Preise verkaufen.

5. Ein Arzt oder Chirurg muß alle 8 Tage die Dirnen sehr genau (diligenter et attente) untersuchen; dasselbe muß bei jeder neueintretenden geschehen.

6. Die bei der Untersuchung als krank befunden werden (quae labe fuerint infectae), sollen den „Censoren" angezeigt und sofort zur Heilung in das Spital überbracht werden.

7. Keine Dirne, die angesteckt ist oder an einer anderen Krankheit leidet, darf der Wirt in seinem Hause zur Heilung behalten, sondern muß sie dem Hospital überweisen, das die „Censoren" bestimmen.

8. Für Haus, Bett und andere notwendige Möbel bezahlt jede nur täglich dem Wirt eine Silbermünze (nummum argenteum).

9. Wenn ein Bordell vermietet wird, soll allen mitgeteilt werden, daß die Vermietung unter diesen Bedingungen erfolgt ist.

10. Der Stadtmagistrat soll aus seinem Schoße zwei „Censoren" wählen, die das Bordell besuchen; diese werden dem Stadtpräfekten eine etwaige Uebertretung der Ordnung oder sonstige Uebelstände melden. (Das Censoramt dauert nur 4 Monate, es scheidet stets nur einer der Censoren aus bei der Erneuerung (et eo decurso tempore e duobus nihilominus alter cum eo eam curam suscipiat qui recens e senatu censor designabitur).

11. In der Karwoche darf keine Dirne ihr Gewerbe ausüben; bei Uebertretung öffentliche Peitschung für sie und den Wirt, der eingewilligt.

12. Die Dirnen dürfen keine langen Mäntel, Handschuhe, Hüte, Schuhe tragen, sondern zur Unterscheidung von ehrbaren Frauen nur einen kurzen Schultermantel von gelber Farbe.

13. Keine Verheirateten, keine Kinder von Eltern, die in derselben Stadt wohnen, auch keine Mischlinge dürfen im Bordell geduldet werden.

14. Diese Ordnung soll im Bordell an einem sichtbaren Ort allen erkennbar angeheftet werden.

Mariana wünscht, daß diese weisen Vorschriften genau beobachtet würden.[1])

In jedem Falle sind in dieser Ordnung die Hauptschäden getroffen, wegen welcher manche sich früher entschieden gegen die Kasernierung ausgesprochen haben. Bei einer ähnlichen fortwährenden Ueberwachung, wie sie hier gefordert wird, kann jeder Ausbeutung der unglücklichen Geschöpfe durch den Wirt und ebenso dem Mädchenhandel vorgebeugt werden, zumal wenn die Bestimmung gesetzlich festgelegt wird, daß beim Verlassen des Hauses Schulden nicht klagbar sind. Wollte man noch einwenden, daß die Ausdehnung der Prostitution die Preisgabe vieler Straßen erfordern würde, so wäre das jedenfalls das kleinere Uebel gegen die jetzt herrschende alles verseuchende Ubiquität der Prostitution.

Eine zweite Quelle der Prostitution ist der Alkohol. Wir brauchen darüber nicht viele Worte verlieren. Es gilt das alte Wort: In vino Venus. Vom Bacchus zur Venus und von der Venus ins Hospital, wie sich ein Arzt bei Besprechung der Studentenkneipereien ausdrückt.

Professor Fränkel-Halle sagt:

„Der Alkohol ist der große Kuppler, der beim Manne die sinnliche Begierde weckt und anfeuert, beim Weibe die natürliche Scham und Zurückhaltung lähmt und so beide Geschlechter der Unsittlichkeit in die Arme treibt." Im Rausche geht der letzte Rest von Vorsicht verloren „und so wuchern die Geschlechtskrankheiten mit besonderer Ueppigkeit auf dem Boden, den der Alkohol getränkt".[2])

Eine dritte Quelle ist die Wohnungsnot und das Wohnungselend nicht allein in der Großstadt, sondern auch auf dem Lande. Eine ganze Familie, Vater, Mutter, heranwachsende Kinder und dabei manchmal noch Schlafgänger in der

---

1) Wortlaut in den Tractatus VII. Coloniae 1609. S. 173.

2) Münchner Medizinische Wochenschrift 1903, S. 1686.

einen Stube: das ist ein Hohn auf die Sittlichkeit. Wenn irgendwo, so gilt hier der Satz: Gelegenheit macht Diebe. „Das enge Zusammenwohnen in den aller Hygiene hohnsprechenden überfüllten Wohnungen der Großstädte — so betonte ein Referent auf dem 1. Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (9./10. März 1903) — zeitigt eine frühzeitige Entfesselung der Geschlechtslust, frühzeitige Vollziehung des Geschlechtsverkehrs und damit eine enorme Verbreitung dieser Krankheiten“.[1])

„Rekruten zur Prostitution“ stellt die verwahrloste Jugend, wie der letzte Kongreß der deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten am 6. März 1904 (Berlin) sehr richtig hervorgehoben hat. Es muß deshalb um so mehr bedauert werden, daß die Gerichte vielfach gegen die Intention des Gesetzgebers in Betreff der Fürsorgeerziehung entschieden haben. Die Wichtigkeit, das Fürsorgegesetz entschieden zu handhaben gerade in Bezug auf die Unterdrückung der Prostitution, betont ausführlich ein Gutachten des Prof. Guttstadt bei der Beratung des bayerischen Obermedizinal-Ausschusses vom 22. Dezember 1902[2]).

Rekruten zur Prostitution stellen auch die armen Dienstmädchen, die von gewissenlosen Mietsherrn verführt und dann auf die Gasse geworfen wurden: gegen solche Scheusale müßte man schärfer vorgehen und sie wenigstens zur Entschädigung zwingen. „Was sollte ich dann anfangen ohne Geld und mit dem Kind?“ Das war der schreckliche Satz, den manche Prostituierte bei einer Umfrage dem Professor Fränkel als Anfang ihres Elendes bezeichneten[3]).

Last not least sind die unsittliche d. h. obscöne Literatur und die obscönen Darstellungen zu bezeichnen „der Geschlechts-

1) Münchner Medizinische Wochenschrift 1903. S. 530.
2) Münchner Medizinische Wochenschrift 1903. S. 404 ff.
3) A. a. O. 1903. S. 1620.

trieb — so schreibt Dr. Hoffmann-Braunschweig — hängt vornehmlich ab von Eindrücken, welche das Geistes- und Gefühlsleben des Menschen durch Augen und Ohren bekommt". Was aber wird diesen Augen und Ohren nicht geboten in manchen Schauläden. Dante läßt die unglückliche Francesca di Rimini sagen: „Zum Kuppler ward das Buch und der's geschrieben!" Könnte man diese Worte nicht über manchen Laden schreiben? Wieviele Kinderseelen werden dadurch vergiftet und wie wirkt dieses Gift alles zerfressend weiter!

Die Verbreitung der Schmutzliteratur hat in Deutschland einen erschreckenden Umfang angenommen. Otto von Leixner schreibt darüber in seiner sehr empfehlenswerten Broschüre[1]):

„Da es mir nicht möglich war, alle Blätter durchzusehen und einzelne mir auch so entgangen sein können, so darf ich die Zahl dieser Schmutzgeschäfte in Deutschland allein ohne Uebertreibung auf 100 annehmen. Viele davon zeigen in 10 und mehr Blättern wöchentlich an; die größeren mögen 10 bis 12 000 Mark jährlich für Anzeigen ausgeben, die kleinen ebensoviel hundert. Man kann also den Betrag, den die hundert im Jahre auf Ankündigungen verwenden, auf etwa eine halbe Million Mark festsetzen. D. h. es müssen jährlich mindestens 10 Millionen in diesem Handel umgesetzt werden. Da die Preise, für die man Bücher und Miniatur-Bilder erhalten kann, von 50 Pf. bis zu mehreren Tausenden Mark gehen, so sind etwa eine halbe Million Käufer nötig, um diesen Umsatz möglich zu machen. Der allergrößte Teil davon wird zwischen 50 Pf. und 3 Mk. ausgegeben — das bringen auch halbreife Knaben auf, die sich die „Miniaturen" postlagernd zusenden lassen können. Mir hat ein Schalterbeamter mitgeteilt, daß er solche verdächtige Sendungen schon sehr oft an Bürschchen von 12—14 Jahren habe ausliefern müssen, obwohl er fast sicher war, was

1) Zum Kampfe gegen den Schmutz in Wort und Bild. Leipzig, Dietrich. 1904. S. 9 f.

diese Briefe enthielten. Wohin diese Sendungen gelangen, läßt sich aus dem Verzeichnis eines der Pariser Händler ersehen, der Dankesbriefe abdruckt. Ich habe darin folgende Ortsnamen gefunden: Rochlowitz (Ob.-Schl.), Landsberg a. W., Gogolin, Schlettstadt, Neufeld, Frankfurt, Bromberg, Freiberg i. S. Aus den Ausführungen geht hervor, daß dieser Handel in Deutschland eine ungeheuerliche Ausdehnung gewonnen hat. Leider zeigte sich mir auch, daß er im Auslande sehr oft in Händen von Deutschen oder doch Namensdeutschen (Floh, Rosenblum, E. Pergament, Kahn, Bloch [1]) u. s. w.) liegt. Aber ich habe dafür noch ein anderes Zeugnis. Ein junger Buchhändler war in Paris stellungslos geworden. Er suchte lange umsonst, endlich fand er eine Arbeit. Es war in einem derartigen Geschäft. Bittere Not zwang ihn, einige Zeit in ihm zu bleiben. Da mußte er es erleben, daß der größte Teil dieser Ware und noch anderer unsagbarer Dinge nach Deutschland ging".

Für die Verbreitung dieser Schmutzware wirken ganz besonders liberale Tagesblätter, auch solche, in denen „in den Leitaufsätzen in hohen Tönen die Tugend gepriesen und das Laster verdammt wird", während im Anzeigenteil (widerliche Heiratsgesuche, Masseusen, Schmutzbücher u. s. w.) für die vermummte Prostitution gearbeitet wird. Ganz besonders schaden hier die Witzblätter wegen ihrer großen Verbreitung. Vom Simplicissimus, der in München in unzähligen Geschäften — auch solchen für Schulartikel — aushängt und ausliegt, urteilt v. Leixner:

„Wenn jedoch daneben in Wort und Bild die einfache Liederlichkeit gepriesen wird, so wirkt das schon recht abkühlend.

---

1) „Es ist nicht zu leugnen — schreibt Leixner S. 19 — daß der größere Teil der unreinlichen Witzblätter und Schriften über Flagellomanie u. s. w. von jüdischen Verlegern herausgegeben wird, und der Handel mit den gemeinsten Bildern und Büchern zum größten Teil von Juden betrieben wird." Aber auch deutsche Christen geben sich zu dem unsaubern Geschäft her.

Den Rest aber besorgt der Anzeigenteil mit seinem Ankündigen schmutziger Bücher und Bilder, die ‚diskret‘ versendet werden — Proben schon um 50 Pfg. — und den Empfehlungen von sehr zweifelhaften Waren und Behandlungsarten ‚für Herren, die eine vorzeitige Abnahme der besten Kräfte spüren‘. Wie stimmt das alles zu den großen Worten, mit denen der ‚Simplicissimus‘ so oft prunkt; wie zu der bitteren Satire, mit der er die oberen Schichten übergießt; wie zu den Lobgesängen, die er zur Ehre des edlen Proletariers so oft anstimmt? Hat man da nicht das Recht zu sagen, das Blatt heuchle? Oder soll man sich diese Widersprüche damit erklären, der ‚Simplicissimus‘ wolle absichtlich die Leser durch den Anzeigenteil verderben, damit ihm der Stoff für die sittliche Entrüstung nicht ausgehe? Ach nein, so ‚dämonisch‘ denkt der Verleger nicht. Auch hier erklärt sich alles durch das Verlangen nach Geld“ (a. a. O. S. 8).

Deshalb Kampf gegen solche Witzblätter. Kein schwarzer Finsterling, sondern ein Berliner Liberaler, Otto v. Leixner, ruft zum Kampf gegen diese Giftquellen auf. Ihm steht folgendes fest:

„Erstens: Diese Blätter sind fast durchweg ein Geschwür am Körper der deutschen Presse und üben auf das öffentliche sittliche Leben einen verderblichen Einfluß aus, der von Jahr zu Jahr weiter gefressen und sich von den Hauptstädten auf das flache Land ausgedehnt hat.

Zweitens: Fast keines dieser Blätter kann sich in Wort und Bild auf das Freiheitsrecht höherer Kunst berufen; auch der ‚Simplicissimus‘ nur in Grenzen.

Drittens: Die Unterdrückung dieser Preßerzeugnisse schädigte kein irgendwie ‚berechtigtes Interesse‘, da das bloße Geldverdienenwollen unter diesen Umständen überhaupt aus den Grenzen jeder Berechtigung hinausfällt.“

Viertens: Die Unterdrückung machte in Verbindung mit anderen Mitteln zugleich dem schmachvollen Handel ein Ende, der sich dieser Blätter als Mittel zur Verbreitung seiner giftigen Waren bedient.“ (S. 12).

Indem v. Leixner die sogen. harmlosen Anzeigen dieser Blätter („Photos-Kataloge“, „Reizende Chosen“, „Nur für Kenner“) durchgeht, zeigt er, daß solche Waren, wenn sie durch Zufall auf dem Zollamt geöffnet werden, dort beschlagnahmt und vernichtet werden, ebenso daß Händler mit dergleichen Sachen, die in Berlin abgefaßt werden, der Strafe nicht entgehen. „Wenn das aber geschieht, muß dann die Anzeige trotz des harmlosen Wortlautes nicht auch unter das Gesetz fallen?“ Dazu kommen dann die schon ihrem Wortlaut nach nicht harmlosen Anzeigen, hinter denen „unsagbare Verlotterung und Niedertracht“ steckt.

„Da nun jedes Heft der gekennzeichneten Witzblätter solche Anzeigen enthält, . . . so genügt der Anzeigenteil allein, Heft für Heft vorläufig mit Beschlag zu belegen, auch wenn nur wenige Geschäftsleute dieser Gattung darin ihren Unrat anpreisen. Staatsanwälte und Richter müssen wissen, was dieser Handel bedeutet; keiner könnte sich hier seinen Pflichten entziehen, ohne gewissenlos gegen sein Amt, gegen sein Volk zu handeln. Auf die vorläufige Beschlagnahme wird gewiß die gerichtliche und dann die Verurteilung der Verleger folgen, die leider nach den heute gültigen Bestimmungen nicht so fühlbar ausfallen kann, wie diese Leute es verdienten. Wird auf Heft nach Heft die Hand des Rechts gelegt, dann sind diese Blätter in einem Jahre zum größten Teile tot, oder, wenn man auch in Bild und Wort den Schmutz der geschlechtlichen Zweideutigkeiten nicht duldet, so umgewandelt, daß sie an der eigenen Albernheit zugrunde gehen.“

Wenn die Staaten sich zusammengetan, um gegen den infamen Mädchenhandel internationale Vereinbarungen zu treffen, so — meint Leixner — sei ein internationales Vorgehen gegen Schmutzbücher und -bilder ebenso oder noch mehr geboten, weil das Unheil noch größer und verderblicher sei. Mehr als bei Handelsverträgen und Sozialreformen stehe hier in Frage: „eines der kostbarsten Güter ist die geistige Gesundheit des jungen Geschlechts, ist die

heilige berechtigte Schamhaftigkeit" ganz besonders bei unserer deutschen Volksart.[1])

Die sogen. Lex Heinze wollte denjenigen bestrafen, der Schriften und Bilder, die das Schamgefühl gröblich verletzen, zu geschäftlichen Zwecken öffentlich in ärgerniserregender Weise ausstellt. Gegen diesen Paragraphen der Regierungsvorlage hat die gesamte liberale Presse Arm in Arm mit den Sozialdemokraten gespottet und gewütet. Wie viel Elend, wieviele Verführung, wieviel Sünde, Schande und Unglück haben diejenigen auf dem Gewissen, die zu dem Falle des Paragraphen mitgeholfen! Es bleibt hier einstweilen nur mehr Selbsthilfe übrig.

Der § 184 des Strafgesetzbuches in seiner jetzigen Fassung bestraft das Herstellen, Feilhalten, Ausstellen, Ankündigen und Verbreiten von unzüchtigen Schriften, Abbildungen oder Darstellungen mit Gefängnis bis zu 1 Jahr. Was ist nun unzüchtig? Die Rechtsprechung versteht konstant unter unzüchtig jede Schrift oder Darstellung, durch

---

1) Gegen die „wilden Weiber von Augspurg bis Luxemburg" bemerkt Leixner mit Recht: „Auch reine Mädchen und Frauen können durch die Bekanntschaft mit diesem Schmutz Schaden leiden und wenn auch nur für einige Zeit die Ruhe des Gemüts verlieren. Ich habe einen Mann gekannt, einen kräftigen, unverdorbenen, der Kulturgeschichte betrieb und dadurch auf die erotischen Schriften hingewiesen wurde. Als Forscher hat er begonnen — mit dem Selbstmord hat er geendet. Glaubt man, das Weib mit seiner größeren Erregbarkeit sei vor ähnlichen Einflüssen unbedingt gefeit? Und um die Kinder vor Gefahren zu schützen, ist es noch weniger nötig, durch Sümpfe zu schreiten. Nein: eine im innersten Denken und Vorstellen reine Mutter, die Gemeines weit von sich weist — sie braucht darum noch nicht ‚prüde' zu sein —, erzieht am besten ihre Kinder zur feinen Scham und zur Sittlichkeit; eine solche kann ihre Töchter über die Würde des Geschlechtlichen am besten belehren, und der Gedanke an sie wird ihre Söhne zur Achtung des Weibes am besten erziehen." (S. 17.)

welche das Scham- und Sittlichkeitsgefühl verletzt oder die Lüsternheit erregt wird.

Bei Skandalen, denen die Polizei entgegentrat, haben aber trotzdem manchmal die Gerichte versagt. Dennoch sind noch manche Schaufensterstellungen oder Ankündigungen von Büchern oder Bildern derart, daß jedes Gericht sie als unzüchtig bezeichnen müßte. Die Behörde weiß nichts davon oder will nichts davon wissen. Hier ist eine Anzeige beim Staatsanwalt am Platze. Infolge einiger Anzeigen solcher Art sind Hunderttausende von unzüchtigen Bildern und Schriften beschlagnahmt worden.

Große Verdienste auf diesem Gebiete der Selbsthilfe hat sich der „Kölner Männer-Verein zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" erworben. Auf einer Versammlung, bei welcher 74 Vereine Kölns mit 14 000 Mitgliedern vertreten waren, wurde einstimmig beschlossen, „diejenigen Geschäfte und Betriebe, welche Bildwerke, Schriften oder sonstige Artikel unsittlicher Art ausstellen oder vertreiben, gänzlich zu meiden und insbesondere keinerlei Einkäufe dort zu machen". Dieser Beschluß wurde durch die Presse und Flugblätter verbreitet und zu besonderen Einkaufszeiten, wie Weihnachten, auf verschiedene Weise in Erinnerung gebracht. Die anstößigen Auslagen verschwanden infolgedessen fast überall. Manche Geschäftsleute sind eben nur am Geldpunkte zu treffen und da müssen sie getroffen werden. Es wäre zu wünschen, daß alle Städte das Kölner Beispiel nachahmten: es brauchte ja nicht überall einen neuen Verein, meistens würde eine aus Laien und Geistlichen zusammengesetzte Kommission genügen, hie und da auch nur ein energischer Mann, der die Geschäftslast auf sich nehmen wollte — und wieviel könnte dieser eine Mann für die Rettung der Jugend, für die Volksgesundheit wirken![1])

---

1) Vergl. Herm. Roeren, Die öffentliche Unsittlichkeit und ihre Bekämpfung. Köln, Bachem. 1903.

Alle äußeren Mittel werden aber — das wiederholen wir schließlich — wenig helfen, wenn wir nicht zur vielgeschmähten katholischen Moral zurückkehren. Ribbing sagt irgendwo: „Die Beherrschung des Geschlechtstriebes ist eine moralische Kulturkraft von außerordentlicher Bedeutung.“ Es ist bezeichnend, daß man gerade in der Zeit, in der wie nie die katholische Moral in den Staub gezogen und verhöhnt wurde, an dieser moralischen Kulturkraft verzweifelt und in diesem Stücke die ganze moderne Weltanschauung für bankerott erklären muß. Und doch gibt gerade die katholische Moral mit ihrer Anleitung zum Gebet, zur Entsagung, zur Meidung der nächsten Gelegenheiten die Mittel, diese Kulturkraft zu bewähren — die Erfahrung hat es tausendfach gezeigt —, und jeder, der es erproben will, wird einen neuen Beweis für diese Erfahrung abgeben.

XIV.

Louis Veuillot.

Dritter Band der Biographie 1855—1869.[1])

Dem 1901 ans Licht getretenen zweiten Band der Lebensbeschreibung des berühmtesten katholischen Journalisten Frankreichs im XIX. Jahrhundert, welcher in Bd. 128, 740 dieser Zeitschrift zur Anzeige gelangte, ist soeben der dritte Band nachgefolgt. Er behandelt eine Zeit von nur vierzehn Jahren, so groß war der Reichtum des Stoffes, den der Verfasser Eugen Veuillot, der geistesverwandte Bruder des weltbekannten Publizisten, in dem dritten Band zusammenzudrängen hatte. Es ist eine wahre Sturm- und Drangperiode im Leben Louis Veuillots, welche wir hier betreten. Das anfangs, wenigstens den äußeren Formen nach, konservative Kaiserreich enthüllt sich bald als Genossen der italienischen Revolution. Veuillot, der abweichend von Montalembert den Kaiserthron eifrig geschützt hatte, fand sich gegenüber dem Bunde Napoleons mit dem italienischen Karbonarismus alsbald zurecht. Seine Stellung war und blieb die eines ebenso unerschrockenen, wie selbstlosen und

---

1) Louis Veuillot, par Eugène Veuillot. Tome troisième (1855—1869). Deuxième édition. Paris (6), Victor Retaux, 82 Rue Bonaparte. 1904. 8°. IV, 602 pag. (frcs. 7.50.) Mit einem Brustbild Veuillots in Heliogravure Dujardin.

nie wankenden Verteidigers des päpstlichen Stuhles und der römischen Lehre. Mit voller Würdigung der Tatsachen hat der Vater der eklektischen Philosophie Frankreichs, Viktor Cousin, von ihm bemerkt: „Heute, wie immer, hat Veuillot für sich den Papst und die Grammatik“ (65). Um das sofort hier einzuflechten: als Meister in der gebundenen, wie der ungebundenen Rede sucht Veuillot seinesgleichen.

In den Kämpfen der Katholiken untereinander ist Veuillot stets treu zu Rom gestanden. Fern sei es, die Weise der Verteidigung des von ihm eingenommenen Standpunktes oder seine Waffen des Angriffes samt und sonders in Schutz nehmen zu wollen. Sein Biograph erspart ihm in diesen Punkten durchaus keine Vorwürfe. Nicht blos Unklugheit und Ungestüm, sondern auch Mangel an Gerechtigkeit sind ihm Schuld zu geben. Aber ebensosehr zieren ihn Redlichkeit der Gesinnung und ein wohltuender Geist der Versöhnung, den er namentlich Montalembert gegenüber bekundete, während der letztere 1866 an Freund Foisset sich zu schreiben gestattete: „Diese Versöhnung ist nach meiner Meinung in gleicher Weise unmöglich und unerwünscht“ (537). Montalembert und Dupanloup gegenüber hat der Gang der Ereignisse, insbesondere aber die Entscheidungen des vatikanischen Konzils, Veuillot Recht gegeben. Louis Veuillot, den man bereits am 20. Mai 1852 zur Teilnahme an den Vorarbeiten zur Fertigstellung eines Syllabus durch den Kardinal Raphael Fornari einlud (494), brauchte 1864 und 1870 nichts zu widerrufen, während Montalemberts Liberalismus durch den Syllabus vom 8. Dezember 1864 und Dupanloups gemäßigtem Gallikanismus am 18. Juli 1870 aller Boden entzogen wurde. Mit Bezug auf Msgr. Dupanloup und seine geistesverwandten Freunde in Paris bringt dieser Band derart überraschende Mitteilungen, daß der Verfasser zu Anfang des 5. Kapitels bemerken darf: „Jetzt müssen wir das Licht hinter die Kulissen tragen“ (127).

Der Stellung Louis Veuillots zum Kaiserreich, insbesondere aber zum Kaiser Napoleon III., sind die drei ersten Kapitel gewidmet. Unablässig haben die Glaubensgenossen Veuillots die dem Kaisertum von ihm gewidmete Unterstützung ihm schwer verdacht. Montalembert stand hier in erster Linie. Aus den intimsten Aeußerungen Veuillots über diese Lebensfrage der französischen Kirche geht hervor, daß er hier, wie auch sonst, die „livrée“ der Kirche zu tragen und deren Interessen zu dienen wünschte. Die bestehende Regierung, wenn sie die Kirche schützte, zu stärken, hielt er für unabweisbare Gewissenspflicht. Daß ihm persönliche Zwecke fern lagen, hat er zweimal durch Ablehnung des Ordens der Ehrenlegion bewiesen (25). Großes Aufsehen erregten die während des Krimkrieges im Univers von ihm verfaßten Artikel. Selten hat die Begeisterung für Vaterland und Religion kräftigere Töne angeschlagen. Für den ersten Artikel ließ der Kaiser ihm durch seinen Adjutanten General de Cotte in den Worten Dank sagen, „daß ich über die Billigung (der kaiserlichen Politik) sehr glücklich bin; sie verbürgt mir diejenige aller ehrlichen Leute“ (24). Auf Befehl Napoleons mußte dieser patriotische Erguß nebst dem ergreifenden Nachruf Veuillots auf den in der Krim gefallenen Marschall de Saint-Arnaud im offiziellen Moniteur alsbald abgedruckt werden. Daß Veuillot in dieser Periode den Kaiser mit der ganzen Macht seiner Feder unterstützte, gereicht ihm zur Ehre angesichts der ausführlich mitgeteilten Unterredung über die religiöse Lage Frankreichs zwischen Napoleon und dem mit Veuillot durch innige Freundschaft verknüpften Bischof von Amiens, Mfgr. de Salinis. Der Kaiser nahm die Warnungen des von ihm hochgeschätzten Prälaten wohlwollend auf, betonte aber, der Wunsch, er möchte sich mit mehr christlich angehauchten Räten umgeben, sei schwer zu erfüllen. „An das, was Sie mir sagten“, bemerkte er, „habe ich bereits gedacht, aber es ist nicht so leicht, wie Sie glauben, ehrliche Leute zu finden. In

meiner Umgebung habe ich Männer, die ich gezwungen war, zu nehmen, aus Mangel an anderen, die ich nach dem 2. Dezember (1852) gerufen habe und die nicht gekommen sind oder sich entfernt haben" (67). Dieser Gedankenaustausch fand im Dezember 1855 statt, wurde Veuillot sofort mitgeteilt, worauf dieser ihn seiner Schwester Elise in die Feder diktierte.

Der Kampf gegen die von der Regierung wenigstens geheim beschützte antichristliche Pariser Presse und den Gallikanismus wurde auch in dieser Periode von Veuillot mit der ganzen Wucht seines Talentes fortgesetzt. Die Drangsalierungen des von ihm geleiteten Univers durch hohe und höchste Vertreter der napoleonischen Polizei führten mehr als einmal zu lang ausgedehnten Unterredungen Veuillots mit dem Minister Billault, ja zu komischen Auftritten infolge der mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit verbundenen großartigen Schlagfertigkeit, endlich aber auch zu offiziellen Verwarnungen und zuletzt zur Unterdrückung des Univers anfang 1860. Faßt man sämtliche Züge dieses mit der Entwicklung der italienischen Politik des Kaisers verbundenen Kriegszuges gegen die katholische Presse zusammen, dann darf man den Satz unterschreiben, daß das damalige Frankreich in der Unterdrückung freier Meinungsäußerung Rußland den Rang streitig machte. Am lehrreichsten ist das Bild, welches der Verfasser von der Geschichte und der damals zügellosen Sprache des Pariser Siècle gegen alles Christliche entwirft. Damit verbindet sich die Darstellung des wahrhaft heldenmütigen Eintretens von Veuillot für die höchsten Güter der Menschheit, trotz der Beschwichtigungen der hohen Polizei, welche den aussichtslosen Versuch unternahm, zwischen dem Helden der Biographie, dem gewandtesten Publizisten von ganz Frankreich, welchen die Waffenrüstung des katholischen Glaubens und einer unerreichten Dialektik deckte, und dem grundsatzlosen Redakteur des Siècle zu vermitteln.

Weniger befriedigt Veuillot's Stellung zu Bischof Dupanloup in jener Zeit. Räumt man auch gerne ein, daß die Aufnahme des Bischofs in die Zahl der vierzig Unsterblichen von der antikatholischen Presse als willkommene Gelegenheit zu Angriffen auf Vouillot und dessen Standpunkt mit Bezug auf die Bedeutung der heidnischen Klassiker ergriffen wurde, so möchte man Veuillots Sprache demgegenüber seine Billigung doch versagen. Selbst sein Bruder bezeichnet die Kritik als „très courtoise", aber auch als „très dure" (9). Weit eher befriedigt die strenge Kritik Veuillots in der zu gleicher Zeit erfolgten Aufnahme des Oratorianers Gratry und des Freidenkers Jules Simon in die Akademie. Infolgedessen sehen wir die Abneigung weiter Kreise gegen Veuillot stetig wachsen. Viktor Hugo und dessen Freunde in Frankreich und Belgien leisteten das äußerste in maßlosen Angriffen, die Veuillot durch sein spöttisches Gedicht auf die Vertreter des Unglaubens, „Pauvres Messieurs", und eine einschneidende Kritik an dem damals vergötterten Dichter Béranger, wodurch er außerdem den Zorn des Kaisers hervorrief, siegreich vergalt (33). Und weit entfernt, blos den Arbeiten des Univers zu genügen, hat er damals von seiner anmutenden Schrift Germaine Cousin, die soeben bei Lecoffre in Paris wieder erschienen, eine neue Auflage besorgt. Dasselbe gilt von seiner Arbeit Le droit du Seigneur, welche den Generalstaatsanwalt Dupin, wider dessen gallikanisches Kirchenrecht der Episkopat bereits aufgestanden, in seine Schranken zurückwies und dauernd zu Stillschweigen verurteilte (22). Neu war das durch den Krimkrieg eingegebene Buch La guerre et l'homme de guerre, welches, wie Veuillot selbst bemerkte, „in seinem besten Teile nicht von mir, sondern von de Maistre und Bossuet herstammt", und die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes, samt dem Ueberwiegen der Lateiner in Jerusalem feiert (23).

Mitten in diesen aufreibenden Arbeiten trafen ihn drei Schläge der göttlichen Vorsehung. Drei blühende

Töchter im Alter von 19, 15 und 13 Jahren sah er in den Monaten Juni, Juli und August 1855 in das Grab sinken. Zu den rührendsten Zeilen des ganzen Buches gehören die wahrhaft katholischen Gesinnungen, die Veuillot in dieser Schreckenslage kundgab, die von allen Seiten Frankreichs eingegangenen Bezeugungen des Beileids mit dem großen Journalisten, endlich sein von einem Hauch ergreifender Tragik umflossenes, siebenstrophisches Gedicht: Le Cyprès. Die Trostzeilen des belgischen Staatsministers Dechamps verdienen besondere Erwähnung. Kein Wunder, wenn die Tore der katholischen Schlösser sich nunmehr von der Bretagne bis zum Elsaß öffneten und Einladungen gleichsam um die Wette an Veuillot gelangten. Diese Bezeugung der Zufriedenheit mit Veuillot, an welcher sich namentlich der berühmte Benediktinerabt Guéranger von Solesmes hervorragend beteiligte, zieht sich wie ein roter Faden durch die vierzehn Jahre, welche der dritte Band behandelt.

Ein wuchtiger Schlag wurde Ende Juli 1856 gegen Veuillot durch die in Paris bei Dentu verlegte Broschüre geführt: „Das Univers durch sich selbst gerichtet, oder Studien und Urkunden über die Zeitung Univers von 1845 bis 1855". Was den Verfasser anlangt, so kann nach allen zeitgenössischen Berichten kein Zweifel darüber walten, daß Bischof Dupanloup sie entweder verfaßt, oder wenigstens eingegeben hat. Daß sie den Kreisen des Correspondant entstammte, war die Meinung, welche der päpstliche Nuntius Sacconi am 23. Juli 1856 Veuillot mündlich zum Ausdruck brachte, während dieser auf den Bischof hinwies (93). Zum Zwecke einer sichern Würdigung der Broschüre hat Eugen Veuillot den Inhalt der einzelnen Kapitel in ungeschminkter Schärfe dargelegt. Bei der ersten Lesung empfindet man die Hand des erbitterten Feindes, welcher, Sätze aus dem Zusammenhang reißend, ein Zerrbild des Univers zu zeichnen sich bemüht. Entspräche diese Schilderung der Wahrheit, dann hätte nicht blos Rom dem Blatte auf dem Index eine Stelle

angewiesen, der Kaiser hätte den Verfasser außerdem nach Cayenne gesandt. Sofort trat der berühmte Bischof von Arras, Msgr. Parisis, in einem gründlichen Schreiben an den Ami de la religion mit einer Wärme für Veuillot ein, die dem schwer Gekränkten vollkommenen Ersatz darbot. „Wäre das Univers", so lautet eine Stelle, „was man hier behauptet, sein Prozeß wäre verloren, man müßte es unterdrücken. Nun aber trage ich kein Bedenken, öffentlich meine tiefe Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß die Unterdrückung des Univers für die Religion ein öffentliches Unglück wäre" (103). Dreißig andere Bischofe, deren belobende Schreiben Veuillot im dritten Bande der zweiten Serie seiner vermischten Schriften (Mélanges) zum Abdruck gebracht. erklärten ihre Zustimmung zu der Kundgebung, darunter die Kardinäle Gousset von Rheims, de Bonald von Lyon und der in Rom ansäßige Kardinal Villecourt. Von Bischöfen seien genannt Räß von Straßburg und Pie von Poitiers, der Hilarius der französischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert (109). „Ich lese das Univers", ließ Pius IX. Veuillot durch einen Kapuziner melden, „und ich liebe es" (112).

Nachdem die Bemühungen, den Streit durch ein Schiedsgericht zu beenden, gescheitert, wurde die Sache vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht durch einen Vergleich zwischen Veuillot und dem als Verfasser der Broschüre geltenden Abbé Cognat am 13. Januar 1857 zum Austrag gebracht. Cognat übernahm die Verpflichtung, die Broschüre weiterhin nicht mehr zu drucken (175). In noch weit höherem Grade als diese Niederlage des Gegners mußte Veuillot die Stimmung Roms zur Befriedigung und Ermutigung gereichen. Denn hier empfanden alle wie ein Mann für Veuillot. Die Civilta cattolica schritt kräftig zur Verteidigung Veuillots und Pius IX., der schon 1853 in einem Brief an den französischen Episkopat Veuillots Leistungen belobt, drückte jetzt wiederholt mündlich seine Billigung aus (142—143). Einer wichtigen Tatsache ist hier zu gedenken. Um das in

Sicht stehende päpstliche Schreiben vom 21. März 1853 zu entkräften, hatte Dupanloup einen Hirtenbrief verfaßt, welcher zwar in die Presse ging, dann aber zurückgezogen wurde. Ein Exemplar ist doch nachmals in Veuillots Besitz gelangt. Die vom Verfasser des dritten Bandes angestellten Vergleiche zwischen dem Hirtenbrief und der Broschüre lassen keinen Zweifel darüber, daß ebenfalls die Broschüre aus Dupanloups Feder stammt. Vor dem Gerichtshof der Geschichte ist er dafür verantwortlich zu machen (136–137). Fragt man, wie denn Dupanloup zu einem solchen Schritte hingerissen wurde, dann liegt die Antwort in dem Seelengemälde Dupanloups, welches der Feder des Bischofs Rendu von Annecy entflossen ist. In einen einzigen Satz zusammengefaßt, lautet es: Msgr. Dupanloup möchte sich zur Leitung der gesamten französischen Geistlichkeit emporschwingen, das Univers tritt diesem Bemühen entgegen (157). Wer sich an Msgr. Dupanloups Auftreten vor dem vatikanischen Konzil und während desselben erinnert, kann dem Bischof von Annecy unmöglich Unrecht geben.

Wie standen die alten Kampfgenossen Montalembert und Veuillot in jenen verhängnisvollen Tagen zu einander? Am 23. September 1856 vom Nuntius Msgr. Sacconi in Paris empfangen, vernahm Veuillot, daß Montalembert am Abend vorher bei demselben erschienen. „Er (Sacconi) fand ihn ruhiger, als er geglaubt, aber unzufrieden mit seiner Lage. Er versuchte uns anzugreifen, trat aber alsbald auf allen Punkten den Rückzug an. Gegen die Kundgebungen der Bischöfe, namentlich wider das Wort „große katholische Institution“ (mit Bezug auf das Univers) legte er Verwahrung ein. Montalembert bemerkte, daß man ihn zum Gallikaner mache durch die Forderung, in dem Maße ultramontan zu sein, wie diejenigen Bischöfe, welche das Univers [illegible]“ (144). Veuillot beantwortete diese Beschimpfungen damit, daß er die Kandidatur Montalemberts bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper 1857 unbedingt empfahl ([illegible]).

In den Kämpfen der folgenden Jahre hat Veuillot die Rechte der Kirche und seiner Glaubensbrüder gegen die fortgesetzten Angriffe der zügellosen Pariser Presse auf alles, was einem Christen noch heilig ist, sodann aber gegen die zusehends erstarkende Macht des Gallikanismus kraftvoll verteidigt. In jener Beziehung verdienen seine Unterredungen mit dem Minister des Innern Mr. Billault, sodann aber mit dem Kaiser Napoleon erwähnt zu werden. Die letztere fand statt am 19. Febr. 1858 und umfaßt dreizehn Druckseiten im sechsten Bande der dritten Serie seiner vermischten Schriften. In der Hauptsache betraf das Gespräch die Abschaffung der organischen Artikel und die Eindämmung der antichristlichen Presse. Was die organischen Artikel anlangt, welche Talleyrand und die Pariser Jansenisten zu Verfassern haben und die, wenn es zur Aufkündigung des Konkordates 1905 kommen sollte, ohne Zweifel eine große Rolle spielen werden, so bemerkte der Kaiser: „Es hätte keine Mühe gekostet, uns von den organischen Artikeln zu entlasten, welche für die Kirche eine Quelle von Belästigungen und für die Regierung eine Beengung bilden In dieser Beziehung hat H. von Montalembert mich nicht so beraten, wie er es hätte tun sollen" (210). Auf Grund des dritten Bandes der Montalembert-Biographie von Lecanuet steht im Gegenteil fest, daß der Graf die Aufhebung dieser Artikel ernst, aber vergebens beim Präsidenten der Republik Louis Napoleon befürwortet hat. Der übrige Teil des Gespräches betraf die antichristliche Richtung der Presse und der Theater. Indem der Kaiser die vorhandenen Mißstände stark beklagte, konnte er, weil er uneingeschränkte Freiheit nicht besitze, genügende Heilmittel nicht in Aussicht stellen.

Noch langwieriger und heftiger gestaltete sich der Kampf mit den Vertretern des Gallikanismus und des liberalen Katholizismus. Als böser Berater der Regierung erscheint der aus den Zeiten des vatikanischen Konzils traurig bekannte Doktor der Sorbonne, Msgr. Maret. Unaufgefordert über-

reichte er dem Kultusminister Rouland 1857 zwei Denkschriften gegen das Wachstum des sog. Ultramontanismus mit geeigneten Vorschlägen zur Unterdrückung des Univers und Wiederherstellung der kirchenpolitischen Gesetzgebung Ludwigs XIV. Daneben wandte sich Veuillot gegen Montalembert, der es sich nicht versagen konnte, im Correspondant, aber auch in für die Oeffentlichkeit bestimmten Privatbriefen das Univers anzugreifen (245). Um so beklagenswerter erscheinen diese fortgesetzten Scharmützel, als der Druck der italienischen Politik des Kaisers die Katholiken zu geschlossener Einheit auffordern mußte. In der Verwerfung derselben erscheinen Veuillot und Montalembert eines Sinnes, aber Veuillot kostete der Abdruck des päpstlichen Rundschreibens Nullis certe vom 19. Januar 1860, welche das trügerische Gewebe der französischen und der italienischen Kirchenpolitik zerriß, gleichsam sein Herzblut. Mit ängstlicher Spannung verfolgt man die qualvollen Stunden der Monate Dezember 1859 und Januar 1860, in denen eine Verwarnung auf die andere folgte, und die Redaktion des Univers in Permanenz verblieb. Die Unterredungen Veuillots mit dem Nuntius, wie mit den Beamten des Ministeriums, die zögernde Haltung des Kaisers, welcher das polizeiliche Verbot des Abdrucks einer päpstlichen Ansprache mit den Worten aufhob: „Ich will nicht, daß Herr Veuillot als Martyrer sterbe“ (303), endlich die bedeutungsvolle Erwägung der Frage: Sollen wir das Januar-Rundschreiben im Univers bringen — diese ganze dramatische Entwicklung tönt aus in die Worte Veuillots, welcher, die Encyklika in der Hand haltend, ausrief: „Hier ist unser Todesurteil. Morgen wird unsere Zeitung nicht mehr leben“ (307). Am 29. Januar versammelte sich der Ministerrat unter dem Kaiser, welcher das Univers unterdrückte.

Louis Veuillot eröffnete sich nunmehr eine Zeit ruhiger Arbeit für die hehren Interessen der Kirche. Bei dem großen Reichtum der Mitteilungen, welche Eugen Veuillot stets

bemüht war, in wenigen Sätzen zusammenzudrängen, müssen wir uns auf Andeutungen beschränken. Auf die an Pius IX. gesandte Adresse der Redaktion erteilte der heilige Vater eine Antwort, die in der Geschichte des katholischen Zeitungswesens unvergessen bleiben sollte (313). Ueberhaupt erscheint das Verhältnis Veuillots zu Pius IX. von einer rührenden Innigkeit. Die Unterredungen des Papstes mit ihm bei seinen in diesem Bande geschilderten fünfmaligen Besuchen in den Jahren 1860, 1862, 1864, 1867 und 1869 lassen keinen Zweifel darüber, daß der heilige Vater ihm sein besonderes Wohlwollen entgegenbrachte. Aus einer Reihe von Aeußerungen im Gespräche mit dritten Personen geht unzweideutig hervor, daß das Univers das Leibblatt des Papstes war. Die Audienz im Juni 1862 hat Veuillot selbst in der fünften Auflage des Parfum de Rome mitgeteilt und erläutert (437). Für die Abfassung des „Lebens unseres Heilandes Jesus Christus“ gegen den formvollendeten, aber seichten, oberflächlichen, kritisch bedeutungslosen Renan empfing er ein Breve am 9. Juli 1864 (478). Als der Papst ihm gleich nach der Unterdrückung des Univers, weil er ihn in Not glaubte, durch die Nuntiatur fünftausend Franken schenkte, hat Veuillot die Summe alsbald dem Peterspfennig überwiesen und in einem feinsinnigen Briefe den heiligen Vater davon in Kenntnis gesetzt (314). Mit ausnehmend großem Vergnügen hat Pius IX. Veuillots Illusion libérale gelesen. Unter ihrem Eindruck stehend, bemerkte er zum Jesuiten Piccirillo: „Ich bin sehr zufrieden mit dieser Schrift. Louis Veuillot hat all meine Ideen ausgedrückt.“ Ein anderes Mal nannte er ihn „wahren Verteidiger meines Pontifikates“ (503). Das war die Antwort auf das Bemühen zweier Bischöfe, der anfangs als Broschüre gedachten, dann aber zu einem Bande ausgewachsenen Arbeit auf dem Index der verbotenen Bücher einen Platz zu verschaffen. Der heute in manchen Kreisen heftig angefeindete, in andern sogar der Vergessenheit anheimgefallene Syllabus wird von Veuillot

in dieser Schrift eingehend verteidigt und die Kirche gegen den Vorwurf, die modernen Fortschritte zu hemmen, kräftig in Schutz genommen.

Die lange Reihe literarischer Arbeiten Veuillots, welche dieser Band im 17. und 18. Kapitel behandelt, auch nur aufzuzählen, müssen wir uns hierorts versagen. Alle sind von einem gewissen kriegerischen Hauche durchweht. Fachmännische Gediegenheit wird man zwar nicht selten vermissen, aber in dem nämlichen Maße die reiche Fülle nicht nur kerngesunder, sondern erhabener Gedanken bewundern. Was aber besonders in Veuillots Schriften anmutet, das ist das Zeitgemäße und Packende seiner Darstellung, verbunden mit einer Schönheit der Sprache, die ihn zu einem der ersten Stilisten seines Jahrhunderts erhebt. Und mit diesen ruhmvollen Eigenschaften des Schriftstellers paaren sich auch in diesem Bande die Vorzüge eines Mannes, welcher seinen katholischen Glauben mit einem Lebensernste ausübt, der einem Ordensmann Ehre machen würde (460). Ueber all seinen Arbeiten aber lagert der Hauch der Ehrlichkeit der Ueberzeugung, die auch seine erbittertsten Feinde Veuillot nicht bestreiten konnten. Ein Freundeskreis umgab Veuillot, der, was Adel des Geistes und Vornehmheit der Gesinnung anlangt, seinesgleichen sucht. Von fremdländischen Freundinnen sei die edle Tochter Norwegens, Madame Gjertz, genannt, welche, zur katholischen Kirche heimgekehrt, als Schriftstellerin zu Paris lebte.

Nachdem der Verfasser an die gescheiterten Bemühungen des Bischofs Mermillod, zwischen Montalembert und Veuillot Frieden zu stiften, erinnert und die Billigung, welche der letztere den sozialpolitischen Ansichten des Bischofs erteilt, erwähnt, bildet ein Kapitel mit politischem Inhalt den Schluß Seit 1867 wieder aufgelebt, mußte das Univers zu dem liberalen Kaiserreich Stellung nehmen. Auch jetzt suchte das Blatt den schon erkrankten Kaiser zu schützen. Wider die Pläne des roten Prinzen verteidigte es die Kaiserin und

den kaiserlichen Prinzen. Aber auch die Zeichen des politischen Verfalles entgingen Veuillot nicht, wie seine damalige Unterredung mit Thiers beweist, welcher für den Fall des öffentlichen Zusammenbruchs seine Heilkünste in Aussicht stellte, während Veuillot als Arzt der krankhaften Gesellschaftsordnung den Papst bezeichnete (586). Veuillots Kritik an P. Hyacinthe (Loyson) befriedigt weit mehr als das nachgiebige Verhalten Montalemberts zu dem eitlen, wankenden Mönche. Schon läßt das vatikanische Konzil seine Schatten vorausfallen. „Man wußte mit Sicherheit", bemerkt Eugen Veuillot, „daß die liberal-kaiserlichen, die liberal-demokratischen, die liberal-parlamentarischen, vom Royalismus beherrschten Katholiken Widerstand leisten würden" (592). Außerhalb der Kirchenversammlung spielte der Titularbischof Maret mit seinem Buch „Du concile général et de la paix religieuse". Treffend wird Maret geschildert als „Mann von Wissen, Schriftsteller von Talent, herber und gewandter Polemiker, Priester von tadelloser Haltung, herrschsüchtiger und eigenwilliger Kopf, der in verschiedener Richtung die Anlage zum Führer besaß und diese Stellung auch bald zu erringen hoffte. Mit dem offiziellen Titel eines Titularbischofs von Sura verband er das nicht eingestandene Amt eines intimen Theologen und des Kultusministers. Dieses Amt hatte man ihm nicht angeboten; er hatte es gesucht und erhalten, indem er an den Kaiser und den Kultusminister Denkschriften einreichte, um die man ihn nie gebeten hatte" (593).

Kurz vor der Eröffnung des Konzils hatte Msgr. Dupanloup in einer Broschüre Veuillot nochmals heftig angegriffen. Auch Veuillot zog im Dezember 1869 nach Rom, um seinem Univers zuverlässige Nachrichten über die Entwicklung der Verhandlungen zu übermitteln. Bald sollte der Tag anbrechen, welcher bestimmt war, dem Gallikanismus in all seinen Schattierungen das Grab zu bereiten, aber auch Veuillot für all seine Kämpfe reichlich zu belohnen.

Aachen. A. Bellesheim.

XV.

Ernest Lindls „Cyrus".

Da wir einstens laevo suspensi loculos tabulamque lacerto uns die Elemente unserer Geschichtskunde zu erwerben gingen, gewöhnten wir uns, den eigentlichen historischen Sehkreis etwa mit dem 7. oder 8. Jahrhundert v. Chr. abzuschließen, etliche Daten ausgenommen, welche die historischen Teile des alten Testamentes und ein paar Griechen uns boten. Jenseits dieser Ziffern dehnte sich die weite Wüste der Mythologie, wo die Fata Morgana nur so am Wege sich boten und der Ozean der Vorgeschichte, in dessen ewiger Windstille sich so bequem plätschern ließ. Wie gründlich anders das geworden ist, zeigt der „Cyrus" von Ernest Lindl.[1]) Es ist ein großartiger Arbeitsertrag, der auf wenigen Seiten hier zusammengefaßt ist, die Ausbeute jener verhältnismäßig jungen Disziplinen, welche die Aufschließung des altorientalischen Völkerlebens sich zum Ziele setzen. Ihnen danken wir es, daß wir heutzutage jene uralten Könige des Ostens besser kennen als die Könige Athens, Spartas und Roms. Die Herrscherreihen der babylonischen, assyrischen, ägyptischen, jüdisch-israelitischen Dynastien sind nunmehr fast lückenlos vor uns aufgerollt und lassen sich nach Anfangs- und Endtermin und der Regierungsdauer der einzelnen Persönlichkeiten mit wenigen Ausnahmen wohl bestimmen. In den

---

1) Cyrus (Entstehung und Blüte der altorientalischen Kulturwelt) von Ernest Lindl. (Weltgeschichte in Charakterbildern. 1. Abteilung: Altertum.) Mit 1 Karte und 98 Abbildungen. Mainz, Kirchheim. 1903. 121 S.

Sumeriern Mesopotamiens und in der 1. thinitischen Dynastie Aegyptens reicht unsere Kunde bis zum Jahre 3000 hinauf; ja in dem Erech des Lugalzaggisi (S. 17) lernen wir vielleicht eine der ersten, nach der Flut wieder erbauten Städte kennen. Somit treten nunmehr unsere Denkmäler bis nahe an das sonst so mysteriöse Ereignis der großen Flut heran, eine Tatsache, angesichts welcher es keine Träumerei mehr genannt werden kann, wenn man sich ernstlich Hoffnung macht, ein gütiges Geschick möchte den Sterblichen einmal auch ein vorsintflutliches Monument bescheren.

Wenn wir nun bedenken, daß der Schlußstein, bis zu welchem Lindl sein Thema verfolgt, das Jahr 538 ist, so ergibt sich gering taxiert eine Zeit von circa 2500 Jahren, die auf 121 Seiten behandelt ist. Erwägt man noch, daß auch von diesen 121 Seiten noch ein gut Stück des Raumes den zahlreichen Abbildungen gehört, so wird man ahnen, wie gedrängt und wortkarg die Darstellung sein mußte, wie hier rein das Stoffliche vorwiegt, ja wie die Arbeit stellenweise zu einer zeittafelähnlichen Aufzählung sich gestaltet; „kaleidoskopartig" ziehen nach Lindls eigenem Worte (S. 95) die Dynastien und Jahrhunderte an uns vorüber. Ich will damit entfernt nicht einen Tadel aussprechen, vielmehr eine Anerkennung für die entsagungsvolle Arbeit, die ja, wenn man das Thema in obiger Form als gegeben annimmt, in keiner anderen Weise ihr Ziel erreichen konnte. Nicht selten mag an den Verfasser die Versuchung herangetreten sein, seine Gestalten mehr ins Detail zu arbeiten, Schatten und Licht anzubringen und beides in verschiedenen Tinten zu nuancieren. An Gelegenheit dazu hätte es nicht gefehlt, eine stattliche Zahl von hochragenden Herrschergestalten ziehen an dem Beschauer vorüber, deren Charaktereigenart deutlich genug hervortritt, um eine schärfere Individualisierung zu ermöglichen. Da ist z. B. Thutmes III., der kriegstüchtige Pharao der Unterdrückung, Tiglath-Pileser I., David und Salomon, Salmanasser II., Sargon und sein Sohn Senacherib, Asurbanipal, der gewaltige Nebukadnezar II. und endlich der große Perser Cyrus. So fehlte es also nicht an Anlässen, wo die Gestaltungsgabe schönes Material gehabt hätte; aber Lindl machte von diesen Gelegenheiten mit Recht

keinen Gebrauch. Was uns lange fehlte, wollte er uns bieten und hat er uns geboten, eine rein sachliche Uebersicht über die Resultate der Forschungen auf dem Boden Assyriens, Babyloniens, Aegyptens und der mit der Geschichte dieser Staatswesen verknüpften kleineren Völkerschaften. Lindl darf für diese Gabe, die ein wirkliches Bedürfnis befriedigt, allgemeinen Dankes sicher sein. Wie schwer war bisher eine Orientierung über diese kolossalen Zeiträume zu gewinnen, wie zersplittert das Material und wie unzulänglich für viele. Jetzt haben wir um relativ unbedeutenden Preis einen zuverlässigen, praktischen und übersichtlichen Abriß zur Verfügung.

Warum steht nun gerade der Name „Cyrus“ an der Spitze? Im allgemeinen glaube ich nun zwar, daß man diese Titelnamen viel zu sehr zu betonen geneigt ist; diese Namen sind ja der Hauptsache nach nicht viel mehr als Aushängschilde, die man auf Grund der Gesamtanlage der Weltgeschichte in Charakterbildern eben in Kauf nehmen muß. Man wird ja auch in der Weltgeschichte insgesamt jene Individuen nur selten finden, die sozusagen den Kristallisationspunkt gleich für Jahrhunderte bilden, und ein Alexander der Große steht gar einsam da. Unter diesen Voraussetzungen halte ich aber doch die Rechtfertigung, welche Lindl S. 4 f. für die Wahl gerade des Namens Cyrus vorbringt, für völlig genügend: „Als ein der größeren Allgemeinheit bekanntes Titelwort wurde gerade der Name desjenigen orientalischen Herrschers gewählt, nämlich Cyrus, der alle diese Staaten für längere Zeit zu einem einzigen, großen Weltreiche zu vereinigen oder wenigstens durch die Gründung der persischen Weltmonarchie den ersten Grundstein zur Vereinigung zu legen verstand. Cyrus ist gewissermaßen der letzte und beste Träger der Gesamtkultur des Orients.“

Welcher Reichtum interessanten und bedeutungsvollen Wissensstoffes auf diesen 100 Seiten aufgespeichert ist, davon mögen etliche Stichproben Zeugnis ablegen. Die Theologie findet hier eine Masse Material vor, das sie berührt, und zwar sind darunter die aktuellsten Fragen. So begegnet uns S. 21, ausführlicher noch S. 107 f. Hammurabi und seine Gesetzgebung. Die Angaben der biblischen Texte finden in einer Reihe von Punkten die glänzendste Bestätigung. Bis vor

kurzem hielt man es trotz Gen. 10,22 für unmöglich, daß die Bewohner von Elam Semiten gewesen sind; durch die Grabungen in Susa ist aber die Angabe völlig bestätigt worden (S. 20). Biblische und Keilschrifttexte erzählen ganz übereinstimmend, ja sogar in Zahl und Datum sich deckend die Kriegsunternehmungen Senacheribs gegen judäische Städte, wie gegen Lachisch (S. 80); ebenso interessant gestaltet sich ein Vergleich des Doppelberichts über Nebukadnezars Kampf gegen Jerusalem (S. 88 ff.). Auch vom babylonischen Turmbau, seiner Anlage und Bedeutung bekommen wir eine sehr konkrete Vorstellung anläßlich der Vollendung desselben durch den eben genannten Herrscher (S. 91, 101). Was erstere anlangt, so sei nur bemerkt, daß die rechtwinklige Umwallung des Riesenwerkes einen Umfang von 5 km aufweist. Das Gebäude selbst hat einen Unterbau von 710 m Umfang und 18 m Höhe; erhalten ist nur mehr der untere, innere Kern von 65 m Höhe, über den sich noch ein 10 m hoher Mauerpfeiler erhebt. Des weiteren verweise ich auf den Schöpfungsbericht, auf die Erzählung vom Sündenfall, welche in den babylonischen Berichten fehlt, von der Sintflut, wo neben den großen Aehnlichkeiten wichtige Differenzen obwalten, ein Umstand, infolgedessen Lindl an eine beiden Versionen zugrunde liegende ältere Quelle zu denken geneigt ist. Ferner begegnet uns die Einführung des Sabbats, die Namen der 10 Urväter von Adam bis Noe, der Unsterblichkeitsglaube, und so noch manch ein Punkt von höchster Bedeutung. Kurz, die Bibel braucht mit ihren Berichten angesichts der Fülle neuen Lichtes, das jetzt aus profanen Quellen strömt, sich durchaus nicht in die Ecke zu verkriechen. Im Gegenteil werden die Forscher in Zukunft noch mehr Vorsicht anwenden, gewarnt und gewitzigt durch eine Reihe von unangenehmen Enttäuschungen. Ich erinnere nur an die Identifizierung des keilschriftlichen Azrijau mit dem biblischen Azarias, während doch beide nicht das geringste miteinander zu tun haben (S. 72). Sehr instruktiv sind auch die Erörterungen über den Wert der israelitischen Königschronologie (S. 63). Die Darlegung über den Ursprung des Polytheismus ist äußerst einleuchtend (S. 112). Wenn ich noch beifüge, daß in den Amarnatexten (S. 37 f.) uns zum erstenmal der

Name Uru-Salim begegnet und zwar als vorisraelitischer Name der Friedensstadt, ferner daß auf einer Granitstele Merenptahs der Name des Volkes Israel sich findet — Isiral — (zugleich ein wichtiger Anhaltspunkt für die Datierung des Israelitenauszugs aus Aegypten), so dürften damit genug Proben theologisch interessanten Details geboten sein.

Noch ein paar Kleinigkeiten aus anderen Gebieten, die wohl den gleichen Dienst leisten werden, wie tiefsinnige Reflexionen über Menschen- und Völkerschicksale, Reflexionen, zu denen diese zwei einhalb Jahrtausende mehr als einmal den natürlichsten Anlaß böten. Unter Ramses III. wurde die erste Seeschlacht geschlagen, von der die Geschichte zu berichten weiß. Die älteste palästinensische Inschrift, die Mesainschrift, erhält mit Recht eine verhältnismäßig umfangreiche Besprechung. Wessen Aufmerksamkeit würde nicht die Nachricht erwecken vom ersten Auftreten der griechischen Nationalität am Hofe Sargons? Lindl mutmaßt auf griechische Fürsten aus dem westlichen Gebiet der Insel Cypern. Selbst die bisher so sagenhaften Kimmerier (keilschriftlich Gimirrai) und die Skythen begegnen uns. In Asurbanipal haben wir den ersten Gründer einer Bibliothek großen Stils, die durch die Ausgrabungen Layards im Ruinenhügel Kujundschik wiedergefunden wurde. Mit Spannung aber sieht man den ferneren Resultaten der deutschen Grabungen in Babylon entgegen. Der Königspalast ist bereits entdeckt; es handelt sich nun um die Freilegung der Reste des Marduktempels. Lindl äußert die Hoffnung, es könnte vielleicht die ganz einzigartige Tempelbibliothek, sicherlich aber doch manches von der Pracht und Herrlichkeit dieses Baues selber zu Tage gefördert werden. Was der Verfasser über die kulturelle Selbstständigkeit Aegyptens schon unter den Perserkönigen sagt, ist für den Kenner der römischen Kaiserzeit sehr interessant. Auch an Humor gebrichts dem sonst so trockenen Stoffe nicht ganz. Man lese zur geeigneten Auferbauung nach über die findige Manier (S. 48), welche Thutia anwandte, um Jaffa zu erobern. Es muß unter dem Mond offenbar schon sehr bald Münchhausen gegeben haben.

An dunklen Partien und Rätseln, auch an Punkten, die Widerspruch erregen können, fehlts nicht ganz. Es wird dies

angesichts des Stoffes niemand wundern. So steht immer noch das Chittitervolk als ein ungelöstes Problem da, problematisch in seinem Ursprung, in seinem Verschwinden von der geschichtlichen Schaubühne, ja in seiner Sprache sogar, die bisher allen Entzifferungsversuchen getrotzt hat. Aehnlich verschleiert ist auch das Belsazarproblem geblieben, wie es Daniel 5, 1 bildet (S. 92). Was S. 42 über die Phöniker gesagt ist, kann in seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit nicht wohl angefochten werden Auf S. 53 f. sind für die Zeit Ramses II. und Merenptah's ohne weiteres als berechtigt angenommen die Gleichungen: Luk=Lykier, Kaßvaden=Kappadokier, Turscha=Tyrsener, Akaiwascha=Achivi, Schakaluscha=Sikuler. Möglich ist es ja, daß diese Gleichungen zutreffen, aber gerade so gut können sie vollständig luftige Gebilde sein. Aeußerst bedenklich ist gewiß die Tatsache, daß die verschiedensten Forscher hierin zu den verschiedensten Resultaten kamen. Man vergleiche z. B. die Ergebnisse Chabas' mit denen von Brugsch und Duncker. Vorderhand bleibt in solchen Dingen die größte Vorsicht geboten.

Den schönsten und interessantesten Abschnitt des Werkes bildet nach der Meinung des Ref. der als Schluß und wie zur Krönung des Ganzen beigegebene kulturhistorische Ueberblick. Da tut sich eine Fülle von interessanten Perspektiven und hochbedeutsamen Zusammenhängen auf. Allerdings ist gerade hier, wie der Verfasser selber betont, noch lang kein endgültiger Abschluß möglich. Ein anderer, allerdings mehr äußerlicher Vorzug sind die zahlreichen, gutgelungenen und instruktiven Illustrationen; darin steht dieser Band hinter seinen Vorgängern in der „Weltgeschichte in Karakterbildern“ so wenig zurück als in einer anderen Hinsicht. Die zum Schluß angehängte chronologische Tabelle der behandelten Dynastien und Völker ist besonderen Dankes wert.

So ist der „Cyrus“ alles in allem ein Buch, das wärmste Empfehlung und allseitige Beachtung verdient.

Rottweil, 18. Juni 1904. B. Krieg.

XVI.

Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche.[1]

Auch dieser Band enthält des Neuen und Guten sehr viel, weist aber, namentlich wenn Katholisches in Betracht kommt, sehr viele Lücken auf. Viele katholische Namen fehlen, andere sind stiefmütterlich behandelt; dem Kardinal Pallavicino wird nicht ganz eine Seite gewidmet. Wie viele protestantische Pfarrer, die der Vergessenheit anheimgefallen sind, werden ausführlich behandelt; man glaubt, wenn man die Artikel liest, Heiligenleben alten Stils vor sich zu haben und entdeckt die sittlichen Verirrungen nur, wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht. Von modernen Katholiken und Konvertiten steht keiner so groß da, daß er dem herben Tadel entginge. Nur wenige deutsche Gelehrte sind mit der Geschichte des Auslands vertraut, sie schöpfen meist aus abgeleiteten Quellen. Von den Katholiken, die über Newman geschrieben, kennt Kattenbusch nur Bellesheim im ‚Katholik'; das heißt doch recht genügsam sein. Abbotts dicke Schmähschrift auf Newman wird die sorgfältigste Arbeit mit scharfen psychologischen Untersuchungen, die beste Kontrolle der Apologia genannt. Die Werke von Liddon, Lake, Lord Blackford, Denison, Fairbairn, Thureau-Dangin werden einfach ignoriert. „Es ist mit Newmans

---

1) Unter Mitwirkung vieler Theologen und anderer Gelehrten herausgegeben v. A. Hauck. 14. Band. Newman — Patrimonium Petri. 808. Leipzig, Hinrichs 1904.

Wahrhaftigkeit keine klare Sache", urteilt Kattenbusch. Nun ich denke, die öffentliche Meinung Englands fällt schwerer in die Wagschale als die Behauptung K's. Der befangene Pusey, der seine eigene Auffassung der anglikanischen Lehre für unfehlbar hielt, wird als „der offenere, innerlich freiere Mann" bezeichnet. Was würden Mark Pattison und Huxley hierzu sagen? Von einer Würdigung Newmans in diesem Artikel kann keine Rede sein. Noch ungenügender ist die Charakteristik von Thomas Morus. Die Literaturangaben sind unvollständig, eine Aufführung der vorzüglichsten englischen und lateinischen Werke, eine Charakteristik des Stiles fehlt. Fisher wird ein Vaterlandsverräter genannt, ob Morus es gleichfalls gewesen, ist zweifelhaft. Daß derartige Vorwürfe bei einem obskuren Engländer sich finden mögen, ist möglich, aber der Historiker ist verpflichtet, die besten Hülfsmittel, z. B. Gairdners Calendars oder dessen Kirchengeschichte der englischen Reformation zu Rat zu ziehen. Der Artikel M. Parker ist ein wahres Versteckenspiel mit Phrasen. Parker ist nach Buddensieg weich, schwach. Die Königin Elisabeth und Cecil Leicester spielen mit ihm, zwingen ihn zu verurteilen, was er empfohlen hat; das alles läßt er sich gefallen: gleichwohl ist er nach B. ein gerader ehrlicher Mann.

Die französischen Artikel sind noch fehlerhafter als die englischen. Die wenigen Ossat, Olier, Oudin gewidmeten Zeilen sind nichtssagend. Der Artikel Pascal wimmelt von Ungenauigkeiten; die neueste Forschung existiert für Lachenmann nicht. Es gehört doch eine eigene Kühnheit dazu, zu behaupten, das öffentliche Gewissen sei mit Pascal gewesen. Seine Provinzialbriefe sind voll der allerschlimmsten Verdrehungen der Sätze seiner Gegner, voll der Textverstümmelungen; gleich den allerschlimmsten Ketzern will er die Kirche lehren, was sie zu glauben hat. L. führt die Beweisstellen für unsere Behauptung selber an, und doch stellt er Pascal als frommen Katholiken dar. Noch mehr Irrtümer sind zusammengedrängt in dem Artikel Nimes, der gar nicht umgearbeitet worden ist. Nicht einmal die neuere Literatur ist nachgetragen. Die Hugenotten waren weder unter Heinrich IV. nach seiner Bekehrung, noch

unter seinen Nachfolgern loyale Untertanen, bildeten vielmehr ein „imperium in imperio“; ließen sich von den natürlichen Feinden Frankreichs anwerben, auch zu der Zeit, da sie sich in ihrem Vaterland vollkommener Rechtsfreiheit erfreuten. Wir billigen durchaus nicht die Dragonaden und zwar schon darum, weil sie das Bekehrungswerk verhinderten; aber die von der französischen Regierung begangenen Grausamkeiten kamen denen, die von Wilhelm III. ausgingen oder geduldet wurden, nicht entfernt gleich, obgleich derselbe sich als Vorkämpfer der Toleranz proklamierte. Schott behauptet, Jakob II. habe die Verfolgung der Protestanten gebilligt, das Gegenteil steht fest; er hat sogar die Hugenotten, die in England eine Zuflucht suchten, aus eigenen Mitteln unterstützt. Alles, was den Katholiken zur Ehre gereichen könnte, wird verschwiegen; so in dem Artikel Nightingale die Unterstützung und Förderung ihres Werkes in der Krim durch katholische Nonnen. Selbst in den Fällen, wo den Katholiken Lob erteilt wird, ist dasselbe durch unliebsame Klauseln abgeschwächt. Von der Unparteilichkeit, die man in englischen Werken findet, ist die Realenzyklopädie noch weit entfernt.

Z.

XVII.

Die Verbindung von Seelsorge und Sozialpolitik.

Es war ein bedeutsames und zeitgemäßes Wort, welches der heilige Vater im März d. J. zu dem Komitee für römische Angelegenheiten über das in der Ueberschrift genannte Thema sprach. Der heilige Stuhl, so bemerkte er u. A., verfolge und pflege neben den religiösen stets auch materielle Interessen für den Einzelnen, für die Gemeinden, für den Staat. Die Förderung materieller Wohlfahrt müsse aber stets auf der Grundlage von Religion und Gottesfurcht erfolgen. Die kurze Zeitungsnotiz enthält eine für die Gegenwart besonders wichtige Wahrheit, deren Beachtung unter den Tagesmitteilungen nicht untergehen sollte. Diese Zeilen sind eine bescheidene Sammlung aphoristischer Gedanken über die von dem erhabenen Pontifex ergangene Anregung.

Der altchristliche Spruch sagt: Bete und arbeite. Die angestrengte Arbeit muß den höheren religiössittlichen Zielen des Menschen untergeordnet sein; sie bedarf einer Ergänzung, damit der Mensch nicht ins Tierische hinabsinkt. Zum richtigen Arbeiten gehört nun einmal die Beziehung auf Gott. Alles Sinnen und Streben bleibt fruchtlos, wenn nicht der Segen Gottes errungen wird durch Demut und Opfer. Zu einem dauernden sittlichen Erfolge sind daher

die zwei Dinge unentbehrlich: eigene Arbeit und Gottes Segen. Ein ähnliches Verhältnis besteht in der seelsorglichen Arbeit. Zu der eigentlichen Seelsorge im engeren Sinne muß ein weiteres hinzukommen, damit sie von Erfolg begleitet sei — die christliche Sozialpolitik. Die Zeit sollte hinter uns liegen, wo man glauben konnte, mit der Abhaltung des Gottesdienstes und Spendung der Sakramente erschöpfe sich die Tätigkeit des Seelsorgers. Ein Absehen von der Fürsorge für geordnete Erwerbsverhältnisse schlägt die Seelsorge mit Unfruchtbarkeit und führt leicht dahin, daß man den Geistlichen als im täglichen Leben entbehrlich in die Sakristei verweist. Diese Wahrheit soll hier an zwei charakteristischen Beispielen erläutert werden: an Frankreich und Deutschland: Reden wir zuerst von Frankreich.

Allerdings ist es richtig, daß in früheren Zeiten dort viel gesündigt wurde, besonders dadurch, daß der Klerus vom politischen und sozialen Wirkungskreis sich ausschalten und in die Sakristei einsperren ließ, allzuwenig unter das Volk ging. Daran trug vor allem Schuld die Revolution von 1789, die voltairianischen und liberalen Ideen, die alles Gute, alle kirchliche Organisation pulverisierten und die tiefe Kluft zwischen Klerus und Volk hervorriefen. Die Folge aber war, daß heute ganze Gegenden dem Glauben entfremdet, in sehr vielen Ortschaften kaum noch ein Prozent der Männerwelt nach katholischer Lehre lebt.

Die Arbeiter aber sind zum größten Teile der Religion verloren gegangen. Der gesunde kirchliche Boden im Volke ist nur zu sehr geschwunden. Literatur und Presse sind verseucht, das sittliche Niveau ist tief gesunken; alle antireligiösen Elemente vom Minister bis zum Dorfschulmeister arbeiten mit Hochdruck gegen die Kirche. So bedauerlich das alles nun ist, so muß man doch fragen: warum hat dann aber der Klerus sich vom politischen und sozialen Wirkungskreis in dem Maße, wie es geschehen ist, ausschalten lassen? Warum

hat er die Fühlung mit den breiten Massen so vollständig verloren? Und soll denn die Missionstätigkeit der Kirche erst wieder beginnen, wenn die ganze Nation am Rande des Abgrundes angekommen ist? Offenbar haben die französischen Katholiken ihre Zeit nicht verstanden, das Rad der Zeit geht über sie dahin. In unseren modernen Verfassungsstaaten kann man sich nur behaupten, wenn man politisch arbeitet; und die kirchlichen Interessen kann man nur dann wirksam schützen, wenn man sich im öffentlichen Leben, auf parlamentarischem Boden Geltung zu verschaffen versteht. Auf Gott vertrauen soll der Mensch im privaten wie im öffentlichen Leben stets, aber er soll auch seine Schuldigkeit tun. Hilf Dir selbst, und Gott wird Dir helfen. Sich auf das Beten beschränken, ist allerdings bequemer, aber es genügt nicht. Man soll nicht nur um das tägliche Brot bitten, sondern es auch verdienen. Im öffentlichen Leben ist es nicht anders. Man soll Gottes Beistand anrufen, aber sich auch selbst rühren und die Mittel gebrauchen, welche der moderne Staat in seinen Einrichtungen an die Hand gibt. Von selbst wirds nicht besser, und Wunder zu erwarten, sind die französischen Katholiken nicht berechtigt, weil sie nicht ihre Schuldigkeit getan haben. Wollen sie die Rechtsstellung der katholischen Kirche in Frankreich und die Freiheit der Religionsübung dauernd schützen, so müssen sie mit den Waffen der Zeit kämpfen: mit dem Vereins- und Genossenschaftswesen, der politischen Presse und dem Stimmzettel.

Es bleibt daher nichts übrig. Man muß in Frankreich wieder von vorne anfangen. Die französischen Katholiken, welche den in so weitem Maße verloren gegangenen Einfluß auf die Massen wiedergewinnen wollen, müssen vor allem auf sozialem Gebiete einsetzen durch rührige und umsichtige Mitarbeit in Vereinigungen und Genossenschaften, welche dem Gemeinwohl dienen. Haben sie sich dort als tüchtige Männer bewährt, so wird ihnen auch das Vertrauen

nicht fehlen, wenn sie bei den Wahlen zu den parlamentarischen Körperschaften hervortreten, um allmählich eine geschlossene Gruppe zu bilden, welche mit Erfolg für die bedrohte Freiheit der Kirche auftreten kann.

Vor allem aber muß im französischen Klerus der Mangel an sozialem Verständnis beseitigt werden. Der Normalpfarrer kümmert sich meist um nichts anderes als um seinen Dienst. Er läßt die Pfarrkinder an sich herankommen; ihnen auf dem Wege sozialer Betätigung näher zu treten, daran denkt er nicht. Die veränderten Zeitverhältnisse sind leider spurlos an ihm vorübergegangen. Leon Harmel hat eine Art sozialen Kursus eingerichtet, welcher auch jüngeren Geistlichen Gelegenheit bietet, sich sozial einzuschulen. Ein vielgenannter Bischof untersagte jedoch, wie die Kölnische Volkszeitung meldet, seinem Klerus jede Beteiligung an dieser Veranstaltung. Kann man sich da wundern, wenn in zahlreichen Gemeinden der Pfarrer gänzlich isoliert dasteht, wenn bei Wahlen nichts gefährlicher ist als der Kandidat des Pfarrers zu sein?

Die Entwicklung der Dinge in Frankreich ist mithin ein trauriger Beleg dafür, wie nachteilig es ist, wenn die Seelsorge von einer Verbindung mit der Sozialpolitik absieht. Die Geistlichkeit, durch Erziehung und eigenartige Lebenshaltung zu einer Sonderstellung verurteilt, wird im öffentlichen Leben als überflüssig angesehen. Der französische Abbé geht unverstanden neben den Tagesereignissen einher. Die Einflußnahme auf die Oeffentlichkeit oder gar auf die Wahlen und auf die Gestaltung der Dinge in den Gemeinden wie im Staate ist ausgeschlossen. Natürlich tritt infolge dessen auch die Einwirkung der Religion auf das bürgerliche und staatliche Leben immer mehr zurück. Das Ergebnis ist aber nach Ansicht der Pessimisten eine Art von Rückfall der Gesellschaft ins Heidentum. Unter solchen Umständen begreift es sich, daß auf einem friesischen Katholikentage der Führer der holländischen Katholiken, Dr. Aalberse, seine

katholischen Landsleute eindringlich mahnte, praktische Politik zu treiben und ihnen dabei die französischen Katholiken in ihrer bloßen Negation als warnendes Beispiel vor Augen stellte.

Ein ganz anderes Bild bietet Deutschland. Wenn man behauptet, daß die katholische Geistlichkeit in Rheinland, Westfalen, aber auch im übrigen Deutschland beim Volke großen Einfluß habe, so ist diese Tatsache der Wahrheit ganz entsprechend. Kann man es dem katholischen Volke verdenken, wenn es die für ihre Ueberzeugung schwere Opfer bringenden Pfarrer lieber über sich „herrschen" läßt als Fremde? Nicht umsonst räumen die aufgeweckten Bewohner des genannten Landes ihrem Klerus einen so bedeutsamen Einfluß ein. Den deutschen Klerus ziert im großen und ganzen ein musterhafter Eifer für das Heil der Seelen, ein reges wissenschaftliches Streben, sodann aber auch eine tatkräftige Betätigung der bürgerlichen Tugenden und eifrige Sorge für das Gemeinwohl. Die Seelsorge am Rhein z. B. und in andern industriereichen Gegenden ist gewiß nicht leichter als anderswo. Das lebhafte rheinische Temperament, eine gewisse Leichtlebigkeit und die gewerblichen Verhältnisse bereiten sogar eigenartige Schwierigkeiten. Dessen ungeachtet werden die zehn Gebote Gottes und die fünf Gebote der Kirche wohl in wenigen Landen so treu beobachtet als gerade am Rhein. Die Sonn- und Feiertagsheiligung ist musterhaft, und ein Gegenstand des Staunens für die aus dem benachbarten Frankreich kommenden Katholiken. Christliches Ehe- und Familienleben, häufiger Sakramentenempfang und Opferwilligkeit für gute Zwecke, insbesondere für die zahlreichen Kirchenbauten erfüllen die Fremden mit Bewunderung. Aber wem ist dies alles und so manches andere zu verdanken als dem vorzüglichen Klerus? Ganz besonders anerkennenswert an der Geistlichkeit ist das wissenschaftliche Streben und die aufopfernde Tätigkeit für das Gemeinwesen. Ja, vielleicht nirgendwo ist ein Klerus, der größere Rührigkeit

und tieferes Verständnis für die zivilisatorischen Aufgaben der Kirche in der Gegenwart besitzt als die deutsche Geistlichkeit zumal im Rheinland. Kunst und Kunstgeschichte, heimatliche Geschichte und vor allem die christliche Sozialpolitik finden verständnisvolle Pflege. Wer gerade in letzterer Beziehung etwas unternehmen will, tut gut, sich an die dortigen Vorbilder zu halten. Dieser Tätigkeit ist es zuzuschreiben, daß in Industriezentren der Arbeiter seiner Kirche zugetan und den sozialdemokratischen Lehren abgeneigt ist. Auch zu den Kämpfern gegen die Volksausbeutung und den Geldwucher, zu den Kämpfern für Verbesserung der wirtschaftlichen Lage des kleinen Mannes und der ländlichen Bevölkerung stellt der Klerus ein zahlreiches Kontingent. Diese sozialen Bestrebungen finden denn auch vielfache Anerkennung. Mehr als einmal haben scharfe Gegner es offen ausgesprochen, daß gerade die Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit die Ausbreitung der Sozialdemokratie unmöglich gemacht habe. Man muß sich nur wundern, daß die Regierung dieser staatserhaltenden sozialpolitischen Wirksamkeit des katholischen Klerus nicht mehr Aufmunterung zuteil werden läßt.

Ich kann es mir nicht versagen, an dieser Stelle einige Zeugnisse aus gegnerischen Kreisen über das Wirken der katholischen Geistlichen einzuschalten.

Im Jahre 1893 hat der protestantische Professor Ludwig Eltester in Breslau der sozialpolitischen Tätigkeit der katholischen Kirche in Deutschland in den Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik hohe Anerkennung gewidmet. Er sagt u. a.:

„Es genügt, sich die sozialpolitische Arbeit der katholischen Kirche in unserer Zeit zu vergegenwärtigen, um zu erkennen, daß auch heute noch die christliche Kirche in dieser Beziehung Großartiges zu leisten vermag. Die Stellung, welche der deutsche Katholizismus der Arbeiterfrage gegenüber eingenommen hat, ist eine entschieden achtunggebietende, ist eine solche, die

ihm meines Dafürhaltens eine weitere Entwicklung für die Zukunft sichert. Unsere Zentrumspartei ist zur Zeit mehr eine soziale als eine kirchliche Partei. Durch die Fürsorge, die sie den arbeitenden Klassen schenkt, gewinnt sie die Stimmen der niederen Bevölkerungsschichten. Durch welche Mittel die katholische Kirche die Arbeiterbevölkerung an sich fesselt und zu sich hinüberzieht, ist hier nicht zu erörtern; das Hauptmittel ist zweifellos die vortrefflich organisierte Seelsorge. Denn Tatsache ist, was Thun in seinem Aufsatze über die Sozialpolitik des deutschen Katholizismus hervorhob, daß der Kaplan der einzige ist, der Herz zum Herzen mit dem Arbeiter redet, Frau und Kindern Rat erteilt, sie im Unglück aufrichtet, ihnen Segen, Trost und Almosen spendet. Ihm ist keine Stube zu eng, kein Arbeiter zu arm; kein Stolz hält ihn ab, selbst mit einem herabgekommenen Manne zu reden. Nicht auf dem kalten, dogmatischen Wege, sondern durch werktätige Liebe wird das Volk im Glauben erhalten und dazu bekehrt. . . . In vielen Fällen hat der Kaplan Unterricht in den sozialen und wirtschaftlichen Fragen erhalten; er kennt die Wünsche und Bedürfnisse des Arbeiterstandes und steht demselben nahe. Haben doch mehrere katholische Geistliche speziell National-Oekonomie studieren müssen; einzelne sind auf Reisen in Industriebezirke geschickt worden, nur um dort die Lage der arbeitenden Klassen an Ort und Stelle aus eigener Anschauung gründlich kennen zu lernen."

Auch Professor Adolf Wagner hob in seinen Vorlesungen rühmend hervor, daß ein katholischer Bischof eine Anzahl Geistlicher an die Berliner Universität gesandt habe, damit sie eingehend Nationalökonomie studierten. — Die katholische Sozialpolitik wird notgedrungen auch von der ‚Deutschen Evang. Kirchenzeitung' anerkannt. Das Blatt schreibt:

„In Deutschland hat die katholische Kirche ihre Arbeitermassen im großen und ganzen von der roten Fahne ferngehalten und in ihre Sozialpolitik eingereiht. Es ist doch überaus bemerkenswert, daß die katholischen Arbeiterverbindungen Berlins auf 17 000 Mitglieder gestiegen sind, während

die evangelischen Arbeitervereine in 2 Jahren mit großer Mühe 1500 Mann um sich gesammelt haben. Die Ursachen dieser Erscheinung sind ohne Zweifel der größere Einfluß Roms auf das Volk und die soziale Arbeit des deutschen Katholizismus an dem Volk. Jedenfalls kann man angesichts dieser Tatsache sich nicht darauf berufen, daß es der Zeitgeist allein sei, der die evangelische Kirche in ihrer volkstümlichen Wirksamkeit löse. Der Katholizismus hat in derselben Zeit, die uns die Massen der Arbeiter entrissen hat, das gesamte katholische Volk um sich geschart."

Eine Folge der seelsorglichen und gemeinnützigen Wirksamkeit ist es, daß in den katholischen Gegenden Deutschlands durchweg eine ernste Lebensauffassung herrscht. Seine sozialen Pflichten werden dem Katholiken mit unzweideutiger Klarheit verkündet, heute zumal, nachdem Leo XIII., der als Arbeiterpapst gefeierte Nachfolger Petri, in seinem herrlichen Rundschreiben den gesamten Pflichtenkreis des Christen und Staatsbürgers dargelegt hat. In den höheren Kreisen herrscht kirchliches Leben und rege Teilnahme an den sozialen Bestrebungen. Die katholischen Veranstaltungen zur Hebung des Arbeiterstandes erfreuen sich durchweg der Teilnahme aus gebildeten katholischen Gesellschaftskreisen. Die seit Jahren von Prof. Hitze veranstalteten sozialen Unterrichtskurse, die zahlreichen Arbeitervereine und der Volksverein mit seinen 400,000 Mannen tragen die Belehrung in die weitesten Kreise. Der katholische Klerus hält die Beschäftigung mit sozialen Angelegenheiten für Berufspflicht. Theoretisch und praktisch wird auf dieser Seite tüchtig gearbeitet. In immer weitere Kreise dringt die Ueberzeugung von den Pflichten des Einzelnen gegen die Gesamtheit, insbesondere gegen unsere moralisch oder physisch notleidenden Brüder. Daß dabei die Seelsorge nicht leidet, sondern gefördert wird, liegt auf der Hand. Der kleine Mann gelangt nun leicht zu der Einsicht, daß diejenige Heilsanstalt, welche ihm zu seinem ewigen Heile verhilft,

auch gegen sein zeitliches, irdisches Fortkommen keineswegs gleichgültig ist. Es ist auch nicht Zufall, sondern es liegt in den Verhältnissen begründet, daß gerade in den Industriezentren die mit gewaltigen Mitteln operierende sozialistische Propaganda durch das gemeinnützige Wirken der Geistlichen und unserer parlamentarischen Vertretung zum Stillstand oder ins Wanken gebracht worden ist.

Unsere Darlegung weist also nach, daß und warum die Seelsorge von einer verständigen Sozialpolitik begleitet sein soll, wie das auch der heilige Vater in der eingangs erwähnten Mahnung angedeutet hat. Unseres Erachtens darf der Klerus nicht müßig zuschauen, und blos jammern und klagen, daß soviel Unordnung in der Welt vorhanden ist. Er ist der berufene Wächter der religiösen Interessen, womit die sozialen Fragen heute untrennbar zusammenhängen. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß viel Unchristliches, viel Revolutionäres in den Kampf zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern hineingetragen worden ist. Darum muß es zuerst die Aufgabe des Klerus sein, zu warnen vor allem, was irreligiös an der großen Bewegung ist. Der Geistliche macht dem Arbeiter klar, daß dies ihn nur noch unglücklicher macht, und der eindringliche Hinweis auf eine Vergeltung im jenseitigen Leben verfehlt selten seine Wirkung. Dann aber beginge er innige Teilnahme für den christlichen Arbeiter und zeige, daß er dessen Not und Elend herzlich mit ihm fühlt. Offen und ohne Scheu predige er die ganze christliche Wahrheit — die Wahrheit den Armen, die Wahrheit aber auch den Reichen in mildem christlichem Geiste.

Die Tätigkeit des Klerus zum Wohle der leidenden Menschheit muß sich aber nicht blos im Wirken innerhalb der Familien zeigen; je nach Umständen muß er auch mit größeren Werken hervortreten. Er muß wetteifern mit den Gegnern in Gründung von Kranken- und Erziehungshäusern, von Vereinen zu gegenseitiger Hilfe und Unter-

stützung. Hat man keine Mittel, dann gehe man betteln an den Türen der Reichen und mache ihnen begreiflich, daß die christliche Charitas einer der mächtigsten Hebel zur Lösung der sozialen Frage ist. Nie darf der Klerus die Massen der Arbeiter aus der Hand lassen; sie sind wahrlich nicht der schlechteste Teil des christlichen Volkes. Zudem kann niemand sich der Erkenntnis entziehen, daß in der sozialen Bewegung, wenn man alles Irreligiöse abstreift, viel Berechtigtes bleibt. Die soziale Frage kann nur moralisch gelöst werden; darum muß die Kirche und der Klerus, müssen insbesondere auch die religiösen Orden, sich zu Trägern dieser Lösung machen. Es genügt aber keineswegs, einige Wochen des Studiums auf Kompendien und theologische Schriften zu verwenden. Man muß in die Fabriken gehen, mit den Fabrikanten beraten, auf Ziffern und Berechnungen sich einlassen und die Orte bereisen, wo Versuche gemacht wurden, die Theorien ins Leben überzuführen.

* * *

Böhmer, der große Frankfurter Geschichtsforscher, hat am Ende seines Lebens, nachdem er selbst auf seinem Krankenlager erfahren hatte, was kirchlicherseits durch werktätige, aufopfernde Liebe einem hilfsbedürftigen, gebrechlichen Kranken erwiesen wurde, den Ausspruch getan: „Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß."

Dr. Rody.

XVIII.

Die Empörung Asiens und ihre Folgen für Rußland.[1])

Die von Seite Japans und Chinas drohende gelbe Gefahr ist nicht einfach aus der Luft gegriffen, sondern rückt speziell für Rußland immer näher; aber auch die, welche gegenüber den Unglücksfällen, welche Rußland betroffen haben, ihre Schadenfreude kaum verbergen können, haben Grund zu tiefer Besorgnis, denn es ist sehr wahrscheinlich, daß das Losungswort: „Asien für die Asiaten, weg mit den Europäern; warum sollen wir uns zu Werkzeugen der Weißen erniedrigen? warum sollen wir uns gegenseitig zerfleischen und die Waffen, in deren Handhabung uns die Europäer unterrichtet haben, nicht gegen sie selbst kehren?" die Runde mache und nach Indien, den Philippinen und anderen von den Neidern Rußlands besetzten Teilen Asiens dringen werde. Versuchen wir im Anschluß an zwei ausgezeichnete neuere Werke die Gründe der Revolution Asiens und des Krieges Asiens gegen Europa klar zu machen. Es mag paradox klingen, ist aber leider nur zu wahr, daß die christlichen Missionäre, anstatt Boten des Friedens zu sein unter den

---

1) The Path of Empire by George Lynch, illustrated with the authors photographs. gr. 8° XIX, 275. London, Duckworth. 1903 — Victor Bérard, La Révolte de l'Asie, Le Japon et l'Europe, La Descente Russe, L'Expansion Japonaise, in 12°. 435 p. Paris, Colin. 1904.

Eingeborenen Asiens besonders Chinas, die Urheber des Hasses und des Abscheus sind, mit denen die Europäer betrachtet werden. Lynch, der an vielen Stellen seines Buches große Wertschätzung wahrer Frömmigkeit an den Tag legt, schildert uns also das Treiben der protestantischen Missionäre Koreas. Wir lesen, sagt er S. 45 in der von einem protestantischen Exprediger redigierten Zeitschrift Korean Review: „Hunderte von Leuten suchen jährlich um Aufnahme in die protestantische Kirche nach, weil sie dadurch den Bedrückungen der Beamten zu entgehen hoffen. Ihre Hoffnungen werden nicht getäuscht; sie erhalten nicht bloß Hülfe gegen die Beamten, sondern auch Unterstützung in allen ihren Streitigkeiten und Prozessen mit ihren Nachbarn. Die Lokalbeamten senden beständig Beschwerden und Klagen über die eingebornen Christen an die Regierung, die Gesandten der christlichen Mächte sind beständig in Anspruch genommen, um die Streitigkeiten der Christen mit den Heiden, der verschiedenen Sekten untereinander zu schlichten und werden zum Dank für ihre Mühewaltung von den Missionären scharf getadelt und der Saumseligkeit geziehen. In Whang-Hai kam es zu ernsten Zerwürfnissen zwischen zwei Konfessionen. Der Regierungsinspektor berichtete, daß sich die Missionäre die Befugnisse der Magistrate angemaßt und die Bewohner des Distrikts behufs des Baues christlicher Kirchen besteuert hätten. „Ausgenommen in zwei oder drei Distrikten schauen die Magistrate mit verschränkten Armen zu. Eine Masse von Petitionen, schrieb der Inspektor, laufen bei mir ein. Im Vertrauen auf den auswärtigen Einfluß erlassen die Missionäre Verhaftbefehle und setzen ihre Pfarrangehörigen, welche wegen Ruhestörung festgenommen sind, wieder frei. Er bat, man solle ihm Militär zuschicken, wenn man erwarte, daß er die Ordnung wiederherstelle. Selbst hochgestellte Europäer wagen es nicht, sich offen über die Ausschreitungen und das schlechte Beispiel der Missionäre auszusprechen, weil namentlich in England und den Vereinigten

Staaten ein Tadler derselben als Atheist oder Ungläubiger bezeichnet wird. Es gibt in Korea sieben christliche Sekten, die fünf verschiedene Namen für das Wort Gott haben. Diesen Missionären stellt Lynch katholische Schwestern und katholische Priester entgegen, die ärmlich leben, bei Christen und Heiden, die sie belehren und trösten, gleich beliebt sind, die sich wie Friedensboten benehmen und Unbilden und Verfolgungen geduldig ertragen, ohne Truppen und Kanonenboote für ihre Beschützung zu requirieren. Das Reich Gottes wird auf die protestantische Methode nicht ausgebreitet; wohl aber der Haß gesteigert, weil man die unschuldigen und friedliebenden Heiden wegen der Gewalttaten des Pöbels bestraft und zwischen Schuldigen und Unschuldigen keinen Unterschied macht.

Ein weiterer Grund der Unzufriedenheit der Asiaten ist das von den Europäern mit unnachsichtlicher Strenge geübte Aussaugesystem. Die Engländer (wir erinnern hier nur an unsere Ausführungen über das Steuersystem in Indien) gehen den Uebrigen mit dem schlechten Beispiel voran; aber selbst die Russen, die ihre Untertanen freundlicher behandeln als die Engländer, haben mit einer unverzeihlichen Hast sich die fruchtbarsten und mineralreichsten Länder Nordasiens angemaßt und Einwanderer aus dem europäischen Rußland nachgeschoben, die, wenn der Exodus fortdauert, die Eingeborenen erdrücken und die reichen Mineralschätze sich aneignen werden. In gewisser Beziehung kann man das verschmitzte und unehrliche Benehmen der Russen nur bedauern, da die Anlegung des großen Eisenbahnsystems, das Europa mit dem fernen Nordosten Asiens verbindet, zu den großartigsten Unternehmungen zu rechnen ist, und weite Länderstrecken der Zivilisation zugänglich gemacht hat. Die Russen hätten sich mit der vom chinesischen Kaiser erhaltenen Erlaubnis, eine Eisenbahn durch die Mandschurei zu bauen, begnügen müssen und sich auf den Erwerb der um die Eisenbahnstationen sich bildenden Dörfer beschränken sollen, in

denen die aus Rußland ausgewanderten Bauern wie in Sibirien sich ansiedeln konnten.

Nachdem die Russen, unterstützt von Deutschland und Frankreich, unter dem Vorwande, man könne die Aufteilung Chinas nicht gestatten, die Japaner des Preises ihrer Siege über China beraubt hatten, durften sie nicht die den Japanern entrissenen Provinzen Liao Tung und die Mandschurei für sich behalten und unter nichtigen Vorwänden die Räumung der Mandschurei von einem Termin auf den andern verschieben. In dieser chinesischen Provinz zu schalten und zu walten, als wäre sie ihnen abgetreten, war ebenso ungerecht als unklug. Hätte Rußland wenigstens den so oft zugesagten Freihandel gewährt und nicht durch einen hohen Tarif englische und amerikanische Waren auszuschließen versucht, dann hätte Japan, das den Russen tötlichen Haß geschworen hatte, keinen Verbündeten gefunden und die zur Führung eines Krieges notwendigen Geldmittel nicht erlangt. Rußland hat, wie Bérard in seinem oben angezogenen Buche sehr gut nachweist, in den letzten Jahren seine klug zuwartende Politik aufgegeben und nach allen Seiten hin zu kühn zugegriffen, anstatt wie früher auf die öffentliche Stimmung in den Nachbarstaaten Rücksicht zu nehmen. Die japanische Regierung fand die steten Forderungen der Russen in Korea oder China und die Intriguen, durch welche sie jeglichen Einflusses auf die Nachbarländer beraubt und auf ihr eigenes Land beschränkt werden sollte, nachgerade unerträglich und suchte nur nach einem Anlaß, um den Angriff auf Rußland in der öffentlichen Meinung rechtfertigen zu können.

China und England teilten die japanische Ansicht von dem unersättlichen Landhunger Rußlands und näherten sich einander mehr und mehr. Die chinesischen Staatsmänner entdeckten, daß Japan seine Machtstellung der Aneignung der europäischen Kultur verdanke, daß man die Europäer nur dadurch besiegen könne, daß man sie mit ihren eigenen Waffen schlage. Sie vergaßen ihren Stolz und Groll, und

beschlossen bei den Japanern in die Lehre zu gehen. Viele Gründe sprachen hierfür: die Japaner sind ein stammverwandtes Volk, das seine Kultur von China erhalten hat, das mit der chinesischen Literatur vertraut ist. Im Jahre 1900, als die Mächte China besetzten, da konnten sich die Chinesen überzeugen, daß die japanischen Truppen und ihre Offiziere selbst den deutschen ebenbürtig waren und bessere Mannszucht hielten. Die Chinesen hatten ihre Landtruppen und ihre Matrosen durch europäische Lehrer, die große Gehälter bezogen, einüben lassen und dennoch den Japanern gegenüber den Kürzeren gezogen. Die Lehrer hatten, so schloßen die Chinesen, offenbar ihre Pflicht nicht getan oder es nicht verstanden, sich ihren Schülern anzupassen, sie zu begeistern, vielmehr alles nach deutschem oder englischem Muster einrichten wollen. Was hatte nicht der berühmte Gordon mitten im Kriege gegen die Rebellen aus den unerfahrenen chinesischen Rekruten gemacht! Warum gelang es den Deutschen nicht, ein unüberwindliches Heer gleich dem Gordons zu schaffen? Es lohnte sich sonach der Mühe, es mit japanischen Lehrern zu versuchen, deren Gehälter geringer, deren Lehrgabe auch seitens ihrer Gegner anerkannt war. Die europäischen Lehrer hatten immer das Gefühl: diese Chinesen werden die Kenntnisse, die wir ihnen beibringen, die Kriegskunst, die sie sich im Unterricht aneignen, gegen uns Europäer gebrauchen: es empfiehlt sich, ihnen wichtige Punkte vorzuenthalten. Die Japaner, welche in den Chinesen zukünftige Bundesgenossen sehen, fühlen den Drang, ihnen alles mitzuteilen, sie in alle Geheimnisse einzuweihen. Alle europäischen Lehrer sind von den Chinesen entlassen und durch Japaner ersetzt. Wie groß ihre Zahl sei, an wie vielen Orten sie lehren, entzieht sich unserer Kenntnis, weil Chinesen und Japaner betreffs dieses Punktes tiefes Stillschweigen beobachten. (Vgl. Lynch 101.)

Lynch gelang es, einem japanischen Offizier, der in der chinesischen Armee dient, folgende Einzelheiten zu entlocken,

deren Richtigkeit auch durch andere Zeugnisse bestätigt wird. Die Chinesen besitzen, so sagt der japanische Offizier, große Ausdauer, bedeutende Lebenskraft, sind abgehärtet gegen äußerste Hitze und Kälte, können von kleinen Rationen leben, praktisch von Reis allein. In der Handhabung der Waffen zeigen sie großes Geschick und werden nach einiger Uebung sehr gute Schützen. Sie sind gehorsam, trefflich diszipliniert und der größten Hingabe fähig, wenn sie gute Offiziere haben. Der japanische Patriotismus geht ihnen ab, ebenso die dem Japaner angeborene Kriegslust. Unter guten Offizieren bei regelmäßiger Auszahlung der Löhnung würden die Chinesen vortreffliche Soldaten werden. Da die großen Kasernen von Peking weit entfernt sind und die Europäer zu den Manövern nicht zugelassen werden, so hat man keine sicheren Nachrichten über ihre Fortschritte in neuester Zeit. Auch in Korea ist die Armee nach japanischem Muster umgestaltet worden: die koreanische Uniform ist der japanischen gleich, die Koreaner werden von den Japanern eingeübt. Von den Japanern angeregt, haben die Chinesen mit der Neuschaffung einer Flotte begonnen. Japan liefert Offiziere, Kanonenboote, Tauwerk, Waffen; in aller Stille gehen die Rüstungen vorwärts. Man würde ganz fehlgehen, wenn man den Einfluß der Japaner auf die höheren Lehranstalten, auf die Heranbildung von Offizieren beschränkte: selten hat ein Staat so sehr auf den andern eingewirkt wie Japan auf China. Man kann Japans Einfluß füglich mit dem Frankreichs auf die Fürsten des Rheinbundes oder Preußens auf die Fürsten Süddeutschlands nach den Siegen von 1866 vergleichen. Der Unterschied ist jedoch der, daß Japan, ohne den Titel eines Protektors zu beanspruchen, praktisch eine Art von Oberherrschaft in allen Gebieten übt, daß es Gelehrte, Offiziere, Kaufleute, Handwerker, Diplomaten, Spione den Chinesen zur Verfügung stellt und ihnen die Errungenschaften der europäischen Kultur mitzuteilen bereit ist. Die Chinesen würden unter anderen Umständen das Vordrängen

der Japaner ahnden; aber in dem gemeinsamen Kampf erkennt man gerne die höhere Weisheit der Bundesgenossen an. England wiegt sich offenbar in falsche Sicherheit ein, wenn es sich einbildet, die in Indien drohende Gefahr sei vorüber, es könne ungestraft Buddhisten und Mohammedaner reizen und das erschöpfte Indien in neue Kriege verwickeln. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß die Engländer, die schon so oft falsch gerechnet haben, in Indien größeren Scharfsinn entwickeln werden, als die Russen in China. Die Bewohner Asiens sind nicht alle entnervt und weichlich, wie die in den Niederungen wohnenden, die infolge der Fruchtbarkeit des Bodens, der schrecklichen Hitze und der Regenzeit dem Müssigang sich ergeben. In den Wüsten und Bergen, welche diese Deltas Asiens umgeben und überragen, sagt Bérard (S. 35), auf den Hochebenen, oder in den Bergketten von Arabien, Palästina, Syrien, Kurdistan, Iran, der Mongolei erzieht das wilde Asien seine Männer für den Straßenraub und den Krieg. Sie nähren sich kümmerlich; von Hunger und Durst gequält, werfen sie neidische Blicke auf die Reichtümer der Bewohner der Ebene. Sie beginnen als Bettler, enden aber als Eroberer und schwellen die gewaltige Sturmflut, die sich von Zeit zu Zeit über Europa ergießt. Im Nordosten hat der Ansturm begonnen, die Japaner haben bis jetzt die furchtbaren Bataillone der Russen vor sich her getrieben, und durch ihre Beweglichkeit den Mangel an Körperkraft ersetzt; die übrigen europäischen Mächte werden, wenn der Sturm losbricht, noch viel schneller hinweggefegt werden, als die Russen in der Mandschurei, der Mongolei, Bokhara, Khiwa; denn die Europäer bilden meist nur einen kleinen Bruchteil der Bevölkerung und werden es erleben müssen, daß die aus eingebornen Truppen bestehenden Soldaten sich gegen ihre Herren, die ihnen bisher den Sold bezahlt haben, wenden. Der asiatische Charakter ist nicht so leicht zu bändigen und in Ketten zu schlagen, wie der europäische und hat vieles mit der wilden großartigen Natur

des Landes gemein. Die himmelhohen Berge, die breiten tiefen Flüsse, die Erdbeben, die Wassergüsse spotten der Kunst des Menschen und machen alle Berechnungen zuschanden. Fast ebenso unberechenbar sind die Stimmungen der asiatischen Völker. Man wird daher Bérard recht geben müssen, wenn er behauptet, daß wir am Wendepunkt großer Ereignisse stehen, daß England durch die Revolution, die sich vorbereitet, empfindlicher geschädigt werden wird, als Rußland. Es ist möglich, daß Lord Curzon, dem Vizekönig Indiens, wie dem Zauberlehrling der Unfall begegnet, daß er das Zauberwort, durch das er die Geister gerufen hat, vergißt, und die Geister nicht zu bannen versteht. Je mehr sich der Krieg in die Länge zieht, je größere Erfolge die Asiaten erringen, desto mehr wird die Begeisterung steigen. Der Ruf von Japan wird in die entferntesten Winkel Asiens dringen, und dem Haß und der Verachtung der Europäer neue Nahrung bieten.

Die Japaner sind in ihrer Kriegsführung nicht eben skrupelhaft und haben die von den Italienern gegen die Oesterreicher befolgte Methode nachgeahmt: sie lassen nämlich gefälschte russische Banknoten zirkulieren und haben es erreicht, daß die Eingeborenen das russische Papiergeld nicht mehr nehmen wollen. Durch ihre Banken in China und der Mandschurei haben die Russen ungeheuren Einfluß erlangt. Pokotileff in Pecking, Grot in Urga in der Mongolei haben durch Gewährung von Anleihen und Geschenke an die Großen die größten Zugeständnisse erlangt und manche Eingebornen überredet, ihre Ersparnisse in der russischen Bank anzulegen. Wird das Vertrauen erschüttert, so ist es um das russische Prestige geschehen. Japan will Rußland wohl zeigen, welche Waffen ihm zu Gebote stehen, wenn es sich nicht zu einem billigen Vergleich herbeiläßt. Das in der Börse kursierende Gerücht, der Mikado wolle, sobald Port Arthur und Liao Yang in japanische Hände gefallen sei, Kuropatkin auffordern, sich zu ergeben, klingt wohl sonderbar; es ist jedoch gar

nicht unwahrscheinlich, daß die Friedenspartei in Rußland den Sieg davon tragen wird, einmal weil durch eine Fortsetzung des Krieges die vitalen Interessen Rußlands, die Wohlfahrt der transsibirischen Eisenbahn, die stetige Entwicklung der Siedelungsprojekte gefährdet werden. In Paris, das den nervus rerum, das Geld liefert, übt man gleichfalls einen starken Druck aus; somit ist eine Aussicht auf baldigen Frieden nicht unmöglich. Der Kampf würde in diesem Falle aufgeschoben, nicht aufgehoben, denn Rußland wird früher oder später den Kampf um die Mandschurei, die es durch so große Opfer für die Zivilisation gewonnen hat, wieder aufnehmen.

XIX.

Ragusa.

Reiseerinnerung von Dr. Hans Baur.

Die dalmatinische Inselwelt, Montenegros schwarze Berge, die öden Felswüsten der berüchtigten Crivosie waren gleich einem Wandelpanorama an uns vorübergerauscht, nach 31stündigem Aufenthalt auf den gastlichen Planken des österreichischen Lloyddampfers ‚Graf Wurmbrandt‘ naht das Ziel unserer Fahrt. Nachdem Ragusa vecchia, das korinthische Epidaurus, dessen flüchtige Bewohner das heutige Ragusa gründeten, passiert war, kam dieses selbst, zuerst durch die dichtbewaldete Insel Lacroma halb verdeckt, in Sicht. Bald entzog die fortgekrönte Halbinsel Lapad das

pittoreske Städtebild unseren Blicken, und vor der Einfahrt in den Hafen von Gravosa, dem Landungsplatze Ragusas für große Seedampfer, tauchten die braunschimmernden Felszacken und der Leuchtturm der Scogli pettini aus den Fluten.

Nach einem flüchtigen Blick in das grünende Omblatal weitet sich vor uns die anmutige Bucht von Gravosa. Die Schuppen und Gebäude der Station, sowie die roten Ziegeldächer des Ortes selbst werden sichtbar und wenige Minuten später legt sich unser Schiff an den Molo, von einer Horde lärmender Lastträger empfangen.

Die Zollformalitäten erledigten sich sehr einfach, indem wir, den Trubel benützend, einen Wagen bestiegen und davongaloppierten. Da verschiedene Reisende unserem schlimmen Beispiele folgten, entspann sich bei der Leidenschaft der südlichen Rosselenker für schonungsloses Schnellfahren ein lustiges Rennen auf der staubigen Straße. Durch einen altertümlichen Torbogen hindurch, an den unbedeutenden Häusern Gravosas vorbei, sausten wir zwischen Oelgärten und Weinbergen empor zur bella vista, dem höchsten Punkte der Straße mit zauberhaftem Blick auf Stadt und Meer. Rechts fällt die Küste in mächtigen Steilabstürzen hinab zu den stahlblauen Fluten, die glitzernd und flimmernd in dunstiger Ferne mit der azurnen Himmelskugel in eins verschwimmen, hier und dort von den weißglänzenden Segeln der Fischerboote belebt. Uebermannsgroße Kaktusse, riesige Agaven, fahlgrüne Oelbäume säumen die Straße. Tief unten von moosigen Felsen umrahmt, umdunkelt von schwermütigen Cypressen, leuchtet träumerisch das smaragdene Grün einer böcklinischen Bucht. Links erhebt sich die Kuppe des mit spärlichem Gestrüpp bestandenen Monte Sergio, von dessen sonnigen Hängen sich die Zickzacklinien der zum Fort Imperial führenden Straße abheben. Die Aussicht von dort oben muß ja entzückend sein, die Aussicht aber, in dieser

Bergfeste im Winter von der rauhen Bora beinahe hinweggefegt, im Sommer von der Gluthitze der Sonne gebraten zu werden, soll diesen Platz als Garnison wenig begehrenswert machen.

An rebenbelaubter Bergeslehne breiten sich die Gärten und Landhäuser des Vorortes Pile. Starkstämmige Palmen rauschen im Winde, Blütenwolken weißen Oleanders neigen sich über die Mauern. Am schattigen Spitalpark vorbei ging's zwischen hohen Gartenmauern scharf bergab und mit jähem Ruck halten wir vor der Pforte des Hotel Imperial.

Es ist schwer, keine Reklameepistel zu schreiben; aber was hier in diesem von der Kultur noch sehr wenig beleckten Lande die „Hotel- und Kurorte-Aktiengesellschaft für Süddalmatien“ geleistet hat, muß auch der eingefleischteste Nörgler rückhaltlos anerkennen. Nach zwei in der Backofenhitze einer Schiffskabine verbrachten Nächten wirken die luftigen Räume dieses vom Theodorapark umrauschten Prachtbaues als Erlösung.

39 Gr. Celsius im Schatten wies das Thermometer, unser erster Gang galt dem Bade. Schroffe, im Strahl der Abendsonne golden schimmernde Felswände umfangen die Bucht. Stadtwärts zeichnen sich auf starrendem Riffe die Wälle des Fort Lorenzo vom tiefblauen Aether, in den Höhlen der gegenüberliegenden Wand sind höchst primitive Wohnungen eingebaut. Unseren Versuchen, den scharfkantigen Blöcken des seichten Strandes zu entfliehen und ins Bodenlose hinauszuschwimmen, wurde durch eindringliche Warnung vor den in der jüngsten Zeit sich in der Adria häufig als ungebetene Gäste zeigenden Haien Einhalt getan.

Erfrischt durch die belebende Salzflut stiegen wir durch engwinkelige Gäßchen zu dem vor dem cyklopenhaften Ringwall Ragusas sich ausbreitenden Bersalje empor, unter dessen Platanen eine Unzahl Fiaker auf die Fremden lauert.

Links auf der Höhe ragt der efeuumrankte Rundturm der mittelalterlichen Mincettabastion der Stadtmauern, rechts schweift der Blick von der Terrasse des Café Arciduca Federigo zwischen Fort Bokar und Lorenzo hindurch aufs grenzenlose Meer. Ein Brückenbogen überspannt den wildwuchernden Garten des Wallgrabens. Von hohen Quadermauern umschlossene Serpentinen führen an der Torwache vorbei durch die enge Porta Pile in die Stradone, der Hauptverkehrsader Ragusas.

Das trostlos öde Zara ist politisch die Hauptstadt Dalmatiens, Spalato steht durch seine Einwohnerzahl und kommerzielle Bedeutung als wichtigste Stadt des Küstenlandes obenan, der Reisende aber, der eine Stadt nicht nach der Zahl der in ihr hausenden Regierungsräte oder nach dem jährlichen Umsatz schätzt, sondern nach den Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten, wird Ragusa den Vorzug geben.

In lebhaften Gruppen ergeht sich ganz Ragusa in der abendlichen Kühle auf den sauberen Platten des Corso, der schönsten Straße aller dalmatinischen Städte. Leider setzte die rasch hereinbrechende Nacht unserer Entdeckungsreise bald ein Ziel. Bei frischem Pilsener, von der kühlen Abendluft erquickt, verlebten wir einen herrlichen Abend auf der eleganten Hotelterrasse.

Der nächste Morgen fand uns wieder an der Porta Pile. Gleich beim Betreten der Stradone fesselte der aus dem 15. Jahrhundert stammende „schöne Brunnen" unsere Aufmerksamkeit. Den kesselartigen, durch korinthische Säulchen in Rechtecke gegliederten Rundbau deckt ein Steinplattengewölbe; dickbackige Engelsköpfe speien das quellfrische Omblawasser in die Kupferkessel der munteren Wasserträgerinnen. Schräg gegenüber führt ein sehr hübsches gotisches Portal, dessen Spitzbogen eine lebensvoll gemeißelte Pietà ausfüllt, ins Franziskanerkloster mit seinem köstlichen Garten.

Die Stradone verdankt ihre Einförmigkeit strengen Bauvorschriften, die, nachdem die Stadt Mitte des 17. Jahrhunderts durch Erdbeben furchtbar gelitten hatte, Höhe und Abstand der Bauten genau vorschrieben. Die engen, steilansteigenden Quergäßchen erinnern mit ihren Wäschedekorationen an das genueser Hafenviertel. In den Gewölben der einstigen Palazzi arbeiten die Schneider emsig an den goldbetreßten Trachten der Männer, kunstgeübte Goldschmiede verfertigen zierliche Filigrangeschmeide für die schmuckliebenden Töchter des Landes. Kuriositätenhändler bieten Teppiche, orientalische Steinschloßflinten, Pistolen und Handschars als Andenken zum Kaufe. Die übergroße Menge von Barbieren kommt wohl nur dann auf ihre Rechnung, wenn sie sich gegenseitig in liebevolle Behandlung nehmen. Vor den Cafés bot sich die schönste Gelegenheit zu Kostümstudien. Die dunkelblaue Pluderhose mit ebensolchen Gamaschen, sowie die Opanken sind die allen gemeinsamen Kleidungsstücke. Vereinzelte Mohamedaner aus der nahen Herzegovina tragen über gestreiften, seidenen Hemden buntfarbige, schwarzbestickte, an der Brust mit vergoldeten und silbernen Verzierungen geschmückte Westen, der Turban deckt den kahlrasierten Scheitel. Stolz schreiten die Söhne der schwarzen Berge einher in dunkelgrüner, mit Silberzieraten benähter Jacke, leicht erkennbar an dem runden, den Namenszug ihres Gospodar Nikolaus tragenden Käppchen. Im Gürtel stecken statt der zu Hause gelassenen Waffen die zum Rauchen nötigen Utensilien. Ueberall herumlungernde, zerlumpte Lastträger, den roten Tarbusch mit großer dunkelblauer Quaste auf dem Kopfe, österreichische Offiziere und Soldaten vervollständigen das farbenreiche Bild.

Ein wahres Schmuckkästchen ist die Apotheke mit ihrer originellen, mehrere Jahrhunderte alten Einrichtung und echten Fayencegefäßen, deren Besichtigung uns der liebenswürdige Besitzer gerne gestattete.

Den Abschluß des Corsos linkerhand bildet die Dogana. Ueber den offenen Hallen zu ebener Erde erhebt sich der in seiner graziösen Gotik an den Cà Doro Venedigs erinnernde Oberbau, dessen Fassade das Steinbild des heil. Blasius, des Stadtpatrons von Ragusa, schmückt. Vor dem Zollamt steht, von einem Eisengitter umgeben, eine Rolandsstatue. Das ziemlich unbeholfene, gotische Formen zeigende Standbild des barhäuptigen Helden von Ronceval wurde im Mittelalter dem ragusäischen Freistaat von den ungarischen Königen als Zeichen der Handelsfreiheit verliehen.

Durch den Uhrturm des Pločetores kommen wir in wenigen Schritten aus der Stradone in den kleinen Porto Cassone, wo schon die schmucke „Ida", das Ausflugsboot der österreichischen Lloydagenzie, auf uns wartete. Aus dem von Barken und Küstenseglern belebten, von trotzigen Wehrtürmen geschützten Stadthafen steuerte unsere Barkasse in viertelstündiger Fahrt nach der Insel Lacroma. Der Turm eines verlassenen Forts ragt aus dem Grün der Baumwipfel, Strandkiefern und Steineichen werfen ihre Schatten über die mit Felstrümmern besäte Bucht. An diesen idyllischen Strand soll Richard Löwenherz auf der Flucht vor den Osmanen vom Sturme verschlagen worden sein und zum Dank für seine wunderbare Rettung das Kloster gegründet haben. Zwischen Lorbeer und breitwipfligen Pinien, Myrten und immergrünem Oleander, unter Mandelbäumen und Rosmaringebüsch führen die moosbedeckten Pfade zum einsamen Kloster. Gleich dem Lustschlosse Miramar verdankt auch dieses Inselparadies seine gärtnerischen Anlagen dem unglücklichen Kaiser Maximilian von Mexiko, nach dessen Tode die sich selbst überlassene Vegetation beinahe zum Urwald verwilderte.

Nach halbstündigem Wandern zu den Grotten und dem Mare morto getauften Binnenseelein kehrten wir, ohne eine Menschenseele erblickt zu haben, an Bord zurück. Nach

Umseglung Lacromas mit köstlichem Blick auf seine Klippen und tiefen Höhlen, entfaltete sich vor uns die ganze Pracht der ragusaner Küste. Burgen gleich entsteigen die nackten Felsen den brausenden Fluten, bekrönt von einem Kranz von Festungswerken, unter deren Schutze sich die kleine Republik, unterstützt durch kluge Diplomaten elfhundert Jahre lang ihre Unabhängigkeit bewahrte. Weder dem ländergierigen Löwen von San Marco, noch den wilden Horden Constantinopels hatte sie sich gebeugt, erst der weltbezwingende Korse brach auch ihre Macht, erhob aber Ragusa dafür zur Hauptstadt des neuen illyrischen Königreiches.

Wie Tags vorher umfuhren wir die Halbinsel Lapad und bald furchte unser Kiel die grünen Fluten der Ombla. Am Taleingang gibt ein aus dem Felsen gemeißelter Doppeladler mit der Jahreszahl 1901 Kunde von der Vollendung der Bahnlinie Gravosa nach der Herzegowina. Maisfelder und wohlgehaltene Gärten ziehen sich an den Ufern des mehr einem Kanal gleichenden bis 140 m breiten Wasserlaufes hin. Aus Zypressenhainen winken vornehme Landsitze, von den Rebenhügeln grüßen freundliche Flecken mit stattlichen Kirchen. Maultiertreibende Bauern beleben die dem Fluße folgende Landstraße. Nach vier Kilometern ist die Welt zwar nicht mit Brettern, dafür aber mit senkrechten Felswänden vernagelt, aus denen die mächtige Omblaquelle entströmt. Allgemein gilt sie als die Fortsetzung der 55 Kilometer landeinwärts in dem siebartigen Boden des Popovo Polje plötzlich verschwindenden Trebinjčica. Kaum den Fesseln stygischer Bergeshöhlen entronnen schlägt sie der Mensch von neuem in Bande. Mächtige Saugrohre führen das eisige Wasser den Brunnen Ragusas zu; in einer großen Mühle entpreßt seine Kraft den Oliven das goldene Oel, wandelt Korn in schneeiges Mehl und treibt Maschinen, die seine klaren Fluten in Würfel kristallenen Eises verwandeln.

Ueber uns ertönt der Pfiff der Lokomotive, die sich

keuchend zu der an senkrechtem Felshange klebenden Station Ombla emporgearbeitet hat. Nach kurzem, eiskaltem Bade dampften wir wieder zurück und landeten nach vierstündiger, von Frau Sonne mit glühender Aufmerksamkeit bedachter Fahrt am Molo von Gravosa.

In der kühlen Trinkstube des Hotel Imperial wartete unser ein delikates Mahl, zu dem auch der Dreizack schwingende Neptun ein paar riesige Langusten gespendet hatte. Nach der mit Schreiben von Postkarten verbrachten Siesta gings wieder in die Stradone. Der Dogana gegenüber liegt die Kirche San Biagio. Der mittelmäßige Barokbau bietet außer einer Silberstatue des heiligen Blasius, des Retters aus der Not des Fischgrätenverschluckens, nichts Sehenswertes. Der vor der Hauptwache neben dem Plocetor sprudelnde Renaissancebrunnen vereinigt sich mit dem Rolandsstein zum Schmuck dieses Platzes.

Das Theater im anstoßenden Palazzo Communale, der auch die ragusanische Stadtsammlung beherbergt, öffnet leider erst mit Beginn des Winters italienischen Gesellschaften seine Hallen, dagegen verschafften uns auf der Terrasse des Café Teatro die große Auswahl seit geraumer Zeit entbehrter Zeitungen und die aus dem nahen Stadthafen vorbeikommenden Volkstypen eine angenehme halbe Stunde.

Der Genuß des Rectorenpalastes, des bedeutendsten Bauwerks Ragusas wurde uns leider durch eine an demselben vorgenommene, durchgreifende Renovation gründlich verdorben. Von dem stolzen, in einem Mantel von Leitern und Bretterverschlägen gehüllten Palaste, der trotz Bränden, Erdbeben und einer Pulverexplosion die Republik, über deren Wohl und Wehe Jahrhunderte lang in seinen Mauern entschieden wurde, überlebte, konnten wir nur die imposante Vorhalle mit ihren schönen Säulen und Steinbänken besichtigen. Statt würdevoller Ratsherrn und ahnenstolzer Nobili hausten Maurer und Tüncher in den historischen Räumen.

Nach diesem mißlungenen Versuche statteten wir, den Porto Cassone rechts liegend lassend, dem zwischen innerem und äußerem Plocetor gelegenen Dominikanerkloster einen Besuch ab. Nach Betrachtung eines echten Tizians in der sonst uninteressanten Kirche, treten wir in den berühmten Kreuzgang. Zierliche Säulen teilen die romanischen Arcadenbögen in drei kleeblattförmige Spitzbögen mit abwechslungsreichem Maßwerk, durch ihre Anmut den Ernst der nüchternen auf ihnen ruhenden Klostermauern mildernd. Eine von jonischen Säulen mit daraufliegendem Marmorgebälk umrahmte Zisterne steht in der Mitte des Hofes, die weißen Kutten der Mönche leuchten zwischen den saftig grünen, fruchtbeladenen Orangenhecken.

Das äußere Tor führt aus dem Mauergürtel in das weite, offene Land. Am Bazar Rastello, bei einem vor dem Tore rauschenden Brunnen mahnt uns das fremdartige Treiben an den nahen Orient, zaubert Bilder aus dem Leben der alttestamentarischen Patriarchen vor unser geistiges Auge. In weiße Wolle gehüllte Hirten tränken die von der sonnigen Weide heimziehenden Herden, Weiber füllen ihre Kessel mit frischem, einem Löwenmaul entsprudelndem Wasser, Landleute stärken sich und ihre Tragtiere für den langen, staubigen Marsch ins heimatliche Dorf.

Zwischen militärischen Magazinen weiterwandelnd steigen wir eine steile Felsentreppe hinab zur komfortablen Militärschwimmschule. Auch hier warnt eine Barriere von schwimmenden Balken vor zu weitem Hinausschwimmen. Ob sich die Haie, wie mir ein paar Offiziere versicherten, durch die Farbe der schwarzen Balken vom Besuch des Bades abhalten lassen, wage ich nicht zu entscheiden. Der Blick auf das aus den glitzernden Wellen ragende, dunkle Lacroma und auf die grünen, kakteenübersäten Uferhänge bildet in seiner Lieblichkeit einen angenehmen Kontrast zum gestrigen wildromantischen Felsenbade.

Beim Rückwege umgehen wir die Stadt auf der Landstraße. Von der Hafenbastion bis zum Mincettakastell dräuen ununterbrochen doppelte Ringmauern, deren wuchtige Steinmassen in kurzen Abständen durch Warttürme verstärkt werden. Ein blühender Kranz von Gärten und freundlichen Landhäusern umschlingt das altersgraue Gemäuer. Vom Mincettaturm sinds nur wenige Schritte in unser Hotel, in dessen Garten wir in Ermangelung von Konzert oder Theater den angenehmen, kühlen Abend gleich dem vergangenen verbrachten. Die wenigen Stunden des nächsten Vormittags, eines Sonntags, bis zu unserer Abreise brachten uns noch viel des Sehenswerten. Von allen Seiten, vom Brenotal, aus den herzegovinischen Grenzorten waren die Bauern zur Stadt geströmt und boten mit ihren eigenartigen Trachten ein unbeschreiblich farbenprächtiges Bild. An Werktagen sieht man in der Stadt fast nur die Männer in der Landestracht, heute aber wimmelte es von Bäuerinnen, die sich im vollen Schmucke ihres Sonntagsstaates zeigten. Weiß ist der Grundton ihrer Gewandung. Weiße Röcke oder Pluderhosen werden von Gürteln mit zierlicher Filigranarbeit und silbernen Ketten gehalten; über die weißen mit Spitzen und Stickereien gezierten Hemden schließt sich der goldbestickte, schmale Brustlatz eines ärmellosen, blauen oder roten Leibchens. Silberne Halsketten, Ringe an allen Fingern, große Filigranohrgehänge und Armbänder vollenden den Schmuck der ländlichen Schönen, die so ihr ganzes Heiratsgut zur Schau stellen. Münzenbehangene, runde Käppchen oder weiße Schleier bedecken die schlicht gescheitelten, oft klassisch geschnittene Gesichter umrahmenden, schwarzen Flechten. Gleich den Männern tragen sie als Fußbekleidung mit farbigen Bändchen durchflochtene Opanken.

Durch dieses Gewühl winden wir uns zur Piazza Erbe, auf der Ragusas holde Weiblichkeit unter den Augen des heimatlichen Dichters Gundulić, dem hier seine Vaterstadt

ein Denkmal errichtete, in höchst prosaischer Weise um Hühner, Obst und sonstige Erzeugnisse des Gartenbaus und der Landwirtschaft feilschte. Achtzig Kreuzer für ein Paar fette, Hühner ist allerdings ein Preis, an dem auch ein Dichter seine Freude haben kann. Vom Marktplatz sahen wir die stufenreiche Treppe zum früheren Jesuitenkollegium hinauf, das jetzt in ein Militärlazarett umgewandelt ist. Da oben nicht mehr zu sehen sein soll, als was wir von unten erblickten, schenkten wir uns den sonnigen Aufstieg. Nach Beteiligung am sonntägigen Gottesdienste in der kuppelüberwölbten Kathedrale Santa Maria Maggiore machten wir dem vermummten Rektorenpalaste und dem steinernen Roland unsere Abschiedsvisite und zogen durch die Porta Pile zum Städtle hinaus. Einige genußreiche Augenblicke an der bella vista verweilend fuhren wir hinab nach Gravosa, wo die Liliputwagen der schmalspurigen, bosnischen Bahn zu unserer Aufnahme bereitstanden. Ein Pfiff und der Zug entführte uns aus den wogenumbrandeten Gestaden Dalmatiens hinein in die Bergeinsamkeit wasserarmer Hochtäler, den Ufern der schluchtigen Narenta folgend, zu den Moscheen und Minarets der herzegovinischen Hauptstadt.

XX.

Ludwig Seitz' „Erörterungen über wichtige Kunstfragen".

Eben erscheint eine Serie literarischer Monographieen, die durch das Stichwort: „Hier schreiben Dichter über Dichter" die Gemüter anzulocken sucht. Und das Wort ist nicht übel gewählt. Man braucht nicht zu den naiven Seelen zu gehören, denen ein Dichter ein überirdisches Wesen bedeutet, dessen Worte einer unfehlbaren göttlichen Offenbarung gleich zu halten sind. Wir wissen im Gegenteil sogar, daß Dichter und Künstler von ausgesprochener Eigenart oft sehr schief und ungerecht über Dichter und Künstler von anderer Eigenart aburteilen. Musterbeispiel: Otto Ludwig über Schiller! Allein trotz alledem bleibt bestehen, daß Dichter und Künstler besonders gehört und beachtet zu werden verdienen, wenn sie sich über Werke ihrer Kunst kritisch äußern. Abgesehen von der lebhafteren Empfänglichkeit im allgemeinen muß der schärfere Blick und ein hervorragendes Feingefühl für alles Technische dem Schaffenden zuerkannt werden und wir müssen immer dankbar dem belehrenden Worte lauschen, das ein produktiver Geist über sein Schaffensgebiet oder über ein bedeutsames Werk zu sagen hat.

Es gibt leider noch immer viele Menschen, besonders unter den Künstlern, welche es mit mehr oder weniger Mißfallen ansehen, wenn sich hervorragende Künstler und Dichter über Kunstwerke und literarische Erscheinungen theoretisch und kritisch aussprechen. Die Scheu vor der „grauen Theorie" und

die Vorliebe für das sogenannte „naive Kunsturteil“ sind an jenem Mißfallen zumeist schuld. Man befürchtet das einemal Schaden für den Genuß des beurteilten Kunstwerkes, das anderemal für den verstandesmäßig theoretisierenden Künstler selbst. Vielleicht ist aber die eine Befürchtung so grundlos wie die andere.

Kritisches Besprechen und theoretisches Zergliedern soll — so sagt man — dem Kunstwerk den belebenden Geist austreiben und so die Freude am „reinen Genuß“ desselben verkümmern. Der analysirende Betrachter behalte immer nur die Teile in der Hand, während das „geistige Band“, das organische Leben des Ganzen, fehle. Dies trifft jedenfalls ein, wenn der Kritikus nichts anderes zu tun weiß, als ein lebendiges Werk kühl verständig zu sezieren, wenn er sich obendrein bei Erforschung großer Persönlichkeiten und Werke als richtiger Pedant und Kleinigkeitskrämer nur an unwesentliche Nebendinge heftet und mit dem braven Famulus Wagner hoch entzückt ist, „wenn er Regenwürmer findet“. Der bloßen Intelligenz steht nach Lichtwark vom weiten Tempel der Kunst nur eine enge Vorhalle offen. Die Sprache der Dichtkunst, die Musik, die bildende Kunst sind Ausdrucksmittel nicht des Verstandes, sondern einer starken, besonders gearteten menschlichen Seele. Es gibt nun zum Glück neben jener engherzigen, kleinlichen auch eine Kritik, die selbst wieder schöpferisch genannt werden darf, wenn nämlich der Kunstrichter mit wirklichem und lebendigem Interesse, mit eindringendem Verständnis sich in das Kunstwerk vertieft und einlebt, es mit der Seele nachempfindet und nachschafft, wenn er über dem Kleinen und Einzelnen nie das lebendige Ganze vergißt, der Mahnung Goethes getreu:

„Willst du dich am Ganzen erquicken,
So mußt du das Ganze im Kleinsten erblicken“.

Zustimmung so gut wie Ablehnung werden so für einen Betrachter, der mit Gemüt und Seele und nicht bloß mit

dem nüchternen Verstande kritisiert, zum wahren inneren Erlebnis. Und wenn sich dieses erlebte Urteil, das nicht nach geistigen Schablonen zurechtgerichtet ist, in treffsicheren, das Wesen des Kunstwerkes erschöpfend und klar benennenden Worten äußert, so wird die Kritik selbst zum Kunstwerk und der Kritiker zum Schaffenden. Unsere Freude am Werke erleidet dabei nicht die geringste Einbuße, denn die Schönheiten des beurteilten Werkes erscheinen uns durch solche Beleuchtung nur in höherer Deutlichkeit und die Freude an demselben wird so normalerweise nur gesteigert und geläutert. Oder sollte etwa Dante den Italienern darum weniger lieb sein, weil schon Boccaccio als „Dantephilologe" und nach diesem unzählige andere die Lehrkanzel bestiegen? Haben Lessing, Goethe, Schiller, A. W. Schlegel durch ihre Kritik schon jemand ein wahres Kunstwerk verleidet? So wenig, als A. W. Schlegels seine Ausführungen über „Hermann und Dorothea" dem Zauber des herrlichen Gedichtes irgendwie Abbruch taten. Goethe wollte zwar im scherzhaften Unmut die Rezensenten totschlagen, schrieb aber selbst Bände voll Rezensionen.

Es leben gewiß auch heute genug schaffende Künstler der verschiedensten Richtungen in Deutschland und anderswo, die vor allen befähigt wären, eine fruchtbringende, lebendig anregende Kritik zu üben und dem Laien mit einfachen Winken und Ratschlägen klarere Anschauungen vom Wesen der Kunst, von ihrer Technik, von ihren Absichten und Wirkungen zu vermitteln. Wir verdanken z. B. hier in Graz den Vorträgen und Besprechungen, die Herr Professor Maler Alfred von Schrötter in der „kunsthistorischen Gesellschaft" und sonst hielt, viele interessante Aufschlüsse. Leider hält die Berufenen oft eine unnötige Vornehmheit oder das zweite eingangs erwähnte Vorurteil von solchem Hervortreten ab, die Meinung nämlich, sie könnten durch theoretische Arbeit ihrem Genius schaden und das schöne, geheimnisvolle, unbewußte, naive Schaffen durch kritisches Denken stören. Sie

halten es lieber mit jenem Maler, der in einer Novelle von Sienkiewicz behauptet: „Oft dachte ich, daß es eigentlich den Philosophen obliege, eine Theorie der Kunst zu schaffen, und falls sie dieselbe nicht gut machten, so hätten sie es zu verantworten. Die Maler sollten malen, wie es ihnen das Herz eingibt, aber auch malen können; denn dies ist die Hauptsache. . . . Meiner Ansicht nach ist das winzigste Talent mehr wert, als die großartigste Theorie, und die großartigste Theorie verdient es nicht, der künstlerischen Freiheit das Wasser zu reichen". Dies alles soll man vernünftigerweise nicht bestreiten. Wer jedoch ein wenig in Kunst und Literaturgeschichte Umschau hält, muß zugeben, daß es daneben auch noch andere Möglichkeiten gibt, daß Künstler höchster Ordnung das eine tun und das andere nicht unterlassen. Sie verschmähen es nicht, neben ihrer eigentlichen Sprache, der künstlerisch-schöpferischen mit Meißel, Pinsel und Stift auch hin und wieder in belehrenden Worten über ihre Kunst zu sprechen. Sie verbreiten sich sogar in einer regelrechten Abhandlung über eigene und fremde Werke, über die Gesetze des Kunstschaffens und dergl. und büßen dabei nicht das Geringste von ihrer schöpferischen Kraft ein. Jenes vielberufene „unbewußte, naive" Schaffen des Genies, von dem die Künstlernovellendichter gerne singen und sagen, tritt in ganz andere Beleuchtung, wenn man sich nur an Leon Battista Alberti, Leonardo da Vinci, Dürer und unter den Modernsten, an Adolf Hildebrand und Max Klinger erinnert. Und nochmals könnte hier auf Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Otto Ludwig, Eichendorff und andere Parallelen aus dem Gebiete der Literatur verwiesen werden. Dazu erinnern wir noch an Richard Wagner. Es wäre darum wahrlich ein Aberglaube zu nennen, wenn man gleich für die produktive Kraft eines Künstlers bangen wollte, der neben seiner schöpferischen Arbeit auch einmal das Bedürfnis fühlt, aus dem Schatze seiner Beobachtungen und Erfahrungen dem kunstbegeisterten Laien etwas mit-

zuteilen und so manches ungeübte Auge zu klarerem Sehen anzuleiten.

Wir dürfen es mit mit Freuden begrüßen, daß ein so angesehener, vortrefflicher Maler wie Ludwig Seitz, der Direktor der vatikanischen Galerien, auch ab und zu das Wort über die Fragen seiner Kunst ergreift und seine Anschauungen in kleinen Broschüren allen Künstlern und Kunstfreunden zur Ueberlegung, Befolgung oder Bekämpfung mitteilt.[1])

Im ersten Hefte seiner „Erörterungen" betrachtet Seitz die Uebelstände, die sich bei der herrschenden Zerfahrenheit im Kunstleben und in der Kunstkritik unserer Tage unheilvoll geltend machen. Die Hauptbeschwerden, die von verschiedenen Seiten erhoben werden, sind in den „drei Klagen" zusammengefaßt. Die erste Klage richtet sich gegen die nachteiligen Folgen, die aus der großen Verschiedenheit der einzelnen sich befehdenden und mißverstehenden Kunstrichtungen entstehen. Die zweite Klage betrifft die Mißstände im gewöhnlichen Bildungsgange des modernen Künstlers. Dieser Bildungsgang ist nach Seitz ein derartiger, daß der werdende Künstler schwer zur Klarheit darüber kommt, welche Kunstform er eigentlich seinen Werken geben soll. Die dritte Klage endlich richtet sich gegen die Mängel der Kritik, gegen „die große Leichtfertigkeit, mit der man oft solchen Werken Beifall spendet, die anderen ganz unverständlich erscheinen, als auch gegen die Unbarmherzigkeit, durch heftigen Tadel selbst die besten Werke zu verdammen, wenn ihr Urheber einer anderen Richtung als der Beurteiler angehört".

Als Mittel zur Hebung dieser Mißstände schlägt Seitz folgendes vor:

„Zur ersten Klage. Man müßte erkennen, daß die Kunstrichtung oder Kunstform einer Zeitperiode nicht durch einzelne

1) Erörterungen über wichtige Kunstfragen. Von Prof. Ludwig Seitz. I. Heft. München, Oehrlein. 1902. II. Heft 1904.

sich bekämpfende Kunstbestrebungen bestimmt werden kann; sie muß der Ausdruck des ganzen Volkes und künstlerisch derart geordnet sein, daß sowohl Künstler wie Beschauer sie vollständig verstehen."

„Zur zweiten Klage. Es würde sich aus dem obigen ergeben, daß dann die Kunstschulen wie auch der sich selbst weiterbildende Künstler eher zur Erkenntnis der unveränderlichen Grundeigenschaften der Kunst und zur besseren Beachtung und Würdigung der neueren Errungenschaften sich durcharbeiten müßten."

„Zur dritten Klage. Die leichtfertig lobende und verurteilende Kritik der Kunstwerke würde von selbst aufhören, wenn man die Grundforderungen der Kunst allgemein kennen und sich an jene Autoritäten halten würde, welche durch ihre Werke zeigen, daß sie jene Grundprinzipien der Kunst wohl kennen und sie zur Ausführung bringen."

Durch Rückblicke auf die Verhältnisse in den alten Kunstperioden unterstützt Seitz seine Ratschläge und Aufstellungen. Als Mittel zur Einigung der Künstler in ihren Grundanschauungen empfiehlt er die Gründung von „Zünften", von Künstlervereinigungen, die sich mit der Erörterung wichtiger Kunstfragen beschäftigen sollten. (Seitz und sein römischer Künstlerverein tun es bereits.) Denn „mancher Monolog des schaffenden Künstlers, der ungehört vergessen würde, manches interessante Gespräch, das oft bei einem Glase Wein geführt wird oder im Gerümpel des Ateliers ungehört verhallen würde, wird in der Zunft gut aufgenommen und im Gedächtnis bleiben". Seitz verlangt auch von der modernen Künstlerschaft ein bewußtes Streben nach einer einheitlichen Ausdrucksform. Man sollte auch alles, was von der Studienweise der Alten noch erhalten ist, für den Entwicklungsgang des heutigen Kunstjüngers soviel als möglich nutzbar machen. Es soll ferner das Gute in der modernen Kunst mit echt künstlerischem Geiste überall aufgesucht und als schätzbares Material zum Aufbau einigender Kunstkriterien verwendet werden. Der allzu

schrankenlose Individualismus bedürfe einer Eindämmung der Kunstkritiker müsse sich mit dem technischen Standpunkt des zu beurteilenden Künstlers genau vertraut machen. Ueber das Wesen der Kunst und über das Verhältnis von Kunst und Natur werden zwar aphoristisch kurze, aber treffende Worte gesprochen. Zuletzt werden noch drei Kriterien für den Wert eines echten Kunstwerkes aufgestellt: nationaler Grundcharakter, künstlerische Weiterbildung und Vollendung dessen, was sich von künstlerischen Keimen bei einem Volke natürlich und primitiv zeigt, und endlich eine kräftige Eigenart des Künstlers.

Solche und ähnliche beherzigenswerte Gedanken enthält die erste Broschüre von Seitz. Es ist mehr eine Sammlung loser Aphorismen und Gedanken über verschiedene Kunstfragen, als eine regelrechte, systematische Abhandlung.

Die Fortsetzung seiner ästhetischen Betrachtungen gibt uns der Künstler in der eben erschienenen zweiten Nummer seiner „Erörterungen".

Da der alte Wahn, daß künstlerisches Schaffen und Genießen nur ein unklares Traumdämmern sei, und daß zwischen der herzlichen Freude am Kunstwerk und dem Durchschauen seiner Gesetze ein unüberbrückbarer Gegensatz bestehe, noch lange nicht zerstört ist, so stellt der Autor wie die großen Künstler-Theoretiker alter Zeit den Gedanken an die Spitze, daß der Schaffende die Ursachen und Gesetze der sichtbaren Schönheit erkennen und durchdringen müsse, daß unbewußtes Empfinden keineswegs genüge, um erfolgreich das Schöne in neuen Formen wiederzugeben. Künstlerische Anlage und Schulung müssen zusammenwirken. Die gefundenen Erkenntnisse sind als kostbarer Schatz festzuhalten und allen mitzuteilen. Aus solchen Erkenntnissen bildet sich die Tradition. „Ohne Tradition keine große Kunst."

Als Elemente des Schönen an den Naturdingen werden von Seitz bezeichnet: Stoff, Konstruktion, Form und Farbe. Das Schöne liege im Zweckmäßigen und Charakteristischen

dieser einzelnen Elemente. Das Kunstwerk muß in seiner Darstellung diese vier Grundelemente analog der Natur wiedergeben. Es ist nicht uninteressant, hier auf Leonardo da Vincis Aufstellungen zurückzublicken, der sich in einer Notiz „Von den ersten acht Teilen, in die man die Malerei einteilt", so äußert: „Finsternis, Licht, Körper, Figur Farbe, Lage, Entfernung und Nähe. Hiezu kann man noch zwei andere hinzufügen, nämlich Bewegung und Ruhe; denn man kann nicht umhin, solches bei den Bewegungen der in der Malerei vorgetäuschten Dinge figürlich vorzustellen." Und wie Leonardo behauptet, daß „der Maler nicht lobenswert ist, wenn er nicht allseitig ist", so verlangt auch Seitz gegenüber dem allzuweit getriebenen Spezialistentum unserer Tage, daß jeder Künstler bei seinem Naturstudium nicht blos Zeichner, Kolorist rc. sein soll, sondern die Gesamterscheinung der Dinge studieren müsse. „Infolgedessen muß der Architekt nicht blos Konstruktion, der Bildhauer nicht allein Form und der Maler nicht ausschließlich Farbe studieren, sondern sie müssen ihr Augenmerk den gesamten Elementen zuwenden." Seitz führt als Zeugen für seine Auffassung Michelangelo mit seinen brieflichen Aeußerungen an.

In einem eigenen kleinen Abschnitt tritt unser Künstler für die Bedeutung der „Linie" ein und bekennt sich damit als Abkömmling der älteren deutschen Künstlerschule. Bekanntlich hat man in der letzten Zeit unter dem Fanatismus der Koloristik vielfach die Wichtigkeit von Linie und Zeichnung vergessen. Uebrigens steht Seitz heute nicht mehr allein, wenn er emphatisch ausruft: „Ohne Linie keine künstlerische Erscheinung!" Er weist wiederum auf das Vorbild der Alten zurück, auf die Konturenkunst der griechischen Vasen, der Graffiti u. s. w. Es kann der Malerei gewiß nicht zum Unsegen gereichen, wenn man den Wert der Linie wiederum schätzen lernt und Worte wie dieses sorgfältig erwägt: „Durch eine einfache Umrißlinie kann man eine

Person oder Sache vollständig erkennen und selbst sogar die von uns im ersten Hefte angenommenen Kriterien der Kunst, Nationalität, künstlerische Ordnung und Individualität. Die Linie ist so wichtig, daß sie allein schon jede Sache, was Formgebung und Typus betrifft, genau charakterisiert."

Zur Bestätigung und Erläuterung seiner Gedanken beruft sich Seitz auch auf die Worte des hl. Thomas von Aquin, der das Wesen des Schönen in der „consonantia" (Uebereinstimmung), „claritas", die sich an der betreffenden Stelle nur auf die Farbenschönheit beziehen kann, im Verhältnis der „membra proportionata" und in der „integritas" (Vollkommenheit) sucht. Nicht überzeugend scheint es mir, daß in Michelangelos Worten, die S. 20 f. angeführt werden, Nachklänge der thomistischen Kunstlehre zu suchen seien.

Die zweite Hälfte des Buches enthält wohlüberlegte, charakterisierende Bemerkungen über die ägyptische Kunst, mit deren Werken sich Seitz in der vatikanischen Sammlung beschäftigen mußte und für welche er eine besondere Sympathie zeigt. Allein sie ist ihm nur interessant und musterhaft in ihrer Art. An eine Renaissance derselben denkt er natürlich nicht im entferntesten und lehnt ein derartiges Mißverständnis entschieden ab. „Wir beabsichtigen durchaus nicht, die ägyptische Formgebung wieder ins Leben zu rufen oder gar uns anzueignen, wenn wir dieselbe auch als vorbildlich bezeichnen. Vielmehr trachten wir darnach, möglichst klar zu erkennen, worin die Grundformen des sichtbar Schönen liegen und wie die künstlerische Naturgabe des Einzelnen zu voller Entwicklung gelangen kann. Mehr Vertrauen auf die angeborne und nationale Empfindungsweise wird bei allen Völkern die Kunstform zu eigenartiger, schöner und vollkommener Gestaltung bringen." In der ägyptischen Kunst gibt es ein einheitliches, als allgemeingültig anerkanntes Formgesetz. Jeder Künstler bediente sich der allgemein verständlichen, aus dem Volke und der Natur

des Landes hervorgegangenen Formensprache. Dem Landescharakter entspricht die herrschende Horizontallinie ebenso wie die weichen Linienführungen. Die strenge Gesetzmäßigkeit und Einheitlichkeit reizt natürlich einen Künstler, der sich aus der kunterbunten Zerfahrenheit von heute hinaussehnt.

Nachdem Seitz die Vorzüge der ägyptischen Kunst aufgezeigt, macht er die Nutzanwendung für die Gegenwart. An dem uralten Vorbilde kann man nämlich noch heute lernen, wie Architektur und Plastik zusammenwirken sollen, um eine einheitliche schöne Erscheinung hervorzubringen. Ferner, wie der Subjektivismus eines Künstlers, der sich in jedem wahren Kunstwerke zeigen soll und muß, doch in ein richtiges Verhältnis zur allgemeinen Formgebung treten soll. Die Kunst Aegyptens zeigt, wie der richtige Künstler sich in einer allgemein verständlichen Sprache ausdrücken muß, ähnlich dem guten Dichter und Redner, der sich der heimatlichen Sprache bedient. An der ägyptischen Malerei fesselt den betrachtenden Maler zumeist die Gesetzmäßigkeit in der Verwendung der Farbe. Auch hier kann der moderne Künstler beobachtend lernen, wie bei der Farbenwahl für eine bestimmte Wirkung eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit waltet. Was der Maler für Zeichnung und Farbengebung gewonnen, ist geeignet, wiederum in der Gesamtkunst einflußreich weiter zu wirken. Aus der früher gestellten Forderung der Vielseitigkeit folgt von selbst das Zusammenwirken aller zu allen großen Zielen in der Kunst.

Die Bemühungen des Verfassers und seiner Mitarbeiter spitzen sich auf die Erreichung eines künstlerischen Stiles zu. Zu diesem gelangt man nicht durch Nachahmung der Natur und anderer Stilarten, sondern nur durch Eingehen auf deren beider Gesetzmäßigkeiten und durch Ergründung der Grundbedingungen ihrer Formgebung. Seitz glaubt nicht an ein unbewußtes Wachsen und Selbstbilden eines Stiles. Von einer Naturgabe sei dasjenige nicht zu erwarten, was nur vermöge der tiefsten und gründlichsten Kenntnisse er-

folgen kann. Alle Künstler, voran die Architekten, dann Bildhauer und Maler müssen zusammenwirken, um in gemeinsamer Arbeit zur höchsten Vollendung zu gelangen. —

Wenn vor kurzem in diesen Blättern ein Mahnruf an die gebildeten Katholiken erging, über der schnell vergänglichen Politik des Tages nicht jene Geistesarbeit zu unterschätzen und zu vernachlässigen, welche bleibende Werte schafft und dauernde kulturelle Umbildungen vorbereitet, nämlich die Literatur, so gilt diese Mahnung zum guten Teile auch für die bildende Kunst. Der nämliche R. von Kralick, auf den sich jener Aufsatz mit Vorliebe beruft, predigt mit ebenso eindringlichen als richtigen Worten, daß die Kunst kein gleichgültiger, frivoler Zeitvertreib ist, daß vielmehr das Verlangen nach Kunst und Schönheit im tiefsten Grunde des menschlichen Gemütes wurzelt und daß der Bund zwischen Religion und Kunst letztere gerade zur höchsten Weihe erhob. Es muß uns daher jedes Mittel willkommen sein, das im edlen Sinne „kunsterziehend" auf die Geister wirkt. Wir wünschen darum, die kleinen Broschüren des berühmten Malers am päpstlichen Hofe, die zwar in Sprache und Darstellung manches an Klarheit und leichtem Reize vermissen lassen, aber dabei viele gutüberlegte Gedanken und fruchtbare Anregungen über die bildende Kunst enthalten, möchten bei den katholischen Lesern Beachtung finden.

Graz. Dr. Johann Ranftl.

XXI.

Renaissancetheorien.

„In der Geschichte der Menschheit gibt es nächst der Epoche, in welcher sich die Umwandlung der antiken heidnischen Welt in eine christliche vollzog, kaum eine denkwürdigere Periode, als diejenige des Ueberganges vom Mittelalter zur neueren Zeit." Mit diesen Worten beginnt Ludwig Pastor seine Geschichte der Päpste. Nichts ist zutreffender. Der Bedeutung des so charakterisierten Zeitabschnittes entspricht völlig die Aufmerksamkeit, welche besonders im letzten Jahrhundert der Darstellung der sogenannten Renaissancebewegung, mehr noch der Ergründung der treibenden Ursachen, gewidmet wurde.

Von den älteren Darstellern sei nur Jakob Burckhard genannt. Er wiegt alle früheren auf. Seine „Kultur der Renaissance", die er, bescheiden genug, einen Versuch nannte, ist, wie ein Franzose bemerkt, gewissermaßen das historische Brevier geworden für jeden, der über die italienische Bildung redet oder schreibt, welche in die Zeit zwischen Petrarca und dem Konzil von Trient fällt.[1]) Und in den Augen Hippolyte Taines erhob das Werk den Verfasser zum größten deutschen Historiker. Es ist hier nicht der Ort, über Burckhardts Theorie der Renaissancezeit ausführlich zu referieren. Was man vor ihm als ausschließlich literar-

[1]) Emil Gebhart in der Revue des deux mondes 72 (1885) p. 344.

historische oder kunstgeschichtliche Aufgabe auffaßte, ist bei dem genialen Analytiker zu einem alle Zweige menschlicher Kultur umfassenden Problem geworden, der Kultur, die für ihn die Gesammtsumme aller Tatsachen, Vorstellungen, Triebe bedeutet, welche das Leben einer Nation bestimmen und beherrschen: Der italienischen Nation, wenn man diesen modernen Begriff antizipieren darf. Daß er aus ihr und dem Zeitgeiste als aus der Grundlage die italienische Renaissance herauswachsen läßt, daß er zeigt, „wie die Wiedererweckung des Altertums', von der sie den Namen trägt, und die man so gern als den erzeugenden Quell des Ganzen darstellte, doch eigentlich auch nur eines von den Symptomen der weit tiefer begründeten, gesamten geistigen Disposition des Volkes und der Zeit war", darin hat man nicht mit Unrecht das wichtigste Resultat seines Buches erblickt.[1]) Ein Resultat, dessen Richtigkeit die Ausführungen eines großen Modernen, Brunetière's, von dem weiter unten die Rede sein wird, bestätigen.

Bestimmend für die seitherige Auffassung der Renaissance ist der zweite Abschnitt des Buches geworden, der die Befreiung des Individuums, die allmähliche Umbildung des mittelalterlichen Menschen zum Renaissancemenschen behandelt. Eberhard Gothein hat dieses Meisterwerk Burckhardtscher Darstellungskunst das erste Probestück einer historischen Psychologie genannt.[2]) Derselbe Historiker hat auch hervorgehoben, daß Burckhardt „öfters und in zu starkem Maße die Unfähigkeit des Mittelalters, die Persönlichkeit auszubilden", betont habe, daß „er ungerecht war gegen die Gedankenarbeit des Mittelalters, die scholastische Philosophie. Er sah sie mit derselben Verachtung an, wie die Bahnbrecher der Renaissance selber."

---

1) Vgl. Histor. Zeitschr. VI, 521.

2) In seinem Essay über Burckhardt in den Preußischen Jahrbüchern 90 (1897), S. 11.

Das ist ein wertvolles Zugeständnis. Doppelt wertvoll gegenüber der Behauptung, der man auf Schritt und Tritt begegnet in Kunst- und Literaturgeschichten, in geschichtlichen Werken, in Kathedervorträgen und Zeitungsfeuilletons: die Renaissance habe erst die Individualität des Menschen entdeckt, das Mittelalter habe kein Persönlichkeitsbewußtsein gehabt und dergleichen kategorische Aussprüche mehr, die alle auf Burckhardts genial geschriebenes Kapitel „Die Entdeckung der Welt und des Menschen" zurückgehen. Selten hat ein Literaturerzeugnis einen so tiefgehenden Einfluß ausgeübt, als gerade dieses Kapitel. Gewiß, es läßt sich nicht leugnen, daß den Menschen der Renaissancezeit das Bewußtsein von der eigenen Persönlichkeit und ihrem Wert ganz anders hob als den mittelalterlichen, und darin liegt der tiefgehende Unterschied, der beide Welten trennt, nicht zum letzten Teil begründet. Aber es heißt zu weit gehen, wenn man dem Mittelalter die Fähigkeit abspricht, „die Seelenvorgänge anders als nach dem festen Maßstab überlieferter Dogmatik, überlieferter Psychologie zu messen" (Gothein), wenn man es für zu ungeschickt hält, sie überhaupt darzustellen. Hier ist Gottfrieds Tristan und Isolde nicht das einzige Beispiel. Die Geschichte des literarischen Porträts belehrt, daß im 13. Jahrhundert in der Geschichtsschreibung — die aber nicht allein als Maßstab dienen kann für die Fähigkeit eines Zeitalters zum naturgetreuen Porträt — das Bestreben beginnt, vom „Einzelindividuum" ein genaues Konterfei zu geben, zunächst in Italien bei den Biographen des heil. Franz von Assisi, Thomas von Celano, Jordanus a Jano, bei Männern wie Boncompagno und Salimbene. Und mehr noch: „Es muß, was im 13. Jahrhundert an Charakterisierungsvermögen vorhanden war, lange Verbindungslinien in eine frühere Zeit hinein haben." [1]) Man denkt hier an

1) W. Goetz, Zur Geschichte des literarischen Porträts. Historische Zeitschrift 92 (1903) S. 69.

Ratherius von Ravenna, der bis ins 10. Jahrhundert hinauf reicht. Und was mittelalterliche Individualitäten selbst anbelangt, so ist der ruhelose Abälard, den F. X. Kraus wegen seiner Historia calamitatum den ersten modernen Menschen genannt hat, gewiß nicht der einzige Repräsentant. Es gab noch manchen kühnen Grübler in der Klosterzelle. Es wäre eine lohnende Aufgabe für einen, der mit dem mittelalterlichen Geistesleben durch und durch vertraut wäre, das mittelalterliche Persönlichkeitsbewußtsein in seiner Entwickelung zu zeichnen: er käme gewiß zu etwas anderen Ergebnissen als Burckhardt, der bei seiner einseitigen Vorliebe für die Renaissancezeit-Individualität nicht einmal Dante ganz gerecht wurde. Und dabei ist Dante doch die größte Individualität Italiens. Aber Burckhardt war er noch zu mittelalterlich! Für die Wertschätzung des mittelalterlichen Persönlichkeitsdranges bedeuten die von universalhistorischem Sinne getragenen Ausführungen Kurt Breysigs in seiner Kulturgeschichte der Neuzeit einen beachtenswerten Fortschritt.[1]) Dem Genossenschaftstrieb des früheren Mittelalters stellt er den Persönlichkeitsdrang gleichwertig zur Seite und läßt von beiden Faktoren die Schicksale der Völker, der Klassen, der Familien, der Einzelnen elementarer bedingt und bestimmt werden als durch irgend eine Gewalt der Außenwelt. Freilich, die mächtigen Einzelmenschen an der Spitze haben sich für ihn noch nicht zu eigentlichen Persönlichkeiten differenziert, was ihnen aber an feinerer Individualisierung abgeht, wird durch brutale Kraft vollständig ersetzt. Es war ein urroher, urkräftiger Persönlichkeitsdrang, der die anderen möglichen Formen sozialer Bewegung einschränkte, der sich auf staatlichem und wirtschaftlichem Lebensgebiet nach oben und unten als mächtig erwies. In dem auf 1150 folgenden Uebergangszeitalter, wo bedeutende

1) Vgl. Bd. II, 2. Hälfte, Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit (Berlin 1901) S. 1426 f.

Einzelmenschen mit scharf geschnittenem Profile auftraten — Friedrich II. und Simon von Montfort, Philipp August und Ludwig IX. — wird der starke Persönlichkeitsdrang eingeschränkt „durch den freien Genossenschaftsbetrieb, der vornehmlich im Bürgertum die stärkste Stütze erhält, der aber auch im Adel selbst um sich greift, und durch die von oben her, von den Staaten herbeigeführte Vergenossenschaftung der Völker." Die Baukunst aber, die größte Leistung des Zeitalters, stellt sich als eine Regung stärkeren Persönlichkeitsdranges dar, nach 1150 erhöht sich das Persönlichkeitsbewußtsein: „Die Gothik ist die erste große Kriegserklärung des germanischen Geistes an die Antike, in diesem geistig-sozialen Sinne also die heftigste Empörung des schöpferischen Einzelmenschen gegen jene Zwangsherrschaft eines künstlerischen Ideals."

Nach dieser Abschweifung zurück zur Renaissance. Was sie für das zu Grabe gegangene 19. Jahrhundert war, rechtfertigt das Interesse, das ihr um die Jahrhundertwende vielfach entgegengebracht wurde. Wer die Physiognomie der letzten hundert Jahre ergründen wollte, mußte auf sie zurückgehen. Unsere ganze Kultur beruht in erster Linie auf ihr, wenn wir Jakob Burckhardts Theorie glauben, die sich so fest eingebürgert und die auf Nietzsches Auffassung der Renaissance so nachhaltig eingewirkt hat. Houston Stewart Chamberlain ist anderer Ansicht. Seine theoretischen Auseinandersetzungen über Wert und Bedeutung der Renaissancekultur sind von großem Interesse, trotz ihres problematischen Charakters. Geistvoll sind sie aber, wie das ganze merkwürdige Buch des Anglogermanen über die „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts". Daß die Renaissance, vorzüglich das Werk der lateinischen Rasse, bei dem Panegyriker des rassenreinen Germanentums schlecht wegkommt, ist nicht verwunderlich.

Von vornherein sind ihm die historischen Begriffe Renaissance und Mittelalter „Undinge, durch welche mehr als

durch irgend etwas anderes das Verständnis unserer Gegenwart nicht allein verdunkelt, sondern geradezu unmöglich gemacht wird. An die Stelle dieser Schemen, welche Irrtümer ohne Ende erzeugen, wird dann die einfache und klare Erkenntnis treten, daß unsere gesamte heutige Zivilisation und Kultur das Werk einer bestimmten Menschenart ist: der Germanen".[1]) Für Chamberlain ist es unwahr, daß unsere Kultur eine Wiedergeburt der hellenischen und römischen ist: „erst durch die Geburt der Germanen wurde die Wiedergeburt vergangener Großtaten möglich, nicht umgekehrt". Ja, die Renaissance, das rinascimento, wirkte hemmend und fördernd und warf uns lange Zeit aus unserer gesunden Bahn heraus. Und dann, dieses rinascimento, das mit dem Jahre 1200, seit welchem eine neue Welt beginnt, in die Erscheinung tritt, ist viel eher ein nascimento, die Geburt von etwas noch nie Dagewesenem. Und wenn schon dieses nascimento auf italienischem Boden erstand, so ist es doch eine rein germanische Tat, da der ganze Norden Italiens germanisch war. Darum sind die Germanen die Schöpfer der neuen Kultur, ihr Genie stellte der untergehenden Weltstadt Rom, „welche im Laufe der Jahrhunderte nicht einen einzigen künstlerischen Gedanken gehabt hatte", die Schätze germanischer Erfindungskraft zur Verfügung.[2]) Und will man in dieser Bewegung absolut eine „Renaissance" erblicken, so ist es keinesfalls die Wiedergeburt des Altertums, „am allerwenigsten des kunstlosen, philosophiebaren, unwissenschaftlichen Rom, sondern einfach die Wiedergeburt des freien Menschen aus dem alles nivellierenden Imperium heraus: Freiheit der politischen nationalen Organisation im Gegensatz zur universellen Schablone, Freiheit des Wettbewerbes, der individuellen

1) Vgl. Grundlagen des 19. Jahrhunderts, 3. Auflage (München 1901), I. 9.

2) A. a. O. 695 f.

Selbständigkeit im Arbeiten, Schaffen, Erstreben, im Gegensatz zur friedlichen Einförmigkeit der Civitas Dei, Freiheit der beobachtenden Sinne im Gegensatz zu dogmatischen Deutungen der Natur, Freiheit des Forschens und Denkens im Gegensatz zu künstlichen Systemen nach Art des Thomas von Aquin, Freiheit der künstlerischen Erfindung und Gestaltung im Gegensatz zu hierarchisch festgesetzten Formeln, zuletzt dann Freiheit des religiösen Glaubens im Gegensatz zu Gewissenszwang". Das sind im Grunde die gleichen Errungenschaften, die man in landläufigen Darstellungen der Renaissance aufs Konto schreibt. Blos unter anderer Firma: des Germanentums, um das Chamberlain die Geschichte der nachchristlichen Zeit sich drehen läßt, und dessen blinde Wertschätzung ihn alles Nichtgermanische verachten lehrt. Dieser Verachtung entsprang seine vollständige Verkennung des Renaissancebegriffs, den er unter den schärfsten Ausdrücken aus der Geschichte eliminieren möchte: „Vielleicht hat man nie einen verderblicheren Begriff in die Geschichte eingeführt, als die Renaissance. Denn hiermit verband man den Wahn einer Wiedergeburt lateinischer und griechischer Kultur, ein Gedanke würdig der Mestizenseelen des entarteten Europa, denen Kultur etwas war, was der Mensch sich äußerlich aneignen kann. Zu einer Wiedergeburt hellenischer Kultur würde nichts weniger gehören, als die Wiedergeburt der Hellenen, alles andere ist Mummenschanz. Nicht allein der Begriff der Renaissance war verderblich, sondern zum sehr großen Teil auch die Taten, die aus dieser Auffassung entsprangen. Denn anstatt bloße Anregung zu empfangen, empfingen wir nunmehr Gesetze, Gesetze, welche unserer Eigenart Fesseln anlegten, welche sie auf Schritt und Tritt hemmten und den kostbarsten Besitz, die Originalität — d. h. die Wahrhaftigkeit der eigenen Natur — uns zu schmälern bestrebt waren." [1])

---

1) A. a. O. 712.

Es ist überflüssig, die Stichhaltigkeit der Chamberlainschen Renaissancetheorie zu erörtern. Die zahllosen Bedenken, die gegen die aller historischen Ueberlieferung zuwiderlaufenden Konstruktionen des geistreichen Engländers erhoben wurden, das Urteil, das die zünftige Wissenschaft darüber fällte,[1]) gelten auch hier. Und wenn über die Zukunft seines Buches, dem ein so überraschender Erfolg beschieden war, ein Urteil erlaubt ist, so wird man vielleicht nicht fehl gehen, wenn man ihm das Schicksal weissagt, das vor Jahren einem ebenso Aufsehen erregenden Werke zuteil wurde: dem Buche „Rembrandt als Erzieher".

Wenn Houston Stewart Chamberlain mit dem Jahre 1200 die neue Kultur entstehen läßt, so gibt er eine Ansicht wieder, die besonders in den letzten Jahren vielfach zur Geltung kam, seitdem Henry Thode den hl. Franz von Assisi und die von ihm ausgehende religiöse Bewegung als den Anfang einer neuen Zeit bezeichnete. Schon Burckhardt hatte die Fäden des Renaissancezeitalters bis ins 13. Jahrhundert verfolgt und Gervinus hatte lange vor ihm in der Kreuzzugsperiode den Uebergang der alten zur neuen Zeit erblickt. Aber Thode versuchte in anderem Sinne wieder, indem er zunächst die Kunst ins Auge faßte, den Nachweis, daß die ganze Renaissancekunst in der sozialen und religiösen Bewegung des 12. und 13. Jahrhunderts ihre Quellen und Ideen hat. Die leitende Persönlichkeit ist ihm der hl. Franz von Assisi, dem er im Jahre 1885 ein begeistert geschriebenes Buch widmete.[2])

Freilich würdigt er hier, nach dem Vorgang von Hase und Renan, nur den alles übernatürlichen Charakters entkleideten „großen Menschen", in dem die moderne Kultur

1) Vergl. Jahresbericht für Geschichtswissenschaft 1899. II. 533 f.; IV. 97 f.

2) Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance. Berlin 1885.

wurzle und die Bewegung der Humanität gipfle, die im Mittelalter die abendländische Welt ergriff. Da herrscht nicht mehr die Auffassung Burckhardts. Mag auch Thode dem Heiligen in keiner Weise gerecht geworden sein, mag er dessen Verhältnis zur Kunst seiner Zeit vielfach falsch gedeutet und im Sinne seiner Theorie überschätzt haben,[1]) auf jeden Fall kann er sich in seinem neuesten großen Werke über Michelangelo und das Ende der Renaissance rühmen, daß seine damals niedergelegten Ideen sich zu verbreiten beginnen.[2])

Das außerordentliche Interesse, das namentlich seit dem glänzenden, aber rationalistisch gehaltenen Buche Sabatiers in außerkatholischen Gelehrtenkreisen dem Heiligen von Assisi entgegengebracht wird, ist dafür symptomatisch, und vor noch nicht zu langer Zeit hätte der Musikgelehrte Gevaert die Behauptung nicht wagen können: Désormais l'on peut considérer ce XIIIe siècle, si décrié jadis, comme le siècle initiateur de tout art moderne. Auch Chamberlains oben berührte, ähnliche Ideen wurden von einem Rezensenten als von Thode entlehnte Gedanken bezeichnet[3])

In dem einleitenden Abschnitt, in dem Thode im 2. Band seines Buches über Michelangelo die Renaissancekultur zusammenfassend würdigt, ist er seiner früheren Auffassung treu geblieben.[4]) Franz von Assisi, „der große, liebe-

1) Vergl. die gegen Thode gerichteten wertvollen Ausführungen Stephan Beissels, Die kulturgeschichtliche Bedeutung des hl. Franz von Assisi, in den Laacher Stimmen 33 (1887) S. 1—17; 149—165; 276—288; 374—391, und für die kunstgeschichtlichen Ausführungen die eingehende Kritik von Graus im Grazer Kirchenschmuck, 1886, Nr. 4 f.

2) H. Thode, Michelangelo, Bd. II. (Berlin 1903.) S. 12.

3) Vergl. die Verwahrung Chamberlains dagegen in den Nachträgen zu Bd. II der Grundlagen, S. 1005.

4) Vergl. Thode, Michelangelo, II, 3—74; diese Einleitung erschien schon 1899 in den „Bayreuther Blättern".

glühende Mann", der vollbrachte, was die Sekten in Norditalien, was Petrus Waldus in der Provence erstrebt", (!) Franz, der von jedem „Dogmatismus freie Prediger",[1]) übte auf sein Volk eine ungeheure Wirkung aus. Das wichtigste in der durch ihn und seine Jünger in der Zeit jenes glaubenskräftigen Bürgertums geschaffenen religiös-sozialen Bewegung „war die Entdeckung des Reinmenschlichen im Christlichen, war die zu deutlichen Anschauungen sich verdichtende Vorstellung von dem Heiland der Glaubenslehren. Die Predigt und Dichtung des heiligen Franz und seiner Nachfolger ist die erste religiös-poetische Gestaltung der unbestimmten Bilder, welche die Phantasie des Volkes belebten und beunruhigten". Da aber in der Verbindung des Reinmenschlichen mit dem Göttlichen das Künstlerische gegeben war, waren mit diesem erhabenen Ideale die Bedingungen einer großen Kunstentwicklung geschaffen. Dieses Ideal war durch Predigt und Dichtung der künstlerischen Phantasie gegeben, es dominierte „bis zu den Zeiten Lionardos, Raphaels und Michelangelos. Ja es war als ein aus innerer Notwendigkeit Hervorgebrachtes so stark, daß selbst die Neuentdeckung der Antike das italienische Volk nicht von dem eingeschlagenen Wege hat ablenken können. Erst als das Werk von Jahrhunderten vollendet, das Traumbild ungetrübter Harmonie der Formen und Farben zur Wirklichkeit geworden war, als es nichts mehr zu erstreben gab, erst damals hielt die antike Götterwelt ihren Einzug in die vom christlichen Genius verlassene künstlerische Werkstätte und zwang Pinsel und Meißel zu ihrem Dienst".[2]) So vollzieht sich nach Thode Entstehung und Entwicklung der großen, christlichen Kunst in Italien, für ihn ist die hergebrachte Meinung, die dem Humanismus,

1) Gegen diese die Tatsachen auf den Kopf stellenden Behauptungen vergl. Beissel a. a. O.
2) Vergl. Thode, a. a. O. II, 16, 15.

dem wiedererwachten Altertum die Vaterschaft andichtet, eine irrige.

Einen andern, weniger einheitlichen Entwicklungsgang hat die Dichtkunst gehabt. Zwei innerlich voneinander geschiedene Strömungen, die eine vom 13. bis zum 14. Jahrhundert, die zweite vom Ende des 14. bis ins 16. Jahrhundert reichend, kennzeichnen die Literatur Italiens in diesem Zeitalter. Und die erste Periode wieder zeigt zwei Richtungen, die aus der provençalischen Troubadourdichtkunst und aus der religiösen Begeisterung der Franziskaner entsprangen. Franz von Assisi wurde der Troubadour Gottes. Beide Richtungen verbanden sich am Ende des 13. Jahrhunderts. Die Frauenliebe in den Troubadourspoesien wird zur spiritualen Liebe, wie sie in Dantes Vita nuova sich offenbart. Die vom Gefühl inspirierte Kunstdichtung nähert sich der religiösen und die religiöse hinwiederum, von den Wogen der Empfindung zu hoch getragen, sucht im Gedanken den Halt — die Allegorie beginnt ihren Siegeslauf in der Divina Comedia Dantes. „Sie zeigt, welches die siegende Idee der Zeit war, und woher diese Idee stammt, es ist das Bekenntnis der Dichtkunst, daß sie ihre Inspiration und ihre Originalität einzig der neu erwachten christlichen Glaubensmacht verdankt. Christlich-mythologisch ist der Stoff, christlich-scholastisch ist der philosophische Gehalt, christlich-mystisch die Idee des Ganzen. In dem Christlichen beruht die geistige Größe und die künstlerische Unvollkommenheit dieses von einem größten Genie geschaffenen Weltendramas“.[1]) Von der spiritualen Liebe der Vita nuova hat sich Dante zur mystischen erhoben, die Beatrice ist zur Heiligen des Paradieses geworden, die Gottesliebe, aus der die Franziskanerreform hervorging, ist der Grundgedanke des Gedichts, zugleich der Grundgedanke, der das Jahrhundert vergeistigt.

1) Ebenda S. 24.

Aber das dichterische Ideal Dantes ward nicht zum Wegweiser für jene, die ihm folgten. Sie hielten nicht fest am christlichen Stoff in epischem Sinne. Die Geschichte des Herrn und seiner Mutter, die Legenden der Heiligen und Apostel erwiesen sich nicht als geeignete Vorwürfe für dichterische Gestaltung, wenigstens in der epischen Kunst, für dramatische Szenen eigneten sie sich besser, aber zum vollendeten Kunstdrama kam es nicht. Echte Dichter, wie Petrarka und Boccaccio, strebten nach anderen Idealen als die christliche Liebe, die so lange die Gemüter beherrscht, langsam dahinschwand. Die himmlische Minne weicht der irdischen Geliebten. Und statt des unergiebigeren christlichen Stoffes suchte sich die dichterische Phantasie eine ander Welt aus mit fruchtbareren Vorstellungen: „Sie verlangt nach Fabeln von allgemein menschlichem Gehalt und nach charakteristischen Gestalten, und in dieser Not knüpfte sie a die Schöpfungen einer Welt an, die zwar längst erstorben deren Tradition aber nie ganz abgebrochen war, und glaubt so, sich befriedigen zu können. Nicht Gelehrte haben da Altertum neubelebt, sondern Dichter waren die ersten, welch sich begeistert ihm zuwendeten. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des literarischen Humanismus: er ist zunächs das Werk der vom Christentum unbefriedigten dichterischen Einbildungskraft gewesen.“ Das Wiederaufleben der Antik war nach Thode kein Vorwärtsschreiten. „Fortan war di Dichtkunst nicht mehr ein notwendiger Ausdruck des Gefühls, sondern ein lügnerisches Spiel mit leblosen Gestalten und inhaltslosen, pathetisch großsprecherischen Formen, sie hatte keinen Zusammenhang mehr mit der Volksseele, ja sie bediente sich der toten Sprache und ließ das kaum erstandene durch Dante, Petrarka und Boccaccio zu herrlichem Leben erblühte eigene Idiom in Willkür verkommen“.[1]) Nur ei Verdienst, ein hohes allerdings, haben die Studien de

1) Ebenda S. 33 f.

Humanisten: sie erschlossen Quellen des Wissens, aus denen sich später befruchtende Kraft ergießen sollte, „mit der Dichtkunst haben sie nichts zu schaffen, ja waren die gefährlichsten Feinde derselben". Damit ist zur Genüge die Stellung des geistvollen Heidelberger Gelehrten zur künstlerischen und literarischen Renaissance gekennzeichnet. Für ihn steht fest: „Von einem originalen Neuen, das mit dem Humanismus einträte, kann demnach nicht die Rede sein. Alles künstlerisch Bedeutsame in der Poesie des Quattrocento und Cinquecento wurzelt in den Ideen und Formen der vorhergehenden Jahrhunderte".[1])

Es würde zu weit führen, Thodes ferneren Erörterungen über Philosophie und Wissenschaft, Glaube und Moral der Renaissance zu folgen, man würde sich auch manchmal zum Widerspruch versucht fühlen, sei es, wenn er den Gegensatz zwischen Dominikanertum und Franziskanertum — Scholastik und Mystik — zu stark betont, oder den Marsilius Ficinus doch etwas überschätzt, sei es, wenn er der im Quattrocento noch sehr regen religiösen Kraft des Volkslebens nicht gerecht wird und andere Behauptungen mehr, die mehr geistreich als wahr sind. Eines aber steht fest: wer sich mit der Geschichte der Renaissance beschäftigt, wird an seinen Aufstellungen, die er in bestechendes Gewand zu kleiden verstand, nicht gleichgültig vorbeigehen können. Wer neue Bahnen wandelt, findet nicht bloß Widerspruch, er findet auch Anhänger, zumal wenn er, wie Thode, die Aufgabe des Geschichtsschreibers auch von der künstlerischen Seite erfaßt.

In ganz anderem Lichte wieder erscheint uns die Auffassung des Renaissancezeitalters bei einem Schriftsteller, der nicht bloß innerhalb seines engeren Vaterlandes einen ruhmvollen Namen besitzt: ich meine Ferdinand Brunetière, Frankreichs größten Literarkritiker der Gegenwart. Und nicht bloß Kritiker, sondern auch Historiker von seltener Kunst

---

1) Ebenda S. 46.

der Darstellung, der in wenigen großen Zügen das char
teristische Gepräge einer geschichtlichen Epoche meisterhaft
zeichnen vermag. Was er uns in seinem neuen Werke ü
Wesen, Ziel, Entwicklung und Verbreitung der Renaissar
ideen sagt, ist auch wert, diesseits des Rheins gehört
werden. Eine auf fünf Bände berechnete großangelegte
schichte der klassischen französischen Literatur von 1515
1830 leitet er mit einer gedrängten, aber höchst gehaltvoll
an neuen Gedanken reichen Uebersicht über die Entstehı
der Renaissance in Italien und ihren Zug durch das
bildete Europa ein.[1])

Es ist von vornherein klar, daß Brunetière hier
die literarische Seite der Renaissancezeit ins Auge f
Er stellt sich die Frage: Wie und warum haben die Lite
turen des modernen Europa die Bahnen verlassen, die ih
anscheinend ihre Vergangenheit vorschrieb? aus welc
Grunde haben sie sich alle dem Geist der Renaissance un
worfen? und welcher Sinn und welche Tragweite eig
schließlich den Tatsachen und Ideen, die der Name
naissance umfaßt?

Die Renaissance, mag man ihr Wesen durch die
einem Historiker mit Erfolg eingeführte Formel von
„Entdeckung des Menschen und der Welt" ausdrücken,
zugleich viel und nichts sagende, oder mindestens apokalypt
klingende Formel, war auf jeden Fall in ihren Anfängen
ausschließlich i t a l i e n i s c h e s Faktum. Sie begann da
als das Schicksal entschied, daß Italien für immer
deutschen Einfluß entrückt sein sollte, dann als das italieni
Genie sich auf sich selbst besann, sich vom Joche des n
dischen Barbaren befreite.

---

1) F. Brunetière, Histoire de littérature française classi
1515—1830. Tome I, première partie. Le mouvement
la Renaissance. Paris, Delagrave. 1904.

Drei Männer beherrschen die erste Periode, die der „spontanen Entwicklung“ der italienischen Literatur: Dante, Petrarka, Boccaccio. Sie sind die Schöpfer der italienischen Volkssprache. Sie sind, wie man sagt, „die ersten unter den Modernen“, d. h. die ersten, welche in der Geschichte der modernen Literaturen eine eigene, entschieden ausgeprägte Physiognomie haben, kurz: „Individualitäten“. Den Ruhm aber, nach dem sie strebten, erwarteten sie weniger von den Werken, denen sie doch ihre Unsterblichkeit verdanken, als von ihrer Kenntnis des Lateinischen und des klassischen Altertums, selbst Dante vielleicht nicht ausgenommen, die beiden andern sicherlich. Sie waren professionelle Gelehrte, Humanisten, Bibliophilen. Seltsam, daß sie selbst ihren Hauptruhmestitel verkannten. Kann man Dante nur Shakespeare oder Homer gegenüberhalten, so ist Petrarkas Canzoniere die Quelle des modernen lyrischen Empfindens geworden, die Quelle, die noch Lamartines Méditations versorgt, und welcher der lockeren Schriftsteller von La Fontaine und Voltaire an hat nicht aus dem Dekamerone des Boccaccio geschöpft? Was aber erklärt die andere Erscheinung, daß die nach ihnen schreibenden Männer, die nur die Sprache Ciceros gebrauchten, Humanisten, Schulmänner wie Guarino von Verona oder Villarino da Feltre, zu nationalem, noch heute andauerndem literarischen Ruhme gelangten? Auch Brunetière weiß keine genügende Antwort auf die Frage zu geben. Was Männern wie Valla, Aurispa, Pontanus und so vielen anderen Gelehrten des Quattrocento zum Ruhmeskranze verhalf, war die Erschließung des Altertums, das sich auf einmal als eine neue Welt vor den Augen der erstaunten Zeitgenossen eröffnete. Nur so kann man sich den Erfolg von Vallas Elegantiarum linguae latinae erklären. An Vallas Name knüpft sich auch vorzugsweise das Wiederaufleben des antiken Heidentums. In seinem berüchtigten Buche De voluptate ac summo bono ist für Brunetière der ganze Geist der Renaissance enthalten.

Uns, die wir durch Janssen und Pastor belehrt sin daß neben der heidnischen eine christliche Richtung in d Renaissancebewegung parallel laufe, scheint dies zu ha und zu allgemein gesprochen. Aber der französische Ak demiker will nichts wissen von einer Unterscheidung zwische wahrer und falscher, guter und schlechter Renaissance. „E gab tatsächlich nur eine Renaissance, wie es eines Tage nur eine Revolution geben sollte; aber da die Revolutio und die Renaissance nur durch die Menschen und in ihne existiert, welche ihre Urheber und Werkzeuge gewesen sind so ist es menschlich, daß nicht alle in derselben Weise a demselben Werke gearbeitet haben, noch vielleicht glaubten an demselben Werke mitzuarbeiten. Mehr noch: wir wage die Behauptung, daß, wenn der Geist der Renaissance i irgend einem Buch ganz steckt, dann sicher in einem Buc wie dem von Valla. Die Tatsachen haben ihre Logik, un diese Logik ist zwingend. Es war menschlich genommen nich möglich, daß man über den Dichter Prudentius zu Catul oder Martial zurückkehrte, noch über Augustin oder Hiero nymus zu Cicero, ohne zum Paganismus zurückzuschwenke Auch konnte man nicht zum Heidentum zurückkehren, ohn in die Anbetung der Naturkräfte zu verfallen, in welche seine ganze Religion bestanden hatte. Und vielleicht war e menschlich unmöglich, der Gefahr zu wehren, oder ma erkannte sie erst, als man ihr unterlegen war. Nicht einma die Päpste vermochten es!“ [1])

Welcher Art aber war nun das Resultat dieser Rüc kehr zur Antike, die das Quattrocento charakterisiert? Ei verhängnißvolles. Die ganze klassische Bildung, vermittel derer man zwölf Jahrhunderte aus dem Gedächtnis ver wischen wollte, sie zeitigte in der Literatur das, was de italienische Kritiker Francesco da Sanctis in den wenige Worten ausdrückt: l'indifferenza del contenuto, di

---

1) A. a. O. S. 15 f.

Gleichgültigkeit gegenüber dem Inhalt. Die literarische Kunst sinkt zur formalen Sache herab. Der Literat braucht keine eigene Meinung zu haben, wenn er seine Gedanken nur in passender Form zum Ausdruck bringt. Klingende Perioden, wohllautende Sätze ohne Inhalt. Brunetière findet zwar dieses Urteil des Italieners etwas hart, er mildert es in etwa, wenn er die positive Seite des charakterisierten Resultates hervorhebt, die Betonung des künstlerischen Gefühls. Oder wie man heute sagen würde, der Betrieb der Kunst um ihrer selbst willen, der praktisch durchgeführte moderne Grundsatz l'art pour l'art. So wie er im Hauptwerk des „Fürsten der italienischen Poeten", im Orlando furioso des Ariost, verwirklicht scheint. Alles spricht der französische Kritiker diesem Werk ab, was man sonst vom Kunstwerk verlangt, nur die außerordentliche Kunst der Form erkennt er an. Ariost ist ihm der Fürst derjenigen, die glaubten, die Kunst genüge sich selbst, und darum ist sein Gedicht das treueste Porträt des italienischen Genies. Ariost ist auch „Realist" in seinen Schilderungen; es ist nur eine Folge der latinisierten Kultur, denn die lateinische Sprache ist eine eminent realistische. Aber diese „Gleichgültigkeit gegenüber dem Inhalt" hat bei Machiavell nicht den klaren, alles durchdringenden Blick getrübt, auch nicht die „Objektivität" seiner Darstellung, sie hat im Italien des Quattrocento selbst eine Literatur geschaffen. Was dem Geist der Renaissance verhängnisvoll wurde, war dann der falsche und verschwommene Idealismus, den man unter dem Namen Platos einführte. Er entfernte die Kunst immer mehr von dem schönheitstrunkenen Realismus des Quattrocento, und das war ihr Ende. In klassischer Kürze formuliert Brunetière seine ablehnende Kritik des wieder auflebenden Altertums: „Da es einem Zeitgenossen Leos X. unmöglich war, in sich die Seele eines Zeitgenossen Augustus' oder Perikles' wiederaufleben zu lassen, ergaben sich zwei Folgen dieser Abschwörung (von der Erbschaft des Mittel-

alters): das Heidentum, das in einer christlichen Gesellsche
wieder aufersteht, und der Kultus der Form oder der Sinn
welcher die Befangenheit der Idee ersetzt. Man appellie
an den Platonismus, um diesen Sensualismus oder Re
lismus, dessen Gefahren man inne wird, zu läutern, z
vergeistigen, zu idealisieren, und zuletzt stellt sich herau
daß man ihn weder vergeistigt noch läutert, sondern m
läßt den Gehalt entschwinden und mit ihm das, was d
Kunst durch die Nachahmung der Wirklichkeit noch an B
ziehungen zum Leben unterhielt. Die italienische Renaissan
hat ihre Entwicklung beendigt, und die europäische R
naissance beginnt."[1])

Voigts „Wiederbelebung des klassischen Altertums" i
für uns Deutsche die Quelle, wo wir uns über die R
naissancebewegung im übrigen Europa außerhalb Italie
unterrichten. Man wird nicht behaupten, daß dieses de
deutschen Forscherfleiß alle Ehre machende Werk in de
Leser einen klaren Begriff über den Charakter der eur
päischen Renaissance und ihre Verschiedenheit von der itali
nischen vermittelte. Brunetière sucht dieser Aufgabe gere
zu werden. Seine diesbezüglichen Ausführungen sind gei
reich und von größtem Interesse, wenn man auch nic
immer zustimmt.

Im transalpinischen Europa bemerkt man nichts v
dem „Realismus der Beobachtung", den man bei Ari
oder Machiavell bewundert; auch nichts von dem Kun
enthusiasmus, der das cinquecentistische Italien dem Pag
nismus und Dilettantismus entgegenführte. Philipp
Commynes weilt in Venedig und sieht nichts. Und Luth
erblickt in der Prachtentfaltung der Renaissance zu Ro
nur schweres Aergernis. Ists der von Burckhardt gepriese
„Individualismus", der den Grundcharakter der europäisch
Renaissance erklärt? Mitnichten. Es ist der Humanismu

1) A. a. O. 25.

Was unter diesem Wort zu verstehen sei, drückt Brunetière im Anschluß an eine geistreiche Definition des Malerschriftstellers Fromentin so aus: Der Humanismus ist der Mensch als Maßstab aller Dinge, oder vielmehr, um nicht mißverständlich zu scheinen, es sind alle Dinge auf den Menschen als Maßstab zurückgeführt, die Dinge mit Beziehung auf den Menschen erfaßt, . . . es ist der Mensch in der Unendlichkeit der Zeit dem Menschen näher gebracht, und die Verschiedenheit der Epochen beurteilt vom Gesichtspunkt der fundamentalen Identität der Menschennatur. Auch räumlich kennt der Humanismus keine Grenzen, und daß er die Zusammengehörigkeit der Menschen, das gemeinsame Band, das alle umschlingt, erkannt hat, ist das Verdienst der europäischen Renaissance. Der Italiener hatte in seinem nationalen Hochmut nur Verachtung für die Barbaren des Nordens, denen es vorbehalten war, den „universellen Menschen" zu entdecken. Diese Entdeckung zeitigte das Bedürfnis einer allgemeinen Bildung, und durch die Vermittelung der ‚humaniores litterae' beginnt sich in die noch aus dem Mittelalter herüberreichende soziale Organisation das Prinzip einzuschleichen, das sie umstürzen wird, wenn die Zeiten gekommen sind.

Erasmus — l'érudit trop oublié — war der Hauptarbeiter an dieser Umwandlung. Die feinsinnige und tiefes Verständnis für diesen vielseitigen Gelehrten bekundende Würdigung ist eine der vielen anziehenden Partien des Brunetière'schen Buches. Daß ihm ein verhältnismäßig großer Raum gewidmet wird, beweist, daß er für die humanistische Bewegung in Frankreich einen mächtigeren Faktor bedeutet als etwa für Deutschland, und Gotheins Frage ist nicht unberechtigt: Sollte wirklich Erasmus für Frankreich, Spanien und England ein großer Förderer und nur gerade für sein Vaterland Deutschland ein großes Hemmnis gewesen sein?[1] Rabelais und Montaigne machen bei ihm, der doch

1) Vergl. Preußische Jahrbücher 90 (1897) S. 14.

nur lateinisch schrieb, ihre Anleihen. Und es ist bezeichnend für Erasmus' Stellung zu Frankreich — obschon er dem Rufe Franz' I. nicht folgte —, daß er hier seine wärmsten und meisten Biographen gefunden hat.

Eines teilt Erasmus nicht mit seinen italienischen Freunden des klassischen Altertums: die Schwärmerei für die Kunst. Nicht einmal für literarische Künstelei, wie sie dort Mode war. Ja, er, der den Ciceronianus verfaßte, hat für die ängstlichen Nachbeter des römischen Rhetors, für die Nachahmer seiner klingenden Phrasen und gefeilten Perioden nur Spott. Der Inhalt galt ihm mehr als die Form. Das trennte ihn von seinen Zeitgenossen Sadolet und Bembo. Diese würde man heute, meint Brunetière, „Artisten" nennen. Erasmus schrieb nicht, wie jene, des bloßen Ruhmes halber: gut zu schreiben. Immer schwebte ihm bei seiner Schriftstellerei ein praktischer Zweck vor Augen.

Der Humanismus fußte auf der Kenntnis des klassischen Altertums, auf der Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache. Sie mußte erworben werden. Hatte nun der Humanismus vorgegeben, die Menschen einander näher zu bringen, so schuf er durch diese seine Forderung schon eine Ungleichheit, ein Trennendes, und zog so eine Aristokratie des Geistes groß: die Kaste der professionellen Gelehrten, die sich immer mehr von der Menge absonderten.

Das ist in kurzen Zügen der Entwickelungsgang der europäischen Renaissance, wie er dem Geiste des französischen Literarkritikers sich darstellt. Daß er den außeritalienischen Humanismus sich anders entwickeln läßt als im Geburtslande selbst, ist, in dieser Form wenigstens, neu. Es war gut, daß auch einmal ein Literarhistoriker mit dem kritischen Scharfblicke Brunetières der Bewegung seine Aufmerksamkeit zuwandte. Seine Aufstellungen sind sicher nicht die am wenigsten geistvollen unter den Renaissancetheorien.

Münster i. W. Dr. Luzian Pfleger.

XXII.

Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker.[1])

Im vorliegenden Werke zeigt uns der Verfasser in knapper aber anschaulicher Weise die Wandlungen, welche sich im häuslichen Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzogen haben. Bekanntlich hat sich A. Schultz in seinen früheren Werken mit diesen oder ähnlichen Studien aus der Sittengeschichte eingehender beschäftigt, daher findet sich in dieser Arbeit öfters bereits verwertetes Material, wobei es aber an neuen, interessanten Abhandlungen nicht fehlt. Besonders der Kultur- und Kunsthistoriker wird das Erscheinen dieses Buches begrüßen, zumal gerade auf diesem Gebiete noch wenig vorgearbeitet wurde. Dieser Umstand entschuldigt auch manche Mängel; denn an den Kulturhistoriker werden besonders bei einer eingehenden Schilderung der mittelalterlichen Kulturverhältnisse große Anforderungen gestellt; soll er doch Historiker, Kunstkenner und Theologe sein. Es wäre aber sehr wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser auch Mitteilungen über das religiöse Leben im Familienkreise gemacht hätte. Ich erinnere nur an das schöne Familienbild, das der Wiener Propst Stephan von Landskron († 1477) in seiner Hymelstraß (cgm 788) schildert. Nach dem vormittägigen Gottesdienste versammelt der Haus-

1) Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölkrr vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts v. Dr. Alwin Schultz. gr. 8°, 432 S., reich illustriert (Preis brosch. 9 ℳ, geb. 10,50 ℳ) erschienen 1903 in dem Sammelwerk: „Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte“, herausgegeben von G. v. Below und F. Meinecke. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.

vater seine Hausfrau, Kinder und Gesinde um sich, frägt Verschiedenes aus der gehörten Predigt und erklärt ihnen nicht verstandenen und andere Heilswahrheiten; dann läßt ihnen ein gutes Tränklein vorsetzen und singt mit ihnen gei liche Lieder; auf diese Weise wird der Sonntag in der chri lichen Familie im Mittelalter gefeiert. S. 30 wäre der Sa „Das erregte schon damals den Zorn der Ultramontanen“ eine andere Form zu kleiden gewesen, denn in eine Schilderu der Zustände des 16. Jahrhunderts paßt ein erst in der neuest Zeit geschaffener politischer Begriff nicht. Auch die Wor „allerkatholischeste Majestät“ (S. 31), welche hier eine gewis Spitze enthalten, wären besser durch andere ersetzt worden; der die Vorliebe sowohl an katholischen als protestantischen Höfen i 15. und 16. Jahrh. (S. 39), nackte Figuren aufzustellen, beruh nicht immer auf bloßer Sinnlichkeit, sondern ist die Frucht d Renaissance, welche eine durchgreifende Umgestaltung der d maligen Weltanschauung bewirkte, wobei allerdings manche Per sönlichkeiten es an Uebertreibungen nicht fehlen ließen.

Die ihm zu Gebote stehende Fülle von Material hat d Verfasser in 6 Hauptabschnitten (Wohnung, Familie, Kleidun Essen und Trinken, Beschäftigung und Unterhaltung, Tod u Begräbnis) sehr klar angeordnet. Interessant sind die Mi teilungen über die städtischen Verhältnisse im Mittelalter. Fa sprichwörtlich waren die schlechten Zustände der Straßen in de Städten; besonders in dem frühen Mittelalter kümmerte ma sich gar nicht um die Beschaffenheit der Straßen. „Bei Rege und Tauwetter bildeten sie einen bodenlosen Morast, den d Fußgänger nur auf Steckelschuhen, auf künstlich gelegten Steine überschreiten konnten. Aller Unrat wurde auf die Straße g worfen; selbst in Paris trieben sich die Schweine auf ihr herun Man war an den Schmutz in Paris so sehr gewöhnt; leite man doch Lutetia von lutum ab und übersetzte den lateinische Namen mit Schmutzstadt. Von dem Pestgestank in den Straße können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir bei Rigord lesen, daß der König Philipp August, der doch an die Au dünstung seiner Residenz gewöhnt sein mußte, 1185 ohnmächti wurde, als er am Fenster seines Palastes stand und vorübe fahrende Karren den Straßenschmutz aufwühlten.“

Diese Unsauberkeit in den Städten, welche mehr oder weniger das ganze Mittelalter und selbst in der Neuzeit anhielt, war die Quelle zahlreicher Seuchen, denen oft der größte Teil einer Stadtbevölkerung zum Opfer fiel; ich erinnere nur an die jüngst erschienene, sehr interessante Abhandlung: „Kurmainz in den Pestjahren (1666—1667)“ von Dr. Heinrich Schrohe.[1]) Auch die Reinlichkeit in den Wirthshäusern ließ viel zu wünschen übrig; jede Stadt hatte ihrer Größe entsprechend ein oder mehrere Wirtshäuser. Der Adel pflegte vor dem Gasthause, in dem er eingekehrt war, sein Wappenschild aufzuhängen. Dieser Sitte verdanken nach meiner Ansicht die Wirtshäuser ihre Bezeichnungen, z. B. zum schwarzen Bären, zur blauen Gans u. s. w.

„Erasmus von Rotterdam lobt die Höflichkeit der französischen Gastwirte und schilt auf das flegelhafte Benehmen der deutschen“. Hippolyt Guarinonius berichtet an einer Stelle von seinen Reisen; „gelangden wir unter andern in die fürstliche Hauptstadt München, allda wir unter allen hervorhangenden Zeichen den Straussen für das beste Augurium und Wirths Zeichen erwöhleten“. Auch er klagt (1610) über die Unsauberkeit der deutschen Gasthöfe. „Die Luft ist verpestet, in den Schlaffkammern nit allein von nechst verschienener Nacht ꝛc.“ Das Essen war gewöhnlich schlecht; daher aßen die Gäste mit dem Wirte am Familientisch (table d'hôte); denn dieser kochte für sich besser als für die Fremden.

Aus der Schilderung des Familienlebens entnehme ich folgende interessante Notizen. Bei den Heiraten der Adeligen, Bürger und auch Bauern spielte die Vermögensfrage eine große Rolle. Da die Hauptsache für die Mädchen immer war, einen Mann zu bekommen, um eine sichere und freiere Stellung im Leben zu erringen, so führte sie die Neugier, wie wohl der

---

1) Erschienen 1903 in den „Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes“. Herausgegeben von Ludwig Pastor. III. Band, 5. Heft. gr. 8⁰. XV, 133 S. Preis 2,50 ℳ. Verlag Herder, Freiburg i. B. Wäre dieses Buch früher erschienen, so hätte A. Schultz daraus für seine Arbeit noch manch unbekanntes, interessantes Material gewinnen können. Diese Schrift verdient allgemeine Verbreitung.

Zukünftige aussehen werde, zu verschiedenen abergläubischen Beschwörungen besonders in der Andreasnacht. War die Höhe der Mitgift festgestellt, und klebte an dem Rufe des Mädchens kein Makel, so schritt man in der Bürgersfamilie zur Verlobung, die in dem Handschlage bestand, und mit einem Gastmahl gefeiert wurde; die Vermählung erfolgte dann innerhalb kurzer Zeit. „Die Jungfrau trug im Mittelalter das lang herabhängende offene Haar und einen Blumenkranz (das Schapel), der im Winter wohl aus künstlichen Blumen bestand.“ Nach der Hochzeit band die Frau das Kopfhaar auf und bedeckte es mit einem Schleier oder einer Haube. Daher bedeutet: „Unter die Haube kommen“ soviel als verheiratet werden. „Durch einen Fehltritt verscherzte das Mädchen das Recht, den Jungfernkranz zu tragen. Im 16. Jahrhundert setzten auch die Junggesellen sich solche Jungfernkränze auf. Im Kranze oder mit einer Krone geschmückt, tritt die Jungfrau vor den Altar. Diese oft unförmig großen Brautkronen bleiben bis ins 18. Jahrhundert in den Bürgerkreisen, zuletzt noch bei den Bauern beliebt.“ Interessant sind auch die Mitteilungen über den Verfall des Adels und die Titelsucht im 16. und in den folgenden Jahrhunderten.

Infolge Wohllebens, Kleiderhoffahrt und Trunksucht hatten sich sehr viele adelige Geschlechter zugrunde gerichtet und wurden zumteil besonders nach dem 30jährigen Kriege zu einer Landplage. Der Bürgerliche kaufte sich in seiner Titelsucht einen Adelsbrief „und so wird aus einem Wagner, aus einem Müller, ein von Wagegern, ein von der Mühlen. Jeder will für mehr gelten.“ Die Ahnen mancher unserer heutigen adeligen Geschlechter haben sich in jener Zeit auf diese Weise adeln lassen, weil sie reich geworden sich ihres früheren, ehrlichen Handwerks schämten. „Von 1590 bis 1790 hatten die Anreden an Adelige gelautet: Edler, Wohledler, Hochwohledler, Hochedler, Wohledelgeborner, Hochwohledelgeborner, Hochedelgeboren, Wohlgeborner, Hochwohlgeborner. Der Geistliche hatte zu beanspruchen die Titulatur: Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger, Hochwürdiger (Vulpius, Kuriositäten II, 88).“

Es wären noch manche interessante Mitteilungen aus diesem Buche zu geben, aber ich muß mich beschränken und darum

begnüge ich mich, hier am Schlusse kurz einige Notizen aus dem Kapitel „Tod und Begräbnis“ zu geben. Sowohl beim Adel als auch bei den Bürgern und Bauern fand die Beerdigung gewöhnlich noch am Sterbetag statt. Die Toten wurden in ein weißes Leintuch eingenäht, das Gesicht wurde besonders zugedeckt. „Die Leidtragenden legten zum Zeichen der Trauer schwarze Kleider an. Der Leichenzug wurde so großartig wie möglich angeordnet; mochten die Kosten auch noch so ansehnlich sein, bei einer Trauerfeierlichkeit durfte nicht gespart werden. Die Begleitung des Priesters und der Schule wurde allgemein verlangt; dann kam die Witwe, die von der Bitt- oder Klagefrau geführt wurde; den Beschluß der leidtragenden Frauen bildeten die in Trauerkleider gehüllten Groschenweiber, die für ihre Beteiligung einen Groschen Entlohnung erhielten.“ Am Abend nach dem Begräbnis fand die Totentafel statt, wobei die Hinterbliebenen, Verwandten und Freunde bewirtet wurden; diese Sitte, die sich allmählich zu einer Unsitte gestaltete, wird heute noch auf dem Lande bei den Bauern beobachtet. Die Vornehmen und die reichen Bürger, die sich eine teure Begräbnisstätte kaufen konnten, wurden in den Kirchen beigesetzt; künstlerisch oft sehr interessante Grabplatten schmückten ihre Gräber. Die weniger Bemittelten, und das war die Mehrzahl, wurden im „Gottesacker“ beerdigt; einfache Holzkreuze oder auch oft kunstvoll geschmiedete Eisenkreuze mit manchmal recht merkwürdigen Inschriften bezeichneten den Ort der Bestattung. Zu der Abhandlung: „Tod und Begräbnis der Bauern“ möchte ich noch beifügen, daß reiche Bauern, wenn auch höchst selten, in den Kirchen ihre Grabstätte fanden oder ihnen dort Grabdenkmäler errichtet wurden; ich erinnere nur an jenes schöne gotische Bauerngrabdenkmal in der Pfarrkirche zu Milbertshofen bei München. Dem Verfasser müssen wir also beipflichten, wenn er am Schlusse seines Werkes sagt: „Es ist die höchste Zeit, jetzt zu sammeln, was noch erhalten ist“, denn gerade die Kunstdenkmäler liefern das wertvollste Material für die Kulturgeschichte, welche allein ein getreues Bild von dem Leben, den Zielen und Idealen eines Volkes gibt.

Dr. Ulrich Schmidt, München.

XXIII.

Die fiskalischen Reformvorschläge von Charles Booth.

Den Gegnern des Freihandels hat sich auch der berühmte Statistiker Booth in einem in der National Review veröffentlichten Essay beigesellt, dessen Vorschläge wir kurz beleuchten wollen. Derselbe will auf alle vom Ausland in das Vereinigte Königreich eingeführte Produkte einen Einfuhrzoll von 5% legen, wenn sie aus Staaten kommen, die einen Handelsvertrag mit Großbritannien abgeschlossen haben; von 10% für alle übrigen; ferner soll die Ausfuhr von allen Fabrikaten, für deren Herstellung ausländische Rohprodukte verwendet worden sind, erschwert werden. Im Unterschied von Chamberlain soll die aus den neuen Zöllen erwachsende Mehreinnahme der gesamten Bevölkerung zu gute kommen und zur Herabsetzung der Abgaben auf Zucker und Thee führen, nicht aber unter Großgrundbesitzer verteilt werden. Booth verspricht sich von seinem Plane Heilung fast aller sozialen Schäden und vor allem Stärkung des Imperialismus, das einträchtige Zusammenwirken des Mutterlandes und der Kolonien, Schutz der Arbeit und Herabsetzung der Schutzzölle unter den fremden Nationen, welche englische Waren von ihren Märkten ausschließen. Wir haben in diesen Blättern Bd. 133 S. 78 nachgewiesen, daß die fiskalische Politik Chamberlains dem Imperialismus nicht förderlich sei. Der den Handeltreibenden auferlegte Zwang wird mit der Zeit unbequem und führt zu Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen. Was nun den Schutz der englischen Industrie angeht,

so muß man sich vor allem die Frage vorlegen, ob ein Bedürfnis hierfür vorhanden sei, ob der von Booth vorgeschlagene Tarif die Beschwerden der Fabrikanten abstelle. Die so oft ins Feld geführte Tatsache, daß manche früher blühende Industrien dank der deutschen und amerikanischen Konkurrenz verschwunden seien, beweise nur dann, wenn der Nachteil nicht anderswie ausgeglichen wäre. Ist das wirklich der Fall, wie die stetig steigende Ausfuhr beweist, so ist kein Grund vorhanden zur Klage, daß die deutschen Spielwaren und die deutschen musikalischen Instrumente die englischen verdrängt haben. Mit noch größerem Recht könnte man den Großbetrieb, die Trusts und die Kartelle verurteilen, weil der Mittelmann, der kleine Kaufmann und der kleine Fabrikant an die Wand gedrückt werden. In dem Kampf ums Dasein bleibt eben der Tüchtigste übrig. Jedes Land hat seine natürlichen Vorteile, jede Nation hat ihre Vorzüge; selbst den eifrigsten Bemühungen Englands wird es nicht gelingen, mit den mehr auf das praktische Handeln gerichteten Eigenschaften die künstlerischen Fähigkeiten anderer Völker zu verbinden. Wie im wissenschaftlichen Gebiete die Spezialforschung den Fortschritt mehr fördert als die alle Gebiete umfassende Tätigkeit eines Polyhistors, so ist die Arbeitteilung auch auf dem materiellem Gebiete höchst wünschenswert.

Die beständigen Schwankungen von Handel und Industrie sind bekanntlich nicht auf die Länder beschränkt, in denen der Freihandel herrscht; im Gegenteil ist die Zahl der Arbeitslosen in Frankreich und Deutschland, den klassischen Ländern des Schutzzolles, weit größer als in England. Gerade in den Industrien, die das Monopol besitzen, sind die Arbeiter am meisten gedrückt. Beweise hiefür liefern das 1903 in Leipzig veröffentlichte Buch: „Die Störungen im deutschen Wirtschaftsschaftsleben" während der Jahre 1900 und Coghlans statistische Angaben über die australischen Staaten von Victoria und Neu-Südwales. In letzteren ist die Entwicklung und der materielle Fortschritt weit größer trotz oder vielmehr wegen des Freihandels. Infolge der Einwanderungen aus Europa und den australischen Staaten, Victoria nicht ausgenommen, ist die Seelen-

zahl von Sydney von 1891—1901 um 105,000 Seelen
stiegen, die von Melbourne, der Hauptstadt Victorias, um 30
während die Zunahme der Landbevölkerung sich auf 128,0
und 58,000 belief. In Contemporary Review S. 177–
findet man sehr instruktive Tabellen über den Preis der Lebe
mittel, über die Zölle, die vielfach die Hälfte des Kaufprei
ausmachen, über die Löhne, über die Konsumtion. In je
Hinsicht sind die Bewohner von Neu-Südwales im Vort
Weil das Hungerlohnsystem sich noch immer in Victoria br
macht, darf man sich nicht wundern, daß die Gewerkvereine
Neu-Südwales sich über die Arbeiter von Victoria beklag
welche nach dem Ausbruch von Strikes sich von den Fabrikant
der Nachbarprovinz anwerben lassen; einmal weil die Löh
in Neu-Südwales höher sind, dann weil sie im eigenen Sta
keine andauernde Beschäftigung finden. Die Behauptung Boot
daß die Schutzzölle dem Arbeiter eine regelmäßige Beschäftigu
jahraus jahrein sichern, wird durch die Erfahrung nicht bestätig
In manchen Zweigen der Industrie, z. B. den Konfektion
geschäften, wäre die Wiedereinführung des mittelalterlich
Systems, große Vorräte anzuhäufen, für Handlungshäuser n
dem größten Nachteil verbunden. Alles ist auf den schnell
Umsatz berechnet. Einige Monate vor der eigentlichen Sais
beginnt die Arbeit, werden Hülfsarbeiter herbeigezogen, wi
die Freizeit zu Extraarbeiten benützt; darnach feiert ma
Ebenso geht es in den Fabriken. Wenn viele Bestellungen
sind, werden neue Arbeiter angestellt, wenn wenige, dann werd
die Hülfsarbeiter entlassen. Viele, ja vielleicht die meist
Arbeitsstockungen Englands haben ihren Grund in der Uebe
produktion und in der Verlegung der Fabriken und We
stätten von den Städten auf das Land; diesen Uebelstand ka
kein Gesetz verhindern. Booth erwartet von den Schutzzöll
die Weckung des Unternehmungsgeistes, die Hebung des Binne
handels; eine weise Beschränkung im Bau von Fabriken u
Warenhäusern täte weit mehr not; denn jetzt sind die Gr
schaften Lancaster, York, Staffordshire und Warwickshire
Ruinen von Fabriken bedeckt, um die herum sich Einöden a
breiten, die uns an die Altstädte des Orients erinnern.

„Die Nachbarstaaten Frankreich und Deutschland haben unsere Gutmütigkeit, so hört man die Engländer häufig klagen, ausgenützt und den Ueberschuß ihrer Produkte bei uns eingeführt; ja noch mehr, manche ihrer Waren um Schleuderpreise bei uns abgesetzt und dadurch in unserem Lande große Störungen verursacht. Ein solcher Mißbrauch kann nicht geduldet, es muß ein Riegel vorgeschoben werden. Das wirksamste Gegenmittel ist offenbar der Schutzzoll."

Der Schaden kann jedenfalls nicht groß sein, denn die Schutzzöllner haben die Behauptung der Freihändler nicht zu widerlegen vermocht, daß England seine materiellen Fortschritte dem Freihandel verdanke, daß der Imperialismus den Krieg mit Transvaal verschuldet habe und alle die Uebel, die im Gefolge des Krieges kamen. Wenn England diese Wehen leichter verwinde als andere Länder, so danke es, sagen die Freihändler, dies dem Freihandel. Nicht doch, antwortet uns Booth. Wir müssen die Schutzzöllner zwingen, ihren Tarif herabzusetzen und dem unsern gleichzumachen, da sie bis jetzt sich geweigert haben, unser Beispiel nachzuahmen. Die Besteuerung aller Einfuhren nach England wird den Gegnern des Freihandels in Deutschland und anderswo die schneidigsten Waffen in die Hände drücken, und zur Folge haben, daß die bisher steuerfreien ausländischen Produkte in Deutschland und anderswo besteuert werden. Ein Zollkrieg wäre für England weit gefährlicher als für andere Länder, weil es weit mehr auf die Einfuhr von ausländischen Rohprodukten angewiesen ist. Es genügt, auf die Notlage der Baumwolle-Spinnereien in Lancashire hinzuweisen, die infolge der Machinationen von Brown Sully & Co. die nötige Baumwolle nicht erlangen konnten, sodaß die Regierung sich ernstlich mit dem Plan beschäftigt, den Anbau der Baumwollenstaude in den Kolonien nach Kräften zu fördern. Die Kolonien (Canada und Australien kommen hier hauptsächlich in Betracht) sind nicht in der Lage, alle Getreidearten zu liefern, zudem sind die Ernten infolge zu großer Trockenheit oder widriger Winde zu ungleich. Ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der Kolonien hat Großbritannien seine speziellen Gründe, Rohprodukte, vor allem Lebensmittel für die ins Ausland geschickten Waren einzutauschen

und sich die fälligen Zinsen in Rohprodukten zahlen zu lassen. Es ist sehr bedenklich, an dem gegenwärtigen System zu rütteln, die alten Grundlagen zu verrücken und auf unsicherem Boden ein neues Gebäude aufzurichten.

Das Verkaufen von ausländischen Waren um Schleuderpreise ward weder von den Amerikanern noch von den Deutschen systematisch in England betrieben; beide haben gelegentlich ihren Ueberschuß auf englischen Märkten abgesetzt, aber keineswegs die Schwankungen im Handel verursacht. Um einen etwaigen Mißbrauch zu verhüten, Schutzzölle einzuführen, wäre ungereimt. Es ist nicht ganz klar, was Booth mit Erschwerung der Ausfuhr von Produkten meint, deren Rohmaterial aus dem Ausland kam. Verlangt er Rückzahlung des Eingangszolles seitens des Zollamtes, dann zahlen die Ausländer weniger für derartige Fabrikate als die Engländer, dann wird dem Unterschleif Tür und Tor geöffnet, weil eine Kontrolle sehr schwer ist. Booth hat sich in seiner Befürwortung der Schutzzölle in einige Widersprüche verwickelt Er hebt als besonderen Vorzug seines Systems hervor, daß die Fabrikanten, wenn seine Vorschläge angenommen werden, dank den Trusts und Kartellen einen hohen Preis für ihre Waren im eigenen Land erhalten Nun möchten wir fragen, wer den höheren Preis bezahlt: offenbar der englische Abnehmer, der auch dem Bauern unter die Arme greift. Während Bauern und Fabrikanten aus dieser Transaktion Vorteil ziehen, gehen die Arbeiter und die Angestellten leer aus; gerade die, welche jetzt nur mit Mühe ihr Dasein fristen können. Nach den Angaben von Booth und Rowntree ist ein bedeutender Bruchteil der englischen Bevölkerung so schlecht genährt, daß er den schlimmen Einflüssen des Klimas und Krankheiten nicht widerstehen, schwere Arbeiten nicht verrichten kann. Derselbe wird das Trinken, Rauchen, seine Ausflüge und andere Bedürfnisse, die er sich angewöhnt hat, nicht aufgeben; wohl aber die für Weib und Kinder notwendige Nahrung beschränken, und derartige Zustände schaffen, daß die Regierung einschreiten muß. Die von Booth vorgeschlagenen Aenderungen werden andere nach sich ziehen und das Vertrauen des Auslandes, das seine Kapitalien englischen Banken anvertraut hat, erschüttern. Durch den Tarif

wird ein Krieg aller gegen alle heraufbeschworen; die Regierung aber wird in dem Bestreben, allen Anforderungen zu genügen, nicht mehr an den früher so hochgehaltenen Grundsatz der Selbsthülfe appellieren können, sondern immer neue Steuern erheben müssen. Wenn die englische Regierung sich die Treue und Anhänglichkeit der Australier und Canadier durch Geschenke, die sie ihnen macht, erkauft, so werden auch die übrigen Kolonien und sogar das Mutterland ähnliche Gaben für sich beanspruchen.

Das Speditionsgeschäft ist trotz der Konkurrenz Deutschlands doch noch zum größten Teil in englischen Händen, eben weil England so viele Rohprodukte aus dem Ausland einführt und dieselben als Zins für die im Ausland angelegten Kapitalien empfängt; werden diese Produkte besteuert, dann können gerade die Länder, welche früher englische Waren bezogen, dasselbe Quantum nicht mehr ankaufen, wenn sie nicht gar genötigt sind, alle Handelsverbindungen mit England abzubrechen und anderswo sich ur Kapitalien und Absatzgebiete für ihre Produkte umzusehen. Vielfach ist das Kapital, welches englische Banken den verschiedenen Ländern vorgestreckt haben, von Privatleuten derselben Länder der größeren Sicherheit wegen in England angelegt worden, und wird voraussichtlich zurückgenommen und im eigenen Land angelegt werden. Sobald England aus kurzsichtigem Eigennutz den Freihandel aufgibt, und die den übrigen Nationen gewährte Gleichberechtigung zurückzieht, werden die übrigen Nationen darauf dringen, daß England die Kolonie, die man ihm unter andern Bedingungen überlassen hat, wieder freigebe. England hat bekanntlich die am günstigsten gelegenen und zumeist auch an Erzeugnissen aller Art reichsten Länder inne und schlöße durch seinen Tarif die übrigen Handelsstaaten von den besten Märkten aus, hätte demnach früher oder später ein Rußland ähnliches Loos zu erwarten.

Die Söhne Albions freilich sind so überzeugt davon, daß nur sie allein die hohe zivilisatorische Aufgabe zu lösen verstehen und die Proteste des Auslandes nicht zu würdigen brauchen; aber dadurch ist die Schwierigkeit nicht beseitigt; die Abschaffung des Freihandels wird und muß zum Kampf um die Kolonien führen und zu einer andern Teilung der Welt. Wie wird Indien zu

dieser Frage sich stellen? Die Eingeborenen lassen sich nicht länger wie Schafe von den Engländern scheren, ohne den Mund zu öffnen, sondern verlangen ihren Anteil. Warum sollten nicht auch sie gleich den Australiern und Canadiern die Besteuerung der englischen Fabrikate, die Herabsetzung des Bodenzinses, die staatliche Beschränkung des Wuchers, die Herabsetzung des Zinsfußes für die vor Jahren in England gemachten Anleihen verlangen? Man hat bisher den Hindus gegenüber betont, daß ihre Forderungen nicht bewilligt werden könnten, weil sie mit dem Freihandel sich nicht vereinbaren ließen. Dieser Grund fällt jetzt weg: die Regierung wird, um die Unzufriedenheit des Volkes zu beschwichtigen, nachgeben müssen und nicht umhin können, die englischen Fabrikanten von Lancashire und Yorkshire aufs schwerste zu schädigen. Weit entfernt, die Kolonien und die übrigen Kulturstaaten zugunsten der englischen Bevölkerung auszubeuten, wird der neue Tarif, wenn er angenommen wird, die Lage der Arbeiterbevölkerung noch verschlimmern und die allgemeine Unzufriedenheit vermehren. Eines schickt sich nicht für alle; der deutsche Zollverein und die deutschen Schutzzölle sind auf deutsche Verhältnisse zugeschnitten und lassen sich auf das britische Weltreich nicht übertragen; auch Chamberlain wird das einmal einsehen. Dieser Mann übt einen unerklärlichen Zauber auf seine Landsleute aus und hat, obgleich die Besten und Weisesten sich gegen ihn erklärt haben, noch immer einen großen Anhang. A.

XXIV.

Herders neuestes Konversationslexikon.

Wiederholt schon wurde in diesen Blättern[1]) auf die dritte Auflage des Herderschen Konversationslexikons aufmerksam gemacht. Wenn wir demselben wiederum einige empfehlende Bemerkungen widmen, so halten wir uns dazu in gewisser Weise verpflichtet. Denn die Herausgabe eines auf der Höhe der Zeit stehenden und speziell den Bedürfnissen des katholischen Publikums dienenden Nachschlagewerkes ist eine so außerordentliche Wohltat für das katholische Deutschland, daß wir nicht genug dafür danken können, zumal es feststeht, daß der Verlagshandlung nur geringer, vielleicht sogar keinerlei materieller Gewinn aus ihrem kostspieligen Unternehmen erwachsen werde.

Schneller als nach den Erscheinungsterminen der vorhergehenden zwei Bände erwartet werden durfte, hat der dritte Band (von Elea bis Gyulay reichend) seine Reise in die Oeffentlichkeit angetreten. Dieses beschleunigte Erscheinen ist um so mehr zu begrüßen, als dadurch das Vertrauen der katholischen Kreise zu der Leistungsfähigkeit des Herderschen Verlages neue Kräftigung erhält und die Bedenken, die vielfach geäußert wurden, als ob auf einen endgültigen Abschluß des begonnenen so bald nicht zu rechnen sei, nunmehr verstummen müssen. Das für das katholische Deutschland so hochwichtige, geradezu unschätzbare Werk ist gesichert; darüber kann ein vernünftiger Zweifel nicht mehr aufkommen.

---

1) Bd. 128, S. 618; Bd. 130, S. 688; Bd. 132, S. 790.

Es liegt die Vermutung nahe, als sei die beschleunigt
Herausgabe des dritten Bandes der Gediegenheit des Inhalte
abträglich gewesen. Doch dem ist nicht so. Schon ein flüchtige
Blick in die 1818 eng gedruckten Spalten läßt erkennen, da
man es hier wiederum mit einem nach Inhalt und Form gleic
ausgezeichneten Werke zu tun hat und daß der neue Ban
seinen beiden Vorgängern nach jeder Richtung hin ebenbürti
an die Seite tritt. Mit einer wahren Meisterschaft ist auc
hier gearbeitet worden, nichts Wesentliches wurde übersehe
nur das zuverlässigste und das wertvollste Material aus de
verschiedensten Wissensgebieten wird geboten, und zwar in ein
Form, die an Kürze und Knappheit nichts zu wünschen läß
ohne jedoch dem Verständnisse irgendwie hinderlich zu sei
Zudem zeigt der neue Band gegenüber den früheren eine
nicht unerheblichen Zuwachs an Text- und Illustrationsbeigabe
Dazu rechnen wir vor allem die auf feinem Kreidepapier au
geführte Reproduktion von Meisterwerken der großen Male
künstler Hubert und Jan van Eyck und des frommen F
Giovanni da Fiesole, sowie die Reproduktion von Muste
leistungen der Gotischen Kunst auf nicht weniger als 10 Tafel
mit 74 Abbildungen. Ueberhaupt müssen wir allen 41 de
neuen Bande beigegebenen Tafeln mit rund 450 Abbildung
wegen ihrer trefflichen Ausführung unsere volle Anerkennun
zollen und wir sind sicher, daß sie dem Konversationslexik
sehr zur Empfehlung gereichen werden.

Auf einzelnes des im dritten Bande Gebotenen könn
wir uns nicht weiter einlassen. Eine Ausnahme könnte n
bei dem Artikel „Görres“ eintreten. Denn der Name Görr
ist mit den Histor.-polit. Blättern aufs engste verknüpft, vi
zu eng, als daß dieselben mit Stillschweigen an dem vorbe
gehen dürften, was Herder über Görres sagt.

Der Görres-Artikel mit dem dazu gehörigen Artik
„Görresgesellschaft“ umfaßt mehr als 2 Spalten. Pierer z.
weist dem Artikel Görres und Görresgesellschaft nur eine Spal
zu und gibt zudem kaum annähernd ein treffendes Bild v
dem außerordentlichen Manne. Anders bei Herder, der freil
auch nur kurz gefaßte biographische Notizen bietet; aber die

Notizen sind viel zahlreicher, historisch exakter, objektiver als bei Pierer und sind in einem Tone gehalten, der sehr angenehm berührt; diesen Notizen ist dann noch eine allgemeine Charakteristik beigegeben, gleich ausgezeichnet durch Feinheit des Urteils wie durch Präzision des Ausdrucks, so daß jeder Leser sofort weiß, was er an Görres hat. „Görres“, so heißt es in Herder, „war eine großartig angelegte, vielseitige Natur, die alles, was sie anzog, mit umfassender Kombinationsgabe und genialer Intuition zu durchdringen und plastisch zu gestalten verstand; er war weit mehr dafür geschaffen, die großen Gesichtspunkte darzulegen und den Willen fortzureißen, als für die streng wissenschaftliche gelehrte Arbeit. Als Mensch und Politiker war er von unbestechlicher Ueberzeugungstreue, hohem Wahrheitssinn und Gerechtigkeitsgefühl, frei von Menschenfurcht und kleinlichem Ehrgeiz. Die Wirkung seiner Schriften erhöhte eine bilderreiche, eindringliche Sprache.“ So das treffliche Urteil Herders.

Bemerken möchten wir hier noch, daß auch hervorragende akatholische Blätter von dem Herderschen Konversationslexikon in durchaus anerkennender Weise Notiz nehmen. So schrieb z. B. die „Frankfurter Zeitung“ (1904, Nr. 73) unter anderem: „Nach aufmerksamer Durchsicht vorliegenden zweiten Bandes des Konversationslexikons, gerade unter dem Gesichtspunkte seiner allgemeinen, nicht blos katholischen Brauchbarkeit, bekennen wir: Der Prospekt übertreibt nicht mit seiner Hoffnung, das Lexikon werde ‚gewiß auch manchem Nichtkatholiken willkommene Aufklärung bieten‘. Wir haben ein Lexikon vor uns, das, so gewiß es katholisches Lexikon ist, den Vergleich mit den interkonfessionellen Lexika nicht zu scheuen braucht.“ Dieses Urteil aus nichtkatholischem Munde ist ja höchst erfreulich; ob nun aber daraufhin viele von den Lesern der „Frankf. Ztg.“ sich bewogen fühlen, eher zu Herder als etwa zu Brockhaus oder zu Meyer zu greifen, ist freilich eine andere Frage. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß dem Herderschen Unternehmen auch von der Gegenseite eine nicht gewöhnliche Beachtung und wohlwollende Kritik entgegengebracht wird. Und das will schon etwas heißen.

Selbst die Berliner „Reformation“ (1903, Nr. 4
sah sich veranlaßt, zu schreiben: „Dies Lexikon ist in erste
Linie auf katholische Leser berechnet, aber der Geist desselbe
ist nicht eng, auch nicht propagandistisch. Zuweilen begegne
dem Leser auch betreffs der römischen Kirche sehr unbefan
gene Urteile und über Dinge der Reformation objektive Auf
fassungen.“ Was will man mehr? Wenn auch nicht zu er
warten ist, daß Herder im Leserkreise der „Reformation“ viel
Eroberungen machen werde, so kann man sich doch schon dam
zufrieden geben, daß überhaupt protestantische Kreise vo
Herder Notiz nehmen. Um so mehr aber müssen die katholische
Kreise ihren „Herder“ hoch halten und es ihm ermöglicher
in kürzester Frist das so schön begonnene Werk zu Ende z
führen, und zwar so zu Ende zu führen, daß die noch aus
stehenden 5 Bände nach Inhalt und Form dieselbe Vollendun
aufweisen, wie der nunmehr abgeschlossene dritte Band.

XXV.

Die Bedeutung des römischen Kaisertums für den Gemeingeist der Christenheit.

Opus posthumum von Onno Klopp, entstanden im Winter 1902/3.

Das römische Kaisertum deutscher Nation war gegründet auf die hohe Idee der Eintracht der zwei höchsten Gewalten auf Erden, der kirchlichen und der weltlichen, in der gegenseitigen Anerkennung und Gewährleistung ihres Rechtes. Der Bund, den zu diesem Zwecke die zwei gewaltigsten Persönlichkeiten ihrer Zeit, der Papst Leo III. und der Kaiser Karl der Große, am Weihnachstage des Jahres 800 zu Rom mit einander geschlossen, ist grundlegend für die Geschicke nicht blos der deutschen Nation, sondern vermöge des Beispieles auch für die anderen Völker des christlichen Abendlandes, für eine lange Reihe von Jahrhunderten.

Nach dem Zerfalle des alten weströmischen Kaisertums dauerte noch das oströmische fort. Aber in der Anschauung des Mittelalters hatte auch das erstere nicht aufgehört zu existieren. Nicht darf man sagen, meint zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts auch noch Leibniz: das Reich habe gemangelt, sondern dem Reiche der Kaiser.[1]) In Karl, dem

[1]) Annales Imperii Occident. Brunsv. ad annum 800 § 13: Itaque dicendum est . . .: non ergo Imperium, sed imperatorem cessasse.

weithin herrschenden Könige des Frankenstammes, ersah der Papst Leo III. die geeignete Persönlichkeit, das römische Reich zu erneuern, mit dem Anspruche auf das Imperium mundi, aber in christlicher Gestaltung. Wie der Papst das geistliche Haupt der Christenheit, so sollte der Kaiser das weltliche Haupt sein, nicht zum Zwecke einer Eroberung, sondern als der Schirmvogt der Kirche über den ganzen Erdkreis.

Der von dem einstigen jüdischen Reiche herstammende Akt der Salbung eines neuen Herrschers war zuerst in Konstantinopel nachgeahmt, dann bei den Franken.[1]) Mit der Vollmacht des Papstes Zacharias ausgerüstet, salbte Bonifatius als Erzbischof von Mainz den König Pippin. Wann der Akt der Krönung aufgekommen, ist dunkel. Man meint, mit dem oströmischen Kaiser Justin dem Jüngeren. Wie immer dem sei, der Papst Leo III. übertrug den Brauch dieser feierlichen Handlung auf das Abendland und krönte in Rom den König der Franken als römischen Kaiser, als den Nachfolger von Cäsar und Augustus. Von da an galt der Akt der Krönung als der Abschluß des Vertrages zwischen Sacerdotium und Imperium, der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Gewalt. In dem Akte der Krönung vertrat die Kirche nicht blos das eigene Recht, sondern überhaupt alles Recht, ausdrücklich auch der Witwen und Waisen. Auf das Gelöbnis des weltlichen Herrn, alles Recht zu schützen, verlieh ihm die Kirche mit der Krone den Segen ihrer Weihe.

Die Kaiserkrönung ward das Vorbild für die christlichen Königreiche des Abendlandes, so jedoch, daß der jeweilige erste Erzbischof des Königreiches die Kirche vertrat. In Frankreich war es derjenige von Rheims, in England derjenige von Canterbury, in Norwegen derjenige von Drontheim, in Schweden derjenige von Upsala, in Polen

1) Onuphrius Panvinius, de comitiis et potestate Imp. lib. II c. XI.

derjenige von Gnesen, in Ungarn derjenige von Gran u. s. w. In allen diesen Ländern deklarierte erst der Akt der Krönung, also nach den vorhergegangenen kirchlichen Gelübden des weltlichen Herrn, die Rechtmäßigkeit seines Königtumes. Nur das Oberhaupt der Kirche selbst, der Papst, reichte die römische Kaiserkrone.

Die Nachkommen des großen Karl besaßen nicht die Kraft des Ahnherrn. Seine Enkel teilten das einstige ausgedehnte Reich, und dadurch entstanden als gesondert die Länder Frankreich, Deutschland, Italien. Der Anspruch auf die höchste Krone blieb schwankend bis zur Zeit Ottos des Großen. Nachdem der Herzog Heinrich aus Niedersachsen mit fester Hand die Zügel des deutschen Königreiches ergriffen, dasselbe nach Osten hin sicher begründet und dadurch seinem Sohne und Nachfolger Otto den Weg zu größerem gebahnt, erwarb dieser den Anspruch auf die römische Kaiserkrone mit allen Konsequenzen derselben bleibend für das Haupt der deutschen Nation.

Aber war nicht dieses Trachten nach der römischen Kaiserkrone selber ein Irrtum? War nicht der Weg nach Italien ähnlich einem solchen zur Höhle des Löwen, zu welcher viele Spuren hinführen, von welcher keine zurück?

Wenn der Römerzug ein Irrtum war, so war es nicht ein solcher des Einzelnen, nicht etwa des Königs, der ihn unternahm, sondern der Gesamtheit, die ihn dazu aufforderte und willig war, die Last zu tragen. Es war sogar die einzige Kriegslast, welche die deutsche Nation für ihren König auf sich nahm, welche noch im Jahre 1521 der Reichstag zu Worms dem Kaiser Karl V. bewilligte.

Gewiß hat die dann erfolgende kirchliche Spaltung die Tradition des römischen Kaisertums tief erschüttert. Und dennoch ist es sehr merkwürdig, daß gerade derjenige Historiker, der im Auftrage und Lohne der Fürsten des Landeskirchentums die Geschichte ihrer Reformation so beschrieben hat, daß sein Werk bis auf den heutigen Tag als Grund-

lage der nichtkatholischen Auffassung seiner Zeit diente, — daß dieser Historiker, Sleidan, noch nachher ein Werk abgefaßt hat, welches klarer und bestimmter als viele andere die Tradition von dem Fortbestande des römischen Reiches so zeichnete, wie sie ohne Zweifel den Autor selber erfüllte.[1]) Versuchen wir also, diese Tradition in gedrängten Zügen von Sleidan selber zu vernehmen.

Die Tradition erwuchs auf Grund der Erzählung im zweiten Kapitel des Propheten Daniel.[2])

Der mächtige König Nabuchodonosor hatte in der Nacht einen schweren Traum. Er meinte ein ungeheures Standbild zu erblicken, dessen Haupt ganz golden war, die Brust und die Arme silbern, der Leib und die Hüften kupfern, die Beine eisern, die Füße teils eisern, teils thönern. Entsetzt fuhr der König aus dem Schlafe empor. Er ließ sich seine Traumdeuter kommen und forderte von ihnen die Deutung. Der Forderung gegenüber blieben sie ratlos. Daniel dagegen, einer der gefangenen Juden, die Nabuchodonosor von Jerusalem nach Babylon geführt, ließ dem König entbieten, daß er bereit sei, dem Befehle entsprechend zu antworten. Vor den König geführt, berichtete er zuerst den Traum und legte ihn dann aus. Jenes Standbild, sagte er, bedeutet die vier Welt-Monarchien, die aufeinander folgen werden. Dann seine Rede direkt an den König richtend, fuhr er fort: ‚Du selber, dem Gott die Gewalt über alle Menschen und Tiere gegeben, stellst das erste Reich dar, das goldene Haupt des Standbildes. Nach dem deinigen wird ein anderes Reich kommen, geringer als das deinige: es wird silbern sein. Dann wird folgen das kupferne Reich, welches weithin seine Herrschaft erstrecken wird. Das vierte und letzte Reich wird das eiserne sein; denn, wie das Eisen alles überwältigt und bezwingt, so wird dies vierte Reich alles vor sich niederbrechen und sich untertänig machen.‘

1) J. Sleidanus, De quatuor Imperiis etc. 1561. Es gibt viele Ausgaben.

2) Die betr. Stellen lib. I p. 19 und lib. III p. 201.

‚Das ist‘, fügt Sleidan aus sich hinzu, ‚die erste, bis dahin unerhörte Weissagung von den vier Weltreichen, uns von Gott geoffenbart durch den Propheten Daniel, in hohem Maße denkwürdig, weil sie die Geschichte aller Zeiten bis zum Ende der Welt in gedrängter Weise in sich faßt.‘

Die anderen Weissagungen Daniels bedeuten, nach dieser Auslegung, wesentlich dasselbe, die Aufeinanderfolge der vier großen Weltmonarchien, der assyrischen, der persischen, der griechischen, der römischen. Im 17. Kapitel sieht Daniel vier Tiere nacheinander dem Ozean entsteigen: einen Löwen, einen Bären, einen Panther, endlich ein schrecklich anzusehendes, mit zehn Hörnern. Dies vierte ist, nach der Auslegung des Mittelalters, wie Sleidan sie überliefert, das römische Reich, und jene zehn Hörner bedeuten Syrien, Aegypten, Asien, Griechenland, Afrika, Spanien, Frankreich, Italien, Deutschland, England. Unter den zehn Hörnern wächst ein neues, anfangs kleines hervor, immer zunehmend, bis es drei von den ersteren in sich vereinigt, nämlich Aegypten, Asien, Griechenland. Es ist das Reich des Mohammed und seiner Lehre, feindselig wider die Propheten und Apostel, wider Christum und seine Heiligen, die er zu betrüben sucht bis zum Tage des Gerichtes.

Sleidan kommt dann zurück auf den ersten Traum des Nabuchodonosor, auf das Standbild mit den eisernen Füßen, denen Thon beigemengt ist. Er erklärt dies dahin, daß viele Glieder dem römischen Reiche verloren gehen mußten. Es sei dahin gekommen, daß nur noch Deutschland den Namen und Titel des römischen Reiches behaupte. Aber obwohl dies Tatsache, so sei doch das Fundament, die Fußsohle, eisern und werde darum dauern, werde als der Ueberrest den Namen und die Würde des römischen Reiches behaupten, bis Christus durch seine Wiederkunft allen menschlichen Dingen ein Ziel setzen werde.

Denselben Gedanken spricht er wiederholt, auch noch schärfer aus. ‚Daher folgt‘, sagt er, ‚daß mit dem römischen Reiche der Lauf der Welt sich endet, und darüber hinaus kein anderes Reich zu erwarten steht, sondern daß dann, über dem Einsturz aller weltlichen Fürstentümer, jenes beständige Reich sich erheben wird, unter Christus selber als dem Haupte und Herrscher.‘

Es ist nicht schwer, in den Bewegungen des 16. Jahr-hunderts an zahlreichen Beispielen nachzuweisen, daß wir hier nicht die Meinungen eines einzelnen Gelehrten vor uns haben, sondern daß Sleidan in Worte faßte, was damals noch tausende um ihn her meinten und dachten. Um so fester also stand in den Jahrhunderten vorher der Glaube an die Fortdauer des römischen Reiches in christlicher Gestaltung.

Dieser Glaube und die in enger Verbindung damit stehende Lehre von der Teilung der zwei Gewalten auf Erden, der geistlichen und der weltlichen, die Lehre von den zwei Schwertern, ist die Grundlage der christlichen Welt-anschauung des Mittelalters. Sie blickt noch durch in den wichtigen Denkmale der Augsburgischen Konfession[1]) vo 1530, deren Verfasser sich nicht klar darüber wurde, da seine Tätigkeit hinarbeite auf die Unterordnung der kirchlich Gewalt unter die weltliche. Wir haben daher, um die Z stände des Mittelalters und die aus denselben erwachsen Konsequenzen zu begreifen, diese Lehre von den z Schwertern uns vorzuführen, nicht wie sie angenagt ist d die Kritik späterer Zeiten, welche die weltliche Gewalt die geistliche gesetzt, oder gar die geistliche Gewalt zur D der weltlichen Gewalt gemacht hat, sondern in der sprünglichen und urkundlichen Gestaltung, in welche Rechtsbücher der deutschen Nation, der Sachsen- un Schwabenspiegel, im dreizehnten Jahrhunderte sie un künden.

Der Sachsenspiegel beginnt mit den Worten:

Zwei Schwerter beließ Gott auf Erden, die Chr zu beschirmen. Dem Papst ist gesetzt das geistliche, de das weltliche Schwert. Dem Papste ist auch gesetzt stimmter Zeit zu reiten auf einem weißen Pferde, Kaiser soll ihm den Steigbügel halten, damit der S nicht verschiebe. Die Bedeutung ist: was dem Pap

1) Im 28. Artikel.

stand leistet, so daß er es mit geistlichem Rechte nicht zu bezwingen vermag, daß es der Kaiser mit weltlichem Rechte zwinge, dem Papste gehorsam zu sein. So soll auch die geistliche Gewalt dem weltlichen Rechte helfen, wenn es dessen bedarf.

Ausführlicher redet darüber das Landrecht des Schwabenspiegels.

Es beginnt mit einem Danke für Gott, den himmlischen Vater, der durch seine milde Güte den Menschen geschaffen in dreifaltiger Würdigkeit. Diese Würdigkeit wird in edler Sprache dargelegt. Dann heißt es weiter: Da nun Gott uns in so hoher Würdigkeit geschaffen, so will er auch, daß wir einander zur Ehre erbietig seien, zur Treue und Wahrheit, und daß wir nicht Haß und Neid gegen einander tragen. Wir sollen friedlich und versöhnlich mit einander leben. Ein friedliches Leben hat unser Herr Gott lieb; denn er selber ist vom Himmel auf Erden niedergestiegen nur um des rechten Friedens willen, damit er diesen uns brächte, wenn wir ihn annehmen wollen, und das ist es, was die Engel gesungen haben über der Krippe: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind! — Als unser Herr Gott auf Erden ging, da war es ja sein heiliges Wort: Friede sei mit Euch! Also sprach er alle Zeit zu seinen Jüngern und zu anderen Menschen. Daran sollen wir erkennen, wie recht lieb der allmächtige Gott den Frieden hat. Denn, da er von der Erde wieder auffuhr zum Himmel, da sprach er zu seinen Jüngern: der Friede sei mit Euch und empfahl dem heiligen Petrus, daß er ein Pfleger sein solle des rechten Friedens, und gab ihm die Gewalt der Schlüssel, daß er den Himmel aufschließe für die Friedfertigen und den Himmel zuschließe für die Friedensbrecher. Das heißt mit anderen Worten: Wer das Gebot des allmächtigen Gottes bricht, hat auch den rechten Frieden gebrochen. Es entspricht daher dem göttlichen Rechte, daß dem, der des Herrn Gebote bricht, auch der Himmel verschlossen bleibt, da ja Gott uns in den Stand gesetzt hat, daß wir mit dem rechten Wandel vor ihm und mit friedlichem Leben das Himmelreich verdienen mögen.

Gott schuf zuerst Himmel und Erde, darnach den Menschen und setzte ihn in das Paradies. Adam brach den Gehorsam uns allen zum Schaden. Darum gingen wir irre wie die hirtenlosen Schafe, und konnten nicht in das Himmmelreich kommen, bis daß uns Gott den Weg zeigte durch seine Marter. Und darum sollen wir Gott immerdar loben und ehren von ganzem Herzen und aus aller Seele und mit unserer gesammten Macht, daß wir nun zu der ewigen Freude gelangen können, wenn wir nur wollen — was vorher manchem heiligen Patriarchen und Propheten schwer zu erlangen war. Die Gnade und die Seligkeit ist uns Christenmenschen nun widerfahren, daß wir das Himmelreich verdienen mögen. Und wenn Einer das nicht thut, so richtet es nach Gebühr an ihm Gott und diejenigen, denen er die Gewalt verliehen hat.

Das ist der Papst, der soll an Gottes statt richten bis an den jüngsten Tag. Dann wird Gott selber richten Klein und Groß, Uebles und Gutes, alles was hier nicht gerichtet ist. Und darum ist der Zweck dieses Buches, alle diejenigen, die des Gerichtes pflegen, zu unterweisen, wie sie gerecht richten sollen nach Gottes Willen, nach dem Vorbilde mancher heiligen Männer, die im alten Bunde und im neuen Bunde gute Richter waren und so richteten, daß sie mit ihrem Richterspruche die ewige Freude erworben haben. Und wer anders richtet als in diesem Buche stehet, der soll wissen, daß Gottes Zorn über ihn richten wird am jüngsten Tage.

Da nun Gott der Fürst des Friedens heißt, so beließ er, als er gen Himmel fuhr, zwei Schwerter hier auf Erden zum Schirme der Christenheit. Sie beide legte er dem heil. Petrus bei, das eine zum Zeichen des geistlichen, das andere zum Zeichen des weltlichen Gerichtes. Das Schwert des weltlichen Gerichtes leihet der Papst dem Kaiser, das geistliche ist dem Papste gesetzt, daß er damit richte.

Dem Papste gebührt es zur bestimmten Zeit zu reiten auf einem weißen Pferde, und der Kaiser soll ihm den Steigbügel halten, damit der Sattel nicht ausweiche. Das hat die Bedeutung: was dem Papste widersteht, so daß er es mit geistlichem Rechte nicht zu bezwingen vermag, das soll der Kaiser und anderes weltliche Gericht richten mit der Acht und zwing en

So im Schwabenspiegel der Inbegriff der Lehre von den zwei Schwertern, der höchsten geistlichen und der höchsten weltlichen Gewalt auf Erden. Sie beide stammen von Gott, so jedoch, daß die weltliche Gewalt die Weihe ihres Berufes empfängt von der geistlichen durch den Akt der Krönung. Der ganze Gedankenkreis drängt sich kurz zusammen in die Worte, die der hl. Bernhard, der Stifter des Cisterzienserordens, an den König Konrad II. richtete:

„Meine Seele komme nicht in den Rat derer, welche meinen, daß der weltlichen Gewalt der Friede und die Freiheit der Kirche, oder der Kirche das Gedeihen und das Wachsthum der weltlichen Gewalt Schaden bringen könne. — — Darum gürte das Schwert um, mächtiger Herrscher, gewinne dem Kaiser zurück, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Das Eine wie das Andere zu tun, gebührt dem Kaiser: er soll seine Krone wahren und er soll die Kirche schützen, jenes als der König, dieses als der Schirmvogt der Kirche.“ [1])

Die Nachfolger Konrads II. beherzigten nicht die an ihren Ahnherrn gerichteten Worte des hl. Bernhard. Zwar das Bewußtsein des römischen Kaisertumes war in ihnen lebendig und fand oft starken Ausdruck. So bei dem Kaiser Friedrich II. In seiner Bestätigungsurkunde der Schenkung des kulmischen Landes an den Hochmeister des Deutschordens, Hermann von Salza, im Jahre 1226 heißt es:

„Darum hat Gott unser Reich — das römische Kaisertum — so hoch über alle Königreiche der Erde erhoben und die Grenzen desselben ausgedehnt über alle Klimate der Welt, damit wir unseren Fleiß dahin richten, daß sein Name gepriesen und der Glaube an ihn den Heiden verkündet werde. Denn er hat das heilige römische Reich vorbereitet zum Zwecke der Predigt seines Evangeliums.“ [2])

---

1) Marquard Freher zu P. v. Andlo p. 218.

2) Abgedruckt im Berichte vom preußischen Abfalle 1627, neu aufgelegt 1701 u. auch sonst.

Allein dies Bewußtsein hielt nicht Maß gegenüber der höheren berechtigten Gewalt, der Kirche. In dem reichbegabten Geschlechte der Hohenstaufen, in Friedrich I. Barbarossa und noch mehr in seinem Enkel Friedrich II. regte sich unablässig das Bestreben, das Kaisertum zu erheben über das Papsttum, das Haupt der Kirche zu ihrem Diener zu machen. Sie zwangen die Päpste zur Abwehr, immer aufs neue, bis endlich Innocenz IV. zu Lyon im Jahre 1245 über Friedrich II. den vernichtenden Bannfluch sprach. An den Folgen desselben, unmittelbar und mittelbar, ging das hochbegabte Geschlecht der Hohenstaufen zu Grunde.

Nicht blos dieses Haus ging unter, sondern die Rückschläge der verschiedenen Kämpfe desselben fielen schwer auf das deutsche Königtum. Die alten Stammesherzogtümer, welche die einzelnen deutschen Stämme der Bayern, der Sachsen, der Schwaben, der Franken unter sich einigten, waren zerteilt, aufgelöst, zersplittert. Das Krongut, auf welches die Krone gefestet sein sollte, war zum großen Teile hinweg, teils gegeben, teils genommen. Eine Menge von Landesfürsten war emporgewachsen, die nach weiteren Aneignungen strebten. Die Erblichkeit des Königtums, die einst dem Vater Friedrichs II., dem Kaiser Heinrich VI., wie sicher erschien, war verloren.

Die deutschen Kurfürsten wählten Rudolf von Habsburg zum Könige. Er suchte das Krongut wiederzubringen. Er trachtete dann seinem Sohne Albrecht die Nachfolg zuzuwenden. Die Erblichkeit der Krone ward ihm vo den Kurfürsten ausdrücklich verneint. Und obwohl f einige Jahre später aus eigener Not dennoch Albrecht e wählten, und dieser dann in die Fußstapfen des Vater trat, so war doch seine Zeit zu kurz. Seine Nachfolg handelten nicht in gleichem, der Kaiser Karl IV. aber geradezu entgegengesetztem Sinne. Indem er sein Königrei Böhmen mit den Gebieten, die er demselben einverleibt zur Grundlage seiner Macht machen wollte, vergab un

verschenkte er allen Besitz und alle Rechte, welche der deutschen Königskrone noch verblieben waren. Die Krone ward arm, darum machtlos. Dagegen war das centrifugale Trachten der einzelnen Glieder des Reiches, der Fürsten, ob geistlich, ob weltlich, in stetem Wachstum.

Im Jahre 1412 schildert der römische König Sigismund diesen Stand der Dinge in einem beweglichen Rundschreiben an alle Reichsstände: [1])

„Unser königliches Gemüt ist ohne Unterlaß beladen und inniglich darob bekümmert, wie wir mit Gottes Hülfe und des heiligen römischen Reiches getreuem Rate und Beistand ihm mächtig zu seinem Rechte verhelfen können. Denn leider ist es in deutschen und welschen Landen, im Königreiche Arelat, in Savoyen und an allen Enden zerrissen, verfallen, und alles seines Zubehörs, seiner Städte, Schlösser, Länder, Leute, Nutzungen, Renten und alles dessen, was es gehabt hat, so sehr entwertet worden, daß ihm die Wiederbringung dessen hoch nottut. Denn es ist ja offenbar und landkundig, daß das ganze Italien, in welchem seine größte Macht und Herrschaft und sein bester Nutzen sein sollte, in anderer Leute Händen ist, die gar kein Recht darauf haben. Es ist ferner landkundig, daß in dem weiten Königreiche Arelat, in Savoyen, in Lothringen, in Burgund und allen welschen Landen auch nicht Ein Schloß mehr ist, das unmittelbar dem Reiche gehört. Und ferner sind dem Reiche seine Nutzungen und Steuern in deutschen Landen so sehr gemindert und entzogen, daß sie jährlich nicht über 13 000 Gulden austragen, wie wir mit Rechnung unterwiesen sind."

Und doch konnte dann Sigismund als der römische König und darum mit dem Rechte auf die Kaiserkrone der Schirmvogt der Kirche es auf sich nehmen, die verschiedenen Nationen Europas zum Konzil in Konstanz zu vereinigen und dadurch dem unheilvollen Schisma ein Ende zu machen. Aber es ward ihm allzuschwer, die deutschen Fürsten und

1) Janssen, Reichs-Korrespondenz I, 241.

Obrigkeiten zu einer einheitlichen Abwehr der immer kampfbereiten Hussiten zusammenzubringen.

Einige Jahre später ergeht sich der um sein deutsches Vaterland hochverdiente Kardinal Nikolaus von Cusa in schweren Klagen über den Zustand des Reiches.[1])

„Die Sorge für das Gemeinwohl ist völlig untergegangen. Nur für seinen eigenen Vortheil wacht und sorgt ein Jeder, nicht um seinen Nachbar, nicht um die Zukunft. Dahin ist es gekommen durch die Nachlässigkeit unserer Kaiser. Weil man nicht mehr Rechenschaft zu geben hatte, weil auf die Rebellion nicht die Strafe folgte: so sind der Fürsten viel geworden und ihre Macht ist gestiegen im gleichen Verhältnisse mit der Abnahme derjenigen des Reiches. Was frommt die weltliche Herrschaft der Kirchenfürsten dem Gemeinwohle, was dem Reiche, was den Unterthanen? Die Gier nach dem Weltlichen verschlingt bei den Bischöfen alle Sorge um das Geistliche. Das war nicht die Absicht jener Kaiser, welche die Kirchen begabten: sie wollten nicht, daß das geistliche Amt aufgesogen werde von dem weltlichen. Aber es ist alles anders gekommen. Findet die Besetzung statt durch Wahl, so ruft der Ehrgeiz den Zwiespalt hervor; findet sie statt durch die Curie, so hat der Meistbietende den Vortheil. So wird Kirchliches und Weltliches bis zur völligen Verwandlung untereinander gemengt.

Und weiter wird das Gemeinwohl des Reiches gestört durch die Wahlbedingungen. Das Oberhaupt soll nur das Beste der Gesamtheit vor Augen haben. Allein er tritt in sein Amt nur durch die Thüre der Wahlbedingungen, welche die Kurfürsten in ihrem Sonderinteresse ihm stellen. Man bindet ihn durch einen Eid, die Fehler seiner Vorgänger nicht wieder gut zu machen. So mißbrauchen die Kurfürsten ihre Gewalt, und was ihnen verliehen ist im Interesse des Reiches und der Bande desselben zur Einigung, das wenden sie an zur Auflösung und Zerrüttung. Diese Fürsten glauben reich zu werden auf Kosten der Gesamtheit und dann doch bestehen bleiben zu können. Die Verblendung ist groß. Denn, wenn

1) N. Cusanus, de concordantia catholicorum lib. 3 cap. 32.

das Reich zunichte geht, wenn eine größere conservative Macht nicht mehr vorhanden ist: so werden sie im Neide und Hasse gegen einander durch Krieg und Spaltung gegenseitig sich verzehren. Wenn kein Richter mehr ist, der über Allen steht, wenn die Fürsten die Macht der Gesammtheit und des Oberhauptes derselben zerstückt und verzehrt haben: so wird über sie die Demokratie kommen und sie verzehren.

Vor Allem schlimm ist es mit dem Rechtswesen bestellt, das fast nicht mehr vorhanden ist. Durch einen erbärmlichen Fehdebrief meint ein Edelmann seine Ehre zu wahren. Er sagt mit oder ohne Grund und Vorwand eine Fehde an und meint sich dadurch berechtigt, alles zu behalten, was er mit List oder Gewalt ergreift, gehöre es bis dahin einem Weltlichen oder der Kirche. Wie darfst du doch wähnen, daß diesen wenigen Buchstaben, diesem Streifen Papier die Kraft inwohne, alle göttlichen und menschlichen Rechte auf einmal aufzuheben? Dieser traurige Irrtum in Deutschland, der nicht ursprünglich ist, sondern erst aus neueren Zeiten stammt, hat sich nur bewurzeln können, weil weltliche und kirchliche Gesetze ihre Kraft verloren haben. Und sie haben dieselbe verloren, weil der Hüter und Wächter fehlt.

Wahrlich, solchen Gebrechen ist schleunig abzuhelfen. Denn, wenn nicht, so stirbt das Reich dahin. Deutschland wird zu einem Objecte der Theilung, und wir werden fremden Nationen dienen."

Die trübe Schilderung des Kardinals Nikolaus von Cusa betrifft hauptsächlich die geringe Thätigkeit für die Gesamtheit. Dagegen erregen manche Leistungen unserer Vorfahren damaliger Zeit innerhalb des nächsten Kreises ihrer Tätigkeit und für die eigenen Zwecke unser Staunen und unsere Bewunderung. Der Hansabund deutscher Städte schrieb den Königen des Nordens Gesetze vor. Der Deutsche Orden, der sich das ganze südliche Küstenland der Ostsee untertänig gemacht und kolonisiert hatte, rang mit dem Königreiche Polen und Lithauen. Das Reich als solches stand nicht hinter dem Hansabunde, noch hinter dem Deutsch-Orden.

Hohe Anerkennung gebührt besonders den Leistungen der einzelnen Gemeinwesen, ob groß, ob klein, auf kirchlichem Gebiete. Die Kirche ja war es, welche unsere Vorfahren zur Bildung und Gesittung erzog. Karl der Große und, in dessen Fußstapfen tretend, das sächsische Kaiserhaus gründeten die Bistümer. Es kamen die Mönche, die Söhne des heil. Benedikt, deren Walten und Tun der Dichter von Dreizehn-Linden uns in so markigen Zügen lebendig gezeichnet hat. Die Mönche rodeten die Wälder, trockneten die Sümpfe und Moräste, lehrten den Ackerbau, das Handwerk, die Kunst. Sie waren die Aerzte, die Lehrer, jedes ihrer Klöster ein Mittelpunkt des Lichtes und der Wärme. Sie adelten die Arbeit. Im Jahre 1200 wird die Zahl der Benediktinerklöster in Deutschland auf 250 angegeben.[1])

Dann ließ der Orden der Benediktiner nach. Bereits jedoch entfalteten andere Orden mit schärferer Askese ihre Tätigkeit, die Prämonstratenser und die Cistercienser. Beide pflegten des Ackerbaues. Im Beginne des 13. Jahrhunderts genehmigte der Papst Innocenz III. die Stiftungen der Heiligen Franziskus und Dominikus. Die rasche Verbreitung dieser Orden tut dar, daß sie dem Volke willkommen waren. Die Mönche insgesamt entstammten dem Volke, lebten mit dem Volke und für das Volk. Darum war dieses ihnen dankbar.

Aber die Klöster, so viele deren auch sein mochten, mit ihren Kirchen und Kapellen genügten nicht zur Beteiligung des Volkes am Gottesdienste. Wir sehen die Bischöfe, denen Karl der Große ihre Sprengel angewiesen hatte, vom Beginne an tätig, wo es ihnen möglich war, an jedem Orte eine eigene Kirche zu gründen. In diesem Streben bewährte sich, wie nicht genug anerkannt werden kann, die Predigt der Lehre, für welche Thomas von Aquin den glücklichen Ausdruck der fides (charitate) formata

1) Michael, Geschichte des deutschen Volkes I, 65.

funden hat, des Glaubens, wie der Apostel sagt, der durch die Liebe tätig ist. Vermöge der Betätigung dieser Lehre überdeckte die Kirche in nicht allzu langer Frist ganz Westeuropa mit dem gesamten Netze des Pfarr- und Kirchenwesens. Wann dieses geschehen ist, läßt sich für Deutschland wenigstens annähernd bestimmen.

An den Mündungen der deutschen Ströme in die Nordsee wogt ein immerwährender Kampf des Wassers mit dem Lande und den Menschen, welche durch die Vollwerke ihrer Deiche das Land gegen die Ueberflutung zu schützen suchen. Es gelingt nicht immer. Gegen das Ende des 13. Jahrhunderts durchbrachen am Ausflusse der Ems die vom Nordweststurme aufgepeitschten Meereswogen das Vollwerk der Menschen und strömten ein in das Land. Es war der Anfang. Andere Stürme folgten, die Abwehr der Menschen erlahmte. Wo einstmals reiche Saaten reiften, rollte fortan das Meer seine schwarzgrünen Wogen. In allem wurden etwa 6 Quadratmeilen fruchtbaren Landes an der linken Seite der Ems zu einer Wasserwüste, dem Dollart. — Vor dem Untergange trug dieses Land einen Marktflecken, 3 Klöster, in allem 32 Ortschaften.[1] Der friesische Historiker Emmius, der zu Ende des 16. Jahrhunderts noch Trümmer des Unterganges geschaut, zählt eine lange Reihe von Kirchdörfern, einen Ort mit einem Kollegiatstifte und noch einer andern Kirche. Ein anderer Schriftsteller[2]) gibt die Zahl der Ortschaften überhaupt auf 50 an, diejenige der Kirchspiele auf 33.

Es ist nicht unwichtig, dabei zu bemerken, daß keine dieser Dorfkirchen einem Fürsten oder hohen Herrn ihre Stiftung verdankte, weil es nämlich Fürsten und hohe

1) Ubbo Emmius, Frisiae Orientalis descriptio. Anno 1616. S. 36: Emmius sagt 32 vici.

2) Arends, Ostfriesland und Jever I, 157.

Herren bei den Friesen nicht gab. Das Lehnswesen h
dort keinen Eingang gefunden. Die Stiftungen waren d
Werk der Gemeinden selbst vermöge der Betätigung d
fides formata. Wie in den reichen Städten die himm
anstrebenden Dome, so erbaute dieselbe Lehre der gut
Werke das kleine Dorfkirchlein nach Verhältnis mit gleich
Opferwilligkeit in ähnlicher Weise überall. Nach jene
einen Beispiel dürfte es nicht allzu gewagt sein, das N
des Kirchen- und Pfarrwesens über Deutschland am Schluß
des 13. Jahrhunderts als vollendet anzusehen.

Die Konsequenzen, die der geschichtliche Blick aus dies
Tatsache zu ziehen hat, sind von schwerem Gewichte. M
prüfe die Fundationen der Kirchen und Pfarren in d
später protestantischen Ländern: durchweg liegt die Stiftu
hinaus über die Zeit der Kirchenspaltung. Indem d
jüngeren Söhne bei dem Abfalle von der Mutter das Kirche
und Pfarrwesen mit sich nahmen, welches erwachsen w
durch die Betätigung der fides formata ihrer Vorfahre
gewährte dasselbe ihnen die Möglichkeit, überhaupt noch e
kirchliches Leben zu haben, freilich in einer anderen Wei

(Schluß folgt.)

XXVI.

Zur sogen. „Franziskanischen Bewegung“.[1])

Eine etwas pikante Zusammenstellung bietet der Gesamttitel der zu besprechenden Schrift, in welcher der „Poverello von Assisi“, der so unwirtschaftliche, deswegen aber noch nicht unsoziale hl. Franziskus, und die von ihm ausgehende Bewegung in einer gelehrten Serie „Volkswirtschaftliche Studien“ behandelt wird. Um die Geschichte dieser Bewegung zu schildern, hat der Verfasser, „Doktor der Staatswirtschaft“, die hierauf bezüglichen Quellen und neueren Darstellungen behufs einer „volkswirtschaftlichen“ Ausbeute mit geschultem Auge durchmustert. Die „Bewegung“ selbst hat er, so weit das anging, der damaligen Kulturentwickelung eingegliedert, denn die fragliche „Bewegung“ lag eher davon abseits. Die Zustände der unmittelbar voraufgehenden Zeit hat er eingehend und mit Liebe geschildert, und gerade dieser Abschnitt ist einer der interessantesten. Des Verfassers Forscherauge war freilich für einige Objekte, Farben und Nüancen mehr empfindlich als für andere.

In der weit ausholenden Einleitung (S. 1—8) geht

1) Dr. Fr. Glaser: Die Franziskanische Bewegung. Ein Beitrag zur Geschichte sozialer Reformideen im Mittelalter. Münchener volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 59. Stück. Stuttgart u. Berlin, Cotta. 1903. 8°. X u. 166 S.

Dr. Glaser zurück bis auf die „mosaischen“ Eigentums-
anschauungen. Diese habe Christus noch verschärft (Matth.
19, 16 ff. und Parallelstellen). Die Urkirche, vorab di
jerusalemitische Urgemeinde nahm beregte Stellen „außer-
ordentlich ernst“ (S. 3). Die Kirchenväter und die Kirch
der harten Verfolgungszeiten sahen gleicherweise in den an-
geführten ‚Herrenworten‘ das evangelische Ideal. Aber al
der Friede kam, kam auch die Verstaatlichung und die Ver-
weltlichung der Kirche, der traurige Abfall von der evan-
gelischen Armut (S. 11 ff.). Die Kirche des armen Christu
wurde eine Weltmacht und Geldmacht. Die alten Ideal
wurden ganz vernachlässigt, aber gerade dadurch konnte di
Kirche ihre neuen „sozialen Aufgaben“ glänzend lösen, eben
sie wurde die mächtigste Förderin des „Wirtschaftslebens“
(S. 12). Das Mönchtum verwirklichte eine Zeitlang di
Ideale der Vorzeit, aber nur zu bald trieb auch dieses
mit vollen Segeln der Weltlichkeit zu. Die noch gu
gebliebenen Elemente fanden sich allmählich zusammen in
der „Laienbewegung“, sie alle wollten Protest gegen di
verkommene Kirche erheben. „Zwei Männer haben nun diese
Laienbewegung Richtung und Ziel gegeben“, Arnold von
Brescia, der die Schäden der Kirche kühn enthüllte, und
Joachim von Floris, der „in seinen Gesellschaftsromanen
die zukünftige Entwickelung der Dinge vorzeichnete . . ., und
da dieselbe sich in strengem Anschluß an den Ideengang de
Evangelien bewegte (!?), so fand sie naturgemäß au
Glauben“ (S. 15). Jene Proteste gegen die Weltkirc
klingen uns entgegen aus den Weltschmerz-Liedern d
Clerici vagantes, aus der Laienpredigt der Waldenser, a
den Zirkeln der lombardischen „tesserands“, aus denen d
Humiliaten sich entwickelten, aus den Zusammenkünften d
verschiedenen Gruppen der „katholischen Armen“ (42).
war eine „Reaktion gegen die Entwickelung des wirtscha
lichen Lebens“, für welche diese Protestler freilich jeglich
Verständnisses bar waren (vgl. 14 f.), während gerade d

Kirche hierfür der offenste Sinn und weitherziges Entgegenkommen vom Verfasser gerne nachgerühmt wird.

Franziskus griff „jene Idee einer sozialen Reform im Sinne der Lehren der Evangelien" auf, er war es, der sie „selbständig weiter entwickelte". Das lustige Jugendleben des „Kaufmannssohns" (44) aus Assisi dürfte hinreichend bekannt sein. Während der zwei Jahre des einsamen armen Lebens nach seiner Bekehrung (1207—09) hatte Franziskus wohl Zeit, über seinen Lebenszweck und sein Lebensideal nachzudenken. Klarheit hierüber kam ihm jedoch erst im Frühjahr 1209 (45), als er die Aussendungsrede Jesu an die Apostel (Mtth. 10, 7—11) vorlesen hörte. Das war es, was er wollte. Vollständige Armut, demütiges Dienen und apostolisches Wanderleben. Begeisterte Jünger kamen, sich um den gottbegeisterten Lehrer zu scharen. Wie hätte die Kirche von damals, oder besser, die „Kurie" (diese Bezeichnung erfreut sich heute einer gewissen Vorliebe), wie hätte also die römische Kurie einer so mächtigen, ihren Tendenzen so entgegengesetzten „Bewegung" ohne ein gewisses Bangen zusehen können? Sie fand Mittel und Wege, eine solche in günstigen Zeitumständen wurzelnde Volksbewegung „in den engen Rahmen eines Mönchsordens zu fassen". Wie fernab von der ersten Regel[1]) liegt doch schon die in der Bulle „Solet annuere" (29. Nov. 1223) enthaltene zweite (alias dritte) Regel. Gregor IX., der ehemalige Kardinal Hugolino, der vertraute Freund des Heiligen, entkräftet vier Jahre nach Franzisci Tod, am 28. Sept. 1230, das Testament desselben, in welchem sich dieser noch einmal an sein heißgeliebtes Ideal anklammerte! Sich häufende päpstliche Privilegien, gegen welche sich Franziskus doch verwahrt hatte, zerrütteten es immer mehr; von des armen Franziskus Armut blieben bald

1) Vgl. den Rekonstruktionsversuch von K. Müller in dessen: Anfänge des Minoritenordens und der Bußbruderschaften. Freiburg 1885. 185 ff.

nur mehr „spitzfindige Fiktionen" (69, 90) in seinem Orden. Dort war also keine Freistätte mehr für das arme evangelische Leben. Hugo von Digna, ein gewaltiger Prediger, leitete seine Anhänger zu einem solchen Leben an, aber die Franziskaner hatten für diese nur Spott übrig: Boscarioli, Waldmenschen, nannten sie dieselben. Da gründete Gerardinus Segarelli, der umsonst bei den Franziskanern zu Parma um Aufnahme gebeten hatte, den Orden der Apostelbrüder, „die ja im Grunde nichts anderes wollten, als der Heilige (Franziskus) einst beabsichtigt hatte". (?) Die Kurie duldete sie lange; der Stifter aber endete auf dem Scheiterhaufen. Der fanatische Dulcino von Novara übernahm die Führerschaft der Apostoliker. Er prophezeite für das Jahr 1303 eine allgemeine Niedermetzelung der Priester und Mönche, durchzog mordend und sengend die Lombardei an der Spitze seiner Horden (109). Endlich gefangen genommen (130 f.), verfiel der Ketzerhäuptling den Strafen der Inquisition. Dieser gebrach es doch nicht an Verurteilungsgründen gegen einen solchen demagogischen Bandenführer! Wie kann Dr. Glaser diesen einen „ehrlichen Schwärmer" nennen (110)? War das etwa „das eigentliche apostolische Leben" „in der eigentlichen Armut" (vgl. 105)? Das war doch ein absonderlich merkwürdiger „Versuch einer Reform der Gesellschaft im Sinne der Lehre der Evangelien!" (Vergl. 111.) Auch die verweltlichte Kirche hatte denn doch ganz anders geartete Ursachen, gegen Dolcino vorzugehen, als etwa weil er nur das evangelische Ideal neu aufleben lassen wollte. Die Apostelbrüder wollten und verwirklichten doch etwas ganz anderes, als der hl. Franziskus wollte und erstrebte (vgl. 96). Wie sind diese bei Dr. Glaser in die „franziskanische Bewegung" geraten? Diese Beurteilung Dolcinos ist charakteristisch für des Verfassers Anschauungen bezüglich anderer ketzerischen Richtungen — (z. B. 38, 39).

Inzwischen hatten mehrere Franziskaner selbst im Orden sich bemüht, des Stifters Ideal zu verwirklichen. Aber d—

laxe Kommunität, „das Gros des Ordens" (119) unterdrückte alle diese (die Spiritualen) durch Kerker und Ketten (112 ff.). „Schließlich sah sich doch auch die Kurie veranlaßt, in diese Schreckensherrschaft einzugreifen" [1]) (120, vergl. jedoch 122). Die Tage der Freiheit unter Cölestin V. waren bald verstrichen und unter dem gewaltigen, meist auf Finanzoperationen sinnenden Bonifaz VIII., der den Spiritualen und den Apostolikern als Antichrist erschien, „begann die spiritualistische Bewegung aus dem Orden hinaus in die Welt zu treten" (122). Leider wird nicht des weiteren ausgeführt, wie sich das zutrug. „Während [2]) so (vorab) Jacopone von Todi in Italien Kirche und Welt die Lehre der Evangelien vom Verzicht auf irdische Güter entgegenhielt, kämpfte in der Provence Petrus Johannis Olivi für die gleichen Ideen". Olivi erfuhr viele Widerwärtigkeiten und häufigen Widerspruch (133), war er doch der Führer der südfranzösischen Spiritualen. Der Erfolg der magna disceptatio zwischen der laxeren und strengeren Partei an der Kurie zu Avignon, wo doch Ubertino von Casale glänzend die Sache der Spiritualen führte (136), war nur die neue Regelerklärung Clemens V. „Exivi de paradiso". Der Papst suchte wieder zu vermitteln, konnte aber die Gegensätzlichkeiten nicht heben. In dem „seinen Idealen längst untreu gewordenen Orden" mochten die Spiritualen nicht länger bleiben. Aber Johann XXII. unterdrückte jeden Trennungsversuch. „Die Fratizellen und Beghinen sind es nun, die eine endliche

---

1) Gemeint ist die Dekretale Nikolaus III. „Exiit qui seminat" vom 14. August 1297. Glaser verweist für obige Stelle auf Ehrle: Archiv III, 585. Jedoch steht dort gerade, daß der Orden um die päpstliche Erklärung bat und einkam.

2) Das „Während" u. s. w. nimmt sich zwar nicht unschön aus als Ueberleitung, jedoch ist es unzutreffend. Olivi war schon am 14. März 1298 gestorben. Vergl. J. Chr. Huck: Ubertin von Casale und dessen Ideenkreis. Freiburg 1903. S. 39.

Organisation der Welt im Sinne der Evangelien erstreben“ (142). Die südfranzösischen standen unter dem Einfluß der Lehren Olivis (147). Bald rauchten die Scheiterhaufen zu Avignon und sonst in der Provence (146 f.). Der theorethische Streit über die Armut Christi [seit 1321] (151) veranlaßte die Dekretale „Ad conditorem canonum“ (1322 8. Dezember); [vergl. Eubel: Bullarium Franciscanum, t. V., Romae 1898, p. 233 sqq.] Diese machte „allen Fiktionen, aber auch zugleich der franziskanischen Armut und Besitzlosigkeit ein Ende“ (155). Johann XXII. gab darin dem Orden das Eigentumsrecht der Güter, von denen dieser nur den Nießbrauch gehabt hatte, zurück. Noch nicht ganz 100 Jahre waren seit dem Tode des „Poverello von Assisi“ verstrichen, und sein Armutsideal war gänzlich vernichtet. Die Majorität des Ordens unterwarf sich der päſtlichen Verfügung, die Widerspenstigen, unter ihnen Michael von Cesena, Ubertino von Casale und Wilhelm Occam spielten den Streit bekanntlich auf politisches Gebiet hinüber. Bald auch verrauchten die letzten Scheiterhaufen, in deren Flammen die letzten Protestrufe der Fratizellen verhallt waren.[1])

Hier bricht Dr. Glaser ab. Die „franziskanische Bewegung“ hörte trotzdem nicht auf, auch falls man dieselbe auffaßt wie der Verfasser. In dem Spoletaner Tale, dem so ganz von Franzisci Geist duftenden, entstand die Bewegung bald nachher unter anderen Formen, mit besonneneren Bestrebungen. Johann von Valle, dem noch ein vormaliger Spiritualenführer, der von Alter und Leiden gebeugte Angelus von Clareno, ratend zur Seite stand, war der Urheber der neuen und doch alten Richtung (Archiv IV, 182 ff.) Unter

1) So schnell sind jedoch die Fratizellen nicht vernichtet worden. Der hl. Johannes von Capistrano († 1456) und der hl. Jakob von der Mark, beide Franziskaner, fungierten noch als Inquisitoren gegen dieselben. Vgl. Ehrle: Archiv für Literatur- und Kirchengeschichte des Mittelalters. IV. Freiburg 1888. 107

Fra Paolluccio Vagnozzi da Trinci († 1390) gedieh sie mächtig, und man weiß, welche Franziskaner ihr im 15. Jahrhundert im Orden der „Minderen Brüder" zum Durchbruch verhalfen. Man hieß dieselbe „Observantia" (regulae scil.); sie erstrebte und verlangte „Observanz innerhalb des Ordens und unter dem Gehorsam der Oberen desselben".[1]) Die Observanz erstarkte dank päpstlichen Schutzes, das sei hier noch angemerkt. (Vgl. C. Eubel: Bullar. Franciscan. VI. Romae 1902, p. 533 sq.) Wie dieselbe sich ohne „Fiktionen" abfinden konnte, kann ein Jeder in der so zahlreichen Literatur der Regelerklärungen nachlesen, wenn anders er sich dafür interessiert. — Hat unser Autor so die „franziskanische Bewegung" viel zu eng umschrieben, so hat er andererseits dieselbe zu weit gefaßt. Je mächtiger um die Wende des 12. Jahrhundert die Laienbewegung pulsierte, desto offensichtlicher ist es, daß Franz von Assisi dieselbe nicht ganz um sich gruppierte und konzentrierte. Die „Apostelbrüder", deren Stifter die Franziskaner ausdrücklich nicht aufnehmen wollten (96 f.), und deren Tendenzen wir oben berührten, kann man doch nicht der „franziskanischen Bewegung" angliedern. Davor hätten die aus Fra Salimbene (94, 96) zitierten Stellen bewahren sollen, wo dieser berichtet, wie viele von den Minderbrüdern die Tracht, die Kapuze oder den Gürtel oder etwas aus der Regel nahmen. Aehnlichkeiten begründen hier mithin noch keine Abhängigkeit. Bei den einzelnen Gruppen der häretischen Fratizellen bedarf es vielmehr genauer detaillierter Untersuchungen, zu welchen immer die grundlegenden Ausführungen P. Ehrle's im „Archiv" heranzuziehen sind. Die Beschlüsse der zweiten Lyoner Synode (99) und Honorius' IV. Schreiben (101) waren doch auch ein Fingerzeig in dieser Richtung. Hingegen hat unser

1) Ehrle, Archiv IV, 185. Dort ist auch einige Literatur angegeben. Dazu besonders: B. Bernardini Aquilani Chronica fratrum minorum observantiae: ex codice autographo primum ed. fr. L. Lemmens O. F. M., Romae 1902.

Autor einen anderen Faktor, der für seine Auffassung schwer ins Gewicht fallen würde, nur gelegentlich erwähnt (58), den Tertiarierorden nämlich. Dieser war der natürliche Vermittler zwischen dem eigentlichen Orden und dem Laientum.[1])

Indes unseres Autors Auffassung krankt noch an einem schlimmeren Grundübel: der einseitigen Bestimmung des evangelischen Lebensideals, das die Kirche zu verwirklichen habe, und dann folgerichtig der Stellungnahme der verweltlichten Kirche, diesem Ideale selber und dessen Verwirklichungsversuchen gegenüber. Wie geht die Verschärfung der mosaischen Forderung aus der „einen Stelle unwiderleglich hervor", die da ist Mtth. 19, 16 ff.? Gerade der Verzicht auf die Güter wird dem Jüngling anheimgestellt (16, 21): *εἰ θέλεις τέλειος εἶναι ὕπαγε πώλησον.* Sogar in der Urgemeinde zu Jerusalem wurde denn auch dieses nicht gefordert. Apostelgesch. (5, 4): *οὐχὶ μένον σοὶ ἔμενεν (τὸ χωρίον)* läßt Lukas den Petrus mit einem kräftigen Hebraismus sprechen. Des Ananias Schuld lag in der Unaufrichtigkeit (5, 3 ff.) Später sandten die anderen urchristlichen Gemeinden, für deren allgemeinen Kommunismus historische Zeugnisse sich schwerlich beibringen lassen, Liebes-

---

1) Außer Götz: Die Regel des Tertiarierordens in Briegers Zeitschrift für Kirchengesch. 1902, XXIII, 97 wäre zu erwähnen: P. Mandonnet O. P. Les règles et le gouvernement de l'Ordo de Poenitentia au XIII siècle. I[re] p. (1212—1234). Paris 1902, in: Opuscules de Critique historique. fasc. IV. t. I. Seine Grundanschauung hatte P. Mandonnet schon entwickelt in: Compte rendu du IV[e] congrès scientifique internat. des Catholiques. 1897, V[e] Section, p. 183—215. (Fribourg, 1898). Diese ist jedoch unhaltbar. Vgl. P. L. Lemmens O. F. M. in: Römische Quartalschrift. XVI. 93—124. (Rom 1902) u. Götz, W. in: Histor. Vierteljahrsschrift. 1903. Heft 1, 19 ff. Leipzig 1903. Man kann auch heranziehen die ganz kürzlich ausgegebene Broschüre: P. Sabatier: Nouveaux travaux sur les documents franciscains. Notes de bibliographie critique sur les études de H. Tielemann, A. G. Little et du P. Mandonnet. Paris 1903.

gaben: εἰς τοὺς πτωχοὺς τῶν ἁγίων τῶν ἐν Ἰερουσαλήμ (Röm. 15, 26). Der Vorwurf, die Kirche sei nach dem Frieden verweltlicht (11, 14), ist schon zu oft widerlegt worden, als daß wir uns damit zu befassen brauchten. Daß aber Schäden und Mängel da waren, sind wir weit entfernt leugnen zu wollen. Uebrigens wurde das Verhalten der Päpste selbst den Armutsschwärmern gegenüber nicht bloß bestimmt durch ihre finanziellen Ansichten und Bedürfnisse, wie nach den S. 123 und 143 gegebenen Charakteristiken scheinen könnte. Wir bedauern, daß wir uns in der Sympathie für den Mordbrenner Dolcino (110) nicht mit Dr Glaser eins wissen können, obzwar die Art der Todesstrafe auch in unserem Herzen zartere Saiten des Humanitätsgefühls anklingen läßt. Sogar den Respekt des Verfassers vor „der Geschichtsphilosophie dieses Apokalyptikers“ (107) vermögen wir nicht zu teilen; dieselbe will uns vielmehr Geschichtsfaselei bedünken und wir schmeicheln uns, daß viele ernste Männer uns beistimmen werden. Die Inquisitoren schritten strenge gegen seine Anhänger ein, aus ganz anderen Gründen als wegen ihrer „apostolischen Armut“, was schon aus dem weiter oben Gesagten erhellt.[1]) Die ketzerischen Irrlehren dieser vertuschen zu wollen (103) ist vergebliches Bemühen, das ginge noch leichter bei den extremen Spiritualen (146 ff.). Zu Bernh. Delicieux würde man gerne die Monographie B. Hauréau: Bernhard Délicieux ou l'inquisition albigeoise, Paris, 1877, angeführt sehen. Dort hätte der Autor noch andere Mitleidsausdrücke gefunden.

Im zweiten Abschnitt (43 ff.) verwendet Dr. Glaser bei der Darlegung des Ideals des hl. Franziskus ausgiebig die fein durchgeführte Schrift K. Müllers: Die Anfänge des Minoritenordens und der Bußbruderschaften. Freiburg 1885,

1) Vgl. übrigens Felice Tocco (dieser ist doch nicht zu allzugroßer Strenge geneigt), Gli Apostolici e Fra Dolcino, in Archivio storico italiano, 1896, ser. IX. vol. II. fasc. II. p. 241—75.

und Paul Sabatiers allbekanntes Leben des hl. Franz, dem die Franziskusstudien so manche Anregung verdanken, und auf dessen Konto die moderne Bewegung der „franciscanisants" (wie die Franzosen sagen) zu setzen ist. Das sah man schon aus der Inhaltsangabe des Buches weiter oben. Mithin gelten alle auf richtiges Quellenstudium gegründeten Einwürfe, welche gegen jene beiden erhoben wurden, auch gegen Herrn Dr. Glaser. „Es ist aber, bemerkt ganz zutreffend Ehrle (Archiv: III 559 ff.) durchaus verfehlt, den ersten Moment der Verwirklichung als den eigentlichsten Ausdruck des vollen Ideales, als dessen Höhepunkt zu betrachten und in Folge dessen jedes weitere Entwickelungsstadium als einen teilweisen Abfall . . . anzusehen." [1]) Seine Ansicht über Elias als Instrument der Kurie (63) hätte der Verfasser mit großer Gelehrsamkeit aber unrichtiger Quellenauslegung dargelegt gefunden bei Ed. Lempp [vgl. 71,[1]] Frère Elie de Cortone (Paris 1901) in der Collection d'Etudes et de documents sur l'histoire religieuse et littéraire du Moyen-âge. t. III. Das Speculum vitae ist, nebenbei bemerkt, nicht 1505 erschienen, was wohl nur ein Druckversehen, sondern 1504. Dazu allerneuestens P. Sabatier, Le Speculum vitae, in Opuscules de critique historiques t. I. Paris 1903. 299 ff. Bedauerlicherweise hat der Verfasser überhaupt im II. Abschnitt mit den Literaturangaben etwas gekargt. Statt Voigts unzureichender Ausgabe der sogen. Chronik des Frater Jordanus von Giano hätte es sich doch empfohlen diese nach Analecta Franciscana t. I. 1—19, Ad Claras Aquas 1885 zu zitieren. K. Müllers schon erwähntes Bu[...] dürfte sich in den Fußnoten zumal S. 49, 50, 52, 53

1) Ders. in Zeitschr. f. kathol. Theologie XI, 9. H. (Innsbruck 18[...] 725 ff. Des weiteren: W. Goetz: Das ursprüngliche Ideal [...] hl. Franz von Assisi in: Histor. Vierteljahrschr. a. a. O. 19[...] 19 ff. Neuestens: A. Knöpfler in: Theolog. Revüe. Nr. [...] Münster. 1903. 530 ff.

ohne Schaden öfters blicken lassen. Der „alte franziskanische Gemütston" (64) bricht in der Regel von 1223 indeß nicht nur im 6. Kapitel durch (wieder ein Gedanke Müllers), sondern auch in Kap. 10. Die S. 66 aneinander gereihten Stellen könnten den Schein erwecken, sie stellten die wirkliche Reihenfolge im Testamente des hl Franz dar. Man vergl. aber dasselbe in: Seraphicae Legislationis textus originales. Ad Claras Aquas 1897, p. 265 sqq. und das soeben erschienene Büchlein Opuscula Sancti Patris Francisci Assisiensis sec. codices M. SS. emendata et denuo edita a PP. Collegii S. Bonaventurae. Ad Claras Aquas. 1904, (16° 209 S.) in: Bibliotheca Franciscana ascetica medii aevi. t. I. p. 77sqq. Einzelne Unrichtigkeiten sind bei Dr. Glasers Uebersetzung mitunterlaufen. S. 66 Z. 36 und 37, l. c. Z. 12 ist doch anders nüanciert, was jedoch S. 69 Z. 13 (für den Ausdruck in der Bulle Innocenz IV.) noch mehr gilt. „Commoda" heißt, wie übrigens auch im klassischen Latein, hier nicht „Bequemlichkeiten" sondern Nutzen, im Gegensatz zu „Necessitas".

Hiermit ständen wir schon mit beiden Füßen in dem „Verfall des Franziskanerordens um die Mitte des XIII. Jahrhunderts" S. X 90 ff. Diesen können doch die Zitate aus Wilh. von St. Amour, dem osor mendicantium, und Matth. Paris, der demselben auch gar abhold war, nicht erhärten. Ebenso wenig vermögen das die persönlichen Liebhabereien des Fra Salimbene und vollends gar nicht der Küchenzettel des Festmahles, welches der hl. Ludwig IX. einmal den Minoriten gab, und den uns der genannte Chronist aufbewahrt hat (S. 92, Chronic. ed. Parmae. 1857, p. 91, 96). Daß es Uebelstände gab, geht zwar aus den S. 91 und 93 verwendeten Schreiben Bonaventuras hervor, aber auch diese rechtfertigen keinesfalls die Einteilung des Ordens schlechthin in die laxe Kommunität, und die mehr oder weniger extremen Spiritualen. P. Ehrle hat das des weiteren dargetan im Archiv III, 587 ff. und die „klassische Stelle" (l. c. 593,$_3$) aus Ubertino's Responsio tut das wahrlich allein schon dar

(l. c. 85 ff.). Daß Bonaventuras Traktate gerade das „zuchtl
Betteln“ gefördert hätten, kann nicht bewiesen werden du
den Hinweis auf Archiv IV 106, denn dort ist davon nic
zu lesen. — Fällt denn der Vergleich „der wirtschaftlic
Anschauungen franziskanischer Gelehrter und Prediger“ (70
mit denen des hl. Thomas von Aquino so sehr zu Ungun
ersterer aus? Der hl. Antonius von Padua und Br. Berth
wollten doch wahrlich in ihren Predigten keine wirtschaf
theoretischen Erörterungen anstellen. Die allermeisten Stel
aus Bonaventura sind dem vol. VIII. der neuen Ausg
entlehnt, in welchem aber eben die „Opuscula mystic
und „ad Ordinem spectantia“ gedruckt sind, von welc
einige historisch sind, die Ueberzahl aber asketisch ist.
wäre ein Leichtes ähnliche Stellen aus Thomas' Sermo
und asketischen Schriften zusammenzuklauben; und sc
die S. 78 ausgelegte Distinktio des Alexander von Ha
dessen Schriften mehr ad rem wären, findet sich z. B.
Thomas: Summa c. gentiles, l. III. c. 136, vgl. Th. Me
S. J. Institutiones iuris naturalis . . . sec. princi
S. Thomae Aqu. vol. II, Friburgi 1900, 94 sq. —
Satyre „O papa Bonifazio, molto hai giocato al mon
(127) läßt doch selbst Ozanam (Les poètes franciscains
Italie au XIII. siècle. Paris 1852, S. 195) nicht als
Jakopone gelten. Der so ansprechende Satz der Jubiläu
waller, welche an Jakopones Kerker vorüberziehen, ist,
wohl nichts angemerkt ist, auch ein schöner Gedanke Ozan
(l. c. S. 199, in der deutschen Ausgabe von N. H. Jul
Münster 1853 S. 191 f.), aber er ist kaum mehr als

Nur noch eine Bemerkung. Der Satz (139): Clemen
habe sich an eine neue Regelerklärung gemacht, „ohne
Zorn Gottes und der seligen Apostel Petrus und Pau
welchen Nikolaus III. einst auf den künftigen Erklärer
Regel herabgerufen hatte, zu fürchten“, kann doch dem B
nur zur Unzierde gereichen. Die Herleitung des christli
Mönchtums aus „dem Dienst des Serapis“ (8) ist

etwas zu altmodisch und es wird denn auch nur Weingarten: Der Ursprung des Mönchtums im nachkonstantinischen Zeitalter [Gotha 1875] angeführt und desselben Artikel in der protest. Realenzyklop. X 1882, 783 f., obschon Bornemann: In investiganda monachatus origine, quibus de causis ratio habenda sit Origenis, Gottingae 1885, dagegen schrieb und obschon die Literatur hierüber so zahlreich ist (vergl. H. Plenkers in Katholik, Mainz 1899, II). — Mit den Druckfehlern, welche in den lateinischen Quellenbelegen sehr häufig sind (vergl. z. B. 50,2, 19,4, 52,2, 56,4, 68,2 u. s. w. 58 Z. 26, XII statt XIII), und mit weiteren Ausstellungen, so betreffs der Bestrebungen des Pierre Dübois, „ein feiner Kopf voll moderner Ideen“ (158), auch betreffs des „Schlusses“, wollen wir die Leser nicht weiter behelligen, handelt es sich doch bei letzterem um ganz andere Richtungen.

So ist Dr. Glasers Schrift, ‚demptis demendis, et ista habentur habundanter‘ würde etwa Fra Salimbene gesagt haben, mit ihren fachmännischen Ausblicken auf die treibenden Ideen der wirtschaftlichen Entwickelung des XIII. Jahrhunderts ein Beitrag zur Anbahnung eines richtigen Erfassens der mächtigen, „franziskanischen Bewegung“, welche aber wesentlich eine religiöse war und eine katholische.

Fulda. Fr. Michael Bihl O. F. M.

XXVII.

Irland am Kreuzwege.

Unter diesem Titel hat Filson Young einen tief einschneidenden Essay über die unhaltbaren Zustände des katholischen Irlands veröffentlicht, der dem Herzen und dem Geist des Verfassers alle Ehre macht, aber von schweren Irrtümern nicht frei ist. Eine Ergänzung und Erweiterung der in „Ireland at the Cross Roads" entwickelten Gedanken finden wir in dem ein Jahr später veröffentlichten Buche von Sir Horace Plunkett: „Ireland in the New-Century", London, Murray, 1904. Die englische Regierung hat sich seit drei Jahrzehnten wirklich Mühe gegeben, das an Irland begangene Unrecht gut zu machen, einige weise Gesetze erlassen und heilsame, vom Wohlwollen eingegebene Maßnahmen getroffen: gleichwohl haben die sozialen Zustände sich von Tag zu Tag verschlimmert. Der schlagendste Beweis hierfür sind die Auswanderungen nach England, Schottland, den Vereinigten Staaten und den englischen Kolonien, die außerordentliche Zunahme des Irrsinns unter der ländlichen Bevölkerung. Die Gründe für diese Auswanderung sind von denen der englischen Landbevölkerung ganz verschieden: diese zieht in die Städte, weil sie daselbst dauernde und weit mehr lohnende Beschäftigung findet, weil die Städte mehr Vergnügungen und Aussichten bieten, reich zu werden; jene nehmen von der süßen Heimat Abschied, weil sie

selbst keine Beschäftigung finden, weil sie dem Hungertode entgehen wollen. Jedermann weiß, die Iren sind ein genügsames Volk, von der den Engländern eigenen Hab- und Genußsucht weit entfernt; sie leben, dank dem ausgezeichneten Familiengeiste, trotz ihrer Armut glücklich beisammen; aber je mehr die Schulbildung zunimmt, desto mehr kommt es ihnen zum Bewußtsein, daß sie unter den obwaltenden Verhältnissen ein menschenwürdiges Dasein fernerhin nicht führen können.

Bekanntlich nahmen Handel und Industrie in Irland im 18. Jahrhundert einen solchen Aufschwung, daß die Iren nicht nur mit den Engländern zu konkurrieren vermochten, sondern sie auch von manchen Märkten verdrängten. Diese erwirkten ein Verbot des irischen Handels und der Industrie durch einen Parlamentsbeschluß und zwangen die Iren, sich ausschließlich dem Ackerbau zu widmen. Als das Verbot später aufgehoben wurde, da hatten die Engländer bereits einen solchen Vorsprung und waren das Mißtrauen und die Furcht vor englischer Einmischung bei den Iren so groß, daß es unmöglich war, das für industrielle Unternehmungen notwendige Kapital zu erlangen. Die, welche trotz alledem die alten Industrien wieder beleben, neue in Irland einführen wollten, hatten mit großen Schwierigkeiten, welche die englischen Kaufleute ihnen bereiteten, zu kämpfen; einmal weil sie Iren, dann weil sie Katholiken waren. Die Protestanten, welche die England zugekehrte Ostküste bewohnten, waren schon dadurch den Katholiken gegenüber im Vorteil, daß sie nicht nur alle öffentlichen Aemter bekleideten, daß sich die gelehrten Professoren aus ihrer Mitte rekrutierten, sondern hauptsächlich auch deswegen, weil die Regierung sie in jeder Weise begünstigte, und die Katholiken, wenn sie ihrer religiösen Ueberzeugung nicht zuwider handeln wollten, von den dotierten Mittelschulen und der Universität ausschlossen bis herab auf unsere Tage. Man hat den verhältnismäßigen Wohlstand der Presby-

terianer und der irischen Episkopalen ihrer Religion z
geschrieben; die „Rückständigkeit" der Katholiken aber de
Katholizismus, der alle Energie und Tatkraft lähme u
durch seinen Hinweis auf das ewige Leben in den Gemüte
eine schädliche Gleichgültigkeit und Apathie erzeuge: w
werden dartun, daß die katholische Kirche in nur gering
Grade für die im katholischen Irland herrschende, fast
Verzweiflung grenzende Traurigkeit und Niedergeschlagenh
verantwortlich ist.

Der größte Teil des Grundbesitzes findet sich in pr
testantischen Händen. Die Eigentümer der schönen Landsi
und Parke sind Protestanten, die sich gegen die Katholik
abschließen; die Katholiken müssen froh sein, wenn sie
den niedrigsten Verrichtungen in den Häusern der Reich
zugelassen werden, in denen sie wie Heloten angesehen werde
Die Großpächter sind Protestanten und werden in viel
Fällen aus Schottland und England herbeigerufen. We
letztere ihre Landlords gehörig betrogen, Raubbau betrieb
und hierauf sich aus dem Staube gemacht haben, da
nimmt man katholische Pächter an, die sich sehr drücken
Bedingungen gefallen lassen müssen und keine Verbesserung
einführen dürfen. Nach Scott Keltie The Statesmans Ye
Book 1902 p. 70 sind 4'739,000 Morgen, also 23,6 °
unangebaut, 392,000 M. Waldungen, 10'588,000 M. Wiese
land und Haide, also 52 %; während Getreidefelder u
Futterkräuter sich auf 4'671,000 M., also 22,9 %, belauf
Young gibt in runden Zahlen an: Wiesenland 12 Millione
Ackerland 3 Mill. Morgen, demnach ist nur 1 Viertel d
Landes, das den Anbau lohnt, Ackerland; in den Gr
schaften, in denen die Katholiken die überwiegende Mehrh
bilden, 1 Fünftel. Jeder Tourist, der von Dublin na
Mullingar oder Kildare gefahren ist, wird beim Anblick d
herrlichen Landschaft und der mit Blumen besäeten üppig
Wiesen mit Staunen erfüllt, wenn er nach mehrstündig
Fahrt auf der Eisenbahn weder Städte noch Dörfer erblic

und außer einigen Kuh- und Schafhirten keine menschliche Seele gewahrt. Das fruchtbare Land, das infolge des milden Klimas ein wahrer Garten sein könnte, ist in eine Viehweide verwandelt, die durch ihre Eintönigkeit ermüdet. Man sieht nur die Ochsen grasen, und die Hirten, im Schatten der Hecken hingestreckt, die Aufsicht führen und den Tag verträumen. Diese 12 Millionen Morgen des allerbesten Landes scheinen nur für die Ochsen, die hier gemästet werden, da zu sein. Würden die Güterkomplexe in kleine Pachtgüter zerschlagen und die im 19. Jahrhundert zerstörten Dörfer wieder aufgebaut, so könnten Millionen eine lohnende Beschäftigung finden. Was kümmern sich die protestantischen Großgrundbesitzer, die Jahrhunderte lang nichts getan, um die den Katholiken entrissenen Güter zu verbessern und das Los der Pächter zu erleichtern, darum, wenn dieselben physisch und moralisch verkümmern? Nach Young liefern die fruchtbarsten Grafschaften das größte Kontingent für die Auswanderung und für die irischen Irrenanstalten, obgleich die Hirten und ihre Familien sich materiell besser stehen als die Bauern, die trotz angestrengter Arbeit auf dem unfruchtbaren, steinigen Boden nur mit Mühe ihr Dasein fristen. Die Strafe hat bereits die Landlords und Viehzüchter ereilt; denn die Preise sind stetig gefallen. Sollte es aber, was möglich ist, den Viehzüchtern in Amerika und Australien gelingen, ganz frisches Fleisch auf die englischen Märkte zu werfen und das irische Vieh zu entwerten, dann sind sie ganz und gar verloren. Tritt diese Krise ein, dann wird die Ostküste, an der die protestantische Bevölkerung die überwiegende Mehrheit bildet, auch in das Elend der katholischen Bauern hineingezogen werden, denn der Tauschhandel mit England wird wegfallen, der ihr bisher große Vorteile gebracht hat. Wo die Viehzucht ausschließlich betrieben wird, da können die männlichen Tugenden, Energie, Selbsthülfe nicht gedeihen, ebenso wenig, wenn das Pachtgut zu klein und fast nur nackter Stein ist.

In Donegal und entlang der fast ausschließlich von Kath
liken bewohnten Westküste ist es unmöglich, auf den klein
Pachtgütern ein menschenwürdiges Dasein zu führen. D
Pachtzins eines Gütchens beträgt zusammen mit den Steue
fast die Hälfte dessen, was der Bauer aus demselben zieh
er muß sogar für das vom Meer ans Land gespülte Seegr
dem Landlord Geld geben. Die Hütte, in der er mit d
Haustieren zusammenlebt, die keinen Schornstein, keine Fenst
keinen Fußboden hat, spottet jeglicher Beschreibung. W
kann ein Mann, der für Nahrung und Kleidung sein
Familie nicht mehr als 160 Mk. ausgibt, etwas Tüchtig
leisten? Auch ein Protestant könnte unter diesen Umständ
keine glänzenderen Resultate erzielen. Irland hat mit Au
nahme des Shannon keine langen, aber viele trotz ihr
Kürze breite und tiefe Flüsse und große Seen, die v
Fischen wimmeln; aber das Recht zum Fischen gehört d
Protestanten, die die gefangenen Fische nach England ve
kaufen. Irland besitzt im Osten und Westen zahlreiche Häf
und Buchten, aber nur wenige haben die nötigen Hafendämm
und Wellenbrecher; die Fischer können darum mit ihr
kleinen Booten sich nicht auf die hohe See wagen und d
weit einträglichere Fischerei auf hoher See betreiben; d
ihnen das Kapital zur Anschaffung größerer Schiffe fehl
müssen sie ruhig zusehen, wie englische und holländisch
Fischer mit großen Schiffsladungen die irische Küste verlasse
In den letzten Jahren wurde an einigen Orten Wandel g
schaffen, so daß die Bewohner, die so lange in der äußerst
Armut sich befanden, jetzt ein Auskommen finden. Währen
bisher der atlantische Ozean für die Iren der grimmigs
Feind gewesen, der ihre Kähne in die Buchten zurückjag
und Jahr um Jahr Stücke der Küste hinwegriß, weil d
Regierung oder reiche Privatleute die zum Hafenbau nötige
Summen verweigerten, war derselbe für Großbritannien ei
Quelle des Segens. Die Häfen von Valentia (Kerry) od
von Galway hätten sich als Ausgangspunkt für die na

Amerika bestimmten Schiffe besser geeignet als Liverpool oder Southampton; aber der englische Eigennutz empörte sich bei dem Gedanken, dem Aschenbrödel Irland eine Wohltat zu erweisen. In England und Schottland hat der Ertrag des Fischfanges stetig zugenommen, in Irland dagegen abgenommen, wie folgende Zahlen zeigen. Die Zahl der Tonnen ist in England von 397,305 (1897) auf 432,408 (1901) gestiegen, in Schottland von 250,087 auf 319,244; in Irland aber von 40,941 auf 35,287 gesunken. Der Wert der Fische betrug für England in den oben erwähnten Jahren 5'568,978 und 6'521,815 Pfd., für Schottland 1'627,622 und 2'237,952 Pfd., für Irland aber 317,017 und 284,735 Pfd. Die Anlegung von Waldungen ist wiederholt der Regierung empfohlen worden, sie allein besitzt das hiefür notwendige Kapital, aber fast nichts ist geschehen. Im Jahre 1900 wurden 1'156,959 Bäume gefällt und nur 1'243,544 neu gepflanzt. In England sind 5,1 % bewaldet, in Wales 3,8 %, in Schottland 4,5 %, in Irland nur 1,5 %, obgleich Irland der Wälder als Schutz gegen das atlantische Meer weit mehr als Großbritannien bedarf. Es ist recht erbaulich, wenn man die englischen Räuber und Plünderer von Selbsthülfe reden hört, nachdem sie dem irischen Volke seine Mittel geraubt und alle Erwerbsquellen verstopft haben. Die Regierung hätte durch die vollkommen gerechtfertigte Erhebung einer besonderen Steuer, welche alle in Irland nicht residierenden Landlords getroffen hätte, oder durch Verwendung eines Teils des 1869 eingezogenen Kirchengutes die Mittel zur Ausführung aller von den vorzüglichsten Nationalökonomen vorgeschlagenen Reformen gehabt; sie ließ aber die günstige Gelegenheit zum Handeln vorübergehen und hatte für alle Uebelstände nur ein Generalheilmittel — Auswanderung. Wenn sie doch wenigstens die Auswanderer unterstützt hätte, sie benahm sich aber ebenso gefühllos wie die Russen gegen die auswandernden Polen und Juden.

Während man anderwärts durch Herbeiziehung von

Einwanderern Einöden in fruchtbares Land verwandelt, d
durch Ackerbau und Gewerbe fördert, hat man in Irla
fortgefahren, das fruchtbarste Land in Viehweiden zu v
wandeln und alle fleißigen kleinen Leute mit ihrem Kapit
aus dem Land zu vertreiben. Die Folge ist, daß nur d
Blinden und Lahmen, die Blödsinnigen und Taugenich
im Land zurückbleiben. Glaubt man mit solchen Leut
Irland erneuern zu können? ist es nicht wahrscheinlich, d
die kommende Generation physisch und moralisch weit e
arteter sein wird als die gegenwärtige? denn die besser
Elemente werden durch die leiblich und geistig Schwach
in den Abgrund hinabgezogen, solange die Auswanderu
zunimmt. Wir brauchen das düstere Bild, das uns You
und Plunkett entwerfen, nicht für die lautere Wahrheit
halten, sind vielmehr der Ueberzeugung, daß der Katholizism
Irlands auch aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen wi
Young sieht in der katholischen Kirche das größte Hinder
für die materielle und soziale Erneuerung Irlands, weil
irrigerweise annimmt, daß der Klerus zu große Forderung
an das Volk stelle, die Tugend der Reinheit zu sehr beto
Er übersieht leider, daß gerade viele unter dem Klerus
gemeinnützigen Vereine, welche die Wiederbelebung der irisch
Sprache, die genossenschaftliche Mitwirkung anstreben, n
Kräften fördern. Young und Plunkett machen es nicht n
den Priestern, sondern auch den katholischen Parlamen
mitgliedern, den natürlichen Vertretern des Volkes, z
Vorwurf, daß sie über der Politik, d. h. dem Streb
völlige Rechtsgleichheit für die Katholiken zu erlangen,
materielle Wohlfahrt derselben vernachlässigt hätten. D
ist richtig; zu ihrer Entschuldigung dient, daß die Verbesser
der Bodengesetze die Grundlage schuf, auf der Sir Hor
Plunkett und seine Freunde weiter gebaut haben.

Die Bodengesetze von 1870, 1881 und 1896 würd
wenn sie früher erlassen und durchgeführt worden wär
großen Nutzen gestiftet und für einige Zeit genügt hab

wenn nicht Jahre des Mißwachses und ein unerhörtes Sinken der Fleischpreise infolge der amerikanischen Konkurrenz zu einer Entwertung von Grund und Boden und zum finanziellen Bankerott so Vieler geführt hätten. So schwere Wunden die fremde Konkurrenz dem irischen Bauernstand schlug, so war sie andererseits ein großer Vorteil und führte zu einer radikalen Kur der allmählichen Verwandlung der Pächter in Eigentümer, der Beschützung des Bauern gegen Großgrundbesitzer und Mittelsmänner. Des drückenden stets beängstigenden Alps entledigt, kann sich der Bauer endlich frei bewegen und aufathmen. Die Regierung hat in letzter Stunde Ernst und in der Abteilung für Ackerbau und technische Erziehung einen viel verheißenden Anfang gemacht. Es ist, wie Young bemerkt, höchst auffallend, daß ein so untaugliches und unwirksames Ministerium wie das gegenwärtige so praktische Maßnahmen getroffen, richtiger, daß es dem Vizepräsidenten Plunkett keine Hindernisse in den Weg gelegt und durch die kleinen Summen, die es ausgegeben, den Bauern größere Wohltaten erwiesen hat als seine Vorgänger durch große. Plunkett hat sich in seinem Buch ein hohes Ziel gesteckt, seine Anforderungen sind große: gleichwohl gesteht er, daß seine Erwartungen übertroffen worden sind. Da die kleinen Bauern mit den großen nicht konkurrieren konnten, haben sie nach dem Vorbild der „Syndicats agricoles“ von Frankreich Vereine gebildet und sind dadurch in den Stand gesetzt, Maschinen anzuwenden. Durch diese Vereine können sie Sämereien, Dünger, Ackergerät um den Kostenpreis kaufen; ebenso vermögen sie ihre Produkte vorteilhaft zu verkaufen. Der Wucherer, der Krämer des Dorfes, der den kleinen Bauern Geld vorstreckte und nach der Ernte das Kapital samt den Prozenten zurückerhielt, ist jetzt überflüssig. Nach Plunkett bestehen über 800 verschiedene Vereine, darunter 200 Ackerbaugesellschaften, 200 Bauernbanken, 55 Hausindustriegesellschaften, 360 Molkenwirtschaften, 40 Vereine für Hühnerzucht. Die verschiedenen Vereine zählen über

400,000 Mitglieder. Der Umsatz dieser Gesellschaften betru im Jahre 1903 nicht weniger als 2'000,000 Pfd. Wa hätte die englische Regierung aus dem irischen Volke mache können, wenn sie in den fünfziger Jahren, anstatt gegen di rechtmäßigen Fürsten Italiens zu intriguieren und den ehr geizigen Bestrebungen Piemonts Vorschub zu leisten, di arme durch die Kartoffelkrankheit der vierziger Jahre ruiniert Landbevölkerung in den Anfangsgründen der Landwirtschaf hätte unterrichten lassen.

Die nach dem Muster Raiffeisens gebildeten Darlehens kassenvereine haben namentlich in den an Uebervölkerun leidenden Bezirken, in denen die Pachtgütchen sehr klein, d Boden sehr schlecht ist, großen Segen gestiftet. Die Bauer welchen der Verein Geld vorstreckt, fühlen sich so geeh durch das ihnen geschenkte Vertrauen, daß sie mächtig z Arbeit angespornt werden und eine ungeahnte Ausdau und Geduld entwickeln. Bis jetzt ist noch kein Fall vo gekommen, daß der Borgende das Anlehen für eine andern Zweck verwendet, nicht regelmäßig Zahlung geleist hätte. Die so viel gepriesene Königin Viktoria hatte kei Herz für Irland, dagegen hat ihr wegen seiner Gu herzigkeit und seiner Sympathie mit dem kleinen Mann b bekannte Nachfolger ganz andere Saiten angeschlagen. I seiner Botschaft an das irische Volk vom 1. August 190 liest man: „Für ein so anziehendes Land und ein so be gabtes Volk hegen wir die größte Achtung; deswegen habe wir während unseres Aufenthaltes in Irland mit der größte Genugtuung die Kundgebungen der Hoffnung vernomme daß glücklichere Tage für Irland im Anzug sind. Näch der göttlichen Vorsehung hängt die Verwirklichung dies Hoffnung ab von der stetigen Entwicklung des Selbs vertrauens und des Zusammenwirkens aller, von einer besser und praktischeren Erziehung, von dem Wachstum des i dustriellen und kommerziellen Unternehmungsgeistes; von Zunahme der gegenseitigen Toleranz. Die Verantwortlich

welche das Volk übernommen hat infolge der Gewährung von lokaler Selbstverwaltung, ist ganz geeignet, dasselbe diese bürgerlichen Tugenden zu lehren". Diese Worte haben eine weit größere Bedeutung als manche, welche den englischen Charakter nicht kennen, glauben möchten und sind geeignet, die Protestanten und Katholiken einander näher zu bringen und den irischen Patriotismus zu wecken, der protestantischerseits weit mehr zu wünschen übrig läßt als katholischerseits.

Die Landbevölkerung Irlands scheint uns eine größere Zukunft zu haben als die Englands, denn die zahlreichen Beschäftigungen, welche die jungen Landleute Englands, Mädchen und Jünglinge, in den Fabriken, an den Eisenbahnen, in den großen Geschäften finden, sind weit verlockender als die Aussichten in Irland. Die Städte sind in den Fabrikgegenden Englands so dicht nebeneinander und besitzen so viele gute Theater und Konzertsäle, so zahlreiche Vereine für Sport 2c., daß die behufs gesellschaftlicher Unterhaltung in den Dörfern gegründeten Vereine gar nicht aufkommen können. In Irland gibt es ungefähr vier Städte, welche mit denen Englands und Schottlands wetteifern können; für alle außerhalb des Radius dieser vier Städte gelegenen Bezirke existiert kein Rivale. Wenn demnach die irischen Bauernvereine in den letzten Jahren Vorlesungen, dramatische Vorstellungen oder Konzerte veranstaltet haben, sind sie auf keinerlei Widerstand gestoßen und haben das Landvolk angezogen. Bei diesen Zusammenkünften bot sich die erwünschte Gelegenheit, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und praktische Winke für den Ackerbau, die Gärtnerei, die Obstzucht und die Haushaltgeschäfte zu geben. So manche junge Leute sind auf diese Weise ihrer Heimat erhalten und darauf aufmerksam gemacht worden, daß sie an ihrem Geburtsorte eine gewinnreiche Beschäftigung finden können. Die geschickten Finger, die geistige Selbständigkeit, sowie ihre rasche Auffassungsgabe kommen den Iren trefflich

zu statten. Die Kohlenlager Irlands sind nicht zahlreich u die in denselben gewonnene Kohle ist nicht erster Qualit dagegen eignet Irland sich infolge seiner zwar kurzen, a reißenden und wasserreichen Flüsse vorzüglich für elektri Werke. Die halbverfallene Stadt Galway dürfte in ku Zeit wieder aufblühen, denn die gewaltigen Wassermas die von Lough Corrib dem Hafen zustürzen, liefern mehr Elektrizität, als der Rheinfall bei Schaffhausen Rheinfelden; dasselbe gilt von Limerick und anderen dem Shannon liegenden Orten. Eine Nation, die Ja hunderte lang von einer fanatischen Regierung unterdr worden ist, kann sich nicht normal entwickeln und das gewurzelte Mißtrauen nicht auf einmal ablegen. Man warme Freunde Irlands verlangen das Unmögliche und ungehalten, daß die Iren nicht sofort die Vergangen mit dem Schleier der Liebe bedecken. Sie führen die E Länder als Muster an, vergessen jedoch, daß eine Fa bevölkerung weit leichtlebiger und vergeßlicher ist, als Bauern, daß Vertreibungen von Haus und Hof in Engl selten waren und die vertriebenen Familien dadurch n in die tiefste Not gestürzt wurden. Dankbarkeit ist e Tugend, welche die katholischen Iren von jeher geübt hab andererseits sind sie sehr empfindlich gegen ungerechtferti Vorwürfe der Undankbarkeit, wie man sie seitens der irisch und englischen Protestanten nur zu häufig hören m Den katholischen Iren gegenüber ist Chauvinismus ger so übel angebracht, als Anfeindung des Katholizismus u des Priesterstandes. Die Iren sind weit weniger von d Priestern beherrscht, als man auf den ersten Blick mein sollte. Einmischungen in das innere Leben der Fami Vorschriften, wie sie bei den Puritanern an der Tag ordnung waren, sind in Irland gar nie vorgekomm Gerade der Beichtstuhl, in dem die Protestanten ein Mart werkzeug erblicken, schützen den Laien gegen etwaige Willk akte des Priesters, der seine eigene Ansicht, sobald sie

der des Theologen nicht übereinstimmt, niemandem aufdrängen kann.

Der Ire kann viel von dem Engländer lernen, die Liebe zur Ordnung, das Maßhalten, den tiefen Ernst und die Selbstbeherrschung; aber daß er je ein Handelsmann, ein Industrieller werde, dessen ganzes Sinnen und Streben darauf geht, sein Geschäft zu erweitern, immer neue Märkte für seine Waren zu eröffnen, das widerstrebt dem irischen Naturell Der Ire ist leichtlebig, fröhlich, freigebig bis zur Verschwendung; dabei tief religiös, und fühlt in sich den Drang, das, was er erkannt und empfunden, anderen mitzuteilen; die Religion ist gewissermaßen sein Himmelreich auf Erden. Deswegen ist das Streben nach dem Besitz der Erde und ihrer Güter bei ihm weit weniger ausgebildet als bei dem Engländer oder Schotten. Der religiöse Einfluß, der seit einem Jahrhundert von Irland ausgegangen, ist weit bedeutender als der vom 7. bis zum 9. Jahrhundert ausgeübte; denn er geht nicht von einzelnen Glaubensboten aus wie damals, sondern von Scharen von Auswanderern, welche durch die bittere Not und die protestantische Unduldsamkeit aus Irland getrieben wurden. Gerade die zahlreichen Beispiele des Opfermutes und des apostolischen Eifers von Jünglingen und Jungfrauen haben eine sehr vorteilhafte Rückwirkung auf die irischen Familien und sind für sie ein Antrieb zur Uebung christlicher Tugend Die protestantischen Freunde Irlands stellen sich auf einen ganz andern Standpunkt und klagen: „Die Talentvollsten, Tatkräftigsten und Besten gehen für das Gemeinwesen verloren; sie hätten Familien gründen, durch große Unternehmungen, durch Erfindungen, durch ihr ausgezeichnetes Verwaltungstalent die allgemeine Wohlfahrt fördern können, während sie jetzt im Dienste der Kirche verkümmern.“ Der zeitliche Verlust, den die Protestanten so sehr beklagen, wird offenbar aufgewogen durch den religiösen Gewinn; übrigens ist es die Schuld der englischen Regierung, daß die Katholiken solange von

ihm, ähnlich wie der Bey von Tunis, eine Stütze sein könnt
Der Sultan soll bei seinen „Untertanen“ noch viel verhaßt
sein als die Ausländer, Franzosen inbegriffen. Außerde
widerstrebt Spanien den französischen Plänen. Es hat d
Mauren vertrieben, bis Marokko verfolgt, seither nie d
Hoffnung, den Plan aufgegeben, sie in Afrika zu bekriege
und zu unterjochen. Alle Spanier sehen dies als ei
nationale Aufgabe an. Seit dem Verlust der Philippine
und Cubas streben die Spanier um so mehr nach Ausdehnun
in Marokko, da sie sich stark mehren und viele Auswandere
stellen. Die an Marokko stoßende algierische Provinz Ora
zählt 110—120,000 Spanier, welche besser gedeihen, si
stärker mehren als die (80—90,000) Franzosen, und Ackerbau
Gewerbe und Handel in Händen haben. Das Frankreic
von England betreff Marokkos gemachte Zugeständnis i
deshalb von fraglichem Wert. Frankreich hat keine Ursach
sich mit Spanien zu verfeinden, das ihm seit Jahrhunderte
stets ein willfähriger Nachbar gewesen. Spanien könnt
bei den Mächten des Dreibundes Unterstützung finden.

Mit Italien hat Frankreich in den letzten Jahren ver
schiedene ähnliche Abkommen getroffen, besonders ein solche
zur Erleichterung des Verkehrs zwischen beiden Ländern durc
Abgleichung der beiderseitigen Zollsätze. Alle Parteien ohn
Ausnahme wollen eine Annäherung, Aussöhnung, Verbindun
mit dem durch französische Waffen befreiten Schwestervolk
einzig aus politischer Berechnung, denn die Italiener sin
in Frankreich so wenig beliebt, daß dieselben in den letzte
Jahren mehrfach blutigen Verfolgungen (in Marseille, Aigues
mortes u. s. w.) ausgesetzt waren. Es mußten, außer fü
sachliche Schädigungen, auch für Verwundungen und Todschla
Entschädigungen gezahlt werden. Italien soll vom Dreibun
abgelöst, ganz ins Fahrwasser Frankreichs gezogen werden
Daß dadurch die revolutionären und republikanischen Parteie
Italiens Stärkung erhielten, ist selbstredend, wird aber auc
von den Gemäßigten und den Monarchisten jenseits der Alpe

begriffen. Sie wie der König wollen deshalb nicht zu weit in der Annäherung zu Frankreich gehen. Viktor Emanuel III. stattete nun mit der Königin voriges Jahr einen Besuch in Paris ab, ward glänzend geehrt und gefeiert. Als von dem Gegenbesuch Loubets in Rom sichere Nachrichten in die Oeffentlichkeit drangen, unterließ der Kardinal-Staatssekretär Rampolla nicht, in Paris eindringlich auf die Folgen eines solchen Schrittes hinzuweisen.

Der Besuch erfolgte trotzdem (Anfang April 1904), worauf am 28. April der Kardinal-Staatssekretär Merry del Val die bekannte Verwahrung den bei dem Heil. Stuhl beglaubigten Botschaftern, Gesandten und Geschäftsträgern zugehen ließ.

Diese Verwahrung wurde zuerst am 17. Mai in einem neuen sozialistischen Blatt (l'Humanité) veröffentlicht, welches ganz besonders gegründet zu sein scheint, um die Trennung von Kirche und Staat zu betreiben, und dabei öfters Mitteilungen bringt, welche aus der Regierung nahestehenden Kreisen kommen dürften. Die Regierung rief sofort den Botschafter Nisard ab, ließ jedoch einen Geschäftsträger an der Botschaft in Rom.

Bei den hierüber stattfindenden Kammerverhandlungen drückten die Abgeordneten mit 427 Stimmen dem Ministerium Combes das Vertrauen des Landes aus. Nur 95 Mitglieder, Katholiken und Monarchisten, stimmten dagegen. Auf 686 Abgeordnete also keine Hundert, welche für die Rechte des Papstes, die Rechte der Kirche, einstehen! Die Zahl ist sogar noch geringer. Einige Monate vorher stimmten nur 47 Abgeordnete gegen die 450,000 Fr., welche für die Reise Loubets bewilligt wurden. Ein einziger Redner, Graf Boni de Castellane, sprach dagegen, indem er auf die Note des Kardinals Rampolla und die Verwahrung des Papstes gegen diesen seine Rechte und Würde angreifenden Besuch hinwies. Warum diese verschwindende Zahl katholischer Abgeordneten,

welche wirklich für Papst und Kirche einzutreten bereit sind? Eine Ursache besteht in dem Gallikanismus, der allen Franzosen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Es ist freilich nicht ganz der alte Gallikanismus, sondern hauptsächlich die Lehre, daß die Kirche nie in weltliche Angelegenheiten eingreifen darf, selbst wenn der Staat sich in die kirchlichen Angelegenheiten mischt. Die Kirche soll sich hier mit dem bescheiden, was der Staat, die Politiker, ihr zuzumessen die Güte haben. Nicht etwa, daß man deßhalb die Kirche besonders mißhandeln wollte, sondern weil der Staat alles selbständig, aus eigenster Machtvollkommenheit zu ordnen, zu regeln haben soll. Der Kirche wird nicht einmal beratende Stimme gestattet.

Im gegenwärigen Fall kommt eine weitere „allgemeine" Ursache hinzu. Seit dem Frankfurter Frieden wird die gesamte französische Politik ausschließlich von dem Hinblick auf Deutschland beherrscht. Längere Jahre hindurch hatte Bismarck Frankreich sozusagen an Deutschland gekettet, indem er es in seinen überseeischen Unternehmungen gegen England stützte, ihm namentlich zu Tunesien und Tonking verhalf. Dies war sehr geschickt, hat auch Deutschland einige Anerkennung eingetragen, indem nunmehr bedeutende Männer verschiedener Parteien der Verständigung mit Deutschland das Wort redeten. Das russische Bündnis bewirkte eine Aenderung, indem die Franzosen seither sich der Rücksichten auf Deutschland entschlagen, sogar etwas auf den Rachekrieg hinarbeiten zu können glauben. Deshalb sind auch alle Parteien dafür, die Freundschaft Italiens zu gewinnen. Man glaubt sich der Rücksichten gegen den Papst überhoben. Wer solche gebrauchen will, stört, lähmt die auswärtige Politik Frankreichs, unterordnet dieselbe den Forderungen der Kirche, ist daher ein schlechter Patriot. Deshalb stimmten Katholiken für die Romreise Loubets, bezeugten dem Ministerium Combes ihr Vertrauen, weil es durch diese Reise der Sache Frankreichs gedient.

Begreiflicherweise haben Katholiken, welche eine solche Politik treiben, keinen Begriff von ihrer politischen Aufgabe, von dem, was ihrer eigenen Sache frommt. Wenn etwas, so müssen die Katholiken bezüglich der Lage und den Rechten des Papstes einstimmig sein, den Standpunkt des Oberhauptes der Kirche teilen. Es handelt sich jetzt nur um dem Rechtsstandpunkt, nicht um die sich daraus ergebenden tatsächlichen Folgerungen. Diese werden sich erst ergeben, wenn die Katholiken aller oder doch der Hauptländer in diesem Punkt einig sein werden. Im vorigen Jahrhundert ist, nach den Stürmen der Revolution und den Kriegen des Kaiserreiches, die äußere, politische Stellung, der Landbesitz des Papstes durch Einstimmung der Mächte auf dem Wiener Kongreß geregelt worden. Wird einmal, nachdem die damals geschaffene Ordnung, hauptsächlich durch das zweite Kaiserreich, vernichtet worden, eine neue Ordnung, der Kirchenstaat in irgend einer Weise hergestellt werden, so kann es wiederum nur durch die Großmächte geschehen. Heutzutage aber vermögen die Großmächte auch in der auswärtigen Politik nicht viel ohne Billigung, Zustimmung der Landtage und Landesvertretungen. Bis jetzt hat sich nur in Deutschland eine Partei gebildet, das Zentrum, welches in dieser sachgemäßen, den Umständen angemessenen Weise für die weltliche Unabhängigkeit und Rechte des Papstes eintritt. Das erste Auftreten des Zentrums im Reichstag war seine Ablehnung einer Adresse, welche gegen die Rechte des Papstes gerichtet war.

Indessen ist dies nicht ohne Wirkung auf Europa geblieben. Die deutschen Kaiser, Wilhelm I. wie Wilhelm II., sind seither bewogen worden, sich in gute Beziehungen zum Papst zu stellen, sich als dessen Freund zu verhalten. Der Kaiser von Oesterreich ist hiedurch in seiner Freundschaft zum Heiligen Stuhl gestützt und bestärkt worden. Der Zar hat sich dem Papst genähert, Eduard VII. dem Oberhaupt der Kirche einen Besuch abgestattet, nachdem er schon in anderer Weise seine Freundschaft sowie auch seine Ge-

rechtigkeit für die Katholiken bekundet hatte. Vor einig
Jahrzehnten hätte man eine solche Annäherung, einen solch
Besuch für unmöglich gehalten, da England bis zur König
Viktoria den Papst als nicht vorhanden betrachtete. A
die Vereinigten Staaten sind mit dem Papst in näh
freundschaftliche Beziehungen getreten. Daß Spanien, Po
tugal, Belgien, Holland u. s. w. folgen oder bei ihren gut
Beziehungen bleiben, ergibt sich hiedurch von selbst. Auch
lateinischen Republiken Amerikas stehen jetzt meist gut z
Heiligen Stuhl. Die kluge, umsichtige Politik Leo XII
welcher sich offen auf das Zentrum stützte, hat zu all dies
Erfolgen und zur Besserung der Lage des Heiligen Stuhl
nicht das wenigste beigetragen.

Die äußere Stellung des Papsttums ist deshalb ei
solche geworden, daß alle Mächte mit derselben rechn
müssen. Deshalb suchen jetzt auch der König von Itali
und seine konservativen Anhänger eine Annäherung, ei
Verständigung mit dem Heiligen Stuhl. Sie lassen es
Zuvorkommenheiten, Aufmerksamkeiten und Rücksichten ni
fehlen. Auf Seiten des päpstlichen Stuhles ist deshalb a
die frühere Schroffheit gegen den Quirinal gemildert word
Das Königreich hat begriffen, daß es nicht befestigt
solange kein erträgliches, geregeltes Verhältnis zum Heili
Stuhl geschaffen sein wird. Wie dies geschehen soll, w
niemand recht, aber jedermann hofft, glaubt, daß ein solc
möglich sein wird, sobald einmal die entscheidenden Mä
bewogen, durch die Umstände genötigt sein werden, sich
dieser großen, weittragenden Frage zu befassen.

Es fehlt immer nur Frankreich, „die älteste Toc
der Kirche", augenblicklich wohl eher die ungeratenste. D
wie oben dargetan, es nicht einmal die Mitglieder
Minderheit, die Katholiken der Kammer, dazu bringen,
zu einer Bekundung des Rechtes des Heiligen Vaters
einigen, spricht Bände. Es gibt doch reichlich 200
geordnete in der Kammer, welche als Katholiken gel

welche die Verteidigung der Kirche als ihre Aufgabe erkennen wollen. Gewiß, diese in verschiedene Gruppen zerfallenden Zweihundert suchen die Kirche und ihre Anstalten zu verteidigen, haben freilich wegen ihrer Minderzahl seit Jahren wenig erreicht. Als geschlossene, einheitliche Gruppe würden sie wohl mehr ins Gewicht fallen, wenn sie einzig eine katholische Partei bildeten und keine anderen Zwecke verfolgten als die Verteidigung der Kirche. Aber dies ist nicht möglich, schon wegen der Vergangenheit all derjenigen Gruppen und Parteien, welche bisher mehr oder weniger für die gute Sache eingetreten sind.

Ebenso wichtig, entscheidend ist es, daß auf der andern Seite der Kampf, die Verfolgung der Kirche gar nicht entbehrt werden kann, ja niemand auf denselben verzichten will. Alle Republikaner berufen sich auf die Revolution, welche die Kirche grundsätzlich leugnet, sie aus Staat und Gesellschaft streichen will. Man hatte geglaubt, ein friedliches Zusammenleben sei möglich, müsse angestrebt werden. Aber alle Zugeständnisse haben die Gegner, die Revolutionäre, nur kühner, anmaßender gemacht. Die Katholiken unterstützten, hielten mehrere republikanische Ministerien, namentlich Ribot und Meline, weil sie Frieden wollten, wenigstens einen modus vivendi hofften. Aber beide Minister, besonders Meline, haben den ihnen gewährten Beistand nur gebraucht, um die Feinde der Kirche zu fördern, zur völligen Herrschaft zu bringen, wie wir jetzt sehen. Die jetzige Herrschaft des Block, welcher der Kirche den Garaus zu machen sich anschickt, erscheint allen als die folgerichtige, unabwendbare Entwickelung der Republik. Es hat sich wieder herausgestellt, daß in Frankreich der Begriff Republik untrennbar mit dem Begriff Revolution verbunden geblieben ist. Die von dem edlen, großen Papst Leo XIII. unternommene Aussöhnung der Katholiken mit der Republik durch ihren Beitritt zu derselben hat sich als unausführbar erwiesen, jedenfalls für jetzt, und selbst noch für längere Zeit.

Die Republik — Revolution — ist hier der vollständi[g] ausgebildete Begriff einer Weltanschauung, einer Staats-, Gesellschafts- und religiösen — vielmehr irreligiösen — Ordnung, welche die Kirche und alle die von ihr beseelten, geschaffenen Einrichtungen und Ordnungen unabänderlich ausschließt. Tieferblickende, Einsichtige hatten das immer erkannt. Aber man hatte doch geglaubt, daß es nicht soweit gehen werde. Jedoch der also festgelegte Begriff Republik ward durch den Beitritt nur gestärkt, drängt deshalb unaufhaltsam zu seiner Verwirklichung. Es ist die rollende Kugel. Die Republikaner bedürfen des Kampfes gegen die Kirche bis zur Vernichtung, gerade wegen der ihnen innewohnenden Weltanschauung. Einer der wenigen Republikaner, welche die Dinge beim rechten Namen nennen, Senator Henry Marel, hat mehrfach gestanden, nachgewiesen, „hätten wir keine Kapuziner mehr zu zerreißen, so würden wir nichts mehr zu tun haben, die Sitzungen mit Kegelspiel ausfüllen müssen". Die dritte Republik begann, nach dem einmütigen Geständnis von Freund und Feind, mit dem Wutschrei Gambettas: „Der Klerikalismus ist der Feind."

Seitdem ist kein Jahr vergangen, ohne ein Gesetz, eine Maßnahme oder Handlung zur Schädigung, Bedrückung der Kirche. Die „gemäßigten Ministerien" haben sich hiebei kaum von den offen feindlichen unterschieden. Es hat nie einen wirklichen Stillstand, sondern höchstens eine zeitweilige Milderung, ein Hinhalten gegeben, wenn eine Maßnahme Beunruhigung oder offenkundige Unzufriedenheit hervorrief. Deshalb sind wir seit 1901, durch das Vereins- oder Juligesetz, wirklich bis zur Aufhebung der Klöster und Unterrichtsfreiheit, zur Wegnahme des auf 1078 Millionen Frcs. ermittelten Vermögens der Gemeinschaften gelangt. Jetzt (Juli 1904) stehen wir vor dem Bruch mit Rom, der Aufhebung des Konkordats und der Streichung des Kultusbudgets. In weiteren 2 oder 3 Jahren werden wir — wenn es so fortgeht — dies alles hinter uns haben und an

der Schließung der Kirchen angekommen sein. Denn ein Aufhören, eine Umkehr scheinen ausgeschlossen, könnten nur durch überwältigende, nicht vorherzusehende Ereignisse eintreten. Die Feinde der Kirche sind planmäßig, schrittweise vorgegangen, haben die Katholiken zu zersplittern gewußt, um sie einzeln zu vernichten. Zuerst legten sie den nicht anerkannten Gemeinschaften die Pflicht auf, die staatliche Anerkennung nachzusuchen. Die Anerkennung wurde im Bausch verweigert, die entsprechenden Ordensniederlassungen aufgehoben. Den lehrenden Gemeinschaften folgten die mildtätigen, krankenpflegenden Orden, welche jetzt erst angegriffen sind. Dann wurde das Vereinsgesetz dahin erweitert, daß auch eine nur mit einer Nonne besetzte Schule als Ordensniederlassung angesehen würde, welche die Anerkennung nachsuchen müsse. Diese wurde natürlich abgelehnt.

Nach ihrer Erwürgung hat ein neues Juligesetz (vom 7. Juli 1904) die Vernichtung der anerkannten lehrenden Orden ausgesprochen, allen Ordensleuten jede Lehrthätigkeit untersagt, diese also außer Recht und Gesetz gestellt. Mit diesem Gesetz wird namentlich auch der früher in diesen Blättern[1]) geschilderte Orden der Schulbrüder betroffen. Derselbe zählte nach dem letzten Ausweis 15,472 Mitglieder, davon 4500 in den Siedelländern und im Ausland. Nach Ausführung dieses Gesetzes werden alle von Ordensleuten geleiteten Schulen Frankreichs vernichtet sein. Von den kirchlichen höheren Schulen werden nur noch die von Geistlichen geleiteten Knabenseminare bestehen. Die höheren Schulen zählten zwischen 70 und 75,000 Schüler, ebensoviel als die staatlichen Anstalten, welche jährlich 27 Mill. Zuschuß erfordern. Seit Jahren hatten die Unterrichtsminister ihre Neuforderungen stets mit dem Hinweis begründet, daß die staatlichen die freien Schulen in ihren Leistungen erreichen würden. 1879, als der Kampf gegen den christlichen Unterricht

1) Band 133, Seite 513 ff.

begann, wurden 13,000 Gemeindeschulen von Ordensleut
versehen, welche außerdem 7000 freie (aus freien Gab
u.s.w. unterhaltene) Schulen besaßen. Diese 20,000 me
mehrklassigen Schulen zählten 1'600,000 Schüler, wovo
400,000 Knaben. An Stelle der seit 1902 verweltlichte
11,000 Gemeindeschulen wurden 7000 freie Anstalten mit welt
lichen, jedoch kirchlich gesinnten Lehrkräften gegründet. Von de
neuen Juligesetze werden die 7000 freien Ordensschulen be
troffen, die wohl in zwei Jahren vernichtet sein werde
obwohl das Gesetz zehn Jahre zur Ausführung läßt
Natürlich werden viele durch freie weltliche Schulen ersetz
werden, solange solche noch möglich sind. Diese habe
ohnehin einen harten Stand, werden auch beeinträchtig
durch die Verfolgung der darin tätigen verweltlichten Orden
leute. Die Gerichte haben bis jetzt die Lehrbefugniß dies
Verweltlichten, ebenso auch die Gesetzlichkeit ihrer Verwel
lichung gewöhnlich anerkannt. Aber Niemand bürgt für d
Zukunft. Daß auch die krankenpflegenden Orden an d
Reihe kommen werden, erscheint unvermeidlich nach dem bi
herigen Gange der Dinge. Aus den staatlichen und au
städtischen Heilanstalten sind sie meist schon vertrieben, eben
kürzlich aus den Militärlazarethen und aus den staatlich
höheren Schulen. Diese sind bekanntlich sämtlich Kostschul
und beherbergen 5 bis 600 Zöglinge. Die Schwestern b
sorgten die Krankenzimmer und die Leinwandkammer.

Es wäre besser gewesen, wenn sämtliche Gemeinschaft
vom Anbeginn dieselbe Haltung beobachtet, sich ablehnen
verhalten, die Anerkennung nicht nachgesucht haben würde
So denken heute viele, so dachten Einsichtige vom Anfang a
Jedoch war es unmöglich, eine gemeinsame Haltung zu e
zielen, schon deshalb, weil die anerkannten Orden sich sich
glauben mußten laut dem Gesetz. Es wäre bedenklich g
wesen, mit einem Schlag die Orden zu vernichten, die Au
regung, der Eindruck auf Volk und Oeffentlichkeit wären z
groß gewesen. Jedoch hätte die Regierung auch andere We

finden können, um die Vernichtung schubweise durchzuführen, wenn die Gemeinschaften einig gewesen wären. Zwei anerkannte, hauptsächlich den Missionen gewidmete Männergemeinschaften haben all ihre Schulen (die Lazaristen besaßen deren etliche zwanzig) in Frankreich schließen müssen. Außer dem Mutterhaus mit dem Noviziat ist ihnen nur eine Herberge in Marseille gestattet für die abgehenden und ankommenden Missionäre.

Ganz ausgewandert sind namentlich Jesuiten, Benediktiner, Karthäuser und ähnliche Orden, von Frauen-Gemeinschaften besonders die Karmeliten. Wie viele Ordensleute Frankreich verlassen, läßt sich begreiflicherweise heute noch nicht feststellen. Immerhin aber dürften es zwischen 15 und 20,000 sein.

Seit der am 13. Juli eingetretenen Vertagung der Kammer (bis Oktober) hat die Regierung einen weiteren Zwist mit dem Heiligen Stuhl vom Zaun gebrochen. Der Papst hat die Bischöfe von Dijon (Msg. Le Nordez) und Laval (Msg. Geay) wegen Verstößen gegen kirchliche Ordnungen und Vorschriften (ungerechte Maßregelung von Priestern u.s.w.) durch die Kardinäle Merry del Val und Vanutelli auffordern lassen, freiwillig zurückzutreten oder aber nach Rom zu kommen, um sich vor dem heiligen Offizium zu verantworten. Beide Bischöfe haben die betreffenden Schriftstücke, die ganz vertraulich waren, dem Kultusminister (Combes) übergeben, also den weltlichen Arm angerufen. Die Regierung hat nun durch den Geschäftsträger Courcel (welcher den abgerufenen Botschafter Nisard ersetzt) dem päpstlichen Stuhl mitteilen lassen, der Nuntius werde seine Pässe erhalten, wenn die fraglichen Aufforderungen der beiden Kardinäle nicht kurzweg unbedingt zurückgezogen würden. Die Regierung sieht darin ein Verletzung des Konkordates. Jedoch können nur die organischen Artikel angeführt werden, welche Rom nie anerkannt, sondern vom Anbeginn verworfen, als ungiltig erklärt hat. Widersprechen dieselben doch in mehreren Punkten durch[illegible] dem Konkordat, stellen sich auf eine andere Grundlage.

Hiedurch wäre also die Konkordatsfrage, Rom vor den Bruch gestellt. Der Aufforderung, Drohung der Regierung entsprechen, wäre der Verzicht auf die durch das Konkordat der Kirche verbürgten Rechte, käme also der Preisgabe des Konkordates gleich. Der Entwurf eines Kirchenpolizeigesetzes, welches an Stelle des Konkordates treten soll, ist schon durch einen Kammerausschuß ausgearbeitet. Er schließt Wegnahme der Kirchen in sich, die unter Bedingungen für den Gottesdienst gepachtet werden können, Abschaffung des Kultusbudgets, polizeiliche Ueberwachung des Gottesdienstes u. s. w. Die Tatsache, daß Leo XIII. offen und fest am Konkordat hielt, hat die Republikaner nur kühner, rücksichtsloser gemacht, sie eher in ihrem Vorhaben bestärkt. Pius X. hat dagegen verlautbaren lassen, wenn das Konkordat der Kirche Nachteile verursache, könne es geändert werden. Seinerseits verspricht Combes immerfort, bis zum äußersten in seiner Politik der Verfolgung zu gehen.

Was nunmehr eintreten wird, steht in Gotteshand, läßt sich nicht voraussagen. Eines aber glauben, hoffen alle einsichtigen Katholiken, daß nämlich die Verfolgung, je heftiger, schlimmer sie wird, am ehesten die Katholiken einigen, die vielen Lauen und Gleichgiltigen aufrütteln, zu neuem Leben antreiben wird. So groß die Opfer und Leiden auch sein werden, welche die Verfolgung Allen auferlegen wird, es wird nur Gewinn für die Kirche, für Frankreich sein, wenn dadurch die Einigkeit unter den Katholiken hergestellt werden wird. Nach den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte bleibt, nach menschlischem Ermessen, kein anderes Mittel zur Erreichung dieser so notwendigen, unentbehrlichen Einigkeit. Dann wird sich das Uebrige von selbst finden. Gleichviel, welche Staatsform die Oberhand erhält, die geeinigten Katholiken werden bedeutenden, ja maßgebenden Einfluß auf alle Verhältnisse erlangen, Frankreich in die richtige Stellung zum Heiligen Stuhle bringen. Freilich stehen noch schlimme Leiden, heftige Kämpfe bevor. Aber das Gold hat immer

nur durch Feuer geläutert werden können. Der Kampf beginnt erst, kann recht lange dauern, wird viele Verwüstungen anrichten, viele Schlacken aussondern und viele Verluste kosten. Aber wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß das katholische Frankreich die Prüfung, so hart und bitter sie auch sein mag, siegreich bestehen wird.

Paris, Ende Juli 1904.

XXIX.

Ludwig Arndts, Ritter von Arnesberg.

Zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr seines Geburtstages (1903).[1]

Karl Ludwig Arndts stammt aus einer seit Jahrhunderten in Westfalen ansässigen Familie, die im eminenten Sinne als Juristenfamilie bezeichnet werden muß. Wenn nicht selten gesagt wird, daß auch die spezifische Begabung für Jurisprudenz in hohem Maße vererblich sei, bestätigt diese Behauptung jedenfalls ein Blick auf die Stammtafel der Familie. Schon der Stammvater derselben, der Urur-

---

1) Abgesehen von einigen Familiennachrichten, sind benützt worden: 1. der Nachruf von Prof. Al. v. Brinz in der krit. Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung u. Rechtspflege, Bd. XXI, S. 1 ff.; 2. die Schrift von Prof. Franz Hofmann „Ludwig von Arndts, ein Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung“, Wien 1878; 3. die Gedenkrede von Prof. Siegel in den Mitteilungen der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, und 4. der Artikel über Arndts in der Allgem. deutschen Biographie, Bd. 47 von Prof. Landsberg, sowie die von diesen Schriftstellern gebotenen Verweisungen.

großvater unseres Arndts, Kaspar Arndts, den wir 1660 in Waldhausen bei Beleke finden, war Jurist, Notar und Gerichtsschreiber. Ebenso der Urgroßvater Johann Kaspar, der als kurfürstlich kölnischer Prokurator, Burggraf und Notar in Arnsberg tätig ist, fortan dem Wohnsitz der Familie. Daselbst wirkt auch als kurfürstlicher Hofrat und westfälischer gelehrter Rat der Großvater Johann Wilhelm, welcher zugleich als taxis'scher Postmeister die ersten Posten im Herzogtum Westfalen eingerichtet und überdies das Verdienst hat, in Arnsberg die erste Zeitung gegründet zu haben. Sein Sohn Friedrich war Direktor des Hofgerichts zu Arnsberg und Mitglied der Gesetzgebungskommission zu Darmstadt (Westfalen war von 1803 bis zur Einverleibung in Preußen 1815 unter hessen-darmstädtischer Herrschaft). Aus seiner Ehe mit Maria Johanna aus dem Geschlechte der (von) Biegeleben, die ebenfalls in Arnsberg schon seit dem 17. Jahrhundert ansässig waren, stammen zehn Kinder, von denen unser Karl Ludwig als das vorletzte am 19. August 1803 geboren wurde.

Nach dem Zeugnisse von Johann Suibert Seibertz, dem Geschichtschreiber des Landes und Herzogtums Westfalen, war Friedrich Arndts, der Vater, ein durch alle Vorzüge des Geistes und Herzens ausgezeichneter Mann, welchen „ein klarer, durch vielseitiges Wissen gebildeter Geist, ein praktischer Verstand, ein kindlich frommes Gemüt seine Aufgabe im Leben nicht blos begreifen, sondern auch mit Glück und Erfolg lösen" ließen. Aber nicht lange sollte sich die Familie des trefflichen Gatten und Vaters erfreuen. Gegen Ende des Jahres 1811 erkrankte der genial beanlagte älteste Sohn Engelbert schwer und diese Erkrankung nahm sich der zur Schwermut geneigte Vater in dem Maße zu Herzen, daß er mit dem von ihm aufopfernd gepflegten Sohne zugleich dahin siechte. Er starb, nur 52 Jahre alt, am 6. Februar 1812, wenige Wochen nach dem Tode des Sohnes, und hinterließ acht Kinder, die ohne Ausnahme noch unversorgt

waren, seiner Witwe. Nur die Seelenstärke dieser von der Schwere des Unglückes buchstäblich gebeugten Frau und ihre ungewöhnliche, gründliche, gelehrte Bildung hat es möglich gemacht, bei äußerster Knappheit der Mittel die Erziehung aller Kinder zu einem befriedigenden Abschlusse zu bringen. Die vier Töchter, welche die Mutter überlebt haben — zwei sind im Blütenalter von 16 Jahren verstorben —, haben sich alle verheiratet (Ulrich, Esser, Seibertz, Boßfeldt). Die Erinnerung an sie lebt noch heute in Kindern und Kindeskindern in dankbarer Verehrung fort. Dasselbe gilt von den Nachkommen des älteren Sohnes Theodor, welcher als hervorragender praktischer Jurist in den Fünfziger- und Sechzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts bei Ausarbeitung der Gesetzbücher jener Zeit im preußischen Justizministerium beteiligt war.

Und wenn wir uns nunmehr unserem Ludwig Arndts zuwenden, so scheint er in harmonischer Weise die hervorragenden Eigenschaften beider Eltern zu verbinden. Mit dem Vater teilt er die Wärme der Empfindung, die Klarheit der Erkenntnis, das praktische Verständnis, sowie den kindlich religiösen Sinn, dem der Zweifel fremd ist und der in den Vorschriften der Religion die unverrückbaren Normen für das eigene Verhalten erblickt. Von der Mutter ist ihm jene Energie des Willens eigen, welche, genährt durch den Ernst des Lebens — Arndts war mit 8 Jahren Vaterwaise geworden —, in ihm jene Strenge gegen sich selbst und damit jene Gründlichkeit heranreifen ließ, welche später seine Arbeiten in so hohem Maße auszeichnet.

Diesen Anlagen entspricht der Erfolg des Unterrichts, welchen er bis zum vollendeten 12. Jahre im Hause der Mutter erhält, um sodann noch 5 Jahre lang das Gymnasium seiner Geburtsstadt Arnsberg zu besuchen. Das „Entlassungs-Zeugnis“ vom 6. September 1820 zollt dem 17jährigen Jüngling hohes Lob. Von seinen Kenntnissen heißt es darin: „Ciceros Reden, sowie dessen philosophische

Werke, Homers Iliade und Odyssee, Sophokles' Tragödie
Virgil und Horaz liest er mit einem gründlichen Verständni
das Oberflächliche begnügt ihn nicht. Im Latein schrei
er fehlerfrei und hat sich in seinem Ausdrucke der antik
Form merklich genähert." Bald darauf bezieht er d
Universität Bonn; er kann sich aber nicht sofort zu
Rechtsstudium entschließen und hört vielmehr im 1. Semest
(1820/21) naturwissenschaftliche (Physik), philosophische (Logi
historische (englische Geschichte) und philologische (Odyss
Aeschylos, Perser) Vorlesungen.

Aber schon im 2. Semester (Sommer 1821) führt i
der Zug des Blutes der Rechtswissenschaft zu; er hö
römische Rechtsgeschichte und Institutionen des röm. Rech
bei Mackeldey, sowie Naturrecht und Philosophie der po
tiven Gesetze bei dem berühmten Staatsrechtslehrer Welck
um darauf im 3. Semester (1821/22) die ganzen Pandekt
bei Mackeldey, sowie Kirchenrecht bei Walter zu hören, all
mit ausgezeichnetem Fleiße und musterhafter Aufmerksamk
(laut Dekanatszeugnis vom 22. März 1822). Von Bon
wo ihn der konfessionelle Hader unter den Studierend
anwiderte, ging Arndts nach Heidelberg, wo er neben d
anderen juristischen Vorlesungen, darunter auch solchen üb
französisches Zivilrecht, die Pandekten noch einmal b
Thibaut hört, jenem Rechtslehrer, der durch seine berühm
Schrift „Ueber die Notwendigkeit der Abfassung eines allg
meinen bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland" i. J. 18
diese Frage zwar angeregt und gefördert, aber auch d
entschiedensten Widerspruch des anerkannten Hauptes d
historischen Schule Friedrich Karl v. Savigny hervorgeruf
hat, ein Widerspruch, der, in einer noch berühmteren Schr
„Ueber den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung" (181
formuliert, jedenfalls den Erfolg gehabt hat, die Ko
fikationsbestrebungen für Dezennien lahm zu legen.

Charakteristisch für das Leben und Streben unser
jungen Arndts ist ein Brief seiner Mutter vom 3. Novemb

1822 an denselben, in welchem diese treffliche Frau schreibt: „Mit inniger Freude sehe ich aus Deinen Briefen, daß Friede in Dir wohnt und Du noch immer mit Lust und Liebe dem Studieren obliegst; nur in dem Punkte begegnen sich unsere Wünsche nicht, daß Du das Ende Deiner Studienzeit fürchtest, ich demselben mit Sehnsucht entgegenharre.“ Nur wenn sich der Sohn durch längeren Universitätsbesuch die Befähigung zur Professur erwerben könnte und wollte, würde sie sich gern noch länger mit der Frage: woher die Mittel nehmen, herumschlagen, und erzählt zugleich, der schon genannte Professor Welcker sei im Sommer in Arnsberg gewesen und habe eifrig dazu geraten, er (Ludwig) möge sich für die Dozentenlaufbahn vorbereiten.

Solchem Entgegenkommen konnte der junge, von Liebe zur erkorenen Wissenschaft erfüllte Mann nicht widerstehen, und so sehen wir ihn in dem festen Entschluß, sich dem Lehrberuf zu widmen, nach Beendigung des vorgeschriebenen Trienniums nach Berlin ziehen, um während eines weiteren Jahres (1823/24) den berühmtesten Rechtslehrer jener Zeit Friedrich Karl von Savigny zu hören. Unzweifelhaft haben dessen Vorlesungen einen sehr tiefen und bestimmenden Eindruck auf Arndts gemacht. Er ist und fühlt sich als Schüler Savignys. In diesem Bewußtsein widmet er — zugleich bezeichnend für den Zug der Pietät, der Arndts beherrscht — mehr als ein Vierteljahrhundert später dem großen Rechtslehrer ehrfurchtsvoll und dankbar sein Lehrbuch der Pandekten, und in gleichem Gefühl der Dankbarkeit feiert er ihn in seiner vor der Kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien 1862 gehaltenen Savigny's Andenken gewidmeten Rede als den unvergleichlichen Lehrer; „auch ich gestehe, ich habe nie und nirgends einen schöneren, vollendeteren Vortrag gehört“, sagt er darin im Anschlusse an eine Aeußerung von Jakob Grimm.

Nachdem Arndts so seine Studienzeit abgeschlossen, dient er im folgenden Jahre vom 1. Oktober 1824 bis 1. Oktober 1825

sein Jahr bei den Gardeschützen ab, um wenige Woch
später, am 28. Oktober 1825, an der Berliner Universit
als Doktor beider Rechte zu promovieren, und zwar a
Grund einer Dissertation, welche das Vermächtnis der Schul
befreiung, speziell die Erklärung der l. 25 Dig. de lib. le
(34,3) zum Gegenstande hat. Er begründet darin, ich da
hinzufügen, die seitdem allgemein angenommene Ansich
daß, wenn jemand seinem vermeintlichen Schuldner Befreiu
von der Schuld vermacht, die Schuld aber nicht besteht, d
Vermächtnis auch dann hinfällig ist, wenn der vermeintli
geschuldete Betrag oder die vermeintlich geschuldete Sac
genau bezeichnet ist.

Bezeichnend ist die Aufnahme, welche die Schrift v
Seiten der Kritik gefunden hat. Ein anonymer, mit W e
unterzeichneter, sicherlich sehr zuständiger Rezensent nen
(in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, 1826) d
Entwicklung und Beweisführung sehr gründlich und he
hervor, daß diese Probeschrift zu großen Hoffnungen berechtig
eben deshalb habe die Redaktion der Zeitschrift geglaub
sie anzeigen zu sollen. Wo möglich noch anerkennender laut
die Besprechung (in der Tübinger Zeitschrift für Rechtsw
Jahrg. 1827) von Karl Gg. Wächter, der — als Profess
in Tübingen — sich schon damals eines hohen Ansehen
erfreute. „Die vorliegende Schrift, sagt (S. 186) dies
ausgezeichnete Gelehrte, verdient sehr gerühmt und wo
eine Hauptschrift über die Frage, die sie behandelt, genan
zu werden. Sie ist eine ganz gediegene, gründliche, ihr
Gegenstand von allen Seiten beleuchtende und vollkomme
genügend entwickelnde und die Hauptsache sehr überzeugen
und ganz richtig entscheidende Abhandlung."

II.

Von Berlin aus wendet sich Arndts wiederum sein
heimatlichen Universität Bonn zu, um sich hier als Doze
niederzulassen. Allein die Aufnahme, die er bei der juristische

Fakultät fand, sollte den literarischen Erfolgen seiner Erstlingsschrift nicht entsprechen. Sein erster Versuch, sich zu habilitieren, mißlang und erst nachdem er eine neue Habilitationsschrift vorgelegt hatte, wurde er am 16. Oktober 1826 zugelassen, allein mit der der Zulassung beigefügten Mahnung der Fakultät, er möge sich „für den Anfang auf Vorlesungen beschränken, welche nicht ein allzugroßes Material erfordern und so durch Uebung successive seine [Ihre] Kräfte bis zu dem Grade verstärken, welcher seinem [Ihrem] Berufe vollkommen entspricht".

Man mag über diese — man darf wohl sagen — befremdende Mahnung denken wie man will, jedenfalls hat sie auf Arndts tiefen Eindruck gemacht. Zurückhaltend beginnt er mit Exegese, Erklärung der Justinianischen Institutionen, später auch der Institutionen von Gaius, Erklärung ausgewählter Stellen und ganzer Titel der Pandekten, um sodann zuerst im Winter 1827/28 Vorlesungen über römische Rechtsgeschichte und im Sommer 1829 auch solche über Institutionen zu halten. Der Drang nach allgemeinerer Grundlegung bestimmt ihn schon damals, den Institutionen eine encyklopädische Einleitung vorauszuschicken und führt ihn dazu, im Sommer 1830 juristische Encyklopädie und Methodologie als selbstständige Vorlesung zu halten; und während er im gleichen Semester (1830) zum ersten Male das von ihm literarisch so erfolgreich bearbeitete römische Erbrecht liest, folgen im Sommer 1831 die Pandekten (mit Ausschluß des Erbrechts) und im darauf folgenden Winter 1831/32 römisches Familienrecht. Mit Abhaltung dieser Vorlesung hatte Arndts in sechsjähriger Tätigkeit neben der juristischen Encyklopädie den gesamten Lehrkreis eines Romanisten in Gestalt von Vorlesungen und zwar auf Grundlage intensivster Quellenforschung durchmessen, um sich hinterher noch der modernen Kodifikation zuzuwenden, indem er — neben dem gemeinen — auch den preußischen Zivilprozeß (1835/36) und das französische

Zivilrecht (1837/38) zum Gegenstand seiner Vorlesung gemacht hat.

Infolge übergroßer Gründlichkeit und Gewissenhaftigk in Vorbereitung für seine Vorlesungen hat sich Arnd während der ersten sechs Jahre seiner Dozentenlaufbah literarisch weniger betätigt. Indessen hat er doch nebe kleineren Aufsätzen im Jahre 1828 eine vortreffliche Abhandlung (im Rheinischen Museum für Jurisprudenz) „übe die usucapio pro herede“ veröffentlicht, welche ähnlic wie seine Inauguraldissertation den Streit in der Hauptfrage zum Abschlusse gebracht und beigelegt hat.

Solche hervorragende und umfassende Leistungen hatten die Arndts anfangs, wie bemerkt, wenig günstige Stimmung in der Fakultät geändert. 1832 macht sie ihn zum Mitglied des Spruchkollegiums — eine Ehre, die wohl nie einem Privatdozenten widerfahren ist, und zieht ihn zur Mitarbeit an dem von ihr veranstalteten Bonner corpus iuris anteiustianei zu. Die dafür vorbereitete Ausgabe der sententiae receptae von Paulus veröffentlicht er im Separatabdruck 1833 gleichzeitig mit einer Abhandlung über die Catonianische Regel, betätigt darauf 1834 in dem soeben (von Arndts' Schwager Ulrich) neubegründeten Archiv für preußisches Recht (Band I) zum erstenmale sein Interesse für die moderne Kodifikation durch einen Artikel „über schriftliche Abfassung der Verträge nach preußischem Landrecht“, dem sodann 1836 nach längerem Aufenthalte in Rom im Winter 1834/35 die Veröffentlichung einer Studie über „Zivilgesetzgebung im Kirchenstaat“, sowie im Jahre 1837 ein Aufsatz über die „Zivilprozeßordnung für den Kirchenstaat“ nachfolgte.

In demselben Jahre 1837 erschienen seine Beiträge zu verschiedenen Lehren des Zivilrechts und Zivilprozesses, die insbesondere für die Lehre von der hereditalis petitio, von der unvordenklichen Verjährung und von den Bedingungen bahnbrechende Klärung und Festigung geboten haben.

Und wiederum tritt jener Rezensent, welcher der Erstlings-

schrift unseres Arndts jenes glänzende Zeugnis ausgestellt hatte, in derselben Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung auf und nennt aus diesem Anlaß Arndts einen der vorzüglichsten Zivilisten, dessen neue Leistungen wieder von der großen Gelehrsamkeit und von dem tiefen Eindringen in die Quellen zeugen. Dringend bittet er um die vom Verfasser in Aussicht gestellte Fortsetzung und schließt mit den Worten: „Er ist unserer ersten Zivilisten Genoß". .

Und diesen Genossen unserer ersten Zivilrechtslehrer hatte die Regierung erst kurz vor Veröffentlichung dieser Schrift, am 30. Dezember 1836, zum außerordentlichen Professor, und zwar ohne Gehalt, gemacht, eine Tatsache, welche, so schwerwiegend sie an sich erscheint, erst dadurch ihr volles Licht erhält, daß — wie Professor Hofmann (S. 12) gezeigt hat — die große Masse der hervorragenden oder doch bekannteren Dozenten jener Zeit nach einem oder zwei Jahren, nur ausnahmsweise erst nach drei Jahren zum (a. o.) Professor ernannt wurde, während eine Bitte, die Arndts nach achtjähriger Tätigkeit (Ende des Sommersemesters 1834) um Verleihung einer außerordentlichen Professur an die Regierung richtete, von dieser abschlägig verbeschieden wurde.

Ueber den Grund dieser befremdenden Tatsache äußern sich nur die Professoren Landsberg und Siegel; Landsberg rein negativ dahin, daß derselbe weder im Verhalten der Bonner Fakultät zu suchen ist, noch in der Person von Arndts, obwohl dessen Vortrag kaum besonders anziehend genannt werden konnte. Prof. Siegel dagegen in seiner Gedenkrede auf Arndts in der kais. Akademie der Wissenschaften erklärt offen, es sei der Geist gewesen, der damals die preußische Unterrichtsverwaltung beherrscht hat, welcher Arndts als Katholiken mehr als ein Dezennium auf die Professur warten ließ. Jedenfalls dürfte es richtig sein, daß kaum jemals einem Dozenten von ähnlicher Bedeutung die äußere Anerkennung so lange und so beharrlich versagt worden ist, als gerade unserem Arndts.

Endlich sollte auch hier ein Wandel eintreten! Ende des Jahres 1838 wurde er an Unterholzners Stelle zum ordentlichen Professor in Breslau ernannt mit dem Auftrag, im Sommer 1839 daselbst seine Vorträge zu beginnen, folgte aber einer gleichzeitig an ihn ergangenen Berufung als Ordinarius nach München, wo er am 1. April 1839 seine Professur angetreten hat. Ehe wir aber seiner Wirksamkeit in München näher treten, ist ein Ereignis zu erwähnen, das uns Arndts als Menschen näher rückt.

Am 7. Oktober 1830 hatte er nach jahrelangem Hoffen und Harren sowie nach Ueberwindung zahlreicher Schwierigkeiten die Geliebte seiner Jugendzeit, seine Cousine Bertha Arndts, eine Frau, die mit Anmut der Erscheinung eine vielseitige, auch künstlerische Bildung und einen für alles Gute und Schöne warm empfänglichen Geist verband, als Gattin heimgeführt. Von diesen hervorragenden Eigenschaften legt noch heute Zeugnis ab ihre im Drucke veröffentlichte Uebertragung der Sonetten der berühmten italienischen Dichterin Vittoria Colonna (aber erst 1858 in Schaffhausen erschienen). Es war wohl die Fürsorge für den neubegründeten Hausstand, welche Arndts bestimmte, seine Lehrtätigkeit im Anfang der 30er Jahre erheblich auszudehnen und ebenso begreift es sich, daß Arndts nach vieljährig fortgesetzter anstrengender, in den letzten Jahren womöglich noch gesteigerter Arbeit den Wunsch nach Erholung empfand und zugleich seiner jungen Gemahlin das Leben von der heitern Seite zeigen wollte; so wurde nach Schluß des Sommers 1834 eine Reise nach Italien angetreten, welche neben vielfacher sonstiger Anregung insbesondere auch Veranlassung zu den schon genannten Studien über das Zivilrecht und die Zivilprozeßordnung im Kirchenstaate bot.

(Schluß folgt.)

XXX.

Die katholische Bewegung in Italien.

Als ich vor einigen Monaten einen Aufsatz in diesen Blättern veröffentlichte, der sich mit dem Katholikenkongreß von Bologna (10.—14. Nov. 1903) befaßte,[1] war mir klar, daß ich in nicht zu ferner Zukunft die Feder wieder ansetzen müsse, um den Erfolg des Motu proprio Pius' X. darzustellen Des weiteren war ich mir bewußt, daß eine solche Schilderung nur zwei Dinge zum Gegenstande haben könnte: Entweder den vollen Erfolg der scharfen Vorschriften des Papstes, oder aber ein weiteres Eingreifen ganz energischer Art, um die dauernd widerstrebenden Elemente auf das Nachdrücklichste zu treffen.

Wenn man schon bei genauer Kenntnis der italienischen Verhältnisse nicht auf ein schnelles Gehorchen rechnen konnte, so hatte man doch wohl nirgendwo erwartet, daß sich einem Papste, wie Pius X. einer ist, solche Unterströmungen entgegenstellen würden, wie sie sich tatsächlich gezeigt haben. Sollte der Papst damit eingeschüchtert werden, so hatte man sich mit seinem Vorleben schlecht bekannt gemacht; man hätte wissen können, daß Schwierigkeiten solcher Art für Pius X. nur dazu da sind, um erst recht bewältigt zu werden. Am Schlusse meines obengenannten Aufsatzes habe ich diese Dinge verblümt angedeutet, weil ich mir vollständig darüber klar war, daß

1) Band 133, S. 104 ff.

der Papst diese Frage in dem von ihm als richtig erkannten Sinne auf jeden Fall zu lösen die feste Absicht hatte.

Sein Motu proprio erstrebte, die verschiedenartigen Elemente in Güte zusammenzuführen und zu einigen, um sie dann langsam umzuformen, bis sie in seiner Hand ein ganz gefügiges Werkzeug geworden seien. Dieses Ziel, das der öffentlichen Ruhe unter den Katholiken zu dienen berufen war, hat der Papst nicht erreicht. Sowohl in den leitenden wie in den geleiteten Kreisen der Opera dei Congressi empfand man des Papstes scharfes Eingreifen in empfindlichster Weise und konnte sich nicht entschließen, sich der höheren Weisheit des Stellvertreters Christi voll und ganz zu fügen. Eine Weile redete der Papst den Leuten im guten zu und machte sie auf das Verfehlte ihres Beginnens aufmerksam und mahnte wiederholt zur Einigkeit und zum Gehorsam. Als Pius X. sah, daß alles vergeblich sei, machte er nicht viel Federlesens, sondern hob die Organisation der Katholiken Italiens mit einem Federstriche auf, indem er nur eine Sektion — die zweite — vorläufig bestehen ließ.

Wie das überraschende und doch so selbstverständliche Vorgehen des Papstes zustande gekommen ist, will ich hier kurz darlegen.

Graf Grosoli war mit dem ganzen Vertrauen des heil. Vaters ausgestattet nach Bologna gegangen und hatte dort unter strenger Innehaltung der ihm gewordenen Anweisungen die Ansichten des Papstes vertreten und zum Siege geführt. Dieser Sieg war nicht so sehr durch die leitenden Persönlichkeiten der Opera dei Congressi, von denen manche im stillen grollend den Dingen ihren Lauf gelassen hatten, als durch die Abstimmung der Massen herbeigeführt worden. Unmittelbar nach der Versammlung stimmte der Papst der Tätigkeit Grosolis in Bologna noch einmal ausdrücklich öffentlich zu durch eine amtliche Note im Osservatore Romano.

Die Wintermonate benutzte Graf Grosoli zu ausgedehnten Reisen, um die zerstreuten Kräfte zu sammeln und auf das Bologneser Programm zu verpflichten, was mit reichem Erfolge geschah. Als dann vor mehreren Wochen das ständige General-

komitee der Opera mit dem Generalpräsidium zusammentrat, um wichtige Beratungen zu führen, zeigte es sich, daß Graf Grosoli nicht über eine festgeschlossene, überwiegende Mehrheit innerhalb dieser maßgebenden Körperschaft verfügen konnte, und er reiste deswegen nach Rom, um Pius X. die Sachlage klarzulegen und seine Entlassung anzubieten. Unter dem 15. Juli veröffentlichte Grosoli im Avvenire d'Italia folgende Erklärung: „Schon inmitten des ständigen Generalkomitees (comitato generale permanente) habe ich die Meinung ausgesprochen, daß gewisse Punkte der Erörterung nicht durch die Presse veröffentlicht werden sollten. Da aber eine entgegengesetzte Meinung zum Durchbruch gelangte und, wie vorauszusehen war, die polemischen Aeußerungen sich über sehr zarte Fragen und Tatsachen erstreckten, so liegt es mir daran zu erklären, um jedes Mißverständnis auszuschließen, daß es absolut wahr ist, daß der heilige Vater den Wunsch und die Ueberzeugung ausgesprochen hat, daß das ständige Generalkomitee durch das satzungsgemäße Mittel der Neuwahlen (delle rinovazioni) sich dem Generalpräsidium mehr anpasse (si renda più omogeneo). Dieser Umstand geht im übrigen auf das Klarste aus meiner Wiederbestätigung (als Präsident) hervor, da man durchaus nicht annehmen kann, daß Seine Heiligkeit von mir wünschen, in einer Körperschaft den Vorsitz zu führen, deren Mehrheit mir entgegensteht".

Hier bestätigt der Graf, daß das Generalkomitee von ihm nichts wissen wollte, ihn in der Minderheit ließ, der heilige Vater durch Nichtannahme der Entlassung des Grafen der frondierenden Mehrheit des Komitees ein Quos ego! zurief und so seinem festen Willen Ausdruck verlieh, daß die in seinem Auftrage von Grosoli vertretenen Ansichten unter allen Umständen angenommen werden müßten. Die Mitglieder des Komitees, die glaubten, diese Ansichten nicht zu den ihrigen machen zu können, sollten ausscheiden, um so das Generalpräsidium und das Generalkomitee zu einer Körperschaft zu machen, auf deren unbedingte Geschlossenheit er unter allen Umständen rechnen könne.

Wenn ich in meinem ersten Aufsatze angedeutet habe, daß

der Papst es zunächst in Güte habe versuchen wollen, so sche
mir heute vollständig klar zu sein, daß er selbst auf di
gütliche Aufforderung keinerlei Vertrauen setzte, den wid
strebenden Elementen vielmehr nur noch eine letzte Gelegen
geben wollte einzulenken.

Infolge einer Zeitungspolemik und verschiedener Aeu
rungen aus dem Lager der christlichen Demokraten ließ
Papst durch seinen Staatssekretär Kardinal Merry del
einen Brief schreiben, der in mildester Form vollen Gehors
verlangte und zu verstehen gab, daß man die öffentlic
Streitigkeiten einstellen solle. Die christlichen Demokra
fühlten sich von den verschiedenen Vorkommnissen sehr
unruhigt und hegten allerlei Pläne, wie sie ihren Gedan
zum Siege verhelfen könnten. Es ist für diese ganze Angelegen
und deren Zukunft von Wichtigkeit, wie Francesco di Genna
einer der Wortführer der südlichen Demokraten, die Sachl
ausmalte. In einem von den Zeitungen veröffentlichten B
desselben vom 23. Juli heißt es unter anderem wörtl
wie folgt: „Wir christlichen Demokraten ohne Ausflüchte
Zweideutigkeiten fühlen uns voll katholisch, wir, die wir
absichtigen, inmitten der allgemeinen Kirche die reine christl
Ueberlieferung zu bewahren. Wir glauben, daß man nicht
Hause katholisch und draußen indifferent sein kann, wir glaub
daß die Religion in einer von allem übrigen verschiede
Weise alle Aeußerungen unseres Lebens durchdringen m
Wir werden jedoch auch ohne amtliche Abstempelung durch
Opera dei congressi dieselben Christen in unseren Studi
dieselben Christen in allen Aeußerungen des öffentlichen Leb
sein. Und wenn unser Christentum, unsere aufrichtige Li
zur Kirche uns anrät, uns zu sammeln, um leichter und be
unsere Studien machen, unseren Ueberzeugungen den
bahnen und sie erfolgreich gestalten zu können, wenn wir
für dasselbe Programm arbeiten, wir dasselbe heilige Id
welches das Ideal Jesu Christi ist, erstreben, wen gibt
dann, der uns hindern wird, uns zusamm
zuschließen, um Gutes zu tun? Wir hängen sc
wie alle anderen Katholiken, von unseren Bischöfen, uns

Pfarrern ab, und zwar in der gleichen Weise, wie alle Anderen, wir haben, wie alle anderen Katholiken, unsere Gewissensangelegenheiten der Pflege eines frommen Priesters anvertraut; aus welchem Grunde nun müssen wir, einzig weil wir uns vereinigen wollen, um Gutes zu tun, uns in das bureaukratische Wespennest setzen, und müssen wir noch einmal von anderen geistlichen Oberen oder solchen, die von geistlicher Seite uns aufgedrängt werden, abhängen? Wir sind Katholiken, wir glauben, daß es unsere Pflicht ist, das Gute zu tun; wir glauben, das Recht und die heilige Freiheit zu haben, das Gute gemeinschaftlich zu tun. Warum sollten wir, wenn wir aus der Opera dei Congressi austreten sollten, uns nicht brüderlich vereinigen können, um uns gegenseitig zu helfen, wie Jesus Christus es uns gesagt hat. . . . Gewiß darf uns der von den christlichen Demokraten gemachte und mißlungene Versuch mit der Opera dei Congressi nicht entmutigen. Wir wußten es vorher. Aber lassen wir sie in frommem Frieden nach ihrem Gutdünken arbeiten und sich ehrlicher Weise die Komthurkreuze verdienen. Wir, die wir nie gezwungen werden können, uns einem Prokrustesbett anzupassen, werden auf unsere Weise arbeiten, ohne vielen offiziellen Kram. Und indem wir Gutes tun, werden wir unsere Anhänglichkeit an die Kirche und den Papst zeigen, Anhänglichkeit, die in einem Spruche enthalten ist, der in feierlichem Augenblicke von einer großen Seele so gefaßt wurde: Mit Rom und für Rom auf immer."

Je nachdem der Italiener den Standpunkt wählt, muß er dieses Manifest als korrekt oder als sehr gefährlich ansehen. Daß derartige Strömungen in weiten Kreisen der katholischen Bewegung Italiens sich tatsächlich geltend machten, ist eine unleugbare Tatsache. Die Abneigung gegen die Opera dei Congressi war, trotz Bologna, überall im Wachsen begriffen, weil, wie man in jenen Tagen der Ungewißheit sagte, man unmöglich den starren Konservativismus vergangener Tage mit den neuen Ideen der jungen Welt in einer Organisation vereinigen könne. Ein großer Teil der christlichen Demokraten wollte durchaus von dem ihnen unerträglich ge-

wordenen Joch der Opera befreit sein; sie strebten n Autonomie, „los von der Opera dei Congressi" war ist ihr Schlachtruf trotz der Präsidentschaft des Grafen Gros der ihnen im Allgemeinen sympathisch war.

Weitere Einzelheiten übergehe ich. Graf Grosoli v sandte ein Rundschreiben, das in der Provinz abgedruckt wu Der Osservatore Romano veröffentlichte dann eine No dahin gehend, daß er davon absehe, das Rundschreiben beka zu geben, weil es an allerhöchster Stelle nicht gebilligt we Grosoli war von diesem öffentlich erteilten, ihm vorher n bekannten Mißtrauensvotum vollständig überrascht worden, als der Papst ihn zu sich kommen ließ, bot er zum zweitenm seine Entlassung an, die denn auch sofort angenommen wurde. ist müssig, Vermutungen aufzustellen, warum Pius X. sich diesem überraschenden Schritte entschlossen hatte, da darü keinerlei sichere Mitteilung bekannt geworden ist. Daß Na richten wichtiger Art zu den Ohren des Papstes gekommen si die ihn bewogen haben von der Versendung dieses Rundschreibe das einige vielleicht zweideutige Ausdrücke enthielt, den An zu diesem schwerwiegenden, allgemein überraschenden Schr herzuleiten, darf jedoch als sicher gelten.

In katholischen Kreisen war man zunächst ratlos, da m ganz und gar nicht wußte, was das zu bedeuten habe. liberale Presse sprach in schlecht verhehlter Freude von ei großen Niederlage des Katholizismus in Italien und wo ihre Leser glauben machen, als ob Pius X. in völliger Fassun losigkeit unter dem Drucke der „Intransigenten" einen hö unklugen Schritt getan habe. Daß an diesem einfältigen schwätz kein Wort wahr ist, brauche ich nicht erst ausdrück zu versichern.

Pius X. hatte, durch Ereignisse belehrt, die uns, gesagt, nicht bekannt sind, eingesehen, daß alles Herumkurie an dem kranken Leibe der Opera dei Congressi auf die Da nichts helfen würde, und da entschloß er sich, ganz sei früheren Handlungsweise als Bischof und Patriarch entsprech sofort dazu, mit allem aufzuräumen und dann neu a zubauen.

Am 29. Juli veröffentlichte der Osservatore Romano das folgende Rundschreiben des Staatssekretärs Kardinals Merry del Val an alle Ordinarien Italiens:

„Unser heiliger Vater Papst Pius X. hat, indem er die traurigen Tatsachen des Mangels an Einverständnis, Eintracht und Einheit der Bestrebungen in der Opera dei Congressi und den katholischen (Diözesan-) Komitees Italiens, besonders aber im Schoße des ständigen Generalausschusses beklagt, und indem er an der Hand von mehr oder weniger jungen einschlägigen Tatsachen und Schriftstücken den Fortgang der Opera in reifliche Erwägung zieht, dem unterzeichneten Staatssekretär aufgetragen, den hochwürdigsten Ordinarien Italiens zur Kundgabe an die interessierten Personen die folgenden Entschließungen und Vorschriften bekannt zu geben:

1. „Indem er die Verdienste anerkennt und die Geradheit und den guten Willen der einzelnen Mitglieder des ständigen Generalkomitees und in besonderer Weise des ausgezeichneten Grafen Grosoli belobt, erklärt er nichtsdestoweniger, um in wirksamerer Weise für die gegenwärtigen Bedürfnisse der katholischen Bewegung zu sorgen, eben dieses ständige Generalkomitee für aufgelöst. Das Archiv des aufgelösten Generalkomitees wird mit allen seinen Beständen Sr. Eminenz dem Kardinalvikar Sr. Heiligkeit übergeben werden.

2. „Die christliche Volksbewegung (azione popolare cristiana) oder christliche Demokratie, wie der Heilige Stuhl sie versteht, deren höchster Nutzen und moralische Notwendigkeit des öfteren von dem hochseligen Papste Leo XIII. und dem regierenden Papste hervorgehoben worden sind, ist demnach ohne Zweifel von der höchsten Bedeutung. Der heilige Vater, der die genannte christlich-demokratische Bewegung in besonderer Weise dem zweiten Ausschuß der Opera dei Congressi unter der weisen Leitung des Grafen Stanislaus Medolago-Albani anvertraut hat, erkennt ihre ausgezeichneten Erfolge an und will, daß der zweite Ausschuß unter derselben Leitung unverändert fortbestehe; ja er beabsichtigt, dem Präsidenten noch größere Machtbefugnisse zu geben und gewährt ihm deswegen alle jene Vollmachten, die er (bisher) nicht ausüben konnte, ohne vom

ständigen Generalkomitee oder dem Vorstande jenes Komitees abzuhängen.

3. „Die anderen ständigen, in Italien eingerichteten Gruppen oder Ausschüsse, d. h. die Gruppen 1, 3, 4 und 5 werden mit den entsprechenden Generalsektionen aufgelöst, genau wie das ständige Generalkomitee. Die einzelnen Archive bleiben vorläufig in Verwahr derselben Personen, die sie bisher zu hüten hatten. Die Machtbefugnisse der allgemeinen Gruppen 1, 3, 4 und 5 werden auf die Regional- und Diözesangruppen übertragen, so zwar, daß den Bischöfen die Oberaufsicht, Leitung und Approbation zusteht.

4. „Die Ernennung des Generalpräsidenten der zweiten Gruppe wird der obersten kirchlichen Behörde vorbehalten; der Graf Stanislaus Medolago-Albano wird in seinem Amte als Generalpräsident der zweiten Gruppe bestätigt und ihm die Macht gegeben, die anderen Personen auszuwählen, denen die anderen Aemter der zweiten Gruppe übertragen werden sollen, sowie alle, die dem Werke nützlich sein können, zu denselben Würden zuzulassen, aus denen der Vorstand besteht. Seine Heiligkeit wünschen, daß kein Geistlicher ohne Erlaubnis des eigenen Bischofs oder desjenigen, in dessen Diözese er sich zur Zeit befindet, in die zweite Gruppe aufgenommen werde. Ebenso wünschen Allerhöchstdieselben, daß alle Elemente des Unfriedens von der zweiten Gruppe ausgeschlossen und mit fester Milde alle jene Geistlichen und Laien, die wegen ihrer geringen wissenschaftlichen Genauigkeit in den Fragen der katholischen Volksbewegung als Anhänger und Verbreiter ungesunder Neuerungen bekannt sind, zurückgewiesen werden sollen, ebenso wie diejenigen, deren Geradheit in der Verteidigung der Absichten und der Rechte des Heiligen Stuhles zu wünschen übrig läßt, oder die wenig aufrichtig in der ständigen Beobachtung der päpstlichen Verfügungen sind.

5. „Ohne besondere Erlaubnis des Heiligen Stuhles kann kein Generalkongreß einberufen werden. Die Regional- und Diözesankongresse können unter voller Abhängigkeit von den Bischöfen nach vorheriger schriftlicher Erlaubnis derselben einberufen werden; im Falle es sich um einen Regionalkongreß

handelt, steht die Erlaubniserteilung und die Beaufsichtigung dem hochwürdigsten Präsidenten der Bischofskonferenzen jener Gegend zu. Findet der Regionalkongreß nicht in der Diözese des Präsidenten statt, so hat man in Uebereinstimmung mit dem Diözesanbischof vorzugehen.

6. „Auf jenen Kongressen sind folgende Richtlinien einzuhalten: a) kein Geistlicher oder Kleriker darf ohne Erlaubnis des eigenen Bischofs und desjenigen, in dessen Diözese der Kongreß stattfindet, teilnehmen; b) soweit dies möglich ist, sollen die mehr den politischen Parlamenten als den brüderlichen katholischen Zusammenkünften eigenen Verhandlungsformen vermieden werden; c) man soll Frauen, auch wenn sie ehrenhaft und fromm sind, niemals das Wort erteilen; d) wenn es schon bei der Erörterung der katholischen Volksbewegung jederzeit vermieden werden muß die eigene Meinung triumphieren zu lassen dadurch, daß man Worte des Papstes, die in privater Audienz gesprochen und gehört wurden, anführt, umsomehr muß man das auf den Kongressen vermeiden.

7. „Aus schwerwiegenden Gründen kann jeder Bischof die Komitees, Gruppen oder Sektionen seiner Diözese auflösen; er kann allen Ernennungen und Entschließungen der verschiedenen, zur Opera dei Congressi gehörenden Vorstände seiner Diözese sein Veto entgegensetzen, wenn er dieselben für seine Diözesanen nicht für nützlich hält. Es ist vorzuziehen, daß eine Sache nicht geschieht, als daß sie ohne oder gegen den Willen des Bischofs geschieht. Deswegen soll man stets vor Augen haben und treu befolgen die Mahnungen und das Programm der christlichen Volksbewegung, die den Satzungen und der Geschäftsordnung der Opera dei Congressi (Anhang a und b) angehängt sind, ebenso die Vorschriften der heil. Kongregation der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten vom 27. Januar 1902 und des jüngsten Motu proprio, das der heilige Vater über dieselbe christliche Volksbewegung erlassen hat. Beklagenswerte Ausschreitungen wären nicht vorgekommen, wenn alle Gläubigen, die die katholische Bewegung lieben, und alle Journalisten sich ins Gedächtnis zurückgerufen, häufiger gelesen und mit mehr Loyalität beobachtet hätten, was alles

in jenen schwerwiegenden Aktenstücken vorgeschrieben
Deswegen will der hl. Vater, daß die Bischöfe mit beson
Sorgfalt und mit väterlicher Festigkeit die volle theore
und praktische Unterwerfung unter die Vorschriften und
linien jener Aktenstücke verlangen sollen. Der hl. Vater
sichtigt mit diesen Verfügungen den katholischen Werke
Italien eine günstige Entwicklung zu verschaffen, da dies
ohne die wirksame, ständige Tätigkeit der Bischöfe stets
unsicher und konfus bleiben werden.

„Die von dem wahren Geiste des Glaubens erf
Katholiken werden mit Leichtigkeit verstehen, daß die
Vorschriften weder einen Rückschritt in der katholischen V
bewegung Italiens bedeuten können, noch eine Verminde
des Vertrauens des Heiligen Stuhles gegenüber allen d
die sich der Förderung der Opera dei Congressi widmen
zeigen vielmehr im Gegenteile an, daß der Papst den
Willen hat, allen Unternehmungen, besonders aber dem d
lichen und notwendigen Fortschritt der christlichen Volksbewe
neues, kräftiges Leben zu geben. Aus diesem Grunde fo
er darum die Alten wie die Jungen der katholischen Bewe
auf, jeden Grund zur Bitterkeit zu vergessen, in Frieden
einander in kindlicher Unterwerfung fleißig zu arbeiten.
endlich der festen Ueberzeugung, daß alle Hirten es als
Seelsorgeangelegenheit von vorzüglichster Wichtigkeit auf
alle vorgenannten Werke mit dauernder väterlicher Sor
ermutigen".

„Dieses Rundschreiben muß in jeder katholischen Verein
vorgelesen und in einer Nummer aller katholischen Zeit
Italiens ganz abgedruckt werden."

Zu diesem hochbedeutsamen Aktenstücke sind einige
sachlichen Kommentars notwendig.

Wenn der heilige Vater von „traurigen Tatsachen" sp
so hat er dazu mehr wie genügende Veranlassung. Die
ranntheit war auf Seiten der Alten wie der Junge
groß geworden, daß an eine Aussöhnung auf dem Bode
bestehenden Organisation nicht zu denken war. Die J

wollten den Namen „christliche Demokratie“, den der heilige Vater aus politischen Gründen vollständig ausgeschaltet wissen will, nicht gegen die Bezeichnung „christliche Volksbewegung“ eintauschen, weil sie eben ihre politischen Aspirationen nicht aufgeben wollen, wenigstens die größere Mehrheit derselben. Der Umstand, daß in dem Rundschreiben der neue Name fast ausschließlich gebraucht ist, dürfte wohl genügen, um denselben für alle Zukunft einzubürgern. Indem der Papst vier Abteilungen der Opera dei Congressi unterdrückt, die zweite aber bestehen läßt und ihr die größten Machtbefugnisse gibt, trägt er damit der Tatsache Rechnung, daß die ersteren bisher ziemlich unfruchtbar gearbeitet haben, die zweite Abteilung es jedoch verstanden hat, wichtige wirtschaftliche Einrichtungen zu schaffen, deren Leitung sie in der Hand hat. Wäre das nicht der Fall gewesen und hätte man nicht befürchten müssen, diese wirtschaftlichen Vereine und Kassen einer Krise entgegenzuführen, die von schwerwiegenden Folgen begleitet worden wäre, so hätte Pius X auch diese Abteilung aufgehoben. Er hätte dann leichtere Arbeit bei dem Neuaufbau gehabt.

Am Schlusse des dritten Absatzes steht die ausschlaggebende Verfügung, daß die einheitlichen Befugnisse der bisherigen Gesamtleitung der aufgehobenen Abteilungen auf die Regional- und Diözesanabteilungen übergehen sollen. Es wird also die prinzipiell wichtige, grundstürzende Verfügung der Aufhebung der Zentralisation und der Einführung der Dezentralisation gemacht. Zusammen mit den Bestimmungen des 5. Absatzes bieten diese Anordnungen den Schlüssel zum Verständnisse der bisherigen relativen Erfolglosigkeit der katholischen Bewegung in Italien. Wir haben also neben den jetzt autonomen Gruppen, die sich über kleinere Landstriche erstrecken, eine noch *wesentlich größere* Bevormundung durch die Bischöfe.

Wenn ich früher hervorhob, daß die bisherigen Bestimmungen über die katholische Bewegung in Italien auf eine in den Kinderschuhen steckengebliebene Organisation paßten, so muß man heute angesichts der neuesten, wohlüberlegten Maßnahmen Papst Pius' X. sagen, daß man ihr nicht einmal mehr diesen

Charakter zubilligen kann. Man muß von einer förmlichen Knebelung der Bewegung wie der Individuen sprechen, die allerdings durch die Ereignisse mit aller Macht herausgefordert worden ist. Und daß Pius vor diesem Schritte nicht zurückschreckte, sondern ihn machtvoll tut, ist ein Zeichen seines Mutes und seiner Unerschrockenheit. Faule Kompromisse, durch welche die Risse verkleistert werden, aber keine Heilung entstandener Schäden herbeigeführt wird, sind nicht nach des Papstes Geschmack. Er sieht und weiß, daß nur strengste Regimentierung nach Regionen und Diözesen unter absolutester Abhängigkeit von den Bischöfen langsam etwas zuwege bringen wird; also befiehlt er sie.

Es wird nicht an Einzelnen wie ganzen Gruppen fehlen, die sich diesem Joche nicht fügen wollen und werden. Gut, sie sollen sich mit Francesco di Gennaro selbständig machen und werden dann auf absteigendem Wege bald in irgendeiner politischen Partei landen. An diesen Elementen ist dem Papste nichts gelegen. Er will sie gar nicht einmal in seiner neuen Opera haben, denn sonst hätte er nicht den Ausschluß der unruhigen Elemente befohlen und die Aufnahme zweifelhafter Kantonisten verboten.

Endlich ist zu beachten, daß Pius mit aller Macht jegliches Hinüberschielen nach den politischen Fragen und Parteien unter allen Umständen aus der christlichen Volksbewegung Italiens ausgeschlossen wissen will. Das erste Jahr seines Pontifikates hat genügend Anhaltspunkte dafür geboten, daß die Opera dei Congressi im besten Zuge war, das rein religiöse und soziale Gebiet zu verlassen, um sich zu einer politischen Partei auszuwachsen. In der christlichen Volksbewegung des Papstes Pius X. haben derartige Aspirationen keinen Platz; ihnen hat er, ohne es mit ebensovielen Worten klar auszusprechen, in der deutlichsten und kräftigsten Weise die Türe gewiesen.

Der im Original gesperrt gedruckte Satz, daß es besser ist, daß ein Werk nicht geschieht, als daß es ohne oder gegen den Willen der Bischöfe geschehe, ist ein ganzes Programm. Wenn man nun weiß, daß zahlreiche Bischöfe mit Leib und

Seele auf Seiten der Alten, und vielleicht ebensoviele Bischöfe mit der gleichen Begeisterung an dem Programm der Jungen festhielten, wenn man erwägt, daß bei vielen der Alten die Opera dei Congressi mit Legitimismus und Bourbonismus — man verzeihe diese aus dem Italienischen herübergenommenen, etwas merkwürdig klingenden Worte — verwechselt wurde und viele der Jungen ihr Programm für gleichbedeutend mit „katholische politische Partei" ansahen, dann begreift man, daß der Papst weder mit den Einen noch mit den Anderen gehen konnte. Er mußte hier neue Richtlinien vorzeichnen, die lediglich religiöse und soziale Zwecke einschlossen.

Es steht jetzt in der Hand der Bischöfe, eine neue katholische Bewegung zu schaffen. Die Macht, die ihnen übertragen wurde, ist groß, die Verantwortung vielleicht noch größer. Ob sich überall die wissenschaftlich wie praktisch genügend vorgebildeten Kräfte in den Bischofsstädten finden werden, um die Bischöfe richtig zu beraten, ist, nach meiner Kenntniß der Verhältnisse, sehr zweifelhaft. Da muß die Tätigkeit der Wanderredner eintreten, eine Einrichtung, von der bisher weniger Gebrauch gemacht worden ist, als es die Verhältnisse erheischten.

Daß der Papst ausdrücklich die Befürchtung zurückweist, als ob die neuen Verfügungen einen Rückschritt bedeuten könnten, war gut und notwendig, weil nur die Wenigsten der bisherigen Mitglieder der Opera dei Congressi das Rundschreiben ohne Voreingenommenheit — eine natürliche Folge der Kämpfe des letzten Jahres — gelesen haben werden. Ob dieselben in dem Sinne einen Fortschritt bedeuten werden, daß nun gleich solches Leben hervorgerufen wird, das imstande ist in umfangreicher Weise praktisch wirksam zu werden, ist fraglich. Der Abfall der überwiegenden Mehrzahl der Jungen, also der eigentlichen christlichen Demokraten, dürfte als ziemlich sicher gelten. Die erhebliche numerische Schwächung, verbunden mit der Schwierigkeit, leitende Männer von entsprechendem Können und Wollen zu finden, dürfte wohl die katholische Volksbewegung für einige Jahre im Rahmen eines Noviziates festhalten. Das

ist an sich natürlich und wird der Sache in der Zukunft nur zum Vorteil gereichen.

Alle Redensarten, als ob der Papst sich von der starr-konservativen Hofkamarilla, die im Kardinal Oreglia di Santo Stefano ihr Haupt sähe, habe überreden lassen, plötzlich und ab irato alle diese Entschlüsse zu fassen, sind natürlich wertlos und unwahr. Das Rundschreiben ist so sehr dem Geiste und der Denkungsart des Papstes entsprechend, daß nur diejenigen das nicht einsehen, die, wie ich wiederholen muß, das Vorleben des Papstes nicht kennen. Nicht gegen den Fortschritt wendet sich der Papst, sondern er will nur verhüten, daß unter der Maske des Fortschrittes und neuer sozialer Gedankenkreise eine Einrichtung, die rein religiöser und sozialer Art von Anfang an war, in eine politische umgewandelt werde. Die besonderen und sehr strengen Vorschriften bezüglich der Laien und Kleriker, die an verschiedenen Stellen des Rundschreibens zu finden sind, muß man als eine heilsame disziplinäre Maßregel von hervorragender Bedeutsamkeit bezeichnen. Uebers Jahr hoffe ich in einem neuen Berichte die ersten günstigen Wirkungen des tatkräftigen Vorgehens des Papstes den Lesern vorlegen zu können.

XXXI.

Bischof Franz X. von Zottmann.[1])

Die ausgedehnteste europäische Diözese, Tiraspol in Rußland, verdankt ihre eigentliche Organisation einem Bayer. Infolge des zwischen der Kurie und der russischen Regierung im Jahre 1847 geschlossenen Konkordates wurde für die ungeheuren Strecken zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere, zu beiden Seiten des Dniepr und der Wolga und im Süden bis zur persischen Grenze reichend, ein Riesenbistum gegründet mit einem Flächenraum, der den des Deutschen Reiches noch um die Hälfte überragt. Fast eine halbe Million Deutsche und 35000 Polen gehören diesem Kirchensprengel an. Erster Bischof war Ferdinand Kahn. In das von diesem zu Saratoff, dem Sitze der Diözese, gegründete Priesterseminar trat im J. 1859 Franz X. Zottmann ein. Zottmann war, zu Orban (27. Juni 1826) geboren, nach Absolvierung seines Studienganges an den Gymnasien zu Eichstätt und Neuburg, den Universitäten Würzburg und München (dazwischen auch mit besonderem Einfluß auf seine künftige Entwicklung am Lyzeum zu Eichstätt), 1853 nach Petersburg als Erzieher in das Haus des griechischen Gesandten am russischen Hofe, des Ministers Zographos, gekommen. Dort reifte der Entschluß in ihm, Priester zu werden, und nach vorübergehendem Aufenthalte in Moskau traf er in Saratoff ein, wo er in kurzen Abständen die heiligen Weihen empfing (Priesterweihe am 29. Juni 1860). Nach der Gründungsbulle war das Bistum als deutsche Diözese errichtet worden, doch fehlte es fast gänzlich an deutschen Priestern, im

1) Franz X. von Zottmann, Bischof der Diözese Tiraspol. Züge katholischen und deutschen Lebens aus Rußland, geschildert von A. Zottmann, Pfarrer. München 1904, Jos. Roth'sche Verlagshandlung.

Gegenteil lag die Seelsorge nahezu ausschließlich in den Händen der Polen. Es mußte demgemäß zunächst das Seminar zweckentsprechend umgestaltet werden und wurde hiefür Zottmann, der rasch Inspektor und Professor daselbst geworden, auserſehen. Während dessen Reise nach Deutschland (1864), wo er deutsche Kräfte gewinnen wollte, starb Bischof Kahn und Zottmann wurde sein Nachfolger, freilich erst 1872, denn 8 Jahre blieb die große Diözese verwaist infolge der zwischen dem Heiligen Stuhle und der russischen Regierung bestehenden Spannung.

Der neue Bischof, durchdrungen von der Erkenntnis, daß die Hauptbedingung für das Wohl der ihm anvertrauten Seelen ein guter Klerus sei, wendete wie vordem als Rektor, so jetzt in verstärktem Maße sein Augenmerk auf die Heranbildung eines solchen, der wenn möglich aus der Diözese selbst entsprossen und mit den Verhältnissen vertraut wäre. In gleicher Weise widmete er aber seine Fürsorge auch dem Volke, namentlich durch Hebung des Schulwesens. Da die Regierung ihrer im Konkordate eingegangenen Verpflichtung nicht nachgekommen, erbaute er eine würdige Kathedrale in Saratoff (1881) an Stelle der vom Jesuiten P. Landes, dem ersten katholischen Pfarrer daselbst, errichteten hölzernen Kapelle. Daß in Rußland die Schwierigkeiten eines katholischen Kirchenfürsten große sind, leuchtet ein; gleichwohl trachtete Bischof Zottmann mit der Regierung so viel als möglich zu vermitteln, ohne seiner Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl etwas zu vergeben. Diese letztere bewies er auch dadurch, daß er als der erste russische Bischof die Schwelle des Vatikans überschritt (1882). Wie sehr ihn aber die Schwierigkeiten seiner Lage, sowie die mit der Verwaltung der übergroßen Diözese verbundene ungeheuere Arbeitslast bedrückten, beweist der Umstand, daß er schon bei seiner Anwesenheit in Rom resignieren wollte und später, als ein Nervenleiden in Verbindung mit einem chronischen Magenübel ihn schwächte, wiederholt die Bitte, zurücktreten zu dürfen, einreichte. Ende 1889 erfolgte denn auch wirklich seine Resignation, worauf er seine letzten Lebenstage zunächst in Castua, dann aber in der Heimat verbrachte. Dort, in Orban, starb er am 12. Dezember 1901.

XXXII.

Die Bedeutung des römischen Kaisertums für den Gemeingeist der Christenheit.

Opus posthumum von Onno Klopp, entstanden im Winter 1902/3.

(Schluß.)

Neben der andauernden Blüte des charitativen Lebens wuchs für fast zwei Jahrhunderte eine andere hervor, groß und mächtig sowohl während ihrer Dauer als durch ihre Folgen. Es sind die Kreuzzüge. Es ist nicht richtig, dieselben als wesentlich offensiv gegen den Orient aufzufassen. Vielmehr steht das ursprüngliche und hauptsächliche Motiv der Kreuzzüge in scharfem Gegensatze zu der Lehre des Korans, welche dem im Kampfe für die Ausbreitung des Islam Gefallenen die Pforte des Paradieses eröffnet. Die Lehre Mohammeds ist offensiv. Die Predigt des Kreuzzuges, welche ausging von dem Haupte der Kirche, nicht erst von Urban II., sondern bereits von seinem Vorgänger Gregor VII., war nicht ein Aufruf zum Angriffe auf die Türken, sondern zur Verteidigung der von ihnen bedrohten Christen des Orients. In dem ersten Aufrufe, den Gregor VII. im Jahre 1074 richtet „an alle, die willig sind, den christlichen Glauben zu verteidigen", klingt als der Grundgedanke hindurch: „Wie der Heiland der Welt sein Leben hingegeben hat für uns, so sollen auch wir das unserige hingeben für

unsere Brüder, die bedrängten Christen im Orient."[1]) — Welche anderen, minder edlen, minder reinen Motive sich nachher hinzugesellen mochten, sie konnten den Strom trüben, der aus reiner Quelle stammte, nicht diese selbst.

An den Kreuzzügen haben sich beteiligt sämtliche christlichen Völker des westlichen Europa. Die Oberleitung stand dem geistlichen Haupte der Christenheit zu: die Kriegführung, wenn der römische Kaiser oder König persönlich sich beteiligte, diesem Oberhaupte. Es sind drei der Hohenstaufen, welche von diesem Rechte Gebrauch machten: Konrad II., Friedrich Barbarossa, Friedrich II. Die Untreue des letztgenannten führte zum Bruche mit dem Papste. Dennoch ging damit die Idee der Kreuzzüge noch nicht unter. Im Jahre 1275 trafen Rudolf von Habsburg und der Papst einander in Lausanne. Sie beredeten die Kaiserkrönung und dann einen Kreuzzug. Die mit dem Könige anwesenden Fürsten stimmten zu.[2]) Allein der Zustand von Deutschland vergönnte dem Könige weder seine richtende und ordnende Hand über das nach ihm sich sehnende Italien auszustrecken noch des Kreuzzuges zu gedenken.

Die innere Auflösung der Seldschuken-Macht ließ dann für längere Zeit die Gefahr als geringer erscheinen. Aber auf den Trümmern derselben erhob sich diejenige der Osmanen, gewaltiger, stürmischer als die ihrer Vorgänger, voll des steten Drängens nach Westen. Die selbstverschuldete Niederlage der Polen und Ungarn bei Varna im Jahre 1444 trug schwere Folgen. Im Mai 1453 erstürmte Mohammed II. Konstantinopel. Der Schrecken im Abendlande war groß. Der neugewählte Papst Kalixt beschwor in feierlichster Weise, auch das eigene Blut hinzugeben für den Wiedergewinn von Konstantinopel.[3])

---

1) Labbei Sacrosancta concilia, t. X p. 44.
2) Boehmer, Fontes etc. I, 307.
3) Leibniz, Codex Diplomaticus 417.

Denn, wie eine Reihe von Persönlichkeiten verschiedener bensstellung aus den zunächst beteiligten Nationen der hristenheit durch ihre mutige Gegenwehr sich Ruhm und hre erwarben, so ist unter allen Päpsten, so verschieden uch sonst ihr Trachten sein mochte, auch nicht einer, der icht seines Berufes der Mahnung an die Christenheit ur Abwehr des ständigen Vordringens der Türken eingedenk gewesen wäre. Voran steht Pius II., der, wie er schon früher als Kanzler des Kaisers Friedrich III. seine Mahnung in diesem Sinne an die deutschen Reichsfürsten gerichtet, so als das Haupt der Christenheit an alle Nationen derselben. Er berief deren Häupter nach Mantua, 1459. So prächtig der Einzug des Papstes war, seiner Ladung dahin folgten fast nur Italiener. Dennoch gaben sich auch von seiten anderer Fürsten Neigungen kund, auf die der Papst Pius hoffen zu dürfen glaubte. Er wollte selber die Führung übernehmen. „Wenn die christlichen Fürsten“, rief er aus, „ihren Lehrer und Vater, den römischen Papst und Stellvertreter Christi, einen kranken und hinfälligen Greis, in diesen Krieg ziehen sehen, so schämen sie sich vielleicht, daheim zu bleiben.“ — Er hatte Ancona als Sammelplatz bestimmt. Die Stadt empfing ihn mit Jubel und Triumph. Allein den also Einziehenden durchschauerten Frost und Hitze des Fiebers. Pius II. starb in Ancona, 1460. Sein Kreuzheer zerging. Von Deutschland her hatte niemand sich gestellt.

Immerhin mochte diesem oder jenem in Deutschland ine Gefahr von den Türken her minder drohend erscheinen. ben damals freilich wurde ein Aufruf kund, welchen der roberer von Konstantinopel, Sultan Mohammed II., um 170 an die Seinen erlassen haben sollte.[1]) Darin heißt es:

„Ich Mohammed, Sohn Murads, selber Sultan, glücklich ch allen Seiten, den Sterblichen furchtbar, mächtig in Waffen

[1]) Zinkeisen II, 469. Michaud, Histoire des croisades V, 289.

durch die Fürbitten der Himmlischen und des großen Prophete
Mohammed, Kaiser der Kaiser, gelobe durch dies mein Gelübd
und meinen Eid dem Schöpfer aller Dinge, daß ich mit meine
Augen nicht den Schlaf ersehen, nichts Süßes genießen, nicht
Liebliches verlangen, nichts Glänzendes behandeln, nicht mei
Angesicht vom Osten nach dem Westen wenden werde, bis ich
zuvor hinabgeworfen und mit den Hufen meines Rosses nieder
getreten haben werde die Götter der Völker, die aus Holz,
aus Erz, aus Silber, aus Gold, aus Malerei und mit den
Händen der Verehrer Christi gemacht sind, ferner alle ihre
Unbilligkeit vom Angesichte der Erde, so weit sie sich erstreckt
von Osten nach Westen, zum Lobe des wahren Gottes Sabaoth
und seines großen Propheten Mohammed ausgetilgt haben
werde."

Angenommen aber auch, daß solche der Christenheit
die Vernichtung drohenden Reden nicht vernommen wurden,
so lagen doch der Tatsachen genug vor, die solchen Reden
entsprachen. Und demgemäß war auch das Gemeingefühl
in der Christenheit gegen die Türken nicht erstorben. Aber
es war nicht mehr intensiv genug, die räumlich Entfernteren
zur Tat zu bewegen, auch nicht auf die direkte Forderung
der zunächst Bedrohten. Auf dem Reichstage zu Freising
im Jahre 1479, erschienen ungarische Gesandte, um Beistand
gegen die Türken nicht blos zu erbitten, sondern zu fordern
Als die Reichsstände in der bei ihnen in solchen Fälle
herkömmlichen Weise erwiderten: es seien ihrer zu wenige d
und der Kaiser möge lieber förderlich einen anderen Ta
ausschreiben, überreichten die Ungarn vor Notar und Zeuge
welche sie zu diesem Zwecke gleich mit in die Versammlun
gebracht hatten, eine heftige Protestation wegen verweigert
Türkenhilfe.[1])

Jahr auf Jahr drangen die Türken weiter westwär
mit Feuer und Schwert. Katharina, die letzte christlic

---

1) Müller, Reichstags-Theater unter Maximilian, Bd. II, 227.

Königin von Bosnien, „im Vertrauen auf Gott, der keine widerrechtliche Gewalt für immer dauern lasse“, vermachte ihr Königreich dem päpstlichen Stuhle.[1]) Sie konnte es dadurch nicht retten. Der Papst Sixtus IV. entsprach in seinen Mahnungen dem Sinne seiner Vorgänger. Sie fanden keinen Widerhall. Die Brandfackel der Türken leuchtete wiederholt bis nach Kärnten, Krain, Steiermark hinein.

Die Seele des ritterlichen Kaisers Maximilian I. war von Jugend auf erfüllt von dem Gedanken, seinen Kaiserberuf zu erfüllen und eben darum der Vorkämpfer der Christenheit zu sein gegen das Osmanentum. Dieses sein Streben hat bald nach dem Beginne seiner Regierung sein Zeitgenosse, der Dichter Sebastian Brant, richtig erfaßt und in treffender Weise zu heben gesucht mit klarem Hinweise auf die Hindernisse.[2])

Im Kapitel „Vom Verfall des Glaubens“ setzt Sebastian Brant im Jahre 1494 auch den Papst und den Kaiser, sowie die Reichsfürsten in sein Narrenschiff, auf Grund ihrer Lässigkeit in der Abwehr der Türkengefahr. Mit nachdrücklichen Worten weist er sie auf die Länder, welche die Christenheit ostwärts an die Türken verloren. Bereits stehen diese in Dalmatien, in Steier, in Kärnten, in Kroatien, in Ungarn und der Windischen Mark. Sie haben nicht allein das Meer, sondern auch die Donau: sie drohen Einbruch in Apulien, in Sicilien, in Rom. „Der Wolf ist wahrlich schon im Stalle, dieweil der Hirt im Schlafe liegt.“ Er tadelt die Reichsfürsten ob ihrer Habgier:

Jeder Kaiser muß vorab beschwören:
Den Fürsten soll das Reich gehören:
Jeder will sich gesichert wissen,
Was er davon an sich gerissen.

---

1) Das Testament von 1479 in Leibniz, Codex Diplomaticus 438.
2) Seb. Brants Narrenschiff, erneut von Simrock. Berlin 1872. S. 254.

Um Gott, Ihr Fürsten, seht den Schaden,
Den Ihr endlich habt mit auszubaden,
Denn wenn das Reich geht hinter sich,
So bleibt Ihr auch nicht ewiglich.

Um des Ruhmes des deutschen Namens willen s
ihm das Kaisertum gegeben:

Doch selbst ihr Reich nun zu zerreißen,
Sieht man die Deutschen sich befleißen.

Brant weist die Fürsten hin auf Maximilian:

Ihr habt traun einen König mild,
Der Euch wohl führt mit Rittersschild:
Die Reiche zwäng' er insgemein,
Wolltet Ihr ihm nur behülflich sein.
Der edle Fürst Maximilian
Hat würdig wohl die Kron' empfahn;
Auch brächt' er leicht in seine Hand
Das heilige gelobte Land.
Er beginnt es heute gleich am Tag,
Wenn er nur Euch vertrauen mag.
Werft von Euch solche Schmach und Spott,
Denkt, kleines Heeres waltet Gott.
Wie viel auch schon vom Glauben fiel,
Christenlande sind doch noch so viel
Mit Kön'gen, Fürsten, Adel, Frei'n,
Daß sie die ganze Welt allein
Gewinnen und beherrschen könnten,
Wenn sie einander Gutes gönnten,
Sich Lieb' erwiesen und treuen Mut —
Zu Gott hoff' ich, es werd' noch gut

Maximilian suchte durchweg auf seinen Reichsta
Frage der Abwehr der Türken anzuregen. Er pflegt
die Reichsstände so gesinnt zu finden, wie Sebastian
sie geschildert. Im Jahre 1505 forderte er in Köl
drücklich die Reichshülfe. Die Reichsstände erwidert
Absicht des Kaisers auf einen Heereszug gegen die
sei ehrlich, löblich, christlich; indessen sei dies eine

welche die gesamte Christenheit angehe, nicht die Deutschen allein; darum möge der Kaiser mit dem Papste und anderen christlichen Königen davon handeln.[1])

Den drohenden Erfolgen des Sultans Selim gegenüber erwuchs damals in dem Papste Leo X. die Hoffnung, die gesamten Häupter der Christenheit aufbieten zu können, nicht blos zur Verteidigung, sondern auch zum Angriffe, zum Zwecke des Wiedergewinnes „unserer verlorenen Reiche und Länder".[2]) Alle Fürsten der Christenheit sollten aufgefordert werden, unter der päpstlichen Vorschrift eines gegenseitigen Friedens untereinander auf fünf Jahre. Der Plan des Papstes erhielt eine besondere Stärkung durch den friedlichen und freundlichen Vergleich des Kaisers Maximilian mit den zwei Königen aus dem Hause Jagello, Ladislaus von Ungarn und Böhmen und Sigismund von Polen. Sie begaben sich zu ihm nach Wien, 1515. Dort schloß der König Ladislaus mit dem Kaiser in Betreff der Nachkommen die Heiratsverträge, deren Konsequenz für die Nationen man damals noch nicht ahnte. Insbesondere aber waren die drei Häupter einig in ihrem Wunsche des Schutzes gegen die Türken.

„Wir zweifeln nicht", meldet der Kaiser dem Papste, „dies alles werde gereichen zur Erhaltung und zum Wachstum unserer heiligen Religion, des apostolischen Stuhles und des gesamten christlichen Gemeinwesens, insbesondere durch den notwendigen Kriegszug gegen die Türken als die treulosesten Feinde des christlichen Namens. Zu diesem Kriegszuge, den ich von meinen Knabenjahren an ersehnt, haben mich ja Ew. Heiligkeit durch Briefe und durch Boten so oft inständigst ermahnt. Und ich zweifle nicht, daß, wenn andere christliche Fürsten abließen das christliche Gemeinwesen zu stören, und endlich einmal zur Vernunft kämen, dann sofort jener Kriegszug zum Heile der

---

1) Müller, Reichstagstheater unter Maximilian I. Bd. III, 487.
2) Monumenta Habsburgica. Abt. II. Vol. I, 544.

Christenheit unternommen und mit dem glücklichsten Erf
durchgeführt werden könnte".[1])

Vielfache Kundgebungen der Bereitwilligkeit von se
europäischer Fürsten bestärkten den Papst Leo X., im B
ginne des Jahres 1517, in seinem Wunsche und in sei
Hoffnung auf einen allgemeinen Kreuzzug der Christenh
gegen die Türken. In der zwölften und letzten Sitzu
des noch versammelten Lateran-Konzils, im März, eröffn
er unter der Zustimmung aller Versammelten seine Absich
die Fürsten der Christenheit zum Zuge gegen den Sulta
Selim aufzufordern, und zugleich sie zum Frieden unte
einander auf fünf Jahre zu ermahnen [2]) Infolge d
mannigfachen Zustimmungen, die darauf einliefen, begin
der Papst im März 1518 eine besondere Feier. In fes
licher Prozession, jedoch barfuß, zog er mit sämtlichen Ka
dinälen von der Peterskirche zur Kirche Maria di Minerva
Nach dem Hochamte dortselbst pries der Kardinal Sadol
mit lebhaften Worten die Willigkeit der Fürsten auf de
an sie ergangenen Ruf des Papstes, namentlich diejenig
des Kaisers Maximilian, dessen Haltung vorbedeutend s
für den Sieg. Daß der Mangel der Eintracht unter de
christlichen Fürsten bisher den Türken zum Vorteile gereicht
habe man nicht genügend durchschaut: nunmehr liege di
Wahrheit offen da und der Glanz der wahren Ehre leucht
empor vor den Augen.

Es handelte sich also um die Beschlüsse der einzelne
Länder, vor allen anderen um diejenigen des römisch
Reiches deutscher Nation. Der Reichstag versammelte s
in Augsburg, im Juli 1518. Dem Ausschreiben des Kais
gemäß war die hauptsächliche Aufgabe desselben die E

---

1) Fiedler, Die Allianz zwischen Kaiser Maximilian und Basi
Wien 1863. S. 94.

2) Raynaldi Annales XX, 255. Vgl. Zinkeisen II, 593 f.

ratung des allgemeinen Zuges wider die Türken. „Der Christenheit letzter Trost", sagte Maximilian in seinem Ausschreiben, „ruht jetzt auf der deutschen Nation. Darum erzeigt nunmehr Euren schuldigen Gehorsam, und gebet nicht Ursache, daß an des heiligen Reiches und der gesamten Christenheit Zerstörung und Vertilgung Euch einige Schuld beigemessen werde".[1])

Im Namen des Papstes Leo X. überreichte der Kardinal-Legat Cajetan dem Kaiser als dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit und Schirmvogte der Kirche, dem geborenen Führer der Christen wider die Türken, die vom Papste geweihten Waffen, Helm und Degen. Dann wendete sich der Kardinal-Legat in eindringlicher Rede an die Versammlung der Reichsstände.

„Es ist nicht auszusprechen", endete Cajetan, „wie sehr sich der allergnädigste Papst diese Sache der Abwehr der Türken angelegen sein läßt: er kann sich weder bei Tag noch bei Nacht des Gedankens entschlagen. Er hat ein herzliches Verlangen, nicht nur das Seinige, sondern gar sich selbst, ja Blut und Leben für die christliche Religion und das Reich aufzuopfern. Nur ist noch übrig, daß dieser kaiserliche Rat den Kriegszug wider die Türken ankündige und zu Stande bringe. Darauf wartet die römische Kirche: alle Häupter und Glieder des christlichen Gemeinwesens sehen auf diese durchlauchtigste Versammlung. Wird jetzo nichts beschlossen, sondern die Sache bis auf eine andere Versammlung verschoben, so wird alle unsere Hoffnung erlöschen."[2])

Aus der ganzen Verhandlung in Augsburg leuchtet hervor eine Uebereinstimmung der beiden Häupter der Christenheit, des geistlichen wie des weltlichen, in einer Lebensfrage der Gesamtheit, eine Uebereinstimmung, ein Zusammenwirken, wie in dieser Art kaum jemals zuvor. Ihnen

---

1) Janssen, Frankfurter Reichskorrespondenz II, 956 f.
2) Walch XV, 575.

gesellte als Gleichgesinnter sich zu der Polenkönig Sigismund, der durch seinen Botschafter, den Bischof von Ploczk, erklären ließ: wenn der Papst und der Kaiser dabei beharren, ihm die Führung des allgemeinen Zuges der Christenheit zu übertragen: so werde er gern sie auf sich nehmen, nicht anders jedoch als zusammen mit dem Kaiser, von welchem er niemals sich trennen wolle, und welchen er wohl kenne als den in Kriegssachen höchst erfahrenen Feldherrn.[1])

Die Reichsfürsten in Augsburg dagegen waren nicht sehr willig. Es ist nicht zu verkennen, daß in früheren Zeiten Uebelstände vorgekommen waren. Der Bischof Faber von Wien, einer der eifrigsten literarischen Vorkämpfer der Kirche jener Zeit, sagt in Betreff früherer Ereignisse: „Die Päpste, Kaiser und Fürsten haben unter dem Scheine der Türkenkriege ungemein viel Geld zusammengebracht, welches sie hernach zu anderen Dingen, oft gar zu weiß nicht was für Ueppigkeit verwendet, was ich, so wie es sich auch geziemte, niemals gelobt habe.“[2]) Derartige Meinungen mochten auch in den Reichsfürsten zu Augsburg sich lebendig regen.

Sie erhoben eine Reihe von Beschwerden über die Gel gier des römischen Hofes.[3]) Die mancherlei Reden waren de artig, daß sie den Papst Leo X. bewogen ein eigenes Schreib an seinen Legaten zu richten zur Ablehnung des Vorwurfe daß er darauf ausgehe, die für den Krieg gegen die Türke etwa einkommenden Gelder mit dem Kaiser zu teilen, sow gegen den andern Vorwurf, daß er den Krieg aus Ehrge und Herrschsucht erstrebe.[4]) Er wies hin auf die eigen

1) Acta Tom. IV, 347.
2) Schmidt XI. 73.
3) Die zehn Beschwerden bei Walch XV, 550.
4) Die Breven bei Evers IV, 447.

Gefahr Deutschlands, welches nur noch durch das nicht sehr wehrfähige Ungarn vom Feinde getrennt sei.

Ein späterer Historiker des Luthertums, Seckendorf, hat ausdrücklich bemerkt: er gestehe zu, daß jene zehn Beschwerden die Glaubenssätze nicht betreffen.[1]) So richtig das ist, so ergibt sich doch aus der Fassung jener Beschwerden eine Stimmung, die zu der dem Oberhaupte der Kirche schuldigen Ehrerbietung wenig stimmt.

Das Gutachten der Reichsfürsten und Stände in Augsburg schob in vielen Worten einen festen Beschluß hinaus, und entsprach daher der Anforderung des Kaisers sehr wenig.[2]) Er beriet darüber mit den Vertretern der anderen Mächte, mit deren Zustimmung er zu den Reichsständen geredet. Dann hielt er diesen letzteren vor, wie sie nicht genugsam erwogen, daß der Türke, nach den kürzlich errungenen Siegen in Syrien, Persien, Egypten und nach der Ausrüstung einer starken Flotte, nun um so mehr Europa bedrohe. Der Kaiser könne nicht bewogen werden zu glauben, daß bei einer anderen Zusammenkunft, von welcher man rede, etwas mehr Ersprießliches werde ausgerichtet werden, als in der jetzigen geschehen, wo nur das Eine in das Andere gewickelt, nichts getan, noch beschlossen worden sei.

„Dazu, schloß der Kaiser, ist mir nicht unbekannt, wie viele Arbeit es gekostet und wie viele Schwierigkeiten gehoben werden müssen, bis ein Reichstag gehalten werden kann. Wird er nunmehr getrennt, so wird es bei aller Kunst und Unterredung schwer halten, ihn wieder zusammenzubringen. Es können auch die Gesandten und Vertreter der fremden Mächte hier nicht begreifen, warum die Fürsten und Stände bei einer so notwendigen Sache Aufschub gestatten, und so viele ansehnliche Männer, deren Zusammenkunft so viele Mühe und

1) Seckendorf I, 256: Fateor in his quoque errores doctrinae non allegari.

2) Walch XV, 627.

Kosten erfordert, fast zur Schande der ganzen Welt un richteter Sache wieder auseinandergehen lassen wollen sie meinen, den gegenwärtig in der Gefahr Schwebe nichts schuldig zu sein, so sollten sie doch billiger Weise die eigenen Nachkommen sehen, welche sie, wo sie nich Zeiten zur Sache tun, in eben dieser Gefahr hinterl werden. Wollen sie sich um ihre Nachkommen nicht kümm so sollten sie doch billig in sich gehen und erkennen, da eine solche Unternehmung dem Sohne Gottes, Christo, sch sind, als welcher die heilige katholische Kirche, in der sie boren sind, mit seinem Blute gegründet hat. Daher soll sie billiger Weise ernstlicher zu Rate gehen, und, wenn zuvor mit den anderen christlichen Königen und Fürsten, dazu gerne beitreten wollten, die Sache eifrig überlegt, diese auch einmütig und einträchtig, samt unserem allerheiligst Vater, freudig und unverzagt angreifen, doch allewege un der Bedingung, welche von mir und den Abgesandten d römischen Stuhles jederzeit vorgelegt worden, daß näml alles durch ganz Deutschland gesammelte Geld nicht nach ein Jeden Willkür, sondern lediglich zum Feldzuge gegen die Türke wie die Fürsten und Stände solches wollen anordnen werde angewendet werden soll.“

Die Mahnung des Kaisers hatte eine Aenderung de Gutachtens der Reichsstände nicht zur Folge. Demgemäß erließ der Kaiser im Vereine mit ihnen den Reichsabschied. Darin ward bestimmt, daß jeder Mensch im H. R. Reiche, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, der zum Sakramente gehe oder gehen sollte, die nächstkünftigen drei Jahre hindurch in jedem Jahr zu dem angeregten gemeinen Türkenzuge den zehnten Teil eines rheinischen Guldens geben und erlegen solle.

Jene Worte des Kaisers in seiner Rede an die Reichsstände, daß er nicht absehe, wie abermals ein Reichstag zum allgemeinen Zuge der Christenheit wider die Türken versammelt werden könne, sind von besonderer Wichtigkeit, weil sie zur vollen Wahrheit sich gestalteten. Der Reichstag von

Augsburg 1518 schließt diese Zeit des lebendigen Gemeingefühles der Christenheit.

Wir sehen nach und nach die Idee des römischen Kaisertums erblassen. Es ist merkwürdig, daß so außerordentlich befähigte Geister wie Melanchthon im sechzehnten, Leibniz im siebenzehnten Jahrhunderte, die persönlich mit aller Energie festzuhalten suchten an dieser Idee, sich nicht klar darüber wurden, daß die Kirchenspaltung des sechzehnten Jahrhunderts derselben die Axt an die Wurzel gelegt hatte. Andererseits muß man die beiden Persönlichkeiten richtig würdigen. Sie beide, jeder in seiner Art, hielten die Heilung der kirchlichen Spaltung für möglich, weil sie ihnen im Dogma möglich erschien, und es kam ihnen dabei nicht zur vollen Klarheit, daß nicht so sehr im Dogma sich das trennende Element fand, als in dem Ansichnehmen der kirchlichen Jurisdiktion durch die weltliche Macht, in der Unterordnung der ersteren. Nicht die neuen Dogmen haben neue Kirchentümer gebildet, sondern die Territorialgewalten haben sich der neuen Dogmen bedient, um vermittelst derselben die Untergebenen an die neue Jurisdiktion zu gewöhnen.

Obwohl, wie Leibniz selber anerkennt, die Verdunkelung der Begriffe Reich und Kaisertum ihm bereits vorlag, nimmt er doch von dorther den Ausgang zu seiner Mahnung an die Deutschen im Jahre 1697:

„Die deutsche Nation hat unter allen christlichen den Vorzug wegen des heiligen römischen Reiches, dessen Würde und Rechte sie auf sich und ihr Oberhaupt gebracht, welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtei der allgemeinen Kirche und die Beförderung des Besten der ganzen Christenheit obliegt, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter unzweifelhaft gebührt und gelassen worden".

Die Worte von Leibniz tun dar, nicht bloß, daß er selbst von dieser Idee des Kaisers und des Reiches durchaus erfüllt war, sondern auch, daß er sie noch für allgemein

gültig hielt, für geeignet, auf sie seine Mahnung an die deutsche Nation zu bauen.

Jedoch das römische Kaisertum, untergraben und unterwühlt im 16. Jahrh. namentlich durch Moritz von Sachsen, im 17. durch Gustav Adolf von Schweden, im 18. durch Friedrich II. von Preußen, alle drei, wenn auch noch so verschieden in der Erscheinung, dennoch Personifikationen desselben Geistes, ging unter.

Eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch haben unendlich viele Millionen unserer Vorfahren in diesem Glauben an das Reich gelebt und sind darin gestorben. Wir, die Epigonen, sind durch die vermeintliche Wissenschaft unserer Zeit dahin gekommen, daß wir, um das Wollen und Tun unserer Vorfahren zu erfassen und zu begreifen, die Grundbegriffe des politischen Lebens, in welches sie hineinwuchsen, erst wieder erlernen müssen. *Denn ohne die Kenntnis der Idee des römischen Kaisertums bleibt uns die Geschichte Europas im Mittelalter und darüber hinaus, insbesondere aber die der deutschen Nation selbst, auch bei aller Kenntnis im Einzelnen dennoch ein verschlossenes Buch.* Diese Kenntnis aber ist nicht zu erlangen aus moderner Reflexion über die Vergangenheit, sondern nur aus den unmittelbaren Kundgebungen der Vorzeit, derjenigen Persönlichkeiten, welche selber bewegt wurden von diesen Ideen.

XXXIII.

Ludwig Arndts, Ritter von Arnesberg.

(Schluß.)

III.

In München entfaltet Arndts alsbald eine überaus reiche Tätigkeit. Er hält regelmäßig jene Vorlesungen, welche ein Lehrer des römischen Rechts in jener Zeit überhaupt zu halten pflegt (Institutionen, römische Rechtsgeschichte und Pandekten), veranstaltet nicht selten konversatorisch-exegetische Uebungen und erstreckt, namentlich später, seine Lehrtätigkeit auch auf juristische Encyklopädie und Methodologie, sowie vereinzelt auf französisches Zivilrecht. Zudem veröffentlicht er fortgesetzt zahlreiche Abhandlungen und Aufsätze, insbesondere eine Reihe von Artikeln über römisches Erbrecht in Weiskes Rechtslexikon. Dabei erscheint 1843 seine juristische Encyklopädie, welche sich damals als Grundriß der juristischen Encyklopädie und Methodologie bezeichnet, seit der zweiten Auflage (im J. 1850) den seitdem beibehaltenen Titel „Juristische Encyklopädie und Methodologie" führt, obwohl sie seit ihrem ersten Erscheinen eine wesentliche Erweiterung nicht erfahren hat. Nur der Abschnitt über die geschichtliche Gestaltung des in Deutschland geltenden Rechtes hat einige Zusätze (so in der 2. Auflage über die Frankfurter Nationalversammlung und die Gesetzgebung auf dem Gebiete der Verfassung und des Strafprozesses seit 1848, in der 5. Auflage [1872] über die politischen Aenderungen infolge der Kriege 1866 u. 1870/71) veranlaßt, welche die Gesamtzahl der Paragraphen von 162 auf 166 (um 4) erhöht haben. Und

dennoch hat das Werkchen außer 6 bei Lebzeiten des Verfassers erschienenen Auflagen noch 4 nach dem Tode desselben erlebt; die 10. Auflage ist erst 1901 erschienen. Das ist ein Erfolg, den keine andere deutsche Encyklopädie aufzuweisen hat und der sich wesentlich durch die Uebersichtlichkeit und Einfachheit der Anordnung, die Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung erklärt, obwohl — wenigstens meines Erachtens — die mitunter allzu knappe Fassung der Verbreitung nicht gerade förderlich war.

Schon vor Veröffentlichung seiner juristischen Encyklopädie und Methodologie hatte Arndts im Wintersemester 1839/40 einen Grundriß zu seinen Vorlesungen über Pandekten für seine Zuhörer drucken lassen, welchem im Sommersemester 1840 noch die Ergänzung für das Erbrecht nachfolgte. Auf dieser Grundlage nimmt er alsbald die Vorarbeiten für die Ausarbeitung eines Pandektenlehrbuches in Angriff. Indessen nicht lange danach sollte seine gesamte literarische wie seine Lehrtätigkeit eine einschneidende Unterbrechung dadurch erleiden, daß er im Frühjahr 1844 durch das Vertrauen der Regierung zum Mitglied der damaligen bayerischen Gesetzgebungskommission (1844/47) ernannt wurde, in welcher ihm die ebenso schwierige wie umfassende Aufgabe zugewiesen wurde, den Entwurf eines Zivilgesetzbuches (für Bayern) auszuarbeiten. Nachdem Arndts infolge der bekannten Katastrophe des Jahres 1847 aus der Kommission ausgeschieden und dieselbe (alsbald) aufgelöst worden war, wurde er im darauffolgenden Jahre (1848) vom Wahlbezirk Straubing zum Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. erwählt, welcher er — und zwar als Mitglied der großdeutschen Partei — bis zum Mai 1849 angehörte. Mag man über die Zugehörigkeit zu einer parlamentarischen Körperschaft denken wie man will, jedenfalls hat die Beteiligung an den Arbeiten der Gesetzgebungskommission seine spätere literarische Tätigkeit mächtig angeregt und fruchtbar beeinflußt. Und diese Rückwirkung

äußert sich schon in der Ausarbeitung seines Pandektenlehrbuches, welche er nach seiner Rückkehr von Frankfurt wieder aufnimmt und nach mehr als 3jähriger angestrengter Arbeit im September 1852 zum Abschlusse bringt.

Während im Grundriß der Pandekten nicht selten rein römische Klassifikationen und Begriffe als Gegenstand besonderer Behandlung im Vordergrund stehen, ist das vollendete Lehrbuch grundsätzlich bedacht, das geltende gemeine Recht darzustellen und verweist derartige Materien in die Anmerkungen. Gleichwohl aber ist, wie nach Arndts Richtung und Vergangenheit nicht anders zu erwarten ist, das Pandekten-Lehrbuch erwachsen aus dem gründlichsten Studium der römischen Quellen, und diese Entstehung drückt sich in der Fassung aus, indem die den gedrängten deutschen Text begründenden oder rechtfertigenden Quellenstellen in Fußnoten angeführt sind, während die Verweisungen auf die Literatur sowie die Erörterung der Kontroversen besonderen, dem Texte der Paragraphen angefügten Anmerkungen vorbehalten sind. Und wenn sich Arndts hier, sowohl in Kenntnis, wie in merkwürdig scharfsinniger Exegese, als auch in sorgfältiger Auswahl der jeweils einschlägigen Quellenstellen (wie sein Schüler Brinz hervorhebt) „als Meister des reinen Römischen Rechts" bewährt, so ist doch überall sein Blick auf die wirklichen Bedürfnisse unseres Rechtslebens gerichtet. Diese eminent praktische Richtung, welche durch das Studium der Kodifikationsfragen immer wieder neue Nahrung und Anregung erhalten hat, ist es, die ihn davor bewahrt, innerlich abgestorbene Institute als geltendes Recht hinzustellen: sie ist es auch, welche neben den Vorzügen der Gründlichkeit der Forschung und der Angemessenheit und Bestimmtheit des Ausdruckes den durchschlagenden und dauernden Erfolg seines Pandektenlehrbuches erklärt, das die Pandekten seines Vorgängers Puchta verdrängt hat, selbst aber durch die Pandekten seines Nachfolgers Windscheid nicht verdrängt werden konnte. Seine große Verbreitung, welche die jedes anderen Pandekten-

lehrbuches übersteigt, bezeugen nominell 14, großenteils sehr starke Auflagen — in Wahrheit sind es (weil einmal, wenn nicht zweimal, ein vom Verfasser gestatteter unveränderter Neuabdruck nicht als neue Auflage bezeichnet worden ist) 15 oder gar 16 Auflagen — von welchen 5 nach dem Tode von Arndts erschienen sind; die letzte (14.) im Jahre 1889. Dazu kommt, daß eine von seinem früheren Schüler, Professor Fil. Serafini bearbeitete, geradezu musterhafte und durch eigene Zusätze vermehrte, italienische Uebersetzung 4 Auflagen erlebt hat.

Man würde die Beteiligung von Arndts an der Gesetzgebungskommission sehr unterschätzen, wenn man sie nach ihrem Einfluß auf seine literarische Betätigung bemessen wollte. In Wirklichkeit ist sie der bayerischen und der deutschen Gesetzgebung überhaupt zugute gekommen, obgleich die damalige Kommission im Jahre 1847 aufgelöst worden ist, ohne zu einem äußeren Abschluß ihrer Arbeiten gelangt zu sein.

Dafür spricht vor allem der Inhalt des Präliminarvortrags vom 2. August 1844, in welchem Arndts die Gesichtspunkte eingehend begründet hat — unter Zustimmung der Kommission —, welche für die Ausarbeitung des bürgerlichen Gesetzbuches maßgebend sein sollten. Danach sollte erstens das Gesetzbuch die subsidiäre Geltung des gemeinen Rechtes völlig ausschließen, und dieser Grundsatz der Exklusivität sollte auch den Partikulargesetzen gegenüber geltend gemacht werden, wenn Arndts auch im einzelnen schonende Rücksicht für verschiedene Materien verlangt — also (wie wir sagen würden) für dieselben eine Art von Vorbehalt anstrebte — und für das das Empfinden der Volksseele am tiefsten berührende eheliche Güterrecht die Kodifizierung der verschiedenen Güterrechtssysteme in Vorschlag bringt, um den Ehegatten, welche den gesetzlichen Güterstand für sich nicht gelten lassen wollen, die Wahl zu überlassen.

Zweitens bezeichnet er es als selbstverständlich, daß auf den Codex Maximilianeus die gebührende Rücksicht genommen werde, verlangt aber für die Kommission volle Freiheit, die

Bestimmungen zu treffen, welche sich als die zweckmäßigsten empfehlen. Dabei müßten sich die aufgenommenen Vorschriften auf das Grundsätzliche, Dispositive beschränken; in das Detail der Konsequenzen dürfe bei aller Vollständigkeit des Gesetzbuches nicht eingegangen, bloße Definitionen und Klassifikationen sollten unbedingt vermieden werden.

Dagegen müsse drittens die veraltete Anordnung des Codex Maximilianeus aufgegeben und die schon damals überwiegend übliche Einteilung des Privatrechts in einen allgemeinen Teil, in das Sachen-, das Obligationen-, das Familien- und Erbrecht befolgt werden.

Daß in diesen drei Punkten von Arndts (im J. 1844 schon) die Anforderungen aufgestellt sind, welche in der Ausarbeitung unseres bürgerl. Gesetzbuches für das Deutsche Reich befolgt worden sind, wird jedem Juristen sofort einleuchten. Weniger bekannt dürfte sein, daß dieselben Grundsätze schon für die Ausarbeitung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Bayern, der durch eine im Jahre 1857 berufene Kommission (an der Arndts keinen Teil hatte) ausgearbeitet, zum Teil 1861 (bezw. 1864) durch den Druck veröffentlicht worden ist. Nur in der Anordnung ist dieser Entwurf von der von Arndts vorgeschlagenen Reihenfolge abgewichen, indem er das Recht der Schuldverhältnisse dem Sachenrecht vorangestellt hat, womit er zugleich vorbildlich für das bürgerliche Gesetzbuch geworden ist. An dieser Stelle darf wohl daran erinnert werden, daß dieser bayerische Entwurf die Hauptgrundlage für die Beratungen der vom deutschen Bundestag nach Dresden zur Bearbeitung eines deutschen Obligationenrechts berufenen Kommission (1863-1866) war, und der von hier hergestellte sogenannte Dresdener Entwurf wiederum als Teilentwurf für Ausarbeitung des Rechts der Schuldverhältnisse im Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich benützt wurde.

Bemerkenswert ist, daß Arndts davor gewarnt hat, die

Geltung des intendierten Gesetzbuches auch auf die P
auszudehnen; die Pfälzer wollten das Gesetzbuch nicht, r
ihnen die Rechtsgemeinschaft mit den sie umgebenden G
bieten des französischen Rechts naturgemäß lieber sei,
mit dem räumlich entfernten diesseitigen Bayern

Neben dem Präliminarvortrag hat Arndts einen v
ständigen Entwurf eines Sachen- und Obligationenrec
ausgearbeitet; wenn dieser Entwurf auch immer in sein
Gewahrsam geblieben ist, so ist doch das Resultat für
Gesetzgebung indirekt nutzbar geworden.

Seit dem Jahre 1844 bis in die Sechzigerjahre (18
hinein hat er sämtliche Entwürfe deutscher Zivilgesetzbüc
(für Hessen, Sachsen, Bayern, sowie den Kanton Züri
zum Gegenstand eingehender, die einschlägigen Fragen
gleich positiv fördernder Besprechungen gemacht. Di
lebendige Interesse für Gesetzgebung war es auch zweifell
was ihn in Verbindung mit seinem Münchener Kolle
Bluntschli, dem bekannten Verfasser des Züricher Entwur
bestimmt hat — unter Zuziehung des bayerischen Sta
rechtslehrers Pözl —, im Jahre 1853 eine Zeitschrift
begründen, welche neben kritischer Besprechung der Erze
nisse der Rechtswissenschaft — im Sinne der durch
historische Schule erteilten Impulse — speziell die Förder
der Gesetzgebung zu ihrer Aufgabe haben sollte. Es ist
die (Münchener) „Kritische Ueberschau der deutschen Ge
gebung und Rechtswissenschaft“, welche noch heute, wenn a
unter etwas verändertem Titel (Kritische Vierteljahressch
für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft) unter ständiger R
daktion Münchener Rechtslehrer als hervorragendstes deuts
kritisches Organ erscheint. Arndts selbst hat dem Verba
der Redaktion bis zu seinem Tode angehört.

Naturgemäß hat Arndts die neu begründete Ueberse
zur Veröffentlichung seiner Beiträge zur Kodifikationsf
benützt. In dem im ersten Band veröffentlichten progr
matischen Aufsatze „über die neuesten Versuche deuts

Zivilgesetzgebung" bezeichnet er im Anschlusse an die entsprechende Bestimmung der am 28. März 1849 verkündigten „Verfassung des Deutschen Reiches" das Verlangen nach einem gemeinsamen deutschen Zivilgesetzbuch als ein durchaus berechtigtes und weist darauf hin, in wie geringem Maße die Verschiedenheiten, welche sich in den neueren Entwürfen der verschiedenen Staaten finden, durch eine wirkliche Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Staaten motiviert würden, da dieselben häufig geringer seien als die Unterschiede in den Entwürfen für ein und denselben Staat. Wenn zur Zeit (1853) auch die Erreichung des höheren Zieles ausgeschlossen wäre, so seien doch schon als Vorbereitung für das große Endziel die Kodifikationsversuche der Einzelstaaten zu unterstützen. Demgemäß tadelt er die beständigen Verzögerungen im Abschlusse der Arbeiten und lobt die Schweiz (Zürich), wo man der verständigen Ansicht sei, „daß das Beraten und Ueberarbeiten einmal ein Ende haben müsse, um zur Tat der Gesetzgebung zu kommen". — Und wie Arndts hier die Vorurteile gegen die Kodifikation zurückgewiesen hat, so hat er anderseits in seinem Artikel über „Zivilgesetzgebung" in Bluntschlis Staatswörterbuch (1857) die Nachteile, welche der Gewohnheitsrechtsbildung anhaften, scharf dargelegt, seine Unsicherheit und seine Unfähigkeit, den wechselnden Bedürfnissen der Volksgemeinschaft mit der erforderlichen Entschiedenheit zu entsprechen, und hat zugleich die Notwendigkeit der Kodifikation — die durch Einführung neuer Rechtsgedanken eine gedeihliche Gestaltung der Verhältnisse der Volksgemeinschaft ermöglicht — in geschichtlicher Entwicklung von den XII Tafeln bis auf unsere Zeit begründet.

Nach alldem will es scheinen, daß unser Arndts, der hervorragende Enzyklopädist, der große Pandektist, zugleich ein Pionier und Vorkämpfer unserer modernen Kodifikation gewesen ist. Er hat, wie kaum ein zweiter, den Boden vorbereitet und geebnet für Ausarbeitung und Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich.

So umfassend seine dem gegebenen und dem werden
Zivilrecht gewidmeten Arbeiten waren, so hat sich
Arndts auch auf anderen Gebieten betätigt. Von sei
Beiträgen zu den Histor.-polit. Blättern soll hier nur
im Jahre 1846 veröffentlichter Aufsatz erwähnt werden,
welchem er in gewohnter Gründlichkeit die Vorurteile
kämpft, welche damals noch vielfach gegen die Einführ
des mündlichen und öffentlichen Verfahrens geltend gem
worden sind, sowie ein zweiter Artikel, der die in jener
nicht selten geäußerte Behauptung, das Geschwornenge
sei ein urdeutsches Institut, mit Entschiedenheit zurückwei

Weit abwegiger als diese Leistungen ist die von Ar
freilich erst nach seinem Weggange von München (185
1858) besorgte Herausgabe der Geschichte Deutschlands in
Jahren 1617–1648, welche den L. Pappus (von Tratzbe
einen während des 30jährigen Krieges in verschiedenen di
matischen Vertrauensstellungen tätigen, hochgestellten G
lichen, zum Verfasser hat.

Von seiner umfassenden allgemeinen Bildung zeugen
die beiden Reden, welche er während seines Rektorates, da
i. J. 1854/55 bekleidet, gehalten hat, und zwar ebensowohl
erhebende Ansprache an die Studierenden (über Wichtigkeit e
gründlichen allgemeinen und fachwissenschaftlichen Bild
und die sittliche Lauterkeit und Durchbildung des Charakt
sowie die am Stiftungstage (26. Juni 1855) gehaltene R
in welcher er sich über Bedeutung der Ludwig-Maximili
Universität und ihrer hervorragendsten Lehrer im Wechsel
Jahrhunderte verbreitete.

In demselben Jahre (Jahr des Rektorats) erhielt Ar
einen Ruf nach Wien, im Zusammenhang mit der dan
stattfindenden Reform des juristischen Studiums in Oesterr
Er war auserſehen, dort die Hauptsache zu leisten, „die Ue
tragung der Methoden der historischen Romanistenschule
der Ergebnisse ihrer Forschungen" zu bewirken. Von di

1) Band 17, 95 ff.; 18, 164 ff.; sowie 17, 353 ff.

ehrenvollen Aufgabe mächtig angezogen, war er nicht abgeneigt, dem (zum zweitenmale an ihn) ergangenen Rufe Folge zu leisten. Aber leicht sollte ihm das Scheiden von München nicht fallen. Fakultät und Senat waren einhellig und einmütig bestrebt, Arndts festzuhalten. König Max II. sprach den dringenden Wunsch aus, daß Arndts der Universität München erhalten bleibe und ordnete an, daß in diesem Sinne Verhandlungen mit Arndts angeknüpft würden. Der Kultusminister v. Zwehl gab diesem Wunsch sofort den inständigsten Ausdruck und schließt seinen Brief mit den Worten: „Es wäre für mich wahrhaft trostlos, wenn ich einen Lehrer aus unserer Mitte müßte scheiden sehen, der sich als Biedermann, Gelehrter und Schriftsteller nicht blos Bayerns, sondern ganz Deutschlands Achtung im höchsten Maße erworben hat." Arndts aber fühlte sich damals (Januar 1855) schon sachlich gebunden und erklärte daher, er könne als Mann von Ehre und Gewissen schlechterdings an Verhandlungen nicht irgendwie teil haben, die sein Verbleiben zum Zwecke hätten. Gleichwohl hat die Regierung (ohne sein Wissen) diplomatische Verhandlungen eingeleitet, um beim Kaiser von Oesterreich zu erwirken, daß Arndts seines Wortes entbunden werde — freilich ohne Erfolg. Der Kultusminister Graf Leo Thun schreibt Arndts am 8. August 1855, er habe sich beim Kaiser dahin verwendet, daß auf den Wunsch der bayerischen Regierung nicht eingegangen werde. „Wir haben in Oesterreich keinen Grund, fügt er bei, das schmerzliche Bedauern, das man in Bayern mit Recht über Ihren Verlust empfindet, uns aufzuladen."

So mußte Arndts von München scheiden, der Stätte seiner erfolgreichsten und innerlich befriedigendsten Wirksamkeit, dem Ort, an dem er „hochgeehrt von seinen Schülern, hochgeschätzt von allen seinen Kollegen" an der Seite einer gleichstrebenden Frau zugleich gesellschaftlich vielseitige Anregung und einen ausgedehnten Freundeskreis gefunden hatte, dessen Mittelpunkt insbesondere Josef von Görres war. Scheidend hat er der Universität München sein lebensgroßes, von dem

Maler Engelbert Seibertz gemaltes Bild zum Geschenk gemacht und anderseits hat Bayerns König dem Scheidenden als Zeichen besonderer Anerkennung das bayerische Indigenat vorbehalten. Als Bayer hat Arndts alljährlich in den Ferien in seiner stillen Besitzung in Mühlfeld am Ammersee von den Anstrengungen des Berufes und so manchen Unannehmlichkeiten, welche der Aufenthalt in Wien im Gefolge hatte, Ruhe und Erholung gesucht und gefunden.

Als charakteristisch für Arndts Stellung in München verdient folgende Episode noch erwähnt zu werden. In seiner zweiten Rektoratsrede hatte sich Arndts darüber gewundert, daß der große Mathematiker und Astronom Christian Scheiner, Professor in Ingolstadt 1606 bis 1616, „der zuerst die Sonnenflecken beobachtet und durch andere mathematische und astronomische Entdeckungen sich einen berühmten Namen gemacht hat“, noch keinen Platz in der bayerischen Ruhmeshalle gefunden habe. Als nun Arndts vom König Ludwig I., der ihn trotz früherer Ungnade hochschätzte und sich auch für sein Bleiben verwendet hatte, in Abschiedsaudienz empfangen wurde, wies ihn der König auf jene Stelle hin und frug ihn, nachdem er die gewünschte nähere Auskunft über Scheiner erteil hatte, ob er nicht ein Bild desselben auftreiben könnte. Einig Monate, nachdem das Arndts gelungen war, erhielt er folgende eigenhändig geschriebenes und adressiertes Schreiben:

Herr Professor Arndts!

Die Feder ergreife ich, Sie in Kenntnis zu setzen, da das, was Ihre hier gehaltene (leider letzte!) Rede, Scheine betreffend, enthält, mich bestimmte, dessen Marmorbüste fü Bayerns Ruhmeshalle anzuordnen, und daß sie bereits d aufgestellt ist. Ein empfindlicher Verlust für Münchens Hochschule bleibt es, daß Sie nicht mehr an ihr lehren; Männe von Arndts Wissen und Gesinnung solcher bedarf es; Sie nich mehr ein Mitglied derselben nennen zu können, bedauert seh

Ihr recht geneigter

München, 16. März 1856. Ludwig.

IV.

In Wien, wo Arndts am 17. Oktober 1855 seine Vorlesungen begonnen, hat er — schon als der berufene Vertreter einer neuen Richtung — nicht die Aufnahme gefunden, welche dem so nachdrücklich geäußerten Verlangen nach Acquisition seiner Person entsprochen hätte.

Auch sollte er von häuslichem Leid und Trübsal nicht verschont werden. Die geliebte, ohnehin zarte Frau erkrankte und starb nach langem, mit frommer Geduld ertragenem Leiden in Hütteldorf bei Wien am 10. Mai 1859. Fünf Vierteljahre später, am 25. August 1860, schloß er eine neue Ehe mit der Witwe von Guido Görres, Maria Görres, geb. Vespermann, welche sich durch Veröffentlichung von dramatischen Gedichten, Novellen und namentlich musikalischen Kompositionen bekannt gemacht hatte. Sie, mit ihren drei Töchtern aus erster Ehe, hat Arndts in seinem Hause in Wien, sowie im gastlichen Mühlfeld mit jenem Behagen und jener liebenden Fürsorge umgeben, deren er umsomehr bedurfte, als sich mit zunehmendem Alter Krankheiten und Leiden einstellten, wohl infolge der übergroßen Anstrengungen in seinen früheren Lebensjahren.

Auch an äußeren Ehren ist Arndts ein gut Teil zugefallen. Schon 1867 wurde ihm die Reichsratswürde mit Sitz und Stimme im Herrenhause übertragen, eine Würde, die freilich auch Ursache mancherlei Unannehmlichkeiten für ihn geworden ist. Der mannhafte Ausdruck seiner Ueberzeugung in den kirchenpolitischen Fragen jener Zeit (über Ehe- und Schulgesetzentwurf 1868) hat innerhalb und außerhalb des Parlaments zu Mißfallensbezeugungen geführt, die ihn im Innersten verletzen mußten. Im Jahre 1870 wurde er in den Adelsstand erhoben mit dem Prädikate eines Ritters von Arnesberg (nach seinem Geburtsorte Arnsberg). 1872 wurde er zum wirklichen Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften erwählt und gegen Ende desselben Jahres zum

Hofrat ernannt Im folgenden Jahre vollendete Arndts s
70. Lebensjahr Am Geburtstag erschien zu seiner gro
Freude Brinz (in Begleitung des Verfassers) in Mühls
um Arndts, bei dem er noch Vorlesungen gehört ha
persönlich seine Glückwünsche auszudrücken und überreichte i
im Namen und Auftrag der Juristenfakultät München e
von ihm selbst verfaßte Festschrift „Ueber Korrealobligatio
und solidarische Schuldverhältnisse". Anlaß zu weite
Ehrung bot das 50 jährige Doktorjubiläum am 28. Okt. 18
welches Arndts in aller Stille bei seiner greisen Schwes
Marianne Ulrich in Düsseldorf feierte. Die Münche
Fakultät übersandte ihm eine Adresse und eine von Bri
und Konrad Maurer verfaßte Festschrift. Die Fakult
hingegen, welche Arndts vor fünfzig Jahren zum Dokt
beider Rechte promoviert hatte, unterließ es, akademische
Brauch entgegen, ihrem berühmten Zögling das Doktordiplo
zu erneuern, und das, obgleich er mit besonderer Pietät gera
an dieser Universität gehangen, obgleich er bei der 50 jährig
Gründungsfeier derselben im Jahre 1860 die Universit
Wien vertreten, obgleich er in seiner Rede auf Savigny (186
die Gründung der Universität Berlin in einer Zeit tiefster Er
niedrigung als nationale Tat ersten Ranges, als ein Zeiche
des Selbstvertrauens der Nation in die eigene innere Kra
gepriesen hatte und das endlich, obgleich die preußischen Juriste
jener Zeit zum großen Teile, namentlich in der jüngere
Generation, ihre zivilistische Schulung dem Lehrbuch vo
Arndts verdankten!

Wenn wir nun noch einen Blick auf die literarisch
Wirksamkeit in der Wiener Zeit werfen, so hat Arndts bi
zum Jahre 1866 zahlreiche einzelne Abhandlungen und Auf-
sätze, vorwiegend kritischen Inhalts, vielfach auch dem öster-
reichischen Recht gewidmet, veröffentlicht. Seitdem ist e
hauptsächlich die Lehre von den Vermächtnissen, als Fort-
setzung des Glück'schen Pandektenkommentars, und zudem die

Sammlung seiner zivilistischen Schriften, welche seine Zeit in Anspruch nahmen. Während letztere Arbeit in den Jahren 1873 und 1874 glücklich zum Abschlusse geführt wurde — drei stattliche Bände legen auf 1750 Seiten Großoktav Zeugnis ab von dem Umfange, in welchem Zivilrecht und Zivilgesetzgebung durch seine Einzelforschung gefördert sind —, ist das Werk über die Vermächtnisse, wohl eine der vollendetsten Monographien, die je geschrieben worden sind — Brinz nannte es eine monumentale, nach Inhalt und Form klassische Leistung — nicht zum Abschlusse gelangt. Seine Arbeit wurde durch seine Erkrankung im Februar 1878 jäh unterbrochen; er starb kurz darauf am 1. März infolge eingetretener Lungenentzündung.

Wenige Tage später ist er in München auf dem alten (südlichen) Friedhofe begraben worden neben seiner ersten Frau und seinem einzigen Kinde Alois, geboren und gestorben am 29. Mai 1844, ein Verlust, den der tief gemütvolle Mann niemals zu verwinden vermochte. Der Lehrkörper der Universität München gab ihm das letzte Geleite. Brinz hielt die Grabrede, in welcher er seine Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, seine Strenge gegen sich selbst und seine Milde gegen Andere pries.

„Streng in der Achtung fremder Rechte, mild in der Uebung eigener!“ war sein Wahlspruch und die Richtschnur seines Lebens. Und in seinem Nachrufe sagt Brinz: „Ist Freisinnigkeit keine bloße Denksache, sondern eine Charaktereigenschaft, bestehend in der Gewohnheit, sein eigenes Recht zu behaupten und Anderen das ihrige nicht zu nehmen, dann war Arndts freisinniger als Viele, die diesen Namen führen“, und in diesem Sinne feiert er den großen Zivilisten als den in Wahrheit freien Mann!

Diese Charaktereigenschaften, die übereinstimmend von Allen anerkannt werden, die über seine Person geschrieben, sind es, welche ihm die unbegrenzte Verehrung Aller gesichert haben, die ihm näher getreten sind, insbesondere die seiner

Schüler, welche ebenso auf sein völlig unbestechliches, durch keinerlei Nebenrücksichten beirrtes Urteil, wie auf sein warmes Wohlwollen vertrauen konnten.

V.

Die Erinnerung an die verehrungswürdige Person von Arndts, an diesen „Priester der Gerechtigkeit" aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr seines Geburtstages wieder aufleben zu lassen, scheint umsomehr veranlaßt, als die von ihm immer bewährte Achtung vor der Person des Nächsten und seiner Ueberzeugung allein die Grundlage darbietet, auf der die Gegensätze und Streitfragen, welche unsere Zeit so tief bewegen, friedlich zum Austrag gebracht werden können. Man fühlt sich versucht, den Mann mit dem seltenen Gerechtskeitssinn als lebendige Verkörperung des natürlichen Rechts zu betrachten und doch hat Arndts sich mit dem Begriff des Naturrechts nicht näher beschäftigt, ebensowenig wie sonst Untersuchungen über die Grundbegriffe des Rechts seine Sache waren Es ist der gegebene Rechtsstoff in der überlieferten Gliederung, welchen er in all' seinen Einzelheiten zu durchdringen, zu erforschen und klarzustellen bestrebt ist und in diesem Bestreben hat er Unübertroffenes geleistet. Darauf beruht auch die Bedeutung seines Lehrbuches der Pandekten, welches in eminentem Sinne Ausdruck dessen ist, was die ungeheure Mehrzahl unserer Juristen als gemeines Recht angesehen hat.

Man mag persönlich seinen Weggang von dem geliebten München beklagen, für die Wissenschaft war seine Berufung nach Wien von größter Bedeutung. Auf seiner Lehrtätigkeit (wenngleich ihm die Gabe des lebendigen, fesselnden Vortrags nicht eigen war, so wurden doch, wie Hofmann sagt, die äußeren Mängel durch die Gediegenheit und logische Gliederung des Inhalts für den ernsten Studenten ersetzt) und der Verbreitung seines Lehrbuchs beruht vornehmlich jene geistige Einigung, die heutzutage den deutschen und österreichischen Juristenstand zu gemeinsamer Arbeit verbindet.

Und wenn wir uns heute des bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich erfreuen, so dürfen wir nicht vergessen, daß es die Pandekten von Arndts waren, die, wie kein anderes Lehrbuch, die einigende Grundlage für das Privatrecht gebildet haben und daß Arndts es war, der, wie kaum ein Anderer, den Boden für diese Kodifikation vorbereitet und geebnet hat.

Damit ist aber die Bedeutung seiner Arbeiten nicht abgeschlossen. Das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich ist, wie jedes Gesetzbuch, ein Kind seiner Zeit. Es ist erwachsen auf Grundlage des bisherigen gemeinen Rechtes und bedarf daher zu seiner Erklärung und Durcharbeitung der Theorie dieses Rechtes. Wir werden daher auch in Zukunft der Beihülfe nicht entbehren können, welche uns die Werke von Arndts bieten. Solange aber diese Schriften benützt werden, werden sie auch den sittlichen und veredelnden Einfluß ausüben, den eine Forschung ausüben muß, welche von unbestechlicher Wahrheitsliebe geleitet, nur die Wahrheit sieht und in Verfolgung dieses Zieles die mühsamste Arbeit nicht scheut, wohl aber in schlichter Einfachheit jedes Beiwerk, jeden falschen Schein vermeidet!

XXXIV.

Zur Philosophie Lamprechts.

„Es ist, ... als wenn die Erkenntnis einer großen Einheit aller Wissenschaften unter sich und des Lebens mit ihnen ... bevorstünde."
Lamprecht, Deutsche Geschichte.
1. Ergänzungsband, S. 453.

Als ich diese Worte las, dachte ich mir, endlich hat Lamprecht Metaphysik studiert, die tief verachtete und doch so ganz unerläßliche Wissenschaft. Es ist merkwürdig, die Erkenntnis der Einheit aller Dinge, die erste Voraussetzung der Philosophie, wird hier als Morgenröte eines neuen wissenschaftlichen Zeitalters gepriesen. Diese Morgendämmerung stellt sich mit etwas Verspätung ein. Wer mit energischem Trieb zur Wahrheit ausgestattet ist, ruht nicht eher, bis er über die philosophischen Haupträtsel sich klar geworden ist. Allerdings gehört dazu ein gründlicheres Studium der Philosophie, als in der Regel üblich ist. Es genügt durchaus nicht, daß man „nur einen hört", und diesen über sämtliche philosophischen Disziplinen. Viele muß man hören, aus Gegenwart und Vergangenheit, um so durch „vergleichende Philosophie" den schweren Weg zur Wahrheit zu finden. Mit anerkennenswerter Offenheit hat sich Lamprecht über die Philosophie der Gegenwart ausgesprochen; nun hatte man endlich Gelegenheit, seine philosophischen Voraussetzungen

kennen zu lernen, denn an seinen Voraussetzungen erkennt man den Philosophen. Wundt ist sein Gewährsmann, den Kant unserer Tage sieht er in ihm. Es ist ein von Lamprecht viel gebrauchter Vergleich, die Bestimmung einer gemeinschaftlichen Ursache für verschiedene Erscheinungen das Aufsuchen eines Generalnenners in der metaphysischen Rechnung zu nennen. Das Bild trifft die Sache. Alle Metaphysik beabsichtigt die Erkentnis der Einheit aller Dinge. Alles Einzelne ist nur Bruchteil eines Ganzen, Wirkung einer Totalursache. Die Wissenschaft von diesem Ganzen ist die Metaphysik. Es ist erstaunlich, daß Lamprecht, der sich durch so viele, ja man darf sagen, durch solche Massen von Büchern durchgearbeitet hat, einen Abscheu vor rein metaphysischen Büchern zu haben scheint. Eine seiner Hauptvoraussetzungen ist: „Metaphysik ist eine überwundene Sache", und doch ist er selbst Metaphysiker. Immer mehr bricht sich bei ihm die Einsicht Bahn, daß der Geist die Ursache aller Ordnung der Dinge ist; namentlich die Ergänzungsbände zu seiner Deutschen Geschichte sind reich an solchen Zugeständnissen, die Lamprechts theoretische Stellungnahme zur Metaphysik tatsächlich widerlegen:

„Wissenschaftlich denken, heißt die Dinge unter dem Gesetze der absoluten Geltung von Ursache und Wirkung betrachten, heißt kausal und deterministisch denken: Kausalität und Determinismus aber fordern als Abschluß des Denkens die monistische Hypothese".[1] „Das Kausalitätsbewußtsein . . . schoß . . . gleich dem Senfkorn des Evangeliums empor und überschattete die Welt der Erfahrung".[2])

Kausalität ist ein Kardinalbegriff der Metaphysik. Geht man die Reihe der Philosophen durch, so findet man, daß jeder Denker von Rang zu diesem Probleme Stellung nahm. Es ist aber außerordentlich schwierig, sich Klarheit über den

---

1) Deutsche Geschichte. 1. Ergänzungsband, Seite 436/37.
2) 8. Ergänzungsband, Seite 74.

Begriff der Kausalität zu verschaffen. Bekanntlich ist dieser Begriff das Gravitations-Zentrum der Erkenntnistheorie David Humes. Kein geringerer als Kant wurde durch die Untersuchungen Humes zu tiefgreifenden metaphysischen Untersuchungen bestimmt. Er sagt darüber selbst:

„Ich gestehe frei: die Erinnerung des David Hume war eben dasjenige, was mir vor vielen Jahren den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab. . . . Ich versuchte also zuerst, ob sich nicht Humes Einwurf allgemein vorstellen ließe, und fand bald, daß der Begriff der Verknüpfung von Ursache und Wirkung bei weitem nicht der einzige sei, durch den der Verstand a priori sich Verknüpfungen der Dinge denkt, vielmehr, *daß Metaphysik ganz und gar daraus bestehe*".[1]

Der Mangel an metaphysischer Besinnung ist es auch, der die Geister trennt. Ist die Ursache der Ordnung aller Dinge physischer oder psychischer Natur? Besteht der Gedanke der Einheit aller Dinge logisch zu Recht? Das sind metaphysische Fragen, welche wie ein roter Faden die Lamprecht'schen Werke durchziehen. Mehr und mehr löst sich die Abhängigkeit Lamprechts von der Wundt'schen Psychologie, die Metaphysik Wundts hat er akzeptiert, ohne sich zuzugestehen, daß er Metaphysik treibe.

Verfolgt man das Werden der Weltanschauung Lamprechts, so sieht man, daß er fortschreitend der geistesgeschichtlichen Auffassung sich nähert. Noch ist er zwar ziemlich weit entfernt, die Selbständigkeit des geistigen Lebens und dessen eigene Gesetzmäßigkeit unumwunden einzuräumen, allein er kann bei der Konsequenz seines Denkens sich dieser Einsicht wohl nicht mehr allzulange verschließen. Lotze hat

1) Kant, Sämtliche Werke, Ausgabe von Hartenstein, 4. Bd. Leipzig 1867, Seite 8. Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, Vorrede.

. Buch seines Mikrokosmus eine Philosophie der Ge-
hte geschrieben.

Darin findet sich folgende bemerkenswerte Stelle: [1])

„Eine Mechanik der Gesellschaft täte uns not, welche die
ologie über die Grenzen des Individuums erweiterte und
Gang, die Bedingungen und die Erfolge der Wechsel-
ngen kennen lehrte, die zwischen den inneren Zu-
en vieler durch natürliche und gesellige Verhältnisse ver-
ter Einzelnen stattfinden müssen".

„Die Schwierigkeiten liegen gar nicht darin, daß in einer
nen Seele sich ein zusammenhängendes Ganze geistigen
s entwickelt, sondern darin, daß solche Entwicklungen, in
iedenen Seelen geschehend, zu der Gestaltung eines in-
uellen Gemeinbesitzes zusammentreffen."

Diese Darlegungen erinnern sehr an Lamprechts Theorie
Geschichte als Entwicklungspsychologie".[2])

In der Tat sind beide Denker auf verschiedenen Wegen
nem besondern Begriff der psychischen Kausalität ge-
en. Prüft man die logischen Motive dieser Begriffs-
icklung, so findet man eine überraschende Ueberein-
nung, die für die Geistesgeschichte der Gegenwart und
ten Vergangenheit von besonderem Interesse ist. In
n Fällen handelt es sich um die Gewinnung der Einsicht,
auf historischem Gebiet als zureichender Grund eine
dere Kausalität zur Wirksamkeit gelange.

Weder Lotze noch Lamprecht haben den Begriff der Kau-
it so gefaßt, wie Dilthey in seiner „Kritik der historischen
unft", aber beide sind auf demselben Wege, den Dilthey
gen ist, zu ihrer Auffassung der Kausalität gelangt.
equentes Weiterdenken führt vom Standpunkt Lotzes
Lamprechts sicher zur Auffassung Diltheys. Dieser
sofoph ist von geschichtlichen Studien ausgegangen und

[1]) 3. Band. Seite 71.
[2]) Deutsche Geschichte. 2. Ergänzungsband Seite 94.

stellt sich die Aufgabe „dem Uebergewicht des naturwisse
schaftlichen Geistes innerhalb der philosophischen Gedanke
bildung gegenüber die Eigenart und Selbständigkeit d
Geisteswissenschaften zur Geltung zu bringen". Von hi
aus ergibt sich dann Annäherung und Uebergang zur theistisc
teleologischen Weltauffassung, wie sie von der älteren meta
physischen Schule der Philosophen von jeher vertreten wurd

XXXV.

Staatskirchentum.

Das Wort „Freiheit der Kirche" hat in de
Ohren der Staatsmänner einen üblen Klang; sie wittern da
sofort etwas von Verschwörung, klerikalen Uebergriffen rc.
Auch die Welt überhaupt nimmt Anstoß an diesem Anspruch,
deshalb das Gerede von priesterlicher Anmaßung. Furcht
samen Weltkindern fährt ein jäher Schreck durch die Glieder
und sie meinen, sobald nur der Glaube nicht angegriffen
würde, möchte man „um des Friedens willen" den Dingen
ihren Lauf lassen. Trotz alledem erhebt die Kirche in allen
Jahrhunderten den Ruf nach unbeschränkter Freiheit für ihre
gesamte Missionstätigkeit. Sie hält den schönen Satz des
hl. Anselmus hoch, daß Gott in dieser Welt nichts so sehr
liebt als die Freiheit seiner Kirche. Im 20. Jahrhundert
wie im 11. verkündet der Heilige Stuhl wie ehedem durch
den Mund des hl. Gregor VII.: „Kraft göttlicher Einsetzung
ist die Kirche, die reine Braut des makellosen Lammes, frei

und keiner irdischen Gewalt unterworfen.“ Diese Freiheit der Kirche bildet die Schutzwehr des eigentlichen Heiligtums. Jede Verletzung derselben würde Bresche legen in ihr unantastbares Recht und vielleicht selbst den Glauben gefährden. Der Hirte darf nicht fliehen wie der Mietling, er darf nicht schweigen wie die stummen Hunde, von denen Isaias spricht. Der unerschrockene Hirte ist die Schildwache Israels; er darf nicht abwarten, bis der Feind in die Festung eingedrungen ist. Rechtzeitig wird er den Alarmruf ausstoßen und dann seine Hände den Ketten, sein Haupt dem Schwerte darbieten. Die Pflicht, sein Leben für die Herde hinzugeben, beginnt für den Sionswächter mit dem Augenblick, wo der Feind die Vorposten beunruhigt, denn letztere sichern die Ruhe der Stadt.

Der moderne Staat findet jedoch ein Interesse daran, die Kirche unter seine Botmäßigkeit zu bringen und sie seinen Wünschen gefügig zu machen. Die Selbständigkeit der Kirche ist ihm ein Greuel. In den modernen Einheitsstaat paßt die Kirche nur dann hinein, wenn die Bischöfe und die Priester sich als eine Gattung weltlicher Beamter betrachten nach Art der römischen Haruspices, welche die Gewissen der Untertanen zu vertrauensvollem Gehorsam gegen die Obrigkeit stimmen. Diese stets von einigem Erfolg begleiteten Bestrebungen herrschgewaltiger Staatsmänner, welche wir in den Begriff Staatskirchentum zusammenfassen, sind die Quelle unglaublich vieler Uebel — nicht an letzter Stelle für den Staat selbst, zu dessen Gunsten dieses System zur Knechtung der Kirche ins Werk gesetzt wurde.

„Das kann ich“ — schreibt Böhmer an Pertz — „den Reformatoren nicht verzeihen, daß sie die freigeborene Kirche der weltlichen Gewalt als Magd hingaben. ... Nur die Macht der Kirche allein kann in den uns drohenden Stürmen Recht und Freiheit sichern. Alle diejenigen, die den religionslosen Staat anstreben und deshalb alles Religiöse und Kirchliche mit

Füßen treten, verdienen nichts besseres, als daß die eiserne Hand einer Militärherrschaft die von ihnen zerbrochenen Stücke des Hirtenstabes in Gestalt einer Knute über ihrem Rücken schwinge. Möge nur dann die freigeborene Kirche solche Hüter finden, die sich nicht mit der Despotie verbinden und ihr Henkersdienste leisten, sondern die auf göttliche Verheißung vertrauend furchtlos wie in besseren Zeiten der Gewalt entgegentreten, und wenn die Not dazu drängen sollte, eher auch die letzten Bande lösen, durch die sie noch mit dem modernen Militär- und Beamtenstaat verbunden sind. Der Staat braucht die Kirche und die Zeit wird schon kommen, wo er bettelnd sich um ihre Hülfe bemühen wird; dagegen kann die Kirche die Hülfe des Staates entbehren, wie er dermalen ist und in seinem Absolutismus, der auch die letzten der Kirche noch übriggebliebenen Rechte absorbieren muß, notwendig sich entwickeln wird."

Nicht in allen Staaten sind die Folgen des Staatskirchentums in gleicher Schärfe zutage getreten. Den protestantischen Staaten wurde dasselbe weniger gefährlich als den katholischen. In den protestantischen Staaten trat das Hofpredigertum auf, in den katholischen der Gallikanismus, Josephinismus, Febronianismus 2c. Hierüber ist in dem monumentalen Werke: Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert von Dr. H. Brück, viel lehrreiches Material aufgestapelt.

Das akatholische Europa huldigt im großen und ganzen dem Staatskirchentum. Amerika hingegen der absoluten Freiheit. In Nordamerika hat sich die „freie Forschung" ungehindert entfalten können; der religiösen Entwicklung des Individuums wie der Gemeinde ist keine Schranke gesetzt, aber auch unzählige protestantische Sekten haben sich bilden können. In Europa treten uns drei Systeme entgegen: das Staatskirchentum in England, in Deutschland und in Rußland. Das protestantische Kirchentum in Deutschland, zumal in Preußen, ist weit abhängiger von

Staate als die englische Kirche, welche sich mit falschem Stolze Staatskirche nennt. Der Staat darf in England keineswegs so in die Kirche hineinregieren wie bei uns. Dazu spielen die General-Superintendenten und Konsistorialräte gegen die mächtigen und reichen Lord-Bischöfe Englands eine zu unbedeutende Rolle.

Der russische Zar hat zwar große Macht, und der Oberprokuratur des hl. Synod auch; allein ein gewisses Gewohnheitsrecht erschwert dem Zaren organische Aenderungen in der Kirche ungemein. Die russische Kirche ist eine sehr konservative Einrichtung und bewegt sich in ausgefahrenen Geleisen. Nur in Preußen und Deutschland liegt es in der Hand des fürstlichen Summepiskopus, das Angesicht der Landeskirche radikal zu ändern, wenn er will. Nehmen wir an, daß er nur ungläubige Professoren, Prediger und Beamte anstellt, so kann er sogar dem Atheismus zur Herrschaft verhelfen. Das würde in Rußland und in England kaum ausführbar sein.

Aber auch diese Staatskirchen haben ihre schweren Schäden. In Rußland wie in England nimmt das Sektenwesen überhand, während die Gebildeten sich der Kirche mehr und mehr entfremden. Grundsätzlich kann man sich auch kaum einen größeren Widersinn denken als eine Staatskirche. Wie kann sich das Heiligste des Menschenherzens, die religiöse Ueberzeugung, nach den Grenzpfählen des Staatsgebietes richten? Gott hat sich den Engländern, den Preußen und den Russen nicht etwa in besonderer Weise geoffenbart, auch hat der Heiland nicht für jedes Volk eine Sonderreligion gegründet. Staatskirchen konnten nur durch den fürstlichen Absolutismus errichtet werden und sind auch nur durch einen übertriebenen Staatsgedanken aufrecht zu erhalten. Man kann alles in nationale Formen gießen, nur nicht die religiöse Ueberzeugung. Diese ist so kosmopolitisch wie irgend etwas auf der Welt. Der Fortschritt menschlicher Zivilisation wird auch das Staatskirchentum über-

winden. Der Unglaube setzt nirgendwo erfolgreicher ein als beim Staatskirchentum. Selbst der gemeine Mann gelangt früher oder später zur Erkenntnis, daß Christus nicht die anglikanische Staatskirche, die preußische Landeskirche oder die russisch-orthodoxe Kirche gestiftet haben kann. Er sieht, daß der staatskirchliche Geistliche tatsächlich als Staatsbeamter fungiert, und gewöhnt sich, ihn als Gendarmen im Talar anzusehen, der ihn durch moralische Mittel zu einem gefügigen Staatsbürger machen soll. Wo aber diese Ueberzeugung einmal Wurzel gefaßt hat, da liegt der geistliche und kirchliche Einfluß am Boden.

Damit sind wir bei dem Staatskirchentum in katholischen Ländern angelangt. Hier hat das unkirchliche System schweres und im Vergleich zu den vorerwähnten Staaten weit verhängnisvolleres Unheil angerichtet. Um das Linsenmus der Hofgunst und des Einflusses auf die Staatsgeschäfte wurde das Erstgeburtsrecht kaltblütig preisgegeben. Das Staatskirchentum ist aber in Wirklichkeit die tiefste Ursache der Einflußlosigkeit der Kirche auf das politische Leben. In Oesterreich traten als Folgen die Vielregiererei und die Vielschreiberei auf dem Gebiete der Verwaltung und die Schwerfälligkeit der Staatsmaschinerie zutage. Des hl. Reiches Sakristan nannte Friedrich II. spöttelnd Joseph II. und nahm, während letzterer die Kerzen an den Altären zählte und die zusammengerafften Klostergüter an die Juden verschleuderte, langsam die Zügel der Weltregierung für die Hohenzollern in die Hand. Fast alle Uebelstände, die einrissen, verdankt Oesterreich dem verstaubten bureaukratischen Zopf, einer Begleiterscheinung des Staatskirchentums.

Nicht geringere Verwüstungen hat das Staatskirchentum in dem unglücklichen Nachbarlande Frankreich angerichtet. Gerade in diesem Augenblicke sehen wir, daß es sich bei dem gegenwärtigen Kampfe nicht um eine der gewöhnlichen Grenzstreitigkeiten zwischen Staat und Kirche handelt, sondern

um einen Vernichtungskampf gegen den Glauben und die Religion überhaupt. Daß doch unseren Zeitgenossen solche Skandale wären erspart geblieben, wie sie seit Jahren dort an der Tagesordnung sind! In einem Hirtenbrief verglich der Bischof von Tarbes (nach der Gazette de France) Carnot, den ermordeten Präsidenten, ohne Einschränkung mit Christus, und der Bischof von Orleans erklärte mit Rücksicht auf den „Märtyrer Carnot" das Wort Massillons: „Nur Gott allein ist groß" für falsch. Diese Aussprüche streifen offenbar an Gotteslästerung und verlieren dadurch nichts an ihrem Gewicht, daß sie in offiziellen Kundgebungen sich finden. Auch sonst wurde und wird seitens der Bischöfe in der Verherrlichung des Präsidenten Unglaubliches geleistet. Die berufenen Vertreter der Kirche, welchen ihre Sendung die Pflicht auferlegt, für die Rechte der Katholiken einzutreten, diejenigen, welche mit ihrem Protest und Widerstande ein Beispiel geben sollten, scheinen mithin keine andere Sorge zu haben, als herauszufinden, mit welchen Lobesformeln sie das Andenken eines Staatsoberhauptes feiern können, dessen Name unter allen Aechtungs-Dekreten, unter allen verbrecherischen Gesetzen steht. „Welchen Vorteil hat aber die Kirche" — so fragt das oben erwähnte Blatt — „von all den Apostasien gehabt, welche die Kräfte zersprengen, den Charakter verderben, die christlichen Kanzeln in Höflingsstellen, die Heiligtümer Christi in Schmeichelbuden verwandeln, wo für das Lächeln eines Unterpräfekten oder ein buntes Bändchen das ruhmreiche Patrimonium des christlichen Frankreich verkauft wird."

Aus einer schwächlichen, zu Zugeständnissen geneigten Gemütsverfassung heraus hat der Bischof von La Rochelle, Mfgr. Bonnefoy, ohne durch die Verhältnisse seines Bistums dazu irgendwie genötigt zu sein, vor Jahren eine höchst seltsame politische Erklärung abgegeben. Nach dieser Erklärung sollen die französischen Katholiken sich zu Casimir-Periers Wahl Glück wünschen, freilich unter der von ihnen

selbst zu erfüllenden Bedingung, daß sie dem neuen Präsidenten Kredit einräumen und nichts Unmögliches von ihm fordern. Der Bischof hält den guten Willen Casimir-Periers für unleugbar. Aber die Konservativen müßten sich hüten, diesen guten Willen lahm zu legen, indem sie entweder denselben von vornherein leugneten oder von ihm „extreme Maßregeln“ verlangten. Unter den letzteren versteht Msgr. Bonnefoy unpolitische, unpopuläre Maßregeln, welche, ohne dem Lande zu nützen, das Ansehen des Staatsoberhauptes schwächten. Das Unmögliche, die extreme, unpolitische, unpopuläre Maßregel kann man erst richtig würdigen, wenn man sich erinnert, daß es sich um das französische Schulgesetz handelt — jenes himmelschreiende Unrecht, wodurch die Kirche in Fesseln geschlagen und die religiöse Jugenderziehung unmöglich gemacht wird. Was die Katholiken damals mit aller Macht zu beseitigen strebten, das soll man also nach jener bischöflichen Erklärung aus Politik sich gefallen lassen. Das Schwert, das sie früher zum Kampf gegen die religionslose Schule so eifrig geschwungen haben, sollen sie begraben. Was die Katholiken etwa sonst beginnen sollen zur Verteidigung ihrer Rechte, darüber schweigt der Bischof sich aus. Er weist nicht hin auf die ecclesia militans, sondern auf die ecclesia patiens. „Prüfung, Verfolgung macht sie wachsam, reinigt und stärkt sie. Wir sind völlig beruhigt über das schließliche Ergebnis der Quälereien, denen wir noch ausgesetzt sein können“. Also abwarten, dulden, nichts verlangen, — eine einschläfernde Politik — das ist alles, was der gottgesetzte Hüter in schwerer Zeit zu empfehlen weiß. Wie die Piemontesen Rom intangibile nennen, so hat Casimir-Perier die Ferrysche Kulturkampfgesetzgebung unantastbar genannt. „Das ist wahr“, sagt die bischöfliche Erklärung, „aber man muß mit den politischen Notwendigkeiten des Augenblicks rechnen und darf bezüglich der persönlichen Gefühle Casimir-Periers aus solchen Worten keinen zu scharfen

Schluß ziehen". . . . . Also kein Laut des Schmerzes, der Entrüstung, der apostolischen Freimütigkeit. Die Parole lautet einfach: die Katholiken sollen auf ihre gerechten Forderungen verzichten! Wohin wären wir in Deutschland gekommen, wenn unsere Bischöfe gegenüber der Maigesetzgebung eine so unklare schwächliche Haltung eingenommen hätten? Da waren doch unsere Führer aus anderem Holze geschnitzt. Das sind keine Bekenner-Bischöfe, die sich in den wichtigsten Angelegenheiten von so armseligen Rücksichten leiten lassen. Bei alledem muß man sich gegenwärtig halten, von welch diabolischem Hasse die französische Kulturkampfgesetzgebung durchfeucht ist. Die Hamburger Nachrichten sind ein äußerst katholikenfeindliches Organ. Trotzdem melden sie, Hr. Combes und die Seinen hätten nicht den geringsten Nachweis erbracht, daß sie auch nur in einer Stadtgemeinde das Unterrichtswesen reformieren könnten, aber dafür hätten sie den „Erfolg" für sich buchen können, das ganze Schulwesen Frankreichs von Grund aus zerstört zu haben, ohne auch nur den Schatten eines Ersatzes zu zeigen. Der Korrespondent legt weiter dar, daß diese ganze Regierung nur niederreißen und zerstören könne. Die Krankenschwestern entferne man aus den Hospitälern, ohne Ersatz dafür zu haben, das Kruzifix aus den Gerichtsräumen. André demoralisiere die Armee und Pelletan die Marine; bei allem kümmere man sich gar nicht um die dadurch hervorgerufenen Nachteile. Wenn das sogar von dieser Seite her den französischen Machthabern vorgehalten wird, so müssen die Dinge herzlich schlecht stehen.

In Valréas hatte der Gemeinderat die Schwestern aus der Mädchenschule und der Bewahranstalt vertrieben. Sofort bildete sich ein Ausschuß, welcher die Mittel für entsprechende freie Anstalten aufbrachte. Als die Schulen eröffnet werden sollten, wurde dieses von dem Erzbischofe von Avignon, Msgr. Sueur, verboten. Zugleich verbot er auch der Oberin des betreffenden Mutterhauses, Schwestern

für diese Schulen zur Verfügung zu stellen. Der Ausschuß trat nunmehr zurück und schrieb dem Erzbischofe: „Damit ist unser Unternehmen erwürgt, dem Ausschuß bleibt nur noch übrig sich aufzulösen. Diejenigen können stolz sein, welche bei diesem Falle die Kirchenbehörde zu umgarnen gewußt haben; sie können sich schmeicheln, große Verdienste um die freimaurerische Sippe erworben zu haben . . .“

Ein Rundschreiben des Bischofs von Rodez an die Pfarrer seiner Diözese bemerkt u. a.:

„Der Pfarrer einer Gemeinde ist für alle da. Unsere Kongreganistenschulen sind uns gewiß teuer. Sie haben recht, darauf zu halten und sich über ihr Gedeihen zu freuen. Aber es wäre zu bedauern, wenn der Eifer für diese den Kindern der anderen Schulen zum Nachteil gereichte; denn auch sie verdienen Liebe und um so größere Anteilnahme des Seelenhirten, als er annehmen muß, sie seien in religiöser Hinsicht weniger begünstigt. Indem wir uns in die politischen oder anderen Kämpfe stürzen, die uns umtoben, können wir nur uns selbst schaden. Uebrigens würden wir selten das Ziel erreichen, das wir anstreben, und wenn wir es erreichten, so wäre der Gewinn schwerlich von Dauer, denn er würde zu Repressalien herausfordern“.

Es konnte nicht ausbleiben, daß auch diese Kundgebung Widerspruch hervorrief und seitens der Gegner in dem Sinne gedeutet wurde, daß der Priester nur in die Sakristei gehöre.

Noch mehr war das der Fall bei einem Hirtenschreiben des Msgr. Fuzet, Erzbischofs von Rouen. Derselbe ist der christlichsozialen Tätigkeit des Klerus allem Anschein nach gründlich abhold. Er will, daß der Priester jeder Frage, jeder Vereinigung fernbleibe, worin die Kirchenfeinde etwas Politisches sehen könnten.

„Unselige Priester“, ruft er aus, „die vergessen, daß sie nach nichts als nach Gott und nach Eroberung der Seelen zu trachten haben, anstatt dessen aber sich in die Parteikämpfe

einlassen!“ Sie sollen sich demnach von jeder Kundgebung, jedem Aufzug fernhalten, die einer politischen Färbung verdächtigt werden könnten. „Der Platz des Priesters ist am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhl, am Krankenbett, beim Katechismusunterricht, bei den Veranstaltungen der christlichen Liebestätigkeit. Der Priester soll sich voll Takt, Güte, Zuvorkommenheit für die Staatsschulen zeigen, er soll jeden Kampfausdruck gegen sie meiden; er muß eine gutmütige Ergebenheit denen gegenüber an den Tag legen, die sie leiten, und den Behörden, von denen sie abhängen. Natürlich wird der Priester gegenüber der Gewalt die äußerste Zurückhaltung beobachten müssen. Wenn er auch nicht gehalten ist, alles hochzupreisen, so darf er doch nie etwas tadeln“.

Und der katholische Laie — fügt der Univers ironisch hinzu? Nun er wird gut tun, wenn er sich nach dem Geistlichen richtet! Was aber dann?

Der Bischof von Saint Dié wendet sich in einem Zirkular an alle Pfarrgeistlichen seiner Diözese, um ihnen einzuschärfen, daß sie sich jeder Einmischung in politische Angelegenheiten zu enthalten haben. Falls sie zuwiderhandeln, würden sie sich nicht nur schweren Strafen aussetzen, sondern auch die Interessen der Kirche gefährden. Der Soleil bemerkt scharf und bitter zu diesem Erlasse:

„Dieser übertriebenen Resignation, diesem schüchternen Auftreten, das fast an Mitschuld grenzt, muß es zugeschrieben werden, daß der Religionshaß und der freimaurerische Fanatismus sich seit einigen Jahren so frei entwickeln konnten. Wenn vom Episkopate und der Geistlichkeit größere Energie an den Tag gelegt worden wäre, wenn der Klerus sich nicht vor den Machthabern in vielleicht christlicher, aber der Würde entbehrender Demut auf die Kniee geworfen hätte, so wären Radikale und Sozialisten nicht so frech geworden, so hätten sie nicht den Sturm gegen die freien Schulen unternommen und würden sie jetzt nicht den schändlichen Feldzug gegen die Kongregationen führen, an dem die Weltgeistlichkeit sich beteiligen

zu wollen scheint. Der Bischof von Saint-Dié sucht sein Klerus einzuschüchtern, wie man einem Hund mit der Peitsc droht. Das ist vielleicht dem Schutze der Republik gemä aber es ist wenig ehrenhaft für die Priester, zu denen m so spricht."

Genau in demselben Geiste ist eine Publikation v Msgr. Lacroix, Bischof von Tarantaise, gehalte worin er den Geistlichen vorschreibt: „Ihr sollt öffentlich Versammlungen nicht beiwohnen, nicht für Blätter schreibe noch Wahllisten aufstellen helfen oder irgend eine Wa tätigkeit üben. Jeder von euch stimmt nach seinem Gewisse aber er darf nicht der Wahlhelfer irgend einer Partei sein Mit welchem Hohngelächter mögen die Freimaurer d Schreiben begrüßt haben, das ihren Wünschen in so hohe Maße Rechnung trägt! Es bedarf kaum der Versicherung, daß unter solchen Umständen die Geistlichen der Politik, insbesondere der Wahltätigkeit gänzlich entfremdet wurden.

Die Reihe von bischöflichen Kundgebungen obiger Art könnte leicht noch vervollständigt werden. Die mitgeteilten Proben mögen genügen. Es muß hier die Bemerkung eingeschaltet werden, daß die Regierung darauf Bedacht nimmt, möglichst alte Priester und ehemalige Professoren auf die Bischofstühle zu erheben. Denselben fehlt es gewöhnlich an der erforderlichen Rüstigkeit, um sich mit den Verhältnissen der ihnen bis dahin meist unbekannten Diözesen vertraut zu machen. Sind sie endlich so weit, dann erlaubt ihnen ihre Gesundheit nicht mehr, mit der nötigen Frische einzugreifen. Man begreift aber, wie der jansenistische Pfarrer von St. Nicolas in Haute-Vienne, P. Royer, dazu kommen konnte, in einer Schrift vom Januar 1896 folgendes zu veröffentlichen:

„In allen Bischöfen der Zeit findet man den Höfling und den Schmeichler, vergebens sucht man einen Mann Gottes. Die Bischöfe ändern den Glauben, sie haben nur noch Lob-

sprüche für die Feinde Christi. So glauben die Bischöfe Frankreichs auch, sich alles gegen ihre Priester erlauben zu dürfen. Rom wird sie nicht verdammen. Wir sind müde der Bischöfe, die uns die Freimaurer geschickt haben."

Diese Klage bedarf natürlich einer starken Einschränkung und Zurückweisung. Msgr. Bonfils, Bischof von Le Mans, z. B. tritt in seinem Hirtenbrief sehr entschieden gegen die Kulturkämpferei auf:

„Die Trümmer häufen sich, schlimme Lücken sind schon in die katholischen Anstalten gerissen. Ordensmänner und Ordensfrauen sind aus ihren Klöstern, Heilanstalten und Schulen vertrieben. Sie werden wie Verbrecher behandelt, müssen aus dem Lande fliehen, verfallen dem Elend. Tausend und abertausenden von Kindern werden die Lehrer und Lehrerinnen entrissen, welche ihnen eine christliche Erziehung gewährten. Sie werden ihren Eltern entrissen, denen die Freiheit genommen wird, sie zu erziehen, wie es ihre Pflicht und ihr Wille ist. Der Priester wird als Feind behandelt, in Ausübung seines Amtes behindert, den gehässigsten Maßregelungen, der traurigsten Verfolgung überliefert. . . . . In der steigenden Flut einer alles überbietenden Zügellosigkeit hofft man, unter einer wahren Sintflut die Religion und dasjenige zu versenken, was sie mit sich bringt: Vaterland und Familie." [1])

---

1) Nach einer Korrespondenz der Köln. Volkszeitung scheint das gegenwärtige Regiment eher dem Islam Entgegenkommen zeigen zu wollen, als der katholischen Kirche. Die Zuschrift lautet: Paris, 30. August 1902. Der Soleil erzählt von einem Präfekten, welcher einen Pilgerzug zu seinem religiösen Eifer beglückwünschte und den Gläubigen die Versicherung gab, die Regierung der Republik werde es sich angelegen sein lassen, ihnen die weite Fahrt auf jede Weise zu erleichtern. „Das hat sich in Algier zugetragen, und es handelte sich selbstverständlich nicht um katholische Pilger, die nach den heiligen Stätten wallten, sondern um Muselmanen, die sich nach Mekka einschifften. Der Präfekt Rostaing strich noch besonders die Großmut der französischen Regierung heraus, welche für die bequeme Aus-

Auch der im 73. Lebensjahre verstorbene Bischof von Seez, Mſgr. Tregaro, war einer der wackersten unter den französischen Kirchenfürsten und stand stets in vorderster Reihe, wenn es galt, die Kirche zu verteidigen und die unchristlichen Gesetze zu bekämpfen. An gewisse Vorkommnisse im deutschen Kulturkampf erinnert das Vorgehen des Bischofs von Nizza, Mſgr. Chapon. Derselbe schrieb im Januar 1901 an die Regierung: „Aus dem Amtsblatt erfahre ich meine Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion. Indem ich Ihnen für Ihre wohlwollenden Absichten danke, muß ich Ihnen erklären, daß es mir in den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich ist, diese Ehrung anzunehmen.“

Im ganzen Verlauf der Kirchengeschichte wiederholt sich bei allen Völkern das Schauspiel, daß geweihte Diener der Kirche, anstatt da ihren Rückhalt zu suchen, wohin ihr Beruf sie weist, an die Staatsgewalt sich anlehnen und dieser zuliebe eine zweideutige, verräterische Rolle spielen. Der Staatsbischof ist und bleibt durch die heiligsten Eidschwüre verpflichtet, sich eher martern zu lassen, als die unveräußerlichen Gerechtsame der Kirche preiszugeben. Nicht selten, ja beinahe regelmäßig wird die Liebedienerei der

---

rüstung des Schiffes und die Geschwindigkeit der Fahrt gesorgt hatte, und fügte hinzu: ‚Am Hauptmaste eures Schiffes weht die dreifarbige Fahne, in ihrem Schatten könnt ihr eure grüne Flagge wehen lassen. Die beiden vereint werden euren Glauben schützen.‘ Es ist ganz in der Ordnung, daß die Regierung den Kundgebungen des Islam keine Hindernisse in den Weg legt, aber sie geht denn doch etwas weit, indem sie dieselben auf unsere Kosten subventioniert. Glückliche Mekkapilger! Die Republik streut ihnen Blumen und ist gegen sie die Zuvorkommenheit selbst. Wenn es sich um katholische Pilger handelte, so würde sich Herr Rostaing nicht nur neutral, sondern feindselig gegen sie verhalten. Der Regierung zum Schutze der Republik ist an dem Grabe Mohammeds mehr gelegen als an der Gruft Christi.“

Gesalbten zuletzt mit dem Fußtritt belohnt. Auch Msgr. Geay von Laval, der Handlanger von Combes und Konsorten, der Held der Frankfurter Zeitung und des Berliner Tageblattes, wird eines Tages zu den abgehaustien Größen gezählt werden. Aber daß ein solches Aergernis unserem Geschlecht nicht vorenthalten wurde, ist tieftraurig.

Zu den Ursachen des rapiden Niederganges unserer westlichen Nachbarn gehört zweifellos auch das Staatskirchentum. Vor hundert Jahren war Frankreich weitaus der mächtigste Staat der Welt. Heute geht Frankreich unaufhaltsam den Krebsgang und in seiner Verblendung sucht es sich sogar noch durch den Gifttrank des Atheismus und der Kulturkämpferei zu retten.

In den Missionsgebieten tritt deutlich zutage, wie wenig die Kirche des Staates bedarf und wie wenig sie nötig hat, vom Staate die Bedingungen ihrer Wirksamkeit sich vorschreiben zu lassen. Lasset ihr nur Licht, Luft und Sonne, so wird sie zum Segen der Menschheit ihres hehren Amtes walten!

Dr. Rody.

XXXVI.

Joseph Seeber.

Ein Dichterbild von Dr. Johann Ranftl (Graz).

I.

Wer nur je eine kleine Ferienfahrt oder flüchtige Spaziergänge in das schöne Land Tirol unternimmt, dessen Seele wird vom zauberischen Reiz und der majestätischen Herrlichkeit dieser Alpenwelt ergriffen und erfüllt werden. Mag des Wanderes Auge auf den lieblichen Tälern ruhen, wo kräftige, fleißige Menschen in mühsamer Arbeit dem Boden seine Gaben abringen, mag er von hoher Bergeszinne ein phantastisches Felspanorama betrachten, das im unendlichen Ring sich auftut, mannigfaltig und doch wieder zu großer Einheit zusammenstimmend wie ein riesenhaftes, entzückendes Kunstwerk, das zugleich in jeder Licht- und Luftstimmung neue Schönheiten entfaltet, mag er durch die gesegneten Täler Südtirols pilgern, in denen südländischer Reiz in lachenden Gärten und auf rebenumrankten Terrassen sich ankündigt, wo hesperische Lüfte uns schmeichelnd die Stirne umkosen und jede Welle, die nach Süden eilt, von geheimer Sehnsucht rauscht und flüstert, von Sehnsucht nach dem ewigherrlichen Italien, nach der Stadt Sankt Peters, nach den Gefilden, über denen Dantes und Rafaels Geist noch verklärend schwebt: der Zauber dieser großen und lieblichen

Natur muß alles in süßem Banne festhalten. Der prosaischeste Erdenmensch, der sein Gemüt an diesen Herrlichkeiten letzt, muß sich in acht nehmen, daß ihn nicht eine akute „Dichteritis“ befällt, die ihn arglosen Mitbürgern gefährlich und unleidlich machen könnte. Vergeblich würde sich aber eine begnadete Dichterseele, die den Hauch dieser Berge getrunken und die Anmut dieser Täler geschaut, bemühen, von dieser wundersamen Schönheit zu schweigen. Auch jenem Wanderer, der gerne den Spuren und Erinnerungen verklungener Zeiten folgt, wird Tirol bald lieb und teuer sein, wenn seine Phantasie zurückeilt in die Jahrhunderte des Mittelalters, da dieses Land ein reiches Land war, da Land- und Bergbau blühten und zwischen den hohen Bergen der menschenbelebte Handelsweg von Italien nach dem Norden ging, auf dem Deutschland und Venedig ihre reichen Warenzüge hin und wieder führten. In jener Zeit war auch bereits ein dichterischer Frühling in diese herrlichen Täler eingezogen. Die Lieder der Heldensage erklangen landauf, landab. Der Minnesang fand hier eine willkommene Heimstätte. Vielleicht entstammt sogar unser herrlicher Sängerkönig Walther dem sangfrohen Lande, in dem noch spät das ritterliche Minnelied, das anderwärts bereits vergessen war, eine liebliche Nachblüte in der Kunst des Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein erlebte. In den Städten und Flecken von Hall bis Trient und bis in das wälsche Cavalese hinein erbauten sich im ausgehenden Mittelalter fromme und schaulustige Menschen an den prächtig-bunten Passionsspielen sowie an anderen volkstümlichen Aufführungen, deren reichliche und interessante Reste uns die Forschungen Prof. Wackernells enthüllen. Und welche Kunstfreude einst das Dasein dieser Menschen verschönte, lehrt wiederum das hübsche Buch „Die Kunst an der Brennerstraße“, mit dem uns vor einigen Jahren Berthold Riehl beschenkte. Wir verstehen es, wenn sich der Tiroler mit Liebe und Stolz in diese Jahrhunderte seiner Vergangenheit versenkt, oder wenn er ebensogerne in

die näheren Zeiten des glorreichen Befreiungskampfes zur
geht, als seine Väter freudigen Mutes Blut und Leben
ihre schöne Heimat zum Opfer trugen. Für ihre sch
Heimat, für ihr geliebtes Oesterreich, für ihren heili
Glauben. Wie in alten Zeiten hängt das Volk von Ti
noch heute an seinem Glauben und an seinen Vätersitten
rührender Treue. Wer die kräftigen, frischen Bergbewoh
in ihrem schlichten Kirchlein im Gebete knieen sieht und
glaubensinnige Hingabe, die aus Blick und Mienen spric
mitempfindet, fühlt in seiner eigenen Seele die Macht d
innigen Glaubens wachsen, der ihm draußen im frostig
Hauche der Gegenwart oft schier ermatten will. Nat
herrlichkeit, Heimatliebe und Glaubensinnigkeit begleiten u
in Tirol wie liebe Schutzgeister auf Weg und Steg. Nat
Heimatliebe und tiefe Glaubensfreudigkeit gehen auch
ein schöner Akkord durch viele Poesien des berühmten Tiro
Dichters Joseph Seeber.

* * *

Seeber wurde in Bruneck, dem freundlichen Städtc
des Pustertales, am 4. März 1856 geboren. Er besuchte h
zunächst die Volksschule und kam im Herbste 1866 in d
Augustinergymnasium nach Brixen, der alten Bischofsst
an der Brennerstraße, wo er die üblichen acht Klassen
glänzendem Erfolge absolvierte. Im Schüler der zwei
Klasse kündete sich schon der Dichter an. Er machte Ve
ohne selbst zu wissen, daß es Verse seien. Im Konv
Cassianeum, dem der Student durch alle 8 Jahre angehör
gab es kleine Theateraufführungen wie in vielen ande
ähnlichen Instituten, und diese Aufführungen regten d
poetischen Jüngling bald zu eigenen kleinen Versuchen
wobei er auch von Seite seiner Professoren manche Förder
fand. Nach Vollendung des Gymnasiums wählte sich See
den geistlichen Beruf und trat in das Brixener Priestersemi
ein. Obschon er in den vier theologischen Studienjahren

mit Krankheit zu kämpfen hatte, so waren es für ihn doch Jahre ernsten Lernens und angestrengter Tätigkeit. Als Beweis dafür mag die Tatsache gelten, daß Seeber bereits während seines zweiten Theologiejahres die von der Innsbrucker theologischen Fakultät gestellte Preisfrage über ein vatikanisches Dekret („De Deo creatore") preiswürdig löste. Eine Ferienreise, die der junge Theologe mit einem Freunde unternahm, führte ihn ins deutsche Reich und bis nach Schleswig-Holstein hinauf. Wie Natur und Kunst auf das empfängliche Gemüt wirkten, bezeugen die poetischen „Reiseblätter" und der Prolog zu „St. Elisabeth".

1878 wird Seeber von Fürstbischof Vinzenz Gasser, dem vortrefflichen Kirchenfürsten, zum Priester geweiht. Fürstbischof Aichner, damals Regens des Brixener Priesterseminars, hielt die Festpredigt am Ehrentage des Primizianten. Dann ging es hinaus ins Leben, in die Seelsorge. Für kurze Zeit nach Mühlwald im Taufarertale, hierauf nach Kartitsch im Pustertale. Hier auf der hohen Alpe lernte der Dichter das Leben eines Gebirgskaplanes kennen, vor dessen Fenster sich die Schneemassen 5 Fuß hoch türmen und dessen Schuhe für jeden Schritt mit starken Fußeisen gerüstet sein müssen: ein Leben, wie es manchem Leser vielleicht aus Achleithners Erzählung vom „Lawinenpfarrer" bekannt ist. Die kurze Seelsorgszeit (vom Herbst 1878 bis Ostern 1879) war für Seeber nichtsdestoweniger eine schöne und glückliche Zeit, deren er sich noch immer mit Freuden erinnert.

Fürstbischof Gasser berief den Gebirgskaplan nach kurzer Zeit zur Deutsch-Professur am Seminarium Vincentinum in Brixen. Zur Vorbereitung auf diese Tätigkeit mußte Seeber zuerst nach Innsbruck, um sich in den germanistischen Studien genügend umzusehen. Nach kurzer Zeit legte er seine Staatsprüfung ab und konnte nun sein neues Arbeitsfeld betreten. Von 1881 bis 1887 erteilte er den deutschen Unterricht im Brixener Seminar und hier beginnt auch jene größere poetische Tätigkeit, die ihn bald weiteren Leserkreisen bekannt machen

sollte. So erschien 1883 „St. Elisabeth" (Missions
druckerei, Steyl) und 1885 die Gedichtsammlung „Ei
fliegend Blatt" (bei Weger in Brixen). Leider hat
eine voreilige Anzeige der Gedichte durch Prof. V. Zingerl
des Dichters Universitätslehrer und Freund, zur Folge, da
manches eilfertig zusammengerafft und fertig gestellt werde
mußte. Dies führte zu Mängeln und Ungleichheiten u
verleidete dem Dichter sein eigenes Werk.

1887 erschien die Tragödie „Judas" (Wagner, Innsbru

Im nämlichen Jahre traf den eifrig tätigen Lehrer u
Dichter ein herber Verlust, da ihm in Brixen seine unverg
liche liebe Mutter starb. Zu diesem Schmerze gesellte s
ein Nervenleiden, hervorgerufen durch die ungünstigen E
flüsse des Klimas. Weniger schwer entschloß sich daher Seeb
seine teure Heimat zu verlassen und einer Aufforderu
Sr. Exzellenz des Feldmarschall-Lieutenants Teuffenbach f
gend, die Seelsorge und Deutsch-Professur an der Milit
Ober-Realschule in Mährisch-Weißkirchen zu übernehm
welchem Amte er von 1887 bis 1897 mit größtem Pflichtei
und schönstem Erfolge vorstand. Näher stehende Freun
wissen zu berichten von der Hochachtung und Verehrung,
seine Persönlichkeit im neuen Wirkungskreise genoß und v
der Liebe und Anhänglichkeit, mit der seine Schüler d
„lieben" Lehrer zugetan waren. Auch an äußerer Anerkennu
der Verdienste fehlte es nicht. Er erhielt das „Offizierskre
des großherzoglich-toskanischen Zivil-Verdienstordens",
drei Söhne des Großherzogs von Toskana unter Seebe
Leitung in Mährisch-Weißkirchen studierten. Obschon
Arbeiten des Unterrichtes und der Seelsorge gewiß ni
gering waren, verfaßte Seeber nach Wiedereinführung d
Religionsunterrichtes in der Anstalt die Lehrbücher für Kirch
geschichte, Dogmatik und Moral, die noch heute im Gebrau
sind. In diesen Jahren bearbeitete er ferner eine Neuaufl
der Lindemannschen Literaturgeschichte und ha
auch selbst mit der Abfassung einer wissenschaftlichen Literat

geschichte begonnen, als ein böses Augenleiden, eine Blutung im rechten Auge, schmerzlich und störend in sein schönes, freudiges Schaffen eingriff. Die Literaturgeschichte mußte aufgegeben werden, jede größere Arbeit war unmöglich, für ein Jahr sogar alles Lesen und Schreiben von den Aerzten untersagt. Unter diesen höchst schwierigen Verhältnissen rang unser Dichter trotzalledem dem Genius sein bisher bedeutendstes Werk „Den ewigen Juden“ ab, den er nach stenographischen Notizen einem Studenten diktierte. Das Werk erschien 1894 (Herder, Freiburg). In Weißkirchen entstand auch das Tiroler „Herz-Jesu-Bundeslied“ und die dramatischen Szenen aus dem Tiroler Befreiungskampfe, die unter dem Titel „Spinges“ vereinigt, 1896 erschienen (Promberger, Bozen).

Im Herbste 1897 übernahm Seeber eine Stelle an der Theresien-Militär-Akademie in Wiener-Neustadt. Da aber das Augenübel sich hier unter ungünstigen klimatischen Einflüssen neuerdings verschlimmerte, mußte er diesen Posten 1898 verlassen und mit einer Militärkaplanei in Salzburg vertauschen, woselbst er gegenwärtig tätig ist. Die Ortsveränderung wirkte einigermaßen lindernd auf den leidenden Zustand, wenngleich unser Dichter auch hier sich noch immer von jeder intensiven geistigen Tätigkeit fernhalten muß.

* * *

Seebers Lebenslauf zeigt uns keine großen, auffallenden Geschicke, keine vielverschlungenen Wege. Allein diese bescheidene Linie des äußeren Lebensganges umschließt ein reiches Leben voll Opfer, Arbeit und dichterischem Schaffen. Der letzteren Tätigkeit wenden wir nun unsere Betrachtung zu. Das erste Werk, mit dem der Dichter in die Oeffentlichkeit trat und warme Anerkennung erntete, war, wie erwähnt, das episch-lyrische Gedicht „St. Elisabeth von Thüringen“. Die kleine episch-lyrische Gattung erfreut sich ja seit den Tagen der „Amaranth“ und des „Trompeter

von Säckingen“ großer Beliebtheit. Ernstes und Heitere religiöse und profane Stoffe lassen sich gut in die bequem Form fassen. Eine solche schlichte Legende, die den Ge des Lesers leicht auf anmutigen Versen dahinträgt, entzü denselben heute noch wie in alter Zeit, als Hartmann v Aue seinen „armen Heinrich“ schuf. — Auf der Reise du Deutschland besucht Seeber die schöne Elisabethkirche in M burg und in den herrlichen gotischen Hallen umwehen Erinnerungen an die liebenswürdige und poetische Gest aus einer großen romantischen Vergangenheit mit solch sti Macht seine Seele, daß sich die Schicksale der Heiligen b auch zum hübschen epischen Bilde formen. In 12 Gesän schildert der Dichter die wichtigsten Momente aus dem Lel seiner Heldin, manches frei gestaltend, manches änder anderes beifügend. Wir sehen, gleich im ersten Werke staltet Seeber als richtiger dichterischer Künstler. Sc damals merkte er mit sicherem Blicke, daß Geschichte Wirklichkeit fast nie das bieten, was einen einheitlichen kün lerischen Eindruck erzielt. Auswahl für den künstleris Zweck ist ja bekanntlich ein wesentliches Gesetz für alles kün lerische Gestalten. Diesem folgt auch der Dichter der ‚Elisabe er wählt und gruppiert die Ereignisse so, daß der Leser beständigem herzlichen Anteil der Heiligen auf dem W vom irdischen Glücke zu tiefster Not und wieder aufwä zu neuem höheren Glücke folgt. Durch freie Behandlu des überlieferten Stoffes formen sich wirksame Gegens und Gruppen und alles dient schließlich dazu, die Hau gestalt zu beleuchten und dem Leser recht lebendig vor Seele zu rücken. Gut gelang es auch, einen raschen G und eine angenehme Mannigfaltigkeit in den Verlauf Erzählung zu bringen, während manche andere Erstlin dichtung durch endlose Gefühlsseligkeit und geschwätzige Br die Freude am wirklich Schönen stört („Amaranth“). Natursenerien werden geschickt als Stimmungshintergr verwertet, das Gleichnis wird mäßig gebraucht und ein le

altertümliches Kolorit breitet sich, dem Gegenstande entsprechend, über die Sprache. Ueber welche anschauliche Kraft der Darstellung Seeber bereits verfügt, lehrt uns die große Nachtszene auf der Wartburg, als die Trauerkunde vom Tode Ludwigs eintrifft. Wie sich das Düstere und Unheimliche durch die ganze Burg verbreitet, wie es gleich einer Sündflut steigt und steigt, bis es Elisabeth selbst erreicht, ist in höchst glücklichen Zügen zur Darstellung gebracht. Wir ahnen dabei den Dichter der großen Szenen im „ewigen Juden" voraus. Wie das ernst Pathetische, gelingt ihm auch das Liebliche und Rührende in den Erlebnissen der verstoßenen Heiligen, die nicht selten an die Motive der romantischen Genovefalegende erinnern. Ich kann es füglich unterlassen, gewisse Einwendungen gegen die Motivierung, gegen den Reimgebrauch u. dgl. zu machen — gegen welches Erstlingswerk ließe sich nichts einwenden! —, denn Seeber hat längst selbst an sich Kritik geübt und sein Gedicht in einer Neubearbeitung verbessert, soweit sich ein einmal fertig gestaltetes dichterisches Werk überhaupt umarbeiten und verbessern läßt. Ich meine, daß diese Legende voll Gemüt und frommem Sinn es noch immer verdient, auf den deutschen Weihnachtstisch gelegt zu werden. Sie erlebte bisher drei Auflagen.

Zwei Jahre nach der Elisabethlegende erschien ein Band Gedichte. Nach der bekannten Mahnung Uhlands

„Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n;
Gib ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein."

betitelt Seeber sein Büchlein „Ein fliegend Blatt". Die Charakteristik dieser Versuche kann hier kürzer gefaßt werden, weil dieselben ohnehin schon vor Jahren eine begeisterte Würdigung aus der Feder Alfreds Muths („Deutscher Hausschatz", 15. Jahrgang, „Dichterstudien") gefunden haben. Heute können wir übrigens mit dem Dichter selbst seinen Anfängen kühler und nüchterner gegenübertreten und sie mehr als Vor-

boten der kommenden größeren Schöpfungen betrachte Allerlei fremde Einflüsse und Nachklänge entgehen dem au merksamen Leser nicht und darin liegt wenig Auffallende Kaum ein Dichter oder Künstler ist in seinen frühen Be suchen jemals ganz er selbst. Wenn wir also die an bekann Muster anklingenden Sachen und verschiedene Kleinigkeit ausschalten, so bleibt immer noch eine Reihe von Lieder übrig, die frisch an Herz und Gemüt klingen, wie Amselrufe aus dem jungen Frühlingswalde. Die Freude des Dichters an der großen und lieblichen Natur seines schönen Tirolerlandes spricht lebhaft aus mancher gelungenen Strophe der Serie „Gott und Welt". Stille und weiche Stimmungen atmen wieder andere Lieder, die mit ihrer sanften träumerischen Wehmut wie holde Erinnerungen an die scheidende Eichendorff'sche und Dreves'sche Romantik unsere Seele fesseln.

„Am Himmel zieht durchs dunkle Blau
Der Mond mit seiner Sterne Pracht
Und senkt den lichten Strahlenthau
Hernieder in die Sommernacht.

Es ist so ruhig wunderbar,
In Andacht liegt rings Wald und Feld,
Der Himmel ist der Hochaltar,
Das Kirchenschiff die ganze Welt.

Mir wird die Seele licht und weit,
Und Gottesfriede zieht hinein:
Es müssen Herz und Seligkeit
Wohl für einand geschaffen sein!"

Hier und sonst flicht der Geist des jungen Priestersängers seine schönen Gottesgedanken innig und fromm in die Herrlichkeit der Natur hinein. Er weiß auch geschickt und unauffällig die herzliche Liebessprache der alten Mystik und des alten religiösen Liedes neu zu beleben, wenn er von den „Rosenwunden" und dem „Rosenfrühling" singt, der am Kreuze für die gläubig liebende Seele erblüht, und die Klage der schmerzhaften Gottesmutter, die einst erschütternd von der alten Tiroler Passionsbühne herab

erklang, ergreift auch in neuer dichterischer Form wieder jedes christliche Herz.

Sinnend ruht ein anderes Mal das Dichterauge auf dem einsamen Kreuze im Walde mit dem rohen und kunstlosen Heilandsbilde, das ein üppiger Rosenstrauch umrankt und in roter Blütenfülle liebevoll verhüllt.

„Ros' an Rose bis zur Erde,
Jed' ein Tropfen warmes Blut,
Das vom Kreuze niederträufelt,
Wo der tote Heiland ruht."

Als die Wanderlust den jungen Sänger in die schöne, weite Welt hinausführte, um die stolzen Städte, die ragenden Dome und die rebenumgrünten Höhen am herrlichen Rhein zu schauen, als seine Seele durstig den Atem der lieblichen Landschaft und große Erinnerungen einsog, und als der Sohn der Berge gar dem Wellensange des unendlichen Meeres lauschte: da mußte der Dichter wieder im Liede sagen, was sein Inneres lebhaft durchzitterte. In einem kleinen Sträußchen „Reiseblätter" hält er fest, was die frohen Wandertage an poetischen Stimmungen verliehen. Wie kräftig malt nicht Seebers bilderprächtige Sprache das gewaltige Leben des Meeres:

„Nun schau ich dein Leben, gewaltiges Meer,
Der Odem Gottes weht sturmesschwer
Und weckt vom Schlafe das Wogenheer:
Wie wenn die Posaune des Engels erschallt
Und über die Welt in die Gräber hallt
Und alle erwachen zum Leben;
So steigen und heben
Die Wasser sich all; es zischt und braust und wallt,
Es brüllt und dröhnt,
Die Wogen werden zu Bergen;
Die Geister der Tiefe erwachen,
Aufsperrt das Meer den Riesenrachen.
Gleich wirren Wahngedanken
Fliegt hin und her das Schiff, es krachen die Planken,
Die Masten zittern und wanken, —

Und rings im Tauwerk stöhnt
Und jammert ein Geschlecht von Zwergen.
Wie klein ist der Mensch, wenn im Sturmessausen
Und Wogenbrausen
Die Stimme des Herrn ertönt,
Und die Wasser mit ehernen Hufen
Einherrennen auf sein Rufen!
Wenn seine Hände die Meere sammeln,
Was ist des Menschen ohnmächtig Stammeln? . . ."

Bald zieht aber eine große Sehnsucht den Tiroler wieder nach seinen heimatlichen Tälern und Fluren zurück. Nachdem Seeber die schöne Fremde gepriesen, stimmt auch er wieder seine Harfe zum Preise der teuren Heimat. Diesmal nicht, um die Herrlichkeit seiner Alpen zu singen, sondern um die schönen Erinnerungen an die Heldentaten der Ahnen in den Freiheitskämpfen, die ja noch immer jedes Herz höher schlagen machen, aufs neue dichterisch zu verklären und die Heldengestalten eines Andreas Hofer, Peter Maier und Peter Sigmaier mit liebevoller Dichterhand zu bekränzen. (Cyklus „Tirol".) Der nämliche Geist unbesiegbarer Heimatliebe und kräftigsten Glaubensmutes beherrscht auch die frischen und volksmäßigen Szenen des kleinen Gelegenheitsdramas „Spinges", das 10 Jahre später entstand, aber innerlich der Gedichtgruppe „Tirol" nächstverwandt ist. Darum sei es gleich hier mit Lob erwähnt. Eine Sammlung „Vergilbte Blätter" spricht in einfachen Rhytmen von den seligfrohen Träumen verrauschter Studentenjahre, von ihrem Sehnen und Streben und Lieben. Im letzten Abschnitte „Gestalten" versucht sich Seeber ein wenig in der kleinen Erzählung und reflektierenden Dichtung. Bezeichnend für die geistige Richtung des Dichters scheint mir dabei nur, daß er mit Vorliebe „Repräsentanten der Menschheit" zeichnet, Gestalten, die wie welt- und kulturgeschichtliche Typen und Symbole wirken: Jeremias, Attila und Leo, Julian den Apostaten, Athanasius, St. Augustin und — den ewigen Juden. Helden der Kirche und Feinde

der Kirche. Meist ein zuversichtlicher Ausblick auf den Sieg oder Fortschritt des christlichen Gedankens. So erscheinen diese Stücke wieder wie kleine Federübungen für das große Gedicht vom ewigen Juden, als dessen Prolog die letzte Nummer des Bändchens, „Der ewige Jude", bezeichnet wird. Sie wurde aber in Wirklichkeit nicht als Prolog dem späteren Epos vorangestellt, vielleicht weil Auffassung und Vortrag dieser Terzinenerzählung mit demselben nicht ganz harmonierten und das Wesentliche des Inhaltes ohnehin im Zusammenhange der größeren Dichtung wiederkehrt. Künstlerisch am besten abgerundet und zum einheitlichen Bilde zusammengefaßt ist vielleicht das „Vado iterum crucifigi," die bekannte Legende, die heute durch den großen Roman „Quo vadis" von Sienkiewicz aller Welt geläufig wird. Anerkennen muß man an Seebers jugendlichen Poesien in jedem Falle die klare, leichte Sprache und strenge, glatte Form. Als dieselben erschienen, stand eben der Naturalismus, das derbe, photographischtreue Abschreiben des Lebens, vor allem der Häßlichkeiten des Lebens in voller Maienblüte. Vers und strenge Kunstform galten damals als epigonenhaft und überwunden, die ungehemmte Prosa als das einzig Gültige und Verdienstliche. Heute, nach dem Abwelken der naturalistischen Herrlichkeit, darf man es wieder unangefochten als Verdienst bezeichnen, daß eine Reihe von „Epigonen" den Sinn für künstlerische Form, das Erbe unserer klassischen Epoche, treu gehütet haben. Seeber wuchs aus dieser künstlerisch empfindenden Generation heraus und brachte so seine Formstrenge als wertvollen Besitz wie etwas Selbstverständliches in seine Dichtung mit. Es galt nur noch, diese Formgewandtheit an einem großen und tiefen Stoff zu üben, und ein bedeutendes Werk war zu erwarten.

Einen großen Schritt zu diesem Ziele bedeutet sein „Judas".

Innerhalb zweier Wochen warf Seeber diese kühne Tragödie auf das Papier. Kühn muß man die Wahl

dieses ungewöhnlichen Helden nennen, dessen abstoßender Ch
rakter durch das Evangelium so gut wie durch eine la
Kunsttradition in jeder Phantasie feststeht. Gestaltet
Dichter den Judas aus eigener Phantasie heraus neu u
wesentlich abweichend vom Evangelium und der bisheri
Auffassung, so hat sein Judas einen gefährlichen Kampf
dem überlieferten Judas zu bestehen. Schließt er sich
die evangelische Auffassung an und stellt er uns den V
räter des Gottessohnes in den Mittelpunkt einer Dichtun
dann läuft er wiederum Gefahr, daß der Leser sich v
der Bosheit desselben nur angewidert fühlt und kein
nennenswerten Anteil für die ganze Dichtung aufbrin
Vielleicht gehört das Thema ‚Judas‘ zu jenen, die s
nicht ohne Rest lösen lassen und daher keinen reinen kün
lerischen Eindruck ermöglichen. Um so mehr Anerkennu
verdient das, was unser Dichter unter diesen schwierig
Verhältnissen leistete. Mit einer majestätischen Szene s
die Exposition ein. Der Heiland wandelt mit seinen zw
Aposteln über eine Anhöhe und blickt auf Jerusalem hin
er weint über die undankbare Stadt und weissagt ihr
Untergang. Gleich hier sehen wir Judas im feindlich
Gegensatz zu Meister und Aposteln. Er murrt näml
sofort darüber, daß seine irdische Messiashoffnung enttäus
wird. Der „falsche Händler“, der „Sohn des Gauklers u
der Tänzerin“, gerät in Streit mit den anderen Apostel
Der Scheelsüchtige möchte vor allem erwerben, besitz
genießen. Seine Zweifel am Messias, seine Geldgier u
Eitelkeit, seine Mißhelligkeiten mit den Genossen haben i
innerlich schon weit von Christus entfernt. Voll mürrisch
Unzufriedenheit läßt er den Meister und dessen Beglei
weiterziehen und setzt sich unter den Feigenbaum, den d
Fluch des Herrn verdorren machte. (Eine wirksame Sy
bolik!) Hier trifft ihn der Pharisäer Philo, der u
Magdalenens Liebe warb und Christus vor allem ha
weil sich Magdalena unter dem Eindrucke der göttlich

Predigt von ihrem pharisäischen Bewerber abwandte. Philos Versuchungsreden, sowie das Benehmen einzelner Apostel gegen Judas steigern im weiteren Verlaufe dessen feindselige Stimmung immer mehr. Judas wehrt sich zwar gegen die Zumutung, seinen Herrn zu verraten. Allein Philo weiß ihn sophistisch zu beruhigen, indem er nur „Winke" und „Andeutungen", aber keinen Verrat verlangt und auch verheißt, daß sich Christus nur wegen seiner Lehre verantworten und rechtfertigen müsse, und dabei werde ihm voraussichtlich kein Leid geschehen. Alles wirkt zusammen, Judas seinem verhängnisvollen Schritte näher und näher zu treiben, indem er bald auch alle Mahnungen und Warnungen des Herrn falsch deutet und zurückweist und sich immer mehr verhärtet. Nachdem so der furchtbare Entschluß in Judas allmählich gereift, bildet die Ausführung desselben den Mittelpunkt und Höhepunkt des Dramas. Konsequent und packend zeigt dann der Dichter die Folgen des Verrates. Im Hintergrunde (meist hinter der Szene) entwickelt sich das unendliche Leiden des Gottmenschen, im Vordergrunde folgen wir den Schicksalen des treulosen Apostels. Der Heiland gibt sich zum Opfertod hin, Judas verzweifelt nach wilden Reueausbrüchen, nach vergeblichem Bemühen, seine Tat rückgängig zu machen, nach unfruchtbaren Hoffnungen, daß das Aeußerste an Christus nicht geschehen werde. Während drüben auf Golgotha der Gottessohn am Kreuze hängt und schwere Finsternis auf die Erde sinkt, erhängt sich Judas auf dem Berge des Aergernisses, obwohl ihn Petrus, den die Reue über seine Verleugnung gleichfalls hieher in die Einsamkeit trieb, zum Vertrauen mahnt und ihm die Fürsprache Mariens und die Erbarmung des Herrn zusichert. Lauter fein gedachte und wirksame Motive.

Aus diesen Andeutungen ist schon zu entnehmen, worauf der Dichter abzielt. Er will uns die ungeheure Tat des Judas erklären, indem er psychologisch motivierend den unglücklichen Jünger Schritt für Schritt den finsteren Weg

abwärts führt. Durch psychologische Ausgestaltung d
Charakters, sowie durch das Heranziehen von Umstände
die den Wankenden immer vorwärts drängen, obschon die
selbst einen gewissen, wenn auch unwirksamen Widersta
leistet, erscheint seine Tat auch als Ausfluß menschlich
Schwäche. Dazu seine Reue und Verzweiflung. Indem d
Dichter dies alles wohl erwogen zusammenwirken läß
gewinnt er uns in der Tat einen gewissen menschlich
Anteil und poetisches Interesse an dem unheimlichen Vo
gange ab. Mit strenger Vermeidung alles Ueberflüssig
zeigt Seeber wieder das Wesentliche im raschen Fortgan
Entschieden und fast ohne retardierende Episoden drängt d
Handlung ihrem Ausgange zu. Das echt dramatische Mit
des Kontrastes übt seine kräftige Wirkung. Man denke
die Gegenüberstellung von Petrus und Judas. Ja d
ganze Held des Stückes hebt sich diesmal düster von eine
lichten Grunde ab. Auch gute Nebenfiguren werden m
wenig Strichen gezeichnet: der verschlagene, haßglühend
falsche Philo, der hochmütige, gewalttätige, gewissenlo
Kaiphas, einzelne Apostel. Indem wir von verschiedene
poetisch-schönen Einzelmotiven schweigen, sei nur noch d
Kraft und Anschaulichkeit der Sprache gedacht und des
schönem Gleichmaße fließenden und doch nicht eintönigen dr
matischen Verses, der das Ganze idealisierend hebt. D
Stück wurde in Amerika (Milwaukee) sowie auf deutsc
Vereinsbühnen mit bestem Erfolge aufgeführt.

(Schluß folgt.)

XXXVII.

Reformatoren vor der Reformation.

Wenn *Girolamo Savonarola* am Lutherdenkmal in Worms sich erheben könnte, würde er gewiß sich von der Gesellschaft empfehlen. Ja, er zählt zu den Reformatoren, aber es gibt deren zweierlei: solche, die in der Kirche das Leben erneuern, selbst Haupt und Glieder reformieren wollten, und andere, die sich von der Gemeinschaft trennten und eine Spaltung in die Nation brachten, daß die Dinge schlimmer wurden als zuvor und alle daran leiden. Wir halten zu ersteren, und da gibt schon das Haupt der Schriftgelehrten, Hillel, der Großvater Gamaliels im Zeitalter Christi, die Parole aus: „*Trenne dich nicht von der Gesamtheit!*" Aergernisse wird es immer geben, aber wehe dem, nicht blos wer solches stiftet, sondern auch wer Aergernis nimmt. Das Glaubensbekenntnis wissenschaftlich dem Verstande näher bringen und die christliche Erkenntnis bereichern, sowie die Sitten verbessern, ist verdienstlich; aber wehe dem, der den Stab über den Katechismus brechen und die der Kirche anvertrauten göttlichen Lehren von der Erlösung, Tugend und Unsterblichkeit verwerfen will. Es war ein Jahrhundert vor Luther, als drei Päpste und drei Kaiser einander gegenüberstanden und das ganze Abendland sich aufraffte, die Einheit wieder herzustellen, unabweisbar geboten, der Verwirrung zu steuern. So kamen unter Kaiser Sigismund die mit Recht sogenannten *reformatorischen Konzilien* zu Konstanz und Basel zustande. Was das bedeutete, sagt die Statistik: es waren 1418 in Konstanz versammelt 33 Kardinäle, 47 Erzbischöfe, 145 Bischöfe, 83 Weihbischöfe, 124 Aebte, 5000 einfache Priester, 750 Doktoren der Theologie und der Rechte, 1400 Doktoren der freien Künste, dazu die Abgeordneten von 37 Universitäten, Kaiser Sigismund und die Herzoge von Bayern,

weitere Fürsten und Adelige zu Tausenden, im Durchschnitt 10,000 Fremde; wo sie nur Unterkommen fanden? Und siehe! Angesichts einer solchen Versammlung umarmte der 1417 neu erwählte Papst Martin V. einen Gottesmann und drückte ihn ans Herz, weil er auf ihn die große Hoffnung für die Zukunft Bayerns setzte, und dieser war — Petrus von Rosenheim, geb. 1380, gest. 1464 (?).

Die Kirchengeschichte hat von ihm bisher wenig Notiz genommen, d. h. die einheimischen Historiker haben ihn nicht zur Geltung gebracht — hier zeigt sich wieder das Regententalent unseres glorreichen Königs Ludwig Augustus, welcher die historischen Vereine ins Leben rief. Es ist das Verdienst eines Landsmannes, des freiresignierten Pfarrers Franz Seraph Rausch, gleich Georg Westermayer Vorstand des histor. Vereins in Tölz, dem früher hochgefeierten Manne seine Ehrenstellung in der bayerischen Kirchengeschichte angewiesen zu haben. Leben, Wirken und Werke dieses Reformators im katholischen Sinne liegen vorerst nur in einem Druckbogen besprochen vor uns, ein Band mit Dokumenten folgt nach. Wie den Aposteln gesagt worden war: „Gehet hin in alle Lande und prediget das Evangelium“, so übernahmen von der Kirchenversammlung aus die ersten Geistesmänner der Nation vor 500 Jahren neuerdings das Sendamt der Einschärfung des Evangeliums und verteilten sich von Kloster zu Kloster, vor allem den Klerus zu heben und zu bessern. Die politischen Zustände in Bayern waren unglaublich; das Land unter viele Herren zerstückelt, ein Wittelsbacher im Kriege gegen den andern, wie soll man sich über die kirchliche Verwahrlosung wundern? Von den kürzlich erst gegründeten Universitäten Wien, Prag, Köln und Heidelberg war es Wien, welches unseren Peter von Wiechs anzog — der Name ist erst vom Verfasser in einem klösterlichen Reformaktenstücke ausfindig gemacht worden. Dort war der Theologe Nikolaus Seyringer von Matzen Rektor, ein Gottesgelehrter voll Wissenschaft und Frömmigkeit, und was geschah? Er zog mit einer Anzahl talentvoller Schüler, welcher bereits edle deutsche Jünglinge vorangegangen waren, 1403 über den Apennin nach der sacra specus des hl. Benedikt, um in dem Stifte zu

iaco unter der Zucht der Nachfolger des großen Kloster-
s erst das religiöse Leben in sich selber zu erneuern.
von Rosenheim, sein jugendlicher Freund, war mit darunter.
schaftliches Streben tat ihrer Askese keinen Eintrag, und
inladung fanden sich die ersten deutschen Buchdrucker,
arz und Schweinheim, ein; die erste Auflage war
der Kirchenvater Laktantius. Papst Gregor XII. berief
rühmten Rektor 1410 als Prior nach Gaeta.

Das unheilvolle Schisma der Husiten war ausgebrochen.
Maler Lessings „Hus vor dem Konzil und auf dem
erhaufen" wird doch heute niemand mehr glauben, Reli-
ifer, Reform des Glaubens sei das Motiv dieser Um-
ewegung gewesen. Obwohl die Deutschen Prag zu einer
ragenden Hauptstadt erhoben und mit staunenswerten
n verherrlicht hatten, auch weithin deutsche Bildung ver-
en, war es der czechische Nationalhaß, wie heute,
mörderische Folgen hatte und fast barbarische Zustände
ich zog, aber die Religion zum Deckmantel und nament-
n Kelch zum Bundeszeichen nahm — nur glaubt heute
rnünftiger mehr, daß es ihnen um Glaubensverbesserung
war. Wie die Schweizer die Heereskraft zuerst in die
ppen setzten und dem Rittertum den Stoß gaben, waren
iten mit ihren Wagenburgen vorzüglich mit Spießen
stet; was sie uns aber so schrecklich machte, beruhte
m Fanatismus und daß sie als Mordbrenner gegen
Städte vorgingen. Da das deutsche Heerwesen dar-
, richtete man mit den Waffen gegen sie nichts aus
ihnen vom Konzil aus die Hand zum Frieden.

nstanz versammelte einen europäischen Kongreß.
f Lascari berief zuerst 6, von wahrem Gottesgeiste
eutsche Männer aus Subiaco und Montecassino nach
nd lenkte den Blick der Konzilsväter auf sie. Von
sen, erschienen 1416 Prior Seyringer mit Petrus
heim und Nikolaus von Dinkelsbühl in der Aula zu
und traten mit den französischen Häuptern Peter
rson und Clemanges zusammen; es galt die Ver-
der Reformbeschlüsse. Petrus ab Alliaco lebte
in Welt mit dem von Rosenheim zusammen,

Gerson aber auf der Rathenburg oder Schloß Ratenb
Seyringer wurde 1418 als neuer Abt, Petrus von Rosenheim
Prior in Melk eingesetzt, den Konventualen aber der Aus
freigestellt, wenn ihnen die strengere Disziplin nicht zus
Der neue Rektor der Wiener Hochschule, Nikolaus von D
kelsbühl, ein ebenso frommer als gelehrter Mann, bemühte
insbesondere 1422-1424, der Geistlichkeit höhere Bildung
zubringen. Augustiner und Benediktiner fingen ein neues L
an und die Strenge scheint fast übertrieben, wenn unser Pe
einen Traktat de esu carnium monachorum und de esu B
dictinis illicito zur Vorschrift machte. Noch lernen wir
der kleinen Schrift den Abt Leonhart von Straub
1425—1433 in Melk kennen, und nun gingen aus di
Musterstifte Reformatoren nach allen Klöstern aus. Zuerst
das Chorherrenstift Raitenbuch an die Reihe, dessen D
Johann von Indersdorf an der Visitation sich mit
teiligte. Tegernsee folgte, wo, da nur Edelinge Aufna
fanden, viele das üppige Weltleben fortsetzen zu können mei
Petrus weilte in Person hier 1421-1423. Dem jüngsten
Ordenspriester ward die Abtwürde übertragen; obwohl Ka
Audorfer erst 24 Jahre zählte, er war der richtige M
und Oberamtmann Wessinger von Miesbach hat ihm
Recht eine Monographie gewidmet. Unser Petrus schrieb s
ein deutsches und ein lateinisches Gedicht zum Lobe Tegern
Scheyern war stark verschuldet und wurde Abt Ludwig W
vom Stuhle entfernt. Eberhard II. von Weihenstep
hatte selber frühzeitig die Reform in die Hand genom
Mit Beuerberg befaßte man sich 1427. Am meisten M
machten die heruntergekommenen Klöster Ebersberg
Fornbach am Inn. Unermüdet visitierte Petrus von Ro
heim noch die Klöster Asbach, Isen und Weiarn.
in Beuerberg ging es wegen Einmischung weltlicher P
tektoren schlimm her. Dort setzte später der Augustinerprovin
Staupitz, anfänglich Luthers Gönner, den Propst Alchi
trotz allen Protestes ab. Nach den Diözesen Augsburg,
gensburg und Freising kam auch der Sprengel von Salzb
daran, allenthalben war der von Rosenheim die Seele
Reform. Ebenso eifrig wirkte das Kloster St. Mathias

Trier aus. Eindringlich und ein Meisterstück ist dem sofortigen Prior von St. Peter die von Pez veröffentlichte Rede ‚De statu ecclesiae‘.

Im Frühjahre 1427 treffen wir Petrus mit Grünwalder, dem Herzogssohne, und Johann von Indersdorf tätig. 1428 wohnte ersterer einer Synode in Regensburg bei, als plötzlich die Nachricht vom Einbruch der Hussiten eintraf. Das Konzil zu Basel ward 1431 eröffnet und von den vereinten Vätern Petrus als orator zur möglichsten Friedensstiftung nach Böhmen geschickt. Auch die zu Stande gebrachten Prager Kompaktaten fanden von der Versammlung Billigung.

Zur Beendigung eines der schrecklichsten Kriege der Zeitgeschichte wirkte außerdem, mit fürstlicher Autorität ausgezeichnet, Prälat Grünwalder (so nach seinem Erziehungsorte benannt) mit, welchen das Konzil zum Kardinal in montibus Bavariae erhob, also ein anderer Oberländer.

Kein Wunder, daß bei solcher Missionstätigkeit der Altbayer sich einmal Petrus discerptus, körperlich zerrüttet, nennt und klagt, daß er in der ganzen Welt herumrolle — man denke nur andie damaligen Wege und Reisebeschwerden —; auch nach Rom war er inzwischen gekommen. Trotzdem war er als gelehrter Theologe und Dichter auch schriftstellerisch rastlos tätig. Er verfaßte schon frühzeitig eine Summa theologiae, ähnlich wie Thomas von Aquin, dann eine expositio sermonum dominicorum über die Reden des Heilands; ferner ein Buch: De poenitentia et tentationibus religiosorum. Der Tod des Papstes Martin V. veranlaßte ihn zu einem poetischen Epitaphium. Das meiste liegt urkundlich im Kloster Melk. Hier schrieb er auch einen computus, Memorialverse, alles in geläufiger klassischer Sprache. Darum ist auch sein Memoriale roseum fast gänzlich in Vergessenheit geraten, nachdem es einst in acht Druckorten, 1570 selbst im protestantischen Stettin erschien und besonders von St Gallen aus 200 Jahre hindurch als Lexikon im Gebrauch war. Ein poetischer Prolog von 100 Hexametern, mit dem Akrostichon seines Namens, bildet das Vorwort hiezu. Ein Carmen auf den hl. Magnus ist 1442 in monasterio Maria Ettal gedichtet.

Ist auch die biblische Literatur der Zeit vor Luther so gut wie verschollen, so bildet doch, was uns von unserem Petrus von Rosenheim noch zu Handen kommt, ein Zeugnis seiner außerordentlichen Befähigung und Geisteskraft. Nach Erfindung der Buchdruckerkunst erschien sein memoriale 1489 in Bologna, 1493 in Nürnberg, 1503 zu Leipzig, 1510 in Pforzheim, 1524 und 1532 in Wien, 1544 in Straßburg und 1570 in Stettin, ja Rausch glaubt behaupten zu dürfen, daß am Ausgange des Mittelalters außer der hl. Schrift und etwa der Summa des Aquinaten kaum ein Buch mehr verbreitet war, als das letzterwähnte Real- und Verbal-Lexikon; aber wer liest heute noch Latein? Auch ist es natürlich überholt. Und dieser für die Kirchengeschichte und katholische Literatur so hochbedeutsame Mann konnte soviel wie in Vergessenheit geraten! Der ehrenwerte und überaus bescheidene Verfasser, der in all den Klöstern die Handschriften zu seinem Werk im Laufe vieler Jahre durchgehen mußte, verdient das höchste Lob und laute Anerkennung; die Stadt Rosenheim aber wird gut tun, ihren rühmlichen Sohn wenigstens durch eine Gedenktafel in der Pfarrkirche zu ehren.

XXXVIII.

Die Zukunft der englischen Fabrikgesetzgebung.

England hat für seine Stellung als erster Industriestaat einen zu hohen Preis gezahlt; an den ungeheuren Reichtümern, den seine Kapitalisten und Fabrikanten angehäuft und ihren Erben hinterlassen haben, klebt der Schweiß so vieler Arbeiter, die schlechter als Zugtiere behandelt wurden, weil auf dem Menschenmarkt sich immer zahlreiche Hände (Arbeiter) fanden, und das Blut aller derer, welche nach einem kurzen, freude- und trostlosen Leben ins Grab sanken. Die Eltern, welche durch die Großindustrie und die Einführung von Maschinen

brotlos geworden waren, sahen sich genötigt, ihre Kinder dem modernen Moloch in die Arme zu werfen, sie in aller Früh aus dem Bett zu treiben und in die Fabrik zu schicken, wo sie 14—16 Stunden arbeiten mußten. Die Vormünder und Armenpfleger priesen sich glücklich, weil sie die Kinder so leicht versorgen konnten, und fühlten nicht die geringsten Gewissensbisse, wenn sie gelegentlich Kunde von den furchtbaren Leiden ihrer Schützlinge vernahmen. Nach den Admiralen und Generalen, welche die großen Siege zu Wasser und zu Land über die Franzosen erfochten, waren die Fabrikanten die populärsten Männer Englands und wurden als die wahren Wohltäter der Nation gefeiert, weil sie zur Vermehrung des Wohlstandes beitrugen und den englischen Fabrikaten das Uebergewicht auf allen Märkten der Welt eroberten. Da es als ausgemachte Wahrheit galt, daß die Vermehrung des Wohlstandes unter den Arbeitgebern notwendig die Vermehrung der Arbeit, somit die Verbesserung des Looses der Arbeiter zur Folge habe, so erschien den meisten die Frage, ob der Arbeiter den genügenden Anteil am Gewinne habe, eine müßige. Warum sollte der Fabrikant ängstlicher sein als der Grundeigentümer, der dem Arbeiter einen ungenügenden Lohn auszahlte, weil er wußte, daß die Armenverwaltung den zum Unterhalt fehlenden Betrag aus der Armenkasse beisteuerte? Warum sollte er den Fortschritten der englischen Industrie durch eine übel angebrachte Philanthropie Schranken setzen und sein Benehmen gegen den Arbeiter, das von der Nation gebilligt wurde, als ungerecht und hart verurteilen?

Die englische Fabrikgesetzgebung ist in diesen Blättern so ausführlich behandelt worden, daß wir uns auf einige Bemerkungen beschränken können. Der Engländer hat eine gewisse Abneigung gegen allgemeine Gesetze und läßt z. B. in der Textilindustrie Mißbräuche bestehen, die er in den Bergwerken abgeschafft hat; häufig bleibt das Gesetz ein toter Buchstabe, weil es so dunkel ist, daß es entgegengesetzte Deutungen zuläßt, oder die Juristen so verschmitzt sind, daß sie irgend ein Hinterpförtchen für Umgehung des Gesetzes finden. Gewöhnlich fehlt es an der genügenden Zahl der Inspektoren oder an der Autorität, welche die verhängte Strafe vollstrecken kann.

Das große Publikum ist überaus schwer zu bewegen. Wir

brauchten, sagt ein moderner Schriftsteller, 60 Jahre, um ei
zusehen, daß die Arbeiter ein Recht auf geräumige, helle un
gut ventilierte Säle, auf Einfriedung der Maschinen un
Schutz gegen Unglücksfälle haben, daß ein Unterschied zwische
einem in alles hineinregierenden Bureaukratismus und eine
weisen Fürsorge besteht. Der englische Konservatismus, de
statt allgemeiner, alle Fälle in sich schließender Gesetze speziel
erläßt, hat doch auch seine Schattenseiten, wie folgende Be
spiele zeigen. In englischen Fabriken müssen Mädchen vo
14 Jahren Bündel von langen Zinnstreifen mit scharfen Kante
im Gewicht von 107 ℔ in die Arbeitssäle tragen In Nade
fabriken besteht die regelmäßige Beschäftigung von sechzehn
jährigen Mädchen darin, Lasten von einem halben Zentner zw
Treppen hoch zu tragen. Klagen sie über große Ermüdun
und Seitenstechen, so schickt man sie weg. Die Gewerkverein
haben sich ohne Zweifel um die Verbesserung der Lage de
männlichen Arbeiter große Verdienste erworben, haben aber d
Handarbeit, welche keine lange Uebung und kein Geschick voraus
setzt, indirekt geschädigt und dem Hungerlohnsystem Vorschu
geleistet, das ein Krebsschaden und eine wahre Schmach fü
England ist. Das englische Publikum, die Gebildeten nic
ausgenommen, kann sich von dem Vorurteil dagegen nicht fr
machen, daß Regelung und Beschränkung der Arbeit nicht nu
für den Arbeiter, sondern auch für den Kapitalisten, ja fü
die ganze Nation ein materieller Vorteil sei und die allgemein
Wohlfahrt befördere.

Eine Erörterung dieser Frage dürfte sich auch für deutsc
Leser empfehlen. Von einem freien Kontrakt zwischen Arbei
geber und Arbeiter kann keine Rede sein, so lange der Arbeiter
markt überfüllt, der Arbeiter aber in einer derartigen Notlag
ist, daß er auf eine günstigere Gelegenheit nicht warten kan
Letzterer muß, wenn er nicht betteln oder verhungern will, de
ihm gebotenen Lohn annehmen, wenn die Gesetzgebung kein
Minimallohn ansetzt. Faktisch haben manche Arbeitgeber nu
deswegen einen höheren Lohn verweigert, weil sie ihrem Rivale
gegenüber im Nachteil zu sein fürchteten. In diesem Fall mu
sich der Staat ins Mittel legen und die Interessen des Gemein
wesens denen des Einzelnen gegenüber wahren. Der Arbeiter

der einen Hungerlohn erhält, kann, weil er der genügenden, stärkenden Nahrung entbehrt, seine Arbeit nicht gut verrichten, seine Familie nicht ernähren und fällt mit derselben früher oder später der Gemeinde zur Last. Der Arbeitgeber erhält gleichsam eine Prämie vom Staat und beraubt den Arbeiter der Möglichkeit, sich aus dem unwürdigen Zustand, in den er geraten ist, zu erheben. Die materiellen Uebel des Hungerlohnsystems sind von sittlichen begleitet. Die Unterkontrahenten, die zu einem Hungerlohn für Fabrikanten arbeiten lassen, verlangen keine Zeugnisse eines guten Betragens, nehmen vielmehr jeden an, der kommt, lassen demselben grobe Fehler durchgehen, dulden unzüchtige Zoten, Trunkenheit, kleine Diebstähle. Die engen, schlecht ventilierten Säle sind in der Regel Pflanzschulen des Lasters. Die Ueberstunden der Arbeiter führen zum Genuß geistiger Getränke, zu Ueberreizung der Nerven und Krankheit. Der Nutzen, den der Leuteschinder zieht, kommt gar nicht in Betracht im Vergleich mit den Nachteilen der menschlichen Gesellschaft; denn das in den Höhlen des Elends großgezogene Geschlecht ist eine Schmach und ein Fluch für die Gegenwart. Die Erfahrung hat gezeigt, daß, wo immer ein anständiger Lohn ausgezahlt wird, die Werkstätten geräumig, reinlich und hell sind, alle Unordnungen wie von selbst aufhören, die Arbeit besser wird, der Arbeitgeber selbst eher gewinnt als verliert. Gleichwohl sträubt sich in England eine zahlreiche Klasse gegen weitere Fabrikgesetzgebung und betont den Vorzug der Selbsthilfe.

Eine Bildung von Gewerkvereinen unter Frauen ist mit den größten Schwierigkeiten verbunden, weil die Industriezweige, in denen sie tätig sind, keine lange Lehrzeit erfordern, weil Frauenvereine wohl nie die pekuniären Mittel der Männer besitzen und sich viel leichter einschüchtern lassen. Gerade darum ist es Pflicht der Regierung, dem schwächeren Geschlecht unter die Arme zu greifen und vor allem Dienstboten, Ladnerinnen, Wäscherinnen oder Kellnerinnen gegen ihre Herrschaften zu beschützen. Die Fabrikakte von 1891 hat dem Uebel der übermäßigen Arbeit nicht gesteuert; noch immer finden sich Arbeitgeber, welche von den Kleidermacherinnen verlangen, daß sie Arbeiten mit nach Haus nehmen und drei oder vier weitere Stunden zu Hause arbeiten. Ist der Regierungsinspektor nicht

sehr wachsam, dann haben die Arbeiterinnen nicht den M[illegible] die Wahrheit zu gestehen. Seit 1893 sind auch Damen [illegible] Inspektoren ernannt worden, die dem Oberinspektor wesentli[illegible] Dienste geleistet haben. „The Factory and Workshop Act[illegible] von dem sich die Freunde der Arbeiter so viel versprochen habe[illegible] hat leider die Hausarbeit nicht geregelt und keine Sorge daf[illegible] getragen, daß die Arbeitszimmer von den Inspektoren gu[illegible] geheißen und die Arbeitszeit fixiert sei. Beim Einlaufen v[illegible] Schiffen mit Früchten und Fischen können die Arbeiter no[illegible] immer zu übermäßiger Arbeit gezwungen werden. Die z[illegible] Gunsten der Arbeiter erlassenen Gesetze sind verwickelt un[illegible] schwer verständlich; erst in der neuesten Zeit hat man dieselbe[illegible] mit erläuterndem Kommentar den Arbeitern zugänglich gemacht[illegible] Was jedoch vor allem nottut, ist Vermehrung der Inspektoren[illegible] Erweiterung ihrer Rechte.

Die so oft gegen die englischen Volksschulen erhobenen[illegible] Anklagen, daß die Erziehung eine rein literarische sei, ist nic[illegible] ganz unberechtigt. Wie viele Mißbräuche könnte man ve[illegible] hindern, wenn man die älteren Kinder nicht nur über ih[illegible] Pflichten gegen die Arbeitgeber unterrichtete, sondern auch üb[illegible] ihre Rechte? Die Männer haben ihre Gewerkvereine, ih[illegible] Agenten, und sind in der Regel so gut unterrichtet, daß [illegible] kein Unrecht zu leiden haben; aber die Mädchen sind häu[illegible] schutzlos. Hoffen wir, daß die Nation das Unrecht gutma[illegible] und die nötigen Gesetze erläßt. A.

XXXIX.

Joseph Seeber.

Ein Dichterbild von Dr. Johann Ranftl (Graz).

(Schluß.)

II.

Nachdem sich Seeber noch um eine Neubearbeitung der bekannten Lindemannschen Literaturgeschichte verdient gemacht und auch sonst manchen beachtenswerten literarhistorischen Beitrag für Zeitschriften gearbeitet hatte, erschien 1894 zur freudigen Ueberraschung des deutschen Lesepublikums, das eben F. W. Webers Verlust schmerzlich beklagte, sein berühmtestes Gedicht: „Der ewige Jude".

Ueber die Entstehung der bekannten alten Sage von Ahasver, dem ewigen Juden, berichtete Seeber selbst in einem Vortrage in der „Leo-Gesellschaft", und die vielen poetischen Bearbeitungen des Stoffes von Schubart und Goethe bis R. Mk. v. Stern und Lepsius, in denen sich entweder die individuelle Persönlichkeit der Dichter oder die geistigen Strömungen der jeweiligen Generation charakteristisch spiegeln, verfolgt in kurzer Uebersicht eine kleine Studie von Hans Eschelbach.[1]) Eine sinnreiche Ausdeutung der Sage sieht

---

1) Ueber die poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden. Literarhistorische Studie von Hans Eschelbach. Weber. Baden-Baden.

in Ahasver den Vertreter des gläubigen Judentums, d einst den wahren Messias von sich stieß, das sich ab nach langer Irrfahrt am Ende der Zeiten an das Re Christi angliedern werde. Diese Auffassung greift Seeb für seine Dichtung auf. Sein Problem bildet die Bekehru und das Ende Ahasvers. Da sich dies am Ende d Weltzeit ereignet, so kommt der Dichter ungezwungen a den fruchtbaren Gedanken, Ahasver und den Antichr zusammenzuführen und die Geschicke beider zu verflechten.

Seebers Epos führt uns also an das Ende der Zeite Ein einsamer Reiter lenkt Ahasver auf Jerusalem zu, welch eine glanzvolle Millionenstadt geworden, darin der Antichri der sich Sotér (der ‚Dunkle‘, der ‚Zerstörer‘, der ‚Heilan nennt, Residenz hält, nachdem sich ihm fast der ganze Erdkre unterworfen hat. Ahasver hat als erster Feldherr Sotér eben das christliche Europa gedemütigt und den Stern de Antichrist als Siegeszeichen auf alle christlichen Kirchen ge pflanzt. Er wird bei seinem Ritte durch die große Stad besonders von seinen Stammesgenossen freudig bewillkommt Denn er und sein jüdisches Volk sind voll stolzer Hoffnung für die Zukunft, sie sehen im Antichrist den langerwartete Messias, sie leisten ihm die besten Dienste und glauben sich ihrem heißersehnten Triumphe nahe. Die wenigen Christen, die sich nicht vor dem Szepter des Antichrists beugten, werden grausam verfolgt und müssen wieder wie einst im cäsarischen Rom in unterirdischen Katakomben oder in wüsten Felsenschlüften ihre Zuflucht suchen. Teitan, ein abtrünniger Christenbischof und eine Schandkreatur ohnegleichen, ist Sotérs erster Kanzler und Vertrauensmann, und als solcher weiß er den Haß gegen die Christen stets aufs neue zu schüren. Nur der mutvollen Energie einer kleinen Christenschar, eines Bundes von Kreuzrittern, gelingt es mitunter, ihren gefangenen und mißhandelten Glaubensgenossen beizuspringen und dieselben aus der Hand ihrer Verfolger oder aus der drohenden Sklaverei zu retten. Der Handel

mit Christensklaven blüht nämlich im Reiche Sotérs und zu den alltäglichen Szenen gehört folgende:

„Bestaubt und abgehetzt, umringt von Wächtern,
Die Hände festgebunden, schleppt ein Zug
Von Christensklaven mühsam sich einher,
Und immer wieder sauset Schlag auf Schlag
Die Geißel unbarmherzig auf sie nieder.
Von ihrem Blute rötet sich der Weg,
Doch keine Klage tönt von ihren Lippen.
Und eine Sklavin wankt, sie preßt im Fallen
Den Säugling fester noch an ihre Brust,
Da stürzt ein Treiber grimmig schon herbei,
Ergreift das Kind und schleuderts an die Mauer,
Daß rings das Blut verspritzt. Die Mutter schreit
In Angst und Qualen auf — ein derber Fluch,
Ein Peitschenhieb des Wächters treibt sie vorwärts".

Ahasver freut sich, daß die Stunde der Rache an den Christen für ihn und sein Volk gekommen ist. Nur der Renegat Teitan ist ein Hindernis, das sich zwischen Sotér und die Juden drängt und letzteren ihren vollen Triumph mißgönnt. Die glühende Feindschaft zwischen Ahasver und Teitan bildet so ein wichtiges Agens in der Verwickelung der Ereignisse. Ahasver zieht schließlich den Kürzeren und wird trotz der großen Dienste, die er Sotér geleistet, geblendet und mit Spott und Hohn davongejagt, weil er und seine Juden dem Antichrist die göttliche Verehrung verweigern, welche diesem von Teitan und den feilen Massen willig gezollt wird.

Das Judenmädchen Sara, welches Teitan erst entführte und dann verstieß und zum Wahnsinn trieb, führt den Blinden in das einsame wilde Gebirge hinaus. Die Wahnsinnige stürzt sich hier mit einem gellenden Freudenschrei in einen Abgrund. Der halbverschmachtete Ahasver liegt hilflos im öden Felsgetrümmer und aus seiner Seele ringt sich der grimmige Fluch und Sehnsuchtsschrei zum Himmel empor:

„Verflucht die Nacht, die mich zur Welt gebar,
Die sternenleere! Mein Gedächtnis sei
Für immerdar aus jeder Brust getilgt!
Verflucht der Tag, an dem zum erstenmal
Des Himmels Sonne strahlend mir erglänzte!
Verflucht die Mutter, die mich großgezogen!
O, daß ich in der Kindheit ersten Tagen
Des Lebens letzten Atem ausgehaucht!
Mich aber hat des Himmels Fluch verdammt,
Des Lebens ganzen Jammer auszukosten;
Wie von dem Strunk des Oelbaums immer wieder
In alter Kraft ein Sproß zum Lichte steigt,
So keimt und trieb mein Leben unverwüstlich,
Und spurlos ging die Zeit an mir vorüber.
Die Menschen starben, mich vergaß der Tod.
O, dreimal glücklich, wer im Grabe schläft
Den langen Schlaf; vergessen, selbst vergißt,
Was ihn gequält! Was soll das Leben noch
Dem armen Thoren, der die letzte Hoffnung
Zu Grabe trug? Der bei lebend'gem Leib
Beständig stirbt und ach, nicht sterben kann?
O, Tod, ich rufe dich, du mein Erlöser,
Und kann ich Blinder nicht dein Antlitz schauen,
Du schwebst mir vor als Gottes lichter Engel!
O, preß mit starker Faust mein Herz zusammen,
Damit es Ruhe finde, Frieden, Frieden!“

So treffen ihn flüchtige Christen, welche ihren T
in sicherer Höhle bergen und pflegen. Der Papst,
Ahasver vor kurzem nach Jerusalem vor den Antich
schleppt hatte und den Kreuzritter befreiten, vergilt
Feinde die angetane Schmach mit innigster Liebe und
Gebete. Am göttlichen Gnadenstrahle und unter de
besiegenden Macht der christlichen Liebe schmilzt das
Jahrtausende alten Hasses. Ahasver wird leiblich und
sehend, er wird Christ, wird aus einem Saulus ein
(in der Taufe wird ihm auch dieser Name gegeben)
führt noch am Zeitenabende einen Teil seines Vol
Christus.

Sotér wütete indessen gegen die Christen. Henoch und Elias wurden gekreuzigt, andere starben unter Martern, dem Pöbel zum Schauspiel. Seit Ahasver und seine Judenschaft dem Antichrist Anbetung und göttliche Verehrung versagten, geht es auch an die Verfolgung der Juden und ihre Messiashoffnung wird bitter zu schanden. Ein großer Teil folgt dem bekehrten Ahasver zum Christentum. Dieser tritt sogar auf offenem Markte mit gewaltiger Rede dem Antichrist entgegen, enthüllt vor allem Volke dessen diabolisches Wesen und verkündet ihm das nahe Gericht Gottes. Sotér verlacht ihn und verspricht zum Beweise seiner Göttlichkeit in den Himmel aufzufahren. Ein Vorbote der nahenden Entscheidung ist ein furchtbares Erdbeben, wobei Teitan unter stürzenden Trümmern seinen Tod findet. Auf der Höhe des Oelberges sucht Sotér vor ungezählten Scharen seine Himmelfahrt auszuführen. Da trifft ihn und seinen Anhang das Zorngericht Gottes. Ein Feuerpfuhl verschlingt den Frevler und Todespfeile des Himmels schmettern seinen Anhang nieder.

Nach der Vernichtung des Antichrist und seines Reiches kehrt paradiesischer Friede auf Erden wieder.

„Wie menschenfern im weiten Ozean
Ein paradiesisch Eiland aus den Fluten,
So ragt der Tempelberg aus Schutt und Trümmern;
Auf seiner höchsten Kuppe sproßt das Kreuz,
Der Baum des Lebens jugendfrisch empor.
Kein Lüftchen regt sich, goldig strahlt die Sonne
Vom wolkenlosen Himmel auf die Höhe;
Des Friedens Engel schweben auf der Lichtbahn,
Auf Jakobs Leiter, segnend auf und nieder“.

Juden und Christen ziehen jetzt vereint zur Kreuzesstätte hinauf. Symbolisch schön steht die Bundeslade als Altar vor dem Kreuze. Der Papst vollzieht das geheimnisvolle Opfer des neuen Bundes. Die Herrlichkeit des Dreieinigen offenbart sich aufs neue. Der Papst erhebt segnend seine

Hand: „Die Liebe Jesu Christi sei mit euch!“ Er schließt Ahasver in heiliger Umarmung an sein Herz. Ahasver, den es mit tiefer Sehnsucht zur langersehnten Rast zieht, mahnt beim letzten Abschied seine Brüder, das Bekehrungswerk vor dem Ende der Tage zu vollenden. Noch einmal erhebt er mit dem Volke die Stimme zum feierlichen Lob- und Siegesgesang:

„Gewaltig bist Du Herr! Die Himmel jauchzen,
Die Erde stammelt des Allmächt'gen Lob;
Es schwingt sich auf der Morgenröte Flügeln
Mein Geist empor und ruft Dir: Dreimal heilig!“

— — — — — — — — — — —

„Der Sang verstummt. — Doch lange knien die Beter.
In ihren Herzen hallt das Loblied nach. —
Noch einmal hebt der Papst die Hand zum Segen:
›Jetzt geht mit Gott, der Friede sei mit euch!‹
Sie stehen auf. — Nur einer bleibt von allen
Im Staube regungslos, das Haupt gesenkt
Zum Fuß des Kreuzes: Ahasver der Alte;
Sein Herz ist still, der müde Pilger schläft,
Und sel'ger Friede ruht auf seinem Antlitz.“

Die Aufgabe, die sich Seeber in dieser Dichtung stellte ist wahrlich eine großartige. Sie bestand in nichts Gerin gerem, als den ungeheueren Kampf zwischen Christ und Antichrist, in welchem das Judentum (Ahasver) seine groß Rolle spielt, den Kampf, der seit fast zwei Jahrtausende versteckter bald, bald offener glüht und lodert, in den Rahme des Gedichtes einzubeziehen und in anschaulichen Szenen z zeigen. In den Hauptpersonen und ihren Geschicken spiegel sich dieser Kampf. Ahasver und das Judentum diene dem Antichrist mit Geld und Einfluß, so lange sie in ih ihren Messias gekommen glauben. Sie wenden sich ab, al dieser sich in grenzenlosem Stolze als Gott erklärt und ihr Hoffnungen vernichtet. So vollzieht sich im Gedichte de große Umschwung. Zuerst kämpfen Antichrist und Ahasve mit vereinter Macht gegen das kleine unscheinbare Häuflei

der Christen, dem gänzliche Vernichtung droht. Nach Ahasvers Belehrung erhebt sich die niedergetretene Wahrheit voll Jugendkraft und durch Gottes sichtbare Hilfe stürzt Sotérs auf Lüge und Laster gebaute Riesenmacht wie ein Lehmgötze zusammen. Aus diesem Gange der Ereignisse und auch aus vielem Einzelnen mag der Leser eine Menge zeitgemäßer „Ideen" herauslesen, wenigstens den Geist unseres Zeitalters herausfühlen. Nur dürfen wir nicht allzu bestimmte Anspielungen hinter den Gestalten und Handlungen suchen und dem Dichter zumuten. Wir können uns die Ahasversage heute kaum mehr anders als symbolisch behandelt denken. Schon Hamerling empfand, daß für uns die Berechtigung der Ahasvergestalt darauf beruhe, daß sie „etwas bedeute". Aehnlich Seeber. Er erzählt in farbenkräftigen Versen vom Tun Ahasvers, des Antichrists und des letzten Papstes. Aber um Schicksale und Personen webt sich wie ein feiner geistiger Dunstkreis immer auch ihre Bedeutung. Es gehörte aber eine große Gestaltungskraft dazu, diesen Gestalten Blut und Leben und Leidenschaft zu geben und sie nicht zu blutleeren allegorischen Schemen zu machen.

Eine ganze Gruppe interessanter Charakterköpfe haben wir vor uns. Der Antichrist Sotér in seiner kalten Selbstsucht und Herrschgier, in seinem dämonischen Stolze und seiner abgründigen Bosheit ist zum richtigen Vertreter jenes Geistes geworden, der heute lauter als je an alle Türen und Herzen pocht. Treffend läßt der Dichter seinen Antichrist immer mit biblischen Worten Christus äffen und seine Umgebung täuschen. Der Leser fühlt und sieht, wie von dieser zentralen Quelle alles Unheil ausströmt. Heuchelei und üppiger orgiastischer Sinnentaumel, Tyrannei, Spionentum und Knechtschaft. Sara fällt dem Geiste des Antichrist zum Opfer so gut wie die christlichen Blutzeugen. Zuerst verhüllt der große Lügner noch sein wahres Wesen. Um seine Lippen spielt nur ein „sonderbares Lächeln". In der großen Tempelscene offenbart sich das unheimliche Mysterium der Bosheit

und um Sotérs Lippen spielt jetzt „ein satanisches Lächeln“. Man rühmt dem genialen Maler Signorelli mit Recht nach, daß er auf seinem Fresko in Orvieto seinem Antichrist eine Erscheinung gab, die der Beschauer zuerst und von ferne für Christus hält: in der Nähe blickt uns aber ein Gesicht voll niedriger Gemeinheit entgegen. Ein ähnlicher Kunstgriff gelang unserem Dichter, dessen Antichrist sich zuerst als Bringer allen Glückes und Lichtes einführt und sich allmählich als die Inkarnation alles Schlechten und Niedrigen auf Erden darstellt. Das schöne Gegenbild ist der ehrwürdige greise Papst. Dazwischen steht Ahasver, der den Jahrtausende alten Haß des Judentums gegen Christus repräsentiert, bis er der christlichen Liebe in die Hände fällt. Um diese Hauptgestalten gruppiert sich erst ein Gefolge entsprechender Nebenfiguren. Dahinter wogt die zahllose Menge, das vielköpfige Ungeheuer, das sich an Marterszenen weidet, an Bacchanalien berauscht und als schwankes Rohr von jedem Winde hin- und hergetrieben wird.

Es gibt Dichter, deren Phantasie dazu neigt, selbst das Wirkliche und Gegenwärtige in Traum und Vision aufzulösen. Seebers Geist nimmt den umgekehrten Weg, der dem Epiker auch ziemt. Er macht die in weiter Ferne verschwimmende Zukunft zu unmittelbarer Gegenwart. So tat auch schon ein alter Poet des 12. Jahrhunderts, der ein lateinisches Antichristdrama aus der damaligen Zeitatmosphäre herausdichtete und die auftretenden Personen zu typischen Vertretern politischer Strömungen seiner Zeit machte. Ich meine den Verfasser des Tegernseer Antichristspieles. Was dieser unbekannte Dichter naiv und mit dürftiger Technik versuchte, tut Seeber mit souveräner Verwertung aller möglichen künstlerischen Mittel. Er rückt alles aus der Ferne in die lebendige, sinnliche Gegenwart her, wir selbst erleben die ferne Zukunft mit. Tag und Nacht, Schauplatz und Hintergrund sind vor unserem Geiste da und vor uns bewegen sich und leben Ahasver, Sotér, der letzte Papst. Die

Farben zum Gemälde liefert zumeist die Beobachtung der Geisteskämpfe unserer stürmischen Gegenwart. Daneben weist aber wieder mancher Zug zugleich über unsere nächste Gegenwart hinaus, dem typischen Charakter des Ganzen vollkommen entsprechend. Hier klingt die römische Cäsarenzeit wieder, dort begegnet uns ein mittelalterlicher Zug. Anderes gemahnt an die französische Revolution, wieder anderes an die Zukunft.

Es erscheint uns schier selbstverständlich, wenn sich die Handlung im „ewigen Juden" mit einer dramatischen Präzision und Straffheit entwickelt, da wir diesen Vorzug der Seeberschen Dichtungsweise doch bereits an „St. Elisabeth" und „Judas" rühmen mußten. Einen kleinen Stillstand bewirkt nur der große „Bericht" Ahasvers, der für die Idee des Ganzen unentbehrlich ist und an sich ein Kabinettstück von Darstellungskunst ausmacht. Ahasver schildert nämlich die Tätigkeit des Judentums im Laufe der Geschichte. Auch unsere Gegenwart kommt dabei zur Sprache:

„Was sich im Schweiß des Angesichts der Bauer
Von seinem magern Acker abverdient,
Was immer Menschengeist und Menschenfleiß
Sich hart erworben, floß in unsre Taschen.
In unserm Dienste schwang der Schmied den Hammer,
Im Schoß der Erde grub für uns der Knappe,
Die Schlote rauchten, die Maschinen summten
Ihr monotones Lied von Schweiß und Kohle.
Das Dampfroß keuchte seinen Weg entlang
Mit unsern Waren ohne Rast und Ruhe;
Mit dem Tribut der fremden Welt beladen
Lief unsre Flotte glücklich in den Hafen.
Des Dampfes Kraft, die Schnelligkeit des Blitzes
Und der Natur geheime Wechselwirkung,
Wir zwangen sie zur Frohne. Ja, noch mehr!
Erfüllung fand das Wort des greisen Noah,
Daß Japhet wohnen soll im Hause Sems;
Denn Grund und Boden, Wald und Feld und Auen,

Des Armen Hütte, den Palast des Großen,
Wir nannten alles, alles unser eigen.
Wir ernteten, was andre mühsam säten,
Und fügten unverdrossen Stein um Stein
Zum Riesenbau von Judas Weltregierung. . . ."

Ein lebhaftes Naturgefühl sprach sich in Seebers Lyrik aus. Des Dichters sinniges Interesse an den Vorgängen in der großen Gottesschöpfung verläugnet sich auch in den epischen Dichtungen nicht, wo sonst ja die Persönlichkeit des Poeten hinter dem Stoffe zumeist verschwindet. In anschaulich durchgeführten Gleichnissen, die den verschiedensten Naturgebieten entnommen sind, in der sorgfältigen Zeichnung düsterer und freundlicher Naturszenerien zeigt sich auch das intime Verhältnis des Epikers zur Natur. Wie in der Elisabethlegende stimmt Seeber auch hier die Naturhintergründe recht wirksam mit den Vorgängen im Menschenleben zusammen. So erwecken die Eingangsscenerien mancher Gesänge wie ein fein gewähltes Präludium ahnungsvoll die Stimmung des Kommenden. Mit fast Shakespearescher Gewalt stürmt es auf unsere Seele ein, wenn sich das Tosen des wütenden Gewitters mit dem Wahnsinnschrei der betrogenen Sara mengt:

„Auf einmal wird es dunkel. Finster braut
Am Himmel das Gewölk, und Feuer fällt,
Lichtkugeln tanzen vor dem Blick des Alten,
In eine Flammenglut versinkt das All;
Der Rabbi läßt die Münzen zitternd fallen,
Ein dumpfer Krach: im Hof die starke Palme
Stürzt, tief ins Herz getroffen, splitternd nieder.
Und Blitz auf Blitz! Die Feuerschlangen zischen,
Die grünen Augen funkeln, aus dem Rachen
Weht gift'ger Qualm — doch jubelnd unter ihnen,
Das Auge weit geöffnet, steht die Kranke,
Sie hebt den Arm in toller Lust empor;
Durch all die Schrecken tönt ihr wildes Lied:

›Im Hofe stampft der Rosse Huf,
Ein Pfiff ertönt: das ist sein Ruf.
Ich eile, Herz, ich eile!‹"

Ueber Sprache und Vers mag sich jeder Leser aus den mitgeteilten Proben ein Urteil bilden. Wie die Dichtung von der großen christlichen Anschauung getragen ist, wie der weitläufige Stoff sich in harmonischer Komposition gliedert, so schließt sich auch alles sprachlich und rhythmisch in eine gleichmäßige, künstlerisch gerundete Form. Das Epos ist im nämlichen Blankvers abgefaßt, den Seeber schon im „Judas“ meisterhaft zu handhaben wußte. Wenn wir von den allzuhäufigen ausgeführten Gleichnissen absehen, so erscheint für diese Sprache ein schönes Maßhalten bezeichnend Oft wäre die Gelegenheit da, den Leser mit bunten und glühenden Farben zu blenden: Seeber verschmäht aber solche Gewaltmittel, er bevorzugt eine feiner getönte Farbengebung und weiß mit maßvoll kräftigem Worte eine tiefere Wirkung zu erreichen, als andere Dichter durch Häufung und Ueberschwang. Dies lernt man vor allem bei öfterem, achtsamem Lesen würdigen.[1])

Von Seebers kleineren Arbeiten, die ab und zu ererscheinen, möchte ich hier nur zwei hervorheben: „Gedanken über die moderne Literaturströmung“ und die kürzlich erschienene Studie „Die Wodan-Religion“.[2]) Diese mythologische Abhandlung gibt einen gedrängten Ueberblick über dasjenige, was heute den Durchschnitt der wissenschaftlichen Forschung über die Hauptfragen der altgermanischen Religion ausmacht und für den Gebildeten wissenswert erscheint. Besonders soll aber in diesem Zusammenhange auf die kleine Broschüre über die moderne Literatur hingewiesen werden, in welcher Seeber seine Stellung zu den viel-

---

1) Eine ausführliche Analyse der Dichtung enthält die Broschüre: „Seebers Ewiger Jude“. Studie über die neueste Ahasverdichtung von Joseph Gaßner. Frankfurt a. M. 1896.

2) „Gedanken über die moderne Literaturströmung“. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. 1901. Heft 1. „Die Wodan-Religion“. Wien, Meyer. 1904.

umstrittenen Fragen, die Dr. Muth in seinen Veremund
Broschüren aufwarf, präzisiert. Und ich meine, die Geda
des scharfen Beobachters unserer Zeit und ihres Gei
eines Dichters und Literarhistorikers, wie es Seeber
hätten mehr Beachtung verdient, als sie tatsächlich fan
Obschon der Verfasser als Dichter der älteren Richtung nä
steht als der modernen, so stimmt er doch den kritis
Ausführungen Muths vollinhaltlich bei und betont,
Selbstgenügsamkeit der schlimmste Feind jeglichen Fortschri
ist, daß man in der katholischen Kritik weit mehr d
übermäßigen Gebrauch von christlicher Nächstenliebe
durch Verschwendung von Weihrauch sündigt, als d
ungerechten Tadel. Obschon Seeber alles Unsittliche
Literatur und Kunst nachdrücklich ablehnt, schreibt er d
„Mit Entschiedenheit möchte ich auch hier betonen,
Belletristik und Familienlektüre nicht identisch sind. K. M
hat darüber ein kräftiges Wort gesprochen und viele
stimmung gefunden. Besser geworden ist es nur we
Jeder gibt gerne zu, daß für die Jugend alles sorg
hintangehalten werden muß, was ihre Reinheit trübt,
Phantasie verwirrt. Eine vernünftige Pädagogik wird daher
das Unterhaltungsbedürfnis, das einmal vorhanden ist, d
geeignete Auswahl sorgen. Wir sind ja nicht so arm
passenden Jugendschriften; jede katholische Literaturgesch
gibt Aufschluß darüber. Das hat aber mit unserer B
tristik nichts zu tun, der Dichter schafft nicht in u
delphini. . . .“ Wie jede Literaturbewegung, so hat
die moderne ihre Licht- und Schattenseiten. Man darf
nicht einseitig die einen sehen, die anderen übersehen wo
Der krasse Naturalismus und das Unchristentum in
Dichtung von heute werden von Seeber selbstredend
worfen, wohl aber wird ein gesunder Realismus verl
Wie Muth fordert er die katholischen Dichter auf,
Modernen in der Technik der Sprache und des Aufb
in der sprachlichen Anpassungsfähigkeit an die realen D

der Außenwelt, im großartig entwickelten Wirklichkeitssinne, in der eigenartigen Beobachtungs- und Charakterisierungskunst und zum Teil in der Stoffwahl nachzustreben. Ueber die Tendenz in der Poesie, über die neueste Lyrik und ihren Stil, über die Kunst der Charakterdarstellung und die Vorbildlichkeit Shakespeares, über den historischen Roman ꝛc. fallen beachtenswerte Bemerkungen und endlich wird die zu eng umgrenzte Romantheorie von Mauerhof-Muth berichtigt. Seeber schließt: „Nicht im Naturalismus, aber ebensowenig in der romantischen Abkehr vom wirklichen Leben kann ich das Heil erblicken. Was uns fehlt, ist tatsächlich das ‚Moderne‘, das im guten Sinn Realistische. Schauen wir der Wahrheit ins Auge, arbeiten wir nach künstlerischen Grundsätzen und mit künstlerischen Absichten, erfüllen wir unser Werk mit dem lebendigen Gehalt des Christentums und lernen wir, was zu lernen ist, dann — wird es besser werden. Wir gehen nicht mit fliegenden Fahnen in das Lager der ‚Modernen‘ über, sondern wir nehmen — um ein Wort der Selma Lagerlöf zu variieren — die neue Literaturbewegung auf unsere Arme und tragen sie zu den Füßen Jesu hin“.

Solche Gedanken sind des Dichters des „ewigen Juden“ würdig.

Seit dem „ewigen Juden“ sind bereits zehn Jahre vergangen und mancher Freund katholischer Poesie sehnte sich Jahr für Jahr einem neuen großen Werke aus Seebers Feder entgegen. Jüngere Tiroler Poeten standen auf und singen frisch und verheißungsvoll, z. B. Anton Müller (Bruder Willram), Sebastian Rieger, der lustige „Reimmichel“. Und der Altmeister der Tiroler Sänger schweigt. Dort und da erschienen nur kleine Gelegenheitspoesien. Warum Seeber schweigt, ist leicht zu erraten. Angestrengte Berufstätigkeit und schmerzliches Augenleiden sind keine gute Vorbedingung zur Schöpfung großer Dichtungen. Daß Seebers dichterischer Geist unterdessen doch nicht untätig war, ist erfreulicher

Weise Tatsache. Sein Schreibpult birgt mehr als ein bedeutendes Fragment. Leider gedieh bisher noch nichts zum Abschluß. Sieben Gesänge eines Epos „Maria Antoinette“ blieben liegen. Eine epische Betrachtung mit weiten Perspektiven, „Weltgericht“ betitelt, die ein größeres Seitenstück zum „ewigen Juden“ werden könnte, ist noch Fragment und ebenso die Dichtung „Spartakus“. Ein prächtiges Stück dieser letzterwähnten Arbeit brachten vor einigen Jahren die „Dichterstimmen“. Wer sich in diese farbensatte Scene aus dem großen römischen Sklavenkriege vertieft und die angesponnenen Fäden im Geiste weiterführt, ahnt, welch gewaltiges Kulturgemälde voll sozialer Probleme, das trotz seines römischen Kostüms ein Spiegel moderner Zeit werden müßte, hier sich im Geiste des Dichters formte. Ebenso lasen wir in der „Literarischen Warte“ eine kräftige Scene aus dem „künftig erscheinenden Roman ‚König Saul‘.“

Jeder Leser des „ewigen Juden“ und jeder wahre Freund edler Poesie kann nur den einen herzlichen Wunsch hegen, der Himmel möge unserem verehrten trefflichen Dichter seine Krankheit lindern, damit er wieder einmal bei günstiger Muße in ungehemmter Geisteskraft die Hand ans Werk legen könne, um den reichen Schatz seines Dichtertalentes zu neuen großen Gebilden auszuprägen.

XL.

Arbeitsvertrag und Deutsches Privatrecht.[1])

I.

Ueber die aktuelle Wichtigkeit dieses Gegenstandes braucht nicht erst eine längere Einleitung verschwendet zu werden. Das großangelegte Werk von Prof. Lotmar geht aus von der großen Bedeutung, zu der sich der Arbeitsvertrag entwickelt hat. Der moderne Arbeitsvertrag ist eine Massenerscheinung. Freilich fällt ein großer Teil der nationalen Arbeit, die ein Kulturvolk ununterbrochen leisten muß, außerhalb des Rahmens des Arbeitsvertrags. Die Arbeit des Gelehrten, die zahllosen Verrichtungen, die die Mütter zur Aufziehung der jungen Generation vollziehen, alle aus Freundschaft geleisteten Dienste geschehen nicht auf Grund eines Arbeitsvertrages. Desungeachtet ist die Bedeutung desselben eine derartige, daß bei Kennzeichnung der modernen kapitalistischen Gesellschaft nicht selten von jener Arbeit abgesehen und erklärt wird, daß die Gesellschaft durch Lohnarbeit erhalten werde. Dieser Arbeit liegen tausende von Arbeitsverträgen zu Grunde; der Arbeitsvertrag läßt andere Verträge, wie Darlehen,

1) Philipp Lotmar, Der Arbeitsvertrag nach dem Privatrecht des Deutschen Reiches. In zwei Bänden. Erster Band. Leipzig Verlag von Duncker und Humblot. 1902. gr. 8°. XX und 822 S. Preis 18 M.

e, Schenkung u. s w. an Frequenz weit hinter sich. Man
schwerlich annehmen können, daß jemand zwischen Wieg
Grab niemals weder als Arbeitgeber, noch »Nehme
en Arbeitsvertrag abgeschlossen hätte.

Eine weitere Bedeutung, die ihn von andern zweiseitige
ontrakten unterscheidet, liegt darin, daß in ihm Arbei
egen Entgelt vereinbart wird. Diese Vereinbarung mach
en wesentlichen Inhalt des Arbeitsvertrages aus. Alle
andere ist unwesentlich. Dadurch unterscheidet er sich au
vornehmlich vom Gesellschaftsvertrag. Durch die eingehend
Untersuchung, die Lotmar hierüber angestellt hat, gewinn
sein Werk besonders für die in den Kreisen der katholische
Sozialpolitiker umstrittene Frage Interesse, ob der Arbeits
vertrag seinem Wesen nach Gesellschaftsvertrag sei. Beid
unterscheiden sich nach dem Verfasser vor allem dadurch, da
im Gesellschaftsvertrag die Arbeit als Beitrag zugesagt wir
zur Förderung des gemeinsamen Zweckes. Dieser ist ei
solcher, an dem mehrere teilhaben, indem er, mag er ei
ideeller oder ein materieller sein, nicht bloß dem eine
Kontrahenten, sondern mehreren zu gute kommt (S. 36 ff.).

Von großer Wichtigkeit ist auch der Unterschied de
Arbeitsvertrages vom Kauf und von Pacht und Miete.
Arbeit kann nicht Kaufobjekt sein. Der Unterschied von de
letzteren Verträgen liegt in der entgoltenen Leistung. D
Arbeit bleibt mit der Person des Arbeitsschuldners verbunde
Der Arbeiter verspricht ferner keinen Vermögens-, sonder
Kraftaufwand (S. 41 ff.). Lotmar weist sodann die Ansic
hervorragender Rechtslehrer zurück, daß das römische Rec
durch die Terminologie locare conducere den Unterschie
von Miete und Arbeitsvertrag verkannt habe (S. 51).

Lotmar sucht sodann den Terminus Arbeitsvertra
klarzustellen.

Besondere Aufmerksamkeit wendet Lotmar der Ter
minologie „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ zu. S
werden nämlich die Parteien des Arbeitsvertrages, wie de

Arbeitsverhältnisses genannt. Arbeitnehmer heißt derjenige Teil, der im Arbeitsvertrag die Arbeit zusagt, Arbeitgeber jener Teil, der im Arbeitsvertrag den Entgelt zusagt. Man hat es für unpassend gefunden, denjenigen, der die Arbeit leistet, als Arbeitnehmer, und denjenigen, dem die Arbeit geleistet wird, als Arbeitgeber zu bezeichnen. Aber in diesen Zusammensetzungen hat, wie Lotmar S. 60 hervorhebt, das Wort Arbeit den Sinn von Arbeitsgelegenheit. Neben dieser generellen Bezeichnung bedienen sich die Rechtsquellen noch einer großen Anzahl spezieller Parteinamen, wie Dienstberechtigter, Prinzipal, Fabrikant u. s. w., andererseits: Bediensteter, zur Dienstleistung Verpflichteter, Unternehmer u. s. w. Er weist darauf hin, daß die Sprache des Lebens noch mehr Namen für die Parteien der Arbeitsverträge bereit hat, was keiner Belege bedarf. Jedoch mag zum Ueberfluß erinnert werden an: Klient, Patient, Direktor, Werkbesitzer, Herr, Brotherr, Gutsherr, Meister, Baas, Chef, Hotelier, die Werft, die Firma, die Herrschaft — welche Ausdrücke für den Arbeitgeber, wie an Advokat, Arzt, Buchhalter, Commis, Mitglied (der Bühne), Kandidat, Provisor, Faktor, Inspektor, Koch, Kellner, Matrose, Bergmann, Inste, Scharwerker, Schnitter u. s. w., welche Ausdrücke für die Arbeitnehmer gewisser Arten oder Fälle von Arbeitsverhältnis gebraucht werden (S. 61).

Wenn durch die Ausdrücke Arbeitgeber und Arbeitnehmer die Parteistellung im Arbeitsvertrag bezeichnet wird, so ist es für die Anwendbarkeit derselben gleichgiltig, welche Rechtsstellung außerhalb des Arbeitsverhältnisses die Parteien einnehmen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer können einander gegenüberstehen, unabhängig von der sozialen und ökonomischen Position, welche die so bezeichneten an sich gegenseitig innehaben. Sie können z. B. beide Kapitalisten oder beide Proletarier, oder der eine dies, der andere jenes oder keines von beiden sein. Daher fallen auch die Begriffe des Arbeitgebers und des Unternehmers ebensowenig zu-

sammen als die Begriffe des Arbeitnehmers und des Arbeit
Denn der Arbeitgeber braucht nicht Unternehmer zu
(z. B. die Hausfrau gegenüber der auf der Stör arbeiten
Näherin), und der Unternehmer kann Arbeitnehmer
(z. B. der Fuhrhalter gegenüber dem Kunden). Hinge
braucht der Arbeitnehmer nicht Arbeiter zu sein (z. B.
Theaterdirektor gegenüber dem Theaterbesucher) und
Arbeiter kann Arbeitgeber sein (z. B. gegenüber dem F
schuster). Arbeitgeber und Arbeitnehmer bezeichnen
rechtliche und zwar privatrechtliche Begriffe, während Un
nehmer und Arbeiter ökonomische Begriffe ausdrücken (S.

Des weiteren bezeichnen Arbeitgeber und Arbeitneh
nur relative und vorübergehende Qualitäten, die durch
Abschluß eines Arbeitsvertrages erworben werden und
ein Paciszent nur im Hinblick auf den anderen besitzt,
wegen jemand Arbeitnehmer eines anderen und Arbeitg
eines dritten sein kann. Ja es kann jemand gleichzeitig e
anderen Arbeitgeber und eines dritten Arbeitnehmer
nicht nur für verschiedene, sondern für *identische* Ar
„Wenn z. B. der Kunde den Friseurladen betritt, um
die Haare schneiden zu lassen, . . . so schließt er mit
Meister einen Arbeitsvertrag über die Arbeit des Haarschneid
und in diesem Arbeitsverhältnis ist der Meister der Ar
nehmer. Wird die Arbeit des Haarschneidens nicht
Meister in Person, sondern auf seine Anordnung vom
sellen verrichtet, so geschieht dies in Vollziehung des
Gesellen mit dem Meister geschlossenen Arbeitsvertrags,
dem der Meister aber Arbeit*geber* ist, also daß bei
Arbeitsverträgen in Ansehung einer und *derselben* A
. . . die nämliche Person (der Meister) gegenüber
Mitpaciszenten in einem Arbeitsvertrag Arbeitnehmer
gegenüber dem Mitpaciszenten im anderen Arbeitsver
Arbeitgeber ist“ (S. 64). Die Gesetze gebrauchen nun
Ausdrücke keineswegs in dem strengen hier festgehaltenen S

Die wesentlichen Bestandteile des Arbeitsvertrages

die Vereinbarung von Arbeit und die Vereinbarung des Entgeltes. Erstere erscheint in der Mehrzahl der Fälle als Erteilung der Arbeitszusage durch den Arbeitnehmer und Annahme derselben durch den Arbeitgeber. Diese Zusage der Arbeit ist als Zusage etwas von ihrer Erfüllung Getrenntes; die Zusage kann aber auch in der Vornahme der Arbeit liegen.

Da von den im Arbeitsvertrag vereinbarten Leistungen die eine die Gegenleistung der anderen bildet, so müssen beide die Fähigkeit haben, eine solche Gegenleistung zu sein. Von der einen Leistung, der des Arbeitgebers, wird nicht mehr als diese relative Eigenschaft verlangt; dagegen muß die andere Leistung, die des Arbeitnehmers, auch eine absolute Eigenschaft haben: sie muß Arbeit sein. Hiedurch unterscheidet sich der Arbeitsvertrag von anderen gegenseitigen Verträgen. Wegen dieses Unterscheidungsmerkmals verdient er Arbeitsvertrag zu heißen. Wo hingegen in anderen Arten des gegenseitigen Vertrages Arbeit vorkommt, bildet sie nicht eine ihnen wesentliche Leistung, möglicherweise nur eine Nebenleistung, oder überhaupt keine Leistung. Die Arbeit ist darum die prinzipale Leistung im Arbeitsvertrag. Arbeit als möglicher Gegenstand des Arbeitsvertrages ist jede Tätigkeit eines Menschen, die ein fremdes Bedürfnis zu befriedigen vermag und für welche erfahrungsgemäß ein Entgelt gewährt wird. Indem nun menschliche Tätigkeit für Arbeit erklärt wird, ist die Unterlassung und Duldung ausgeschlossen, hingegen nicht schon auch die Nichtbewegung. „Denn wer als Modell oder als lebendes Bild für photographische oder sonstige künstlerische Aufnahme oder Darstellung oder als Objekt für medizinischen Unterricht (Verbandkurs, Augenspiegelkurs) still zu sitzen, zu stehen oder zu liegen hat, leistet damit Arbeit. Er bedarf dazu einer positven Anstrengung, mitunter einer Anspannung von Muskeln. Selbst das Hungern eines Hungerkünstlers, das den Wissensdurst oder die Schaulust der Menge zu befriedigen vermag ist keine reine Unterlassung

und kann daher Arbeit sein, auch den Gegenstand ein
Arbeitsvertrages bilden, den ein solcher Virtuos z. B. m
einem Impresario schließt" (S. 73). Nur willkürliche Tätigk
gilt als menschliche; wenn auch die Physiologie die u
willkürliche Tätigkeit der Atmung, des Kreislaufes Arb
nennt, so kann solche doch nicht Gegenstand des Arbeitsvertrag
sein. Da als Arbeit nur solche menschliche Tätigkeit gi
welche ein fremdes Bedürfnis zu befriedigen vermag und f
welche ein Entgelt gewährt wird, sind die verbreitetst
menschlichen Tätigkeiten, das Essen und Trinken, nicht Arb
Es kann jedoch auch eine Arbeit ein fremdes Bedürfnis
friedigen, ohne entgeltbar zu sein. Eine solche Tätigkeit
Arbeit und kann zu einer obligatorischen Leistung werde
nur vom Arbeitsvertrage ist sie ausgeschlossen. „Di
Eigenschaft der Unentgeltbarkeit besassen ehemals, in ein
anderen Kulturkreis und unter anderen ökonomischen B
dingungen, die Leistungen der artes liberales. Durch
Arbeitsverträge des römischen Rechtes konnten sie nicht a
bedungen werden. Die Honorare, die für sie gewährt o
bindend zugesagt werden konnten, hatten nicht die Eigensch
des Entgeltes oder der Gegenleistung, sondern waren r
dazu bestimmt, die Ausübung der ars liberalis zu ermöglich
oder zu erleichtern, also eine Sustentation ihres Vertret
zu sein" (S. 74). Dagegen haben heute diese Leistung
den Charakter der Unentgeltbarkeit verloren. Es kann jed
eine menschliche Tätigkeit auch Arbeit sein, ohne den Gegensta
eines Arbeitsvertrags zu bilden. Dagegen ist es gleichgilt
ob dem betreffenden Subjekt diese Tätigkeit als Arbeit ersche
oder nicht. Zugleich kommt es auf die Motive nicht
welche die Tätigkeit hervorrufen. Auch wenn einem Spieltr
genügt wird, kann doch Arbeit gegeben sein. Einem sold
folgt z. B. der Klavierspieler, der Schauspieler, dessen Sp
als menschliche Arbeit, die ein fremdes Bedürfnis befriedi
Gegenstand des Arbeitsvertrages sein kann. Hingegen entbe
die Tätigkeit, welche nur Vorbereitung auf ei

Beruf ist, als solche vorbereitende Tätigkeit meistens der Merkmale, daß sie das Bedürfnis eines anderen zu befriedigen vermag und vergolten wird. „Schulknabe und Schulmädchen, Student und Kunstjünger sind als solche in der Regel mit Tätigkeiten beschäftigt, die sich nicht zur Befriedigung fremder Bedürfnisse eignen und außerhalb der Entgeltssphäre liegen" (S. 79). Blos in Handel und Industrie finden wir die ursprüngliche und normale Gestalt des Lehrverhältnisses zwar nicht in allen, aber in unzähligen Fällen verändert. Zum Unterschied von der Tätigkeit als Vorbereitung zum Beruf ist jene, welche Vorbereitung auf die einzelne Arbeitsleistung ist, Arbeit. So bildet das Memorieren der Rollen durch den Schauspieler, wodurch er sich zur Mitwirkung bei Proben und Vorstellungen in den Stand setzt, einen Bestandteil der Arbeit des Schauspielers (S. 80). Selbst der Gang zur Arbeitsstätte ist fähig, der Arbeit zugerechnet und in den Arbeitsvertrag einbezogen zu werden.

Mit diesen bezeichneten Merkmalen der Arbeit stimmen die Definitionen der Nationalökonomen meist nicht überein, welche den Zweck der Arbeit zu sehr in das wirtschaftliche Produzieren verlegen. Der tiefste Unterschied zwischen Jurisprudenz und Nationalökonomie hinsichtlich der Auffassung der Arbeit liegt darin, daß die Arbeit im Rechtssinn für den, der sie verrichtet, kein Vermögensaufwand ist, und die Arbeit von dem möglicherweise ihr vorangehenden oder sie begleitenden Vermögensaufwand unterschieden wird, während die politische Oekonomie den zur Hervorbringung der Arbeitskraft erforderten Vermögensaufwand in der Arbeit wiedererscheinend findet. „Hierin steht die Arbeitsleistung einzig da unter den Leistungen. Als Aufwand von Nerven- und Muskelsubstanz, was sie als menschliche Tätigkeit ist, kann sie in den Augen des Rechtes kein Vermögensaufwand ihres Verrichters sein. Denn rechtlich ist das Vermögen etwas Außermenschliches, d. h. außer dem Menschen, seinem Subjekt, Liegendes . . ., das ihm anhaftet, erst vom Recht ihm angeheftet wird,

während jene Nerven- und Muskelsubstanz das Rechtssubj
selbst ist. Für das Recht (im Gegensatz zur Nationalökonom
veräußert der arbeitende Mensch damit, d. h. mit der Arb
nichts von seinem Vermögen. Die Arbeitskraft, die
hierdurch vorübergehend verringert, bildet keinen Teil sein
Vermögens im Rechtssinn, da sie nicht zu den ihm v
Recht verliehenen (?) ökonomischen Mitteln gehört. All d
steht natürlich nicht entgegen, daß der Mensch durch Körp
verletzung eine Aufhebung oder Verminderung seiner Arbeitskra
hiermit der Erwerbsfähigkeit und dadurch einen Vermögen
schaden erleiden kann" (S. 83) . . ., „daß er die Fähigk
einbüßt, einen Vermögens a u f w a n d zu machen, wird dam
bewiesen, und d i e s e Einbuße würde gleichgiltig sein, ni
ersetzt zu werden brauchen" (S. 84). Aber man kann au
nicht sagen, die Arbeit sei Zeitaufwand, Zeit aber sei Ge
und folglich die Arbeit Vermögensaufwand. „Die Zeit
kein Ding an sich, kein Vermögensbestandteil, keine res co
poralis oder incorporalis, sondern nur ein Maß, hier e
Maß der Arbeit. Wer arbeitet, macht nicht einen Zeitaufwan
den er ohne die Arbeit nicht machen würde, da die Zeit
auch ohne die Arbeit verfließen würde. Die Zeit mißt
Tätigkeit und die Untätigkeit. Die Zeit ist Geld nur, we
man sie als durch geldbringende Arbeit erfüllt denkt (S. 8
Mit einer Reihe von scharfsinnigen Einwendungen widerl
Lotmar noch die Auffassung der Arbeit als Vermögensaufwa
„Gerade daß es einen Ersatz für entgangenen Arbeitsverdie
gibt, ist ein Beweis, daß die Arbeit kein Vermögensaufwa
ist. Denn wäre sie das, so würde der Entgang jenes V
dienstes zugleich die Ersparung eines Aufwandes sein, Entg
und Ersparnis würden einander kompensieren, und von Er
des entgangenen Verdienstes könnte nicht die Rede s
Es wird aber nirgends, wo entgangener Arbeitsverdie
ersetzt wird, ein mit der A r b e i t ersparter Vermögensaufwa
veranschlagt — weil es einen solchen nicht gibt" (S. 8

Für den Arbeitsvertrag in genere ist es gleichgilt

von welcher Art die vereinbarte Arbeit ist, ob sie materielle oder immaterielle, ob mechanische oder intellektuelle ist. Mit vollem Recht bemerkt der Verfasser (S. 89), daß es sich bei diesem Gegensatz nicht um Ja und Nein, sondern nur um mehr und weniger, um ein Ueberwiegen der Muskel- oder der Nervenaktion handelt. Für die Arbeit als Gegenstand des Arbeitsvertrages ist es auch gleichgültig, wem die Entscheidung über den Vollzug desselben durch den Arbeitnehmer, d. h. wenn die Leitung der Arbeit zusteht. Für das Dasein oder Wesen des Arbeitsvertrages ist es irrelevant, ob die in ihm vereinbarte Arbeit, die der Arbeitnehmer zu leisten hat, als eine vom Arbeitnehmer zu verrichtende vereinbart wird oder nicht, und ob sie als eine gänzlich oder nur teilweise vom Arbeitnehmer zu verrichtende vereinbart worden ist (S. 97). Aber unabhängig von diesen Unterschieden wird die Leistung der Arbeit stets vom Arbeitnehmer und nur von diesem, also ganz von diesem zugesagt. Die Arbeit ist daher eine ihm obliegende, auch wo er weit davon entfernt ist, selbst Hand an sie zu legen. „Wenn und soweit nach dem Arbeitsvertrag der Arbeitnehmer die vereinbarte Arbeit durch Dritte verrichten kann oder soll, so bildet die Bestimmung dieser Dritten einen Teil der Direktion der Arbeit. . . . . Der Arbeitgeber kann sich im Arbeitsvertrag ausbedingen, daß die Verrichtung der Arbeit durch gewisse Dritte geschehe oder nicht geschehe; damit wird eine Ausführungsbestimmung getroffen. Beim Theaterbesuchsvertrag kontrahiert der Arbeitgeber (Theaterbesucher) auf Darstellung der Hauptrollen durch bestimmte Personen (z. B. einen Gast), und der Arbeitnehmer (Theaterdirektor) macht sich anheischig, die künstlerische Arbeit durch bestimmte Personen verrichten zu lassen" (S. 101). Wenn der Arbeitnehmer einen Anspruch auf die Arbeit eines Dritten hat, mittelst deren er die ihm obliegende Arbeit leistet, macht er durch Realisierung dieses Anspruches, d. h. indem er die ihm geschuldete Arbeit des Dritten zur Erfüllung der eigenen

Verbindlichkeit verwertet, einen Vermögensaufwand. Währe
die Arbeit für den, der die persönliche Arbeitskraft entfalt
kein Vermögensaufwand ist, liegt ein solcher in der V
wertung fremder Arbeit. Dieser Vermögensaufwand beste
nicht in dem Entgelt, den er selbst dem Dritten zu entricht
hat, sondern in der Verwertung der fremden, zu seiner V
fügung stehenden Arbeit für seinen Arbeitgeber (102). Die
Dritte selbst ist aber einerseits nicht selbst Arbeitnehmer d
Arbeitgebers, andererseits jedoch an der Erfüllung der dies
gegenüber bestehenden Arbeitsverbindlichkeit beteiligt. U
Arbeitnehmer zu sein, müßte er entweder unmittelbar ein
Arbeitsvertrag mit dem Arbeitgeber geschlossen haben, od
er müßte als Arbeitnehmer vertreten worden sein, indem d
Arbeitnehmer teils im eigenen Namen, teils im Namen d
Dritten mit dem Arbeitgeber kontrahiert hätte. Die Arb
des Gehülfen gilt als Arbeitsleistung des Arbeitnehmers.

Andererseits braucht der Arbeitgeber auch keinesweg
Empfänger der Arbeit oder Empfänger der ganzen Arb
zu sein. Es kann durch die Uebereinkunft der Partei
durch die Natur der Arbeit die Arbeit, welche rechtlich d
Arbeitgeber als dem Gläubiger aus dem Arbeitsvertrag g
leistet wird, tatsächlich ganz oder zum Teile einem Dritt
zugewandt werden. „Solche Dritte sind z. B. der Theat
besucher für den Arbeitsvertrag des Theaterdirektors mit d
Opernsänger, die Kunden für den Arbeitsvertrag des B
biers mit dem Barbiergehülfen oder des Schlossermeist
mit dem Gesellen (wenn zu einer Reparatur in der Wohnu
des Kunden der Schlosser in Anspruch genommen wird), d
Kind für den Arbeitsvertrag des Vaters mit dem Leh
oder Lehrmeister, der Empfänger des Gutes für den Frac
vertrag des Absenders mit dem Frachtführer. Wo, wie
diesen und zahlreichen anderen Fällen, der Empfänger d
Arbeit verschieden ist von dem, dem sie rechtlich geleis
wird, dem Arbeitgeber, kommt es auf die Geschäftstätigk
des Empfängers für das Zustandekommen des Arbei

vertrags nicht an, wie denn der bloße Empfänger der Arbeit keine Partei des Arbeitsvertrags ist, beim Abschluß desselben nicht vertreten wird" (S. 107).

Damit die Arbeit Gegenstand des Arbeitsvertrags werden kann, muß sie aber auch gewissen negativen Erfordernissen genügen, weder rechts- noch moralwidrig sein. Eine Zusage zu rechts- oder moralwidriger Arbeit ist nicht bindend, eine solche Zusage gegen Entgelt ist kein Arbeitsvertrag. Wenn es im B.G.B. § 611 Abs. 2 heißt: „Gegenstand des Dienstvertrages können Dienste jeder Art sein", so ist doch nach dem Verhalten des B.G.B. zu dem wider das Gesetz oder die guten Sitten verstoßenden Geschäft außer Zweifel, daß von „Diensten jeder Art" die rechts- wie die moralwidrigen Dienste ausgeschlossen sind. Ersteres folgt aus B.G.B. § 134: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen ein gesetzliches Verbot verstoßt, ist nichtig, wenn sich nicht aus dem Gesetz ein anderes ergibt". Zwar ist die Zusage solcher Arbeit nur ein Teil des Arbeitsvertrags, aber nach § 139 ist das ganze Rechtsgeschäft nichtig, wenn ein Teil desselben nichtig ist. Aber es braucht nicht die ganze Arbeitszusage nichtig zu sein; die Nichtigkeit kann auch nur einen Teil jener Zusage treffen, wenn z. B. Arbeit über ein gesetzlich zulässiges Maß hinaus zugesagt wird. In solchem Fall braucht nicht der ganze Arbeitsvertrag nichtig zu sein. Die Nichtigkeit eines Arbeitsvertrages, in dem eine moralwidrige Arbeit vereinbart wird, ergibt sich aus B.G.B. § 138 Abs. 1: Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig. Als einen besonders bemerkenswerten Fall wider ein Moralgebot verstoßender Arbeit führt Lotmar diejenige an, durch welche eine Koalitionspflicht übertreten wird. „Für die Koalitionen der unter die Gewerbeordnung fallenden Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist die Erfüllung der hier obwaltenden Moralpflichten um so dringender, als diese Koalitionen nicht rechtlich zusammengehalten werden. Das Gewicht dieser Moralpflichten ist

über den juristischen Partei- wie über den sozialen Klassen gegensatz der Arbeitgeber und Arbeitnehmer erhaben. Denn zahlreiche Vorkommnisse lehren, daß die auf der Arbeitgeber seite herrschende Moral die Nichterfüllung der mit dem Beitritt zu einer Arbeitgeberkoalition übernommenen Pflichten ebensosehr mißbilligt, als die Arbeitnehmermoral dem koa lierten Arbeiter verbietet, seiner Koalition zu schaden. Das formale Gebot der Erfüllung der Koalitionspflichten ist ein allgemein anerkanntes, nicht einer „partikulären Moral" angehöriges. Es haben daher koalierte Arbeitgeber gegen einander und koalierte Arbeitnehmer gegeneinander die mo ralische Pflicht, zur Erreichung des Koalitionszweckes — Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen — bei zutragen, z. B. durch Aussperrung bezw. durch Strike selbstverständlich unter der Bedingung, daß der zu Unter stützende nicht etwas Rechtswidriges, z. B. den Bruch eines Tarifvertrags verfolgt" (117 f.).

Der zweite wesentliche Bestandteil des Arbeitsvertrages ist die Vereinbarung des Entgeltes. Der Name „Entgelt" ist in den Gesetzen und im Leben verhältnismäßig selten gebraucht, häufiger sind die Bezeichnungen Lohn oder Arbeits lohn, Vergütung, Gehalt, Provision, Gage, Honorar usw. Am indifferentesten sind die Ausdrücke Vergütung und Lohn oder Arbeitslohn. Seiner Natur nach ist der Entgelt vor allem, negativ ausgedrückt, kein Schadenersatz, kein Entschädigung, obwohl er nicht selten fälschlich Entschädigu genannt wird, nicht bloß im Leben, sondern bisweilen a in der Sprache der Gesetze. Im Rechtssinn liegt ja g kein Schaden vor: weder hat der Arbeitgeber einen Schad angerichtet durch Ausbedingung der Arbeit, noch hat d Arbeitgeber einen solchen erlitten durch die Zusage der Arbe oder den Vollzug dieser Zusage (135). Soweit die Arbe von einem Dritten verrichtet wird, ist dies zwar ein Ve mögensaufwand des Arbeitnehmers, allein diesen Vermögens

aufwand macht der Arbeitnehmer selber, während rechtlich sich niemand selber einen Schaden zufügen kann. „Schade ist etwas, das man erleidet oder erlitten hat, erfordert ein passives Verhalten des Geschädigten — von dem aber, was man sich selbst zufügt, wird nicht gesagt, daß man es erleide, der Entgelt wird im Arbeitsvertrag vereinbart für eine Tätigkeit nicht für ein Leiden, also auch darum nicht für den Schaden, welcher erlitten wird" (136). Ferner ist der Entgelt nicht Ersatz von Aufwendungen oder Erstattung von Auslagen des Arbeitnehmers, sondern er ist Entgelt für vereinbarte Arbeit; Aufwendungen oder Auslagen sind nicht Arbeit. — Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß schon Thomas von Aquin scharfsinnig zwischen Arbeit und Auslagen, labor et impensae unterscheidet.[1])

Durch den Ersatz von Aufwendungen wird dem Arbeitnehmer nur wieder verschafft, was vorher bereits in seinem Vermögen gewesen ist und dessen er sich entäußert hat; hingegen mit dem Arbeitslohn macht er einen neuen Erwerb, erlangt er etwas für sein Vermögen, was sich vorher noch nicht in demselben befunden hat So ist vom juristischen Standpunkt aus zu sagen. Vom nationalökonomischen hingegen verkauft der Arbeitnehmer seine Arbeitskraft und macht damit einen Vermögensaufwand. Daher kann man auch den Arbeitslohn als Ersatz der in der Arbeit ausgegebenen Arbeitskraft betrachten. Hingegen unterscheidet die Jurisprudenz die Arbeit von den für dieselbe gemachten Auslagen; „sie kann die Ausgabe der Arbeitskraft nicht zu den für die Arbeit gemachten Ausgaben rechnen, weil die Ausgabe der Arbeitskraft mit der Arbeit zusammenfällt" (137). Während dem Arbeitsvertrag die Vereinbarung von Lohn wesentlich ist, ist die Vereinbarung des Auslagenersatzes unwesentlich. Die juri-

1) Vgl. Walter, Das Eigentum.

stische Distinktion von Entgelt und Ersatz kommt in den Gesetzen vielfach zum Ausdruck (Beispiele S. 138).

Im Leben freilich werden Arbeitsentgelt und Auslagenersatz trotz ihrer begrifflicher Verschiedenheit vielfach miteinander verquickt. Vielfach sagt nämlich der Arbeitgeber im Arbeitsvertrag nicht bloß Entgelt zu, sondern auch Ersatz der Auslagen, indem er diese Ersatzzusage nicht besonders erteilt, sondern mit der Entgeltszusage zu einer verbindet. Die Gesetzgebung nimmt auch hierauf Rücksicht.

Die Vergütung im Arbeitsvertrag ist eine Gegenleistung des Arbeitgebers nicht für das, was dem Arbeitnehmer aufwendet, sondern für das, was er dem Arbeitgeber zuwendet (147). Denn nur durch das, was die Arbeit dem Arbeitgeber, nicht durch das, was sie dem Arbeitnehmer bedeutet, wird der Arbeitgeber zu einer Gegenleistung bewogen. Sind es wiederkehrende Leistungen, die zu entrichten sind, so hat ein solcher Vertrag insbesondere als Leibrentenvertrag zu gelten. Es fragt sich: Kann ein Arbeitsvertrag Leibrentenvertrag sein? Die im Arbeitsvertrag bedungene Vergütung kann in periodischen Leistungen bestehen. Diese Periodizität der Leistung ist nun auch ein wesentliches Merkmal der Leibrente. Darum scheint es auch möglich zu sein, eine Leibrente gegen Arbeitsleistung zuzusagen; auch das B.G.B. steht einer solchen Annahme nicht im Wege, insofern es den Begriff der Leibrente nicht bestimmt. „Erst wenn man, für den Fall die Leibrente Gegenleistung ist, eine rentable Leistung an den Rentenschuldner zur Voraussetzung der Rentenschuld macht — die Arbeit ist nicht eine rentable Leistung —, gelangt man zu einem anderen, einleuchtenden Ergebnis. Wenn man das Recht auf die Rente, wo es nicht schenkungsweise gewährt wird, unter Lebenden nur durch Kapitalzahlung oder Uebertragung eines Vermögensstückes auf den Rentenschuldner begründet sein läßt, bloß dann ist es möglich, den Arbeitsvertrag mit periodischer Entgeltleistung vom Rentenvertrag so zu unterscheiden, daß

sie nicht zusammenfallen können. Dann kann der Arbeitsvertrag niemals Leibrentenvertrag, der Leibrentenvertrag niemals Arbeitsvertrag sein, weil nämlich im Arbeitsvertrag der Entgelt für Arbeit zugesagt wird, wogegen die durch B. G. B. geregelte Leibrente nicht Entgelt für Arbeit sein kann" (152).

Die Leistung des Arbeitgebers muß fähig sein, zu entgelten, sie muß Vermögensrente besitzen, sie muß sich daher in Geld veranschlagen lassen. Die Gesetze sprechen bei Arbeitsverträgen von der Höhe der Vergütung, und dies kann sich, da wissenschaftlicher, ethischer oder ästhetischer Wert nicht in Frage kommt, nur auf den ökonomischen Wert der Vergütung beziehen. Am unzweideutigsten tritt dies da hervor, wo die Vergütung in Geld besteht. Aber die Geldvergütung ist nur die regelmäßige, keineswegs die einzige Art der Vergütung im Arbeitsvertrag; denn jede Leistung, die zu entgelten fähig ist, vermag Vergütung zu sein. Während die Leistung des Arbeitnehmers als Arbeit stets eine positive Handlung, etwas Aktives ist, kann die Vergütung auch etwas Passives, eine Unterlassung sein. Unterlassend kann der Arbeitgeber vergüten z. B. durch Nichterhebung einer ihm gegen den Arbeitnehmer zustehenden Schadensersatzklage, durch Nichteinforderung eines dem Arbeitnehmer gegebenen Darlehens u. s. w. Viel häufiger freilich sind die in positiven Handlungen, in einem dare oder facere des Arbeitgebers bestehenden Vergütungen. Unter die im Geben bestehenden Vergütungen kann auch das Gewähren einer Gelegenheit zum Erwerb von Geld, eine Erwerbs- oder Verdienstgelegenheit fallen. Diese ist im Unterschied von der Unterlassung etwas Positives. — Die in Tun bestehende Vergütung stellt sich als Arbeit dar. „Daß Arbeit den Entgelt von Arbeit bilden könne, entspricht den Erfordernissen des Entgeltes als einer Vermögenszuwendung. . . . Wo der in Rede stehende Tatbestand vorliegt, lassen sich die Parteien nicht mehr absolut als Arbeitgeber und

Arbeitnehmer unterscheiden, vielmehr ist jeder Teilnehmer beides, er ist Arbeitgeber in Ansehung der Arbeit, die ihm zu leisten ist, und zugleich Arbeitnehmer in Ansehung der Arbeit, die er zu leisten hat. Diese logischen oder terminologischen Konsequenzen können dem Vorkommen und der rechtlichen Wirksamkeit jenes Tatbestandes nichts anhaben" (157). Der Arbeit als Arbeitslohn wird in den Gesetzen nicht eigens gedacht. Allein die Grenzen mancher Typen des Arbeitsvertrages sind so gezogen, daß der Arbeitsvertrag, in welchem Arbeit und Arbeit als beiderseitige Leistungen einander gegenüberstehen, innerhalb dieser Typen keinen Platz finden; so kann beim Dienstvertrag die Vergütung nicht in Arbeit bestehen (160), ebensowenig beim Werkvertrag. Eingehende Besprechung findet der gewerbliche Arbeitsvertrag.

Unter den Arten haben die Kontrahenten des Arbeitsvertrages in der Regel die Wahl; diese Freiheit kann beschränkt sein entweder durch eine gesetzliche Verfügung oder durch einen Tarifvertrag. Man kann alle Arten der Verfügung außer der Geldleistung, d. h. die anderen Gaben, die Arbeiten und die Unterlassungen der Geldvergütung unter dem Namen „Naturalvergütung, Naturallohn" gegenüberstellen, obschon in der Nationalökonomie diese Bezeichnungen einen engeren Sinn zu haben pflegen. Eine wichtige Bestimmung ist die Zeit der Vergütung. Die Zahlungszeit kann innerhalb oder außerhalb des Arbeitsvertrages, sie kann durch die Parteien oder eine von ihnen festgesetzt werden oder von außen gegeben sein.

Mit Rücksicht auf den Entgelt kann der Arbeitsvertrag ungültig sein. Der Einfluß der Größe des Entgeltes auf die Gültigkeit zeigt sich in folgendem: Der Arbeitsvertrag ist nichtig, weil die Vergütung zu klein ist. Der Wert der vom Arbeitgeber zu machenden Leistung braucht nicht so groß zu sein, als der Vermögensvorteil, den ihm die Arbeit gewährt. „Der Vermögensvorteil kann größer sein,

worauf ja bei der Warenproduktion der legitime Gewinn des Kapitalisten beruht. Wenn jedoch dieses Uebergewicht den vorliegenden Umständen nach ein auffälliges Mißverhältnis darstellt, und wenn es daher rührt, daß der Arbeitgeber die Notlage, den Leichtsinn oder die Unerfahrenheit des Arbeitnehmers ausbeutet, so ist der Arbeitsvertrag nichtig. Da die Notlage, der Leichtsinn oder die Unerfahrenheit des einen Kontrahenten vom andern nicht blos benutzt oder mißbraucht, sondern ausgebeutet werden muß, so ist erforderlich, daß der letztere sich jenes Zustandes des ersteren bewußt sei, ihn bei seiner Uebervorteilung in Rechnung ziehe. Hingegen braucht der Uebervorteilte selber nicht dessen bewußt zu sein, daß seine Notlage, sein Leichtsinn oder seine Unerfahrenheit vom anderen ausgebeutet werde. Der objektive und der subjektive Tatbestand des § 138 Abs. 2 (B.G.B.) ist im Gebiet des Arbeitsvertrages meistens da gegeben, wo die Nationalökonomie von Hungerlöhnen spricht. Diese bilden so wenig eine seltene Erscheinung, daß sich vielmehr sagen läßt, ein großer Teil der heutigen wirtschaftlichen Produktion bestehe im Vollzug nach § 138 Abs. 2 nichtiger Arbeitsverträge. Dem gegenüber könnte man darauf verweisen, daß gemäß dem Gesetz „den Umständen nach“ ein „auffälliges Mißverhältnis“ bestehen muß, woran es fehle, wenn die gegebenen Hungerlöhne herkömmlich seien. Wenn aber „auffällig“ ist, was auszufallen verdient (Hölder), und wenn die „Umstände“ ein dem gegebenen Fall entnommener Maßstab sind, so ist jener Ausweg nicht gangbar“ (172). Der Arbeitsvertrag ist aber auch nichtig, weil die Vergütung zu groß ist im Verhältnis zum Wert der Arbeitsleistung, falls die Voraussetzungen des § 138 Abs. 2 gegeben sind. Vorfälle dieser Art sind besonders auf dem Gebiet der Rollenvermittlung zu konstatieren.

Lotmar bespricht sodann eine Reihe von Verträgen, in welchen mit der Arbeitsleistung eine Sachleistung ver-

knüpft ist (176 ff.) und zeigt, welche Beurteilung derartige Verträge in der Gesetzgebung finden. Alle komplizierten Tatbestände, die eine Regelung durch Gesetze gefunden haben, werden nicht als eine Mehrheit von Verträgen behandelt, vielmehr wird nur ein Vertrag angenommen. „Es werden nicht Arbeitsvertrag und Kauf und es werden nicht Arbeitsvertrag und Miete kumuliert, sondern es findet eine Absorption statt, die nur einen Vertrag übrig läßt (189). Als gemeinsames Merkmal darf nicht die Einheit der Zeit gelten, ebensowenig kann die Einheitlichkeit des Entgeltes entscheiden, ob Kumulation (mehrere Verträge) oder Absorption (ein Vertrag) anzunehmen ist. Als Kriterium bietet sich vielmehr das innere Verhältnis dar, in welchem die entgoltenen Leistungen zueinanderstehen. „Dieses Verhältnis ist entweder das der relativen Selbständigkeit oder das der relativen Unselbständigkeit". Im ersteren Fall bildet jede Leistung den Gegenstand eines besonderen Vertrages, im letzteren findet Absorption statt (191). Diese Selbständigkeit der Leistungen besteht darin, daß die eine der anderen für den Vollzug nicht bedarf, mag auch der Empfänger die eine um der anderen willen sich ausbedungen haben. „Diese ihre Selbständigkeit tritt da am unverkennbarsten hervor, wo die Leistungen zeitlich einander folgen: wie wenn jemand an der Theaterkasse sich eine Eintrittskarte zur Oper nebst einem Textbuch verabfolgen, vom Händler eine Nähmaschine oder ein Fahrrad liefern und Unterricht im Gebrauch erteilen, durch den Bauer Brennholz vom Markte vors Haus führen und daselbst zerkleinern und lagern, vom Weinhändler ein Faß Wein liefern und durch denselben (d. h. dessen Küfer) auf Flaschen ziehen, vom Fabrikanten einen Kochherd liefern und unter Fortnahme des alten setzen läßt. Alle die an erster Stelle genannten Leistungen können für sich allein am Schuldner bewirkt werden, obwohl [illegible] zugleich mit den anderen vereinbart worden sind" (191 [illegible] In allen diesen und ähnlichen Fällen haben wir kumula[illegible]

Kauf und Arbeitsvertrag oder Miete und Arbeitsvertrag; sie können indeß ausdrücklich oder stillschweigend in ein gewisses Korrespondenzverhältnis gesetzt sein, daß z. B. mit dem einen auch der andere erlischt. Hingegen kommt es zur Absorption da, wo die Leistungen nicht bloß äußerlich zusammenhängen, sondern unter sich in einem Abhängigkeitsverhältnis stehen, z. B. in Fällen, wo Sachen aus Stoff herzustellen und zu liefern sind, den der Hersteller beschaffen soll. Die Arbeit kann hier nicht vollbracht werden, ohne daß die Stoffveräußerung in sie eingeht, der Stoff hinwieder kann nur in der Gestalt veräußert werden, die er durch die Arbeit erhalten hat (193). Für den Arbeitsvertrag folgt daraus, daß durch eine Kumulation von Verträgen seine Begriffsbestimmung keineswegs betroffen wird; daß hingegen, wenn bei Vereinbarung einer Sachleistung neben Arbeit nur ein Vertrag anzunehmen ist, das Dasein des Arbeitsvertrages von der alternativen Entscheidung abhängt, ob die Sachleistung dreingeht und vom Arbeitsvertrag involviert wird oder umgekehrt die Sachleistung die Oberhand hat. Daher muß die Definition des Arbeitsvertrages dahin ergänzt werden, daß neben der Arbeit nicht eine Sachleistung vereinbart sein darf, durch welche die Arbeitsleistung absorbiert und das Aufkommen des Arbeitsvertrages verhindert wird (200).

An dem Unterschiede, ob die herzustellende Sache eine vertretbare oder eine nicht vertretbare Sache ist, hängt der Begriff des Werklieferungsvertrages, der ein vom B.G.B. neugeschaffenes Gebilde darstellt. „Seine praktische Bedeutung wird dadurch vermindert, daß er vorzugsweise auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts anwendbar ist. Er gehört nicht zu den ‚Gegenständen des Handelsverkehrs', da nach H.G.B. § 381 Abs. 2 der Vertrag über Herstellung einer beweglichen Sache aus vom Hersteller zu beschaffendem Stoffe ein Kauf ist, sobald das Geschäft auch nur für

einen Teilnehmer ein Handelsgeschäft ist. Demgemäß sind die zahllosen Verträge mit Apothekern über Herstellung von Mixturen, Pillen, Salben nach einem ihnen gegebenen Rezept, obwohl es sich hier um Herstellung unvertretbarer Sachen handelt, Käufe und nicht Werklieferungsverträge. Und ebenso ist der Vertrag über die Herstellung der vornehmsten unvertretbaren Sache . . . ein Kauf, ein Handelskauf. Als Handelsgeschäft kann der Werklieferungsvertrag nur vorkommen, wo er auf die Herstellung einer unbeweglichen Sache gerichtet ist" (211).

Das Dasein des Werklieferungsvertrages hängt davon ab, daß die herzustellende Sache eine unvertretbare ist. Vertretbare Sachen sind nach B.G.B. § 91 „bewegliche Sachen, die im Verkehr nach Zahl, Maß oder Gewicht bestimmt zu werden pflegen". Danach sind alle unbeweglichen Sachen nicht vertretbar. Lotmar wendet gegen die gesetzliche Definition der vertretbaren Sachen ein, sie sei unzulänglich; denn es lasse sich kaum irgend eine bewegliche Sache anführen, die nicht im Verkehr nach Zahl, Maß oder Gewicht bestimmt zu werden pflege. „Daß plastische, wie Bronze- oder Marmorstatuen, nach Gewicht bestimmt werden, mag nur im Zoll- oder Transportverkehr üblich sein, während bei ‚Verkehr' in § 91 an kauf- oder mietsgeschäftlichen Verkehr gedacht sein wird. Sobald jedoch Silber als Stoff der Plastik in Frage kommt (man denke an die Kleinkunst), gehört die Gewichtsangabe zu den gewöhnlichen Bestimmungen, wie Auktionskataloge zeigen können. Ebenso ist es ganz selbstverständlich, daß die Bildwerke ‚nach Zahl bestimmt zu werden pflegen', auch wenn es nicht jedem Bildhauer . . . beschieden ist, daß bei ihm sechs Viktorien auf einmal bestellt werden. Gemälde rechnet man allgemein zu den nicht vertretbaren Sachen, aber daß sie nicht nach Zahl und Maß bestimmt zu werden pflegen, kann nur ein ganz Unerfahrener behaupten. Ihre Maße sind so wichtige Bestimmungen ihrer Individualität, daß sie in keinem guten

erzeichnis zu vermissen sind und auch im Kunsthandel ne Rolle spielen. Bei der Bestellung erst anzufertigender Bilder werden (wegen der Plazierung) oft auch die Maße festgesetzt, und der durch die Maße bestimmte Umfang steht oft in geradem Verhältnis zum Preise. Um zu sehen, daß Gemälde auch nach der Zahl bestimmt werden, braucht man nur in den Zeitungen Versteigerungsanzeigen anzusehen; hier werden die 98 Bilder, die Herr N., die 112 Bilder, die Frau M. hinterlassen hat, zum Kauf angeboten. Das wird aber doch nur der Fall sein, wo die künstlerische Eigenart fast ganz hinter dem Schablonenhaften zurücktritt und der Charakter des Kunstwerkes fast ganz verschwindet. Steigen wir von den Höhen der Kunst herab, betreten wir einen Schneiderladen. Der uns hier angemessene, auf den Leib geschnittene Rock hat nicht seinesgleichen und ist so unvertretbar als möglich, und doch wird niemand bestreiten, daß er zu den Sachen gehört, ‚die nach Maß bestimmt zu werden pflegen'. Wenn die Gute-Hoffnungs-Hütte in Oberhausen für eine Stadtgemeinde die Herstellung einer eisernen Brücke übernimmt, so sind nicht blos Länge und Breite der Brücke bemessen, sondern auch alle Bestandteile des Tragwerkes, die Träger, Stege, Gurten, Winkeleisen, Rippen, Stäbe u. s. w. nach Zahl, Maß und Gewicht bestimmt. Gleichwohl hat man es hier anerkanntermaßen mit unvertretbaren Sachen zu tun" (215). So genügt die Bestimmung des B.G.B. nicht (vgl. insbes. S. 215 Anm.). Um vertretbare Sachen zu sein, müssen bewegliche Sachen durch Zahl, Maß oder Gewicht *vollständig* bestimmt werden, indem die Zahl-, Maß- oder Gewichtsbestimmung für das privatrechtliche Verkehrsbedürfnis *genügend* ist. Die Sachen müssen einer Gattung von Sachen angehören, die *gewöhnlich nur gattungsmäßig* bestimmt werden.

Der Arbeitsvertrag kann außer seinem wesentlichen Inhalt, Verabredung von Arbeit und Entgelt, auch einen außerwesentlichen Inhalt besitzen, der ebensosehr wie der

wesentliche den Schranken des Rechts und der Moral unte liegt. Es sind hier zu unterscheiden Ausführungsbestin mungen, Aenderungsbestimmungen und Zusatzbestimmunge Mit Aenderungsbestimmungen sind diejenigen gemeint, dur welche die von den Gesetzen vorgesehene Rechtswirkung de Arbeitsvertrages alteriert wird, so daß der Vertrag ei andere Wirkung erhält, als er ohne solche Bestimmun erhalten würde. Diesen Einfluß können Aenderungsbestin mungen nur da haben, wo die ohnedies eintretende Recht wirkung einen dispositiven Rechtssatz zur Quelle hat, d. einen Rechtssatz, der den Parteien die Macht gibt, ei andere als die gesetzlich vorgesehene Rechtswirkung ei treten zu lassen. Die Aenderung ist entweder Ausschaltun oder nur Modifikation des dispositiven Rechts, d. h. de gesetzlich vorgesehenen Wirkung“ (219).

Der ganze Inhalt eines Arbeitsvertrages braucht großenteils nicht von den Parteien aus gewählt und vereinbart worden zu sein. Der Inhalt teilt sich als ein vorgezeichneter ohne darauf gerichtete Zusammenwirkung der Parteien dem Arbeitsvertrag mit. Die Schranke der Selbsttätigkeit der Kontrahenten bei der Inhaltsbestimmung trifft bald blos den einen, bald beide. Infolge des Uebergewichts der einen Partei ist die andere nicht im Stande, sich an der Inhaltsbestimmung in gleichem Maße zu beteiligen wie die erstere. Das Uebergewicht der einen Partei fußt auf ihrer rechtlichen oder tatsächlichen Monopolstellung. Durch diese Zwangslage werden gesetzliche Eingriffe veranlaßt, welche das Uebergewicht vermindern. Dieses findet sich bald auf Seite dessen, der nach dem Vertrage die Arbeit zu leisten hat, z. B. großer privater Beförderungsunternehmer gegenüber dem Publikum, bald auf Seite dessen, der sich die Arbeit ausbedingt. Dieser Sachverhalt kann auch noch dadurch zum Ausdruck kommen, daß der Vertragsinhalt in seinen Hauptzügen ein- für allemal urkundlich festgestellt und somit der kontradiktorischen Herstellung ent-

zogen ist (228). Eine Einschränkung bezüglich des Inhalts des Arbeitsvertrages kann aber auch beide Parteien treffen. Sie ist keine auf einer Monopolstellung beruhende, sondern eine rechtliche, und zwar eine gesetzliche oder eine autonome. Hiedurch wird im allgemeinen zu Gunsten der schwächeren Partei der Spielraum für die Gestaltung des Inhaltes vermindert. „Durch autonome und zwar vereinbarte Verfügung wird die Inhaltsbestimmung der Kontrahenten beschränkt, indem ihnen ohne ihr Zutun Inhalt für den gegebenen Arbeitsvertrag durch jene Autonomie geliefert wird. Dies kann in zweierlei Gestalt vorkommen. Einmal so, daß die Berufsorganisationen, denen jede Partei angehört, sich miteinander auf ein Formular geeinigt haben, das beim Abschluß eines Arbeitsvertrages über die Berufsarbeit zu Grunde zu legen . . . ist. Soweit nun in diesem Formular der Vertragsinhalt im voraus und generell fixiert, nicht blos als Muster angeboten ist, bleibt den Kontrahenten des Arbeitsvertrages nur übrig, den vorgezeichneten Inhalt in ihren Arbeitsvertrag zu übernehmen und nur den nicht vorgezeichneten hinzuzufügen" (235). Die Kontrahenten brauchen jedoch den Organisationen zur Zeit dieser Vereinbarung noch gar nicht angehört zu haben.

Straßburg. Dr. F. Walter.

(Schluß folgt.)

XLI.

Ein christlicher Premierminister des 19. Jahrhunderts.

Unter den großen Staatsmännern, welche auf das Wohl und Weh des eigenen Landes eingewirkt und ihren Einfluß auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes geltend gemacht haben, gibt es nur sehr wenige, die sich in ihrem Tun und Lassen von den Grundsätzen des Evangeliums bestimmen ließen. Die bedeutendsten suchten wohl den äußeren Schein zu wahren, trugen ihre Anhänglichkeit an die Kirche zur Schau, entblödeten sich aber keineswegs, dieselbe zu verfolgen oder zur Sklavin herabzuwürdigen. Einige von ihnen können einigermaßen entschuldigt werden, weil sie ein System, eine seit geraumer Zeit befolgte Kirchenpolitik vorfanden, mit der sie nicht sogleich aufräumen konnten, andere aber beraubten die Kirche der während des 19. Jahrhunderts nach langem Kampfe erlangten Freiheit, und suchten dieselbe in Ketten zu schlagen. Sie hatten die Dreistigkeit, ihre ungerechte Bedrückung eine Kampfwaffe zu nennen, die man, nachdem sie ihre Dienste getan hat, wegwirft. In England, dem Lande der Freiheit, hatte der Erastianismus den vollständigsten Sieg errungen (die Dissidenten und Katholiken waren nur geduldet und galten nicht als Vollbürger) und sich gewöhnt, die Staatsgeistlichen als ein Anhängsel des Staates, als eine Art von schwarzer Polizei zu betrachten. Seit der Regierung Wilhelms III. (1689—1702) hatte die

Versumpfung und Verweltlichung des Klerus begonnen, der sich in dem Zustand der Erniedrigung ganz wohlig fühlte und alle, welche ihn an seine Würde und seine hohe Aufgabe erinnerten, als Ruhestörer bekämpfte. Anderwärts griff man vielleicht nicht minder gewalttätig ein, aber man wahrte die äußere Form; in England glaubte man diese Rücksichten nicht nebmen zu müssen, handelte vielmehr nach dem der Königin Elisabeth zugeschriebenen Grundsatz: „Stolzer Prälat, wie ich dich aus dem Nichts hervorgerufen, so kann ich dich in Nichts zurückschleudern". Erst mit dem Traktarianismus kam frische Bewegung und neues Leben in die Staatskirche, erst durch Newman und seine Genossen wurde Klerus und Volk daran erinnert, daß die Kirche Rechte, der Staat aber Pflichten gegen die Kirche habe, daß die Geltendmachung dieser Rechte durch die Bischöfe und den Klerus keine Anmaßung, sondern eine heilige Pflicht sei. Keiner von den englischen Staatsmännern hat die kirchenrechtlichen, von den Traktarianern vorgetragenen Lehren mit größerer Begeisterung aufgenommen, seinem Gedächtnis tiefer eingeprägt als William Ewart Gladstone, der größte echt christliche Minister des 19. Jahrhunderts.[1])

Einem so vielseitigen Charakter wie Gladstone (1809 bis 98), der in der Geschichte Englands eine so große Rolle gespielt hat, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, ist ein Ding der Unmöglichkeit; wir beschränken uns darum, einen kurzen Kommentar zu den schönen Worten von Gladstones großem politischen Gegner (Salisbury) zu geben, der sich also äußerte: „Er hinterläßt allen, besonders denen, welche den letzten Jahren, ich möchte sagen Monaten, seiner Lebensgeschichte mit tieferem Interesse gefolgt sind, das Andenken eines großen christlichen Staatsmannes. Da er auf hoher Warte stand, so muß der Einblick in seinen Charakter,

1) The Life of William Ewart Gladstone by John Morley, in three volumes. London, Macmillan 1903.

seine Beweggründe und seine Absichten der ganzen Welt in die Augen fallen, einen tiefen und höchst heilsamen Einfluß auf die politischen und sozialen Ideen seiner Zeitgenossen machen; daher muß er in der Erinnerung fortleben als das erhabene Beispiel eines echt christlichen großen Mannes".[1])

Gladstone verdankt seinen Eltern und der Umgebung, in der er aufgewachsen ist, dem Eton-Kolleg, in das er mit dem zwölften Lebensjahr eintrat, verhältnismäßig wenig. Seine Fähigkeiten und die edlen Eigenschaften seines Herzens traten bis zu seinem 21. Lebensjahr nicht hervor: weder Eltern noch Lehrer hatten es verstanden die tiefste Saite seines Wesens zu berühren, seinen religiösen Sinn zu wecken. Sein Aufenthalt in Christ Church Oxford 1828 brachte keine Aenderung hervor, denn im Jahre 1828 hatten die Traktarianer sich als geistige Macht noch nicht bemerkbar gemacht. Newmann, Keble und Pusey waren wenig bekannt. Den ersten Antrieb zu einem religiösen Leben erhielt er von einem Mitstudenten Anstice, mit dem er sich oft auf den einsamen Spaziergängen über geistliche Dinge unterhielt. „Der große Endzweck dieses Lebens, schrieb Gladstone, ist der, daß wir die Selbstsucht auch in ihrer feinsten Form vermeiden und nach der Liebe Gottes streben". Gar oft betete der junge Mann um Erleuchtung von oben und um die Gnade, den rechten Weg finden zu können. Er wandte sich an seinen Vater und bat, er möge ihn Theologie studieren lassen und deutete dabei an, daß dies wohl auch der Wunsch der Mutter sei. Der Vater ermahnte den Sohn, vorerst sich ganz seinen Studien zu widmen und sich für die akademischen Grade vorzubereiten. Die Studien, die mit großem Eifer betrieben wurden, lenkten ihn nicht wie so viele andere von seinem Berufe ab, bestärkten ihn vielmehr in seinem Vorsatz, sich in jeglicher Lebensstellung dem Dienste Gottes zu weihen. Auch in dem politischen Leben glaubte der strebsame Mann,

1) Morley III 529—30.

sich heiligen, die Schlachten Gottes schlagen zu können. Als er für den Wahlbezirk Newark zum Parlamentsmitglied ernannt wurde, sah er hierin den Finger der göttlichen Vorsehung, die ihn berufen habe, der weltlichen Politik eine höhere kirchliche Richtung zu geben. Er war von dem Geiste eines Kreuzfahrers beseelt und verlor sein hohes Ziel, ein Paladin der Kirche zu sein, nie aus den Augen. Anfangs glaubte er in der anglikanischen Kirche, in der er geboren war, und in der politischen Partei, welche die Verteidigung der Staatskirche sich zur besondern Aufgabe gemacht hatte, die Verwirklichung des christlichen Ideals zu finden, aber die Erfahrung belehrte ihn gar bald, daß weder die Tories, denen er sich angeschlossen, noch die Kirche seiner Geburt die Eigenschaften besaßen, die er ihnen zugeschrieben hatte. Nur allmählich und mit großem Widerstreben löste er die Bande, die ihn an die konservative Partei knüpften, und erkannte, welche große Wohltaten dem Gemeinwesen aus der Freiheit und Gleichberechtigung aller Bürger, aus dem demokratischen System erwachsen. Viel später kam die Erkenntnis der Mängel und Schäden der Staatskirche und die Ueberzeugung, daß sie von der ihr in seiner jugendlichen Begeisterung zugeschriebenen Vollkommenheit weit entfernt sei, und von ihren Rivalen, den Dissidenten, vor allem aber von der katholischen Kirche viel zu lernen habe.

Gladstone ist weder auf politischem noch auf religiösem Gebiete den Bahnbrechern beizuzählen, die von einem rationellen Instinkt geleitet das Richtige auf den ersten Blick erkennen und die Entwicklung der Dinge voraussehen; selbst die schnelle Auffassung und die Aneigung fremder Gedanken war ihm versagt; aber, sobald er sich der Erforschung eines Gegenstandes widmete, ruhte er nicht, bis er ihn vollständig erfaßt hatte. Man hat die intellektuellen Fähigkeiten des englischen Staatsmannes vielfach überschätzt und denselben in lächerlicher Uebertreibung als den größten anglikanischen Theologen (so Döllinger), als tüchtigen Philosophen, oder

gar als besten Kenner des Homer bezeichnet. Er war weder das Eine noch das Andere, sondern ein Mann der Tat, der durch fleißiges Studium seinen Geist ausbildete, aber abgesehen von seinen Reden kein Meisterwerk geschaffen hat. Diese Tatsache darf man nie aus den Augen verlieren, wenn man den komplexen Charakter des merkwürdigen Mannes verstehen will. Kein Vorwurf wird häufiger gegen ihn erhoben als der der Inkonsequenz, des Schwankens, der stetigen Wandlungen. Der Mann, der stetig fortschreitet und forscht, der sein Leben in Einklang bringt mit dem, was er als Wahrheit erkannt hat, zählt nicht zu den fertigen Naturen, die sich von allem Fortschritt ausgeschlossen haben, verdient aber gerade deshalb unsere Achtung, weil er immer vorwärts strebt und bereit ist, sich von Freunden und Verhältnissen, die er liebgewonnen hat, loszureißen, wenn die Pflicht spricht. Wandlungen sind nur dann tadelnswert, wenn sie ihren Grund in dem Eigennutz oder irgend einer andern ungeordneten Neigung haben.

Gladstone war, wie wir gesehen haben, eine für das Wahre und Schöne empfängliche Seele, hatte aber trotz seines fleißigen Studiums der Bibel und der religiösen Literatur keine richtige Vorstellung von der Kirche, die streng genommen in seinen Jugendträumen keinen Platz hatte. Bei den Traktarianern hätte er die nötige Belehrung finden können; aber die ihn umgebenden Wolken des Vorurteils waren so dicht, daß er nicht zum Licht vorzudringen vermochte. Auf einer Reise nach Neapel (Mai 1832) ging ihm beim Lesen des Book of Prayer ein Licht auf: er erkannte die Notwendigkeit der Kirche als höchster Lehrautorität und Vermittlerin der Gnaden und wurde durch das Studium von W. Palmers Buch über die Kirche in seiner Hochachtung und Verehrung für dieselbe bestärkt.[1]) Entsprach die Nationalkirche dem Bilde, das er sich in seiner Begeisterung entworfen

1) Life I 88.

hatte? Er glaubte, dies bejahen zu müssen, denn schon in den Jahren 1831 und 1832 hatte man das Wehen eines neuen Geistesfrühlings verspürt: was vorher als eine dürre Sandwüste erschien, war aufgeblüht. Gladstone verglich die Bewegung der dreißiger Jahre einem russischen Frühling, wenn nach langen Monaten erstarrender Kälte fast in einem Tag der Schnee schmilzt, das Eis bricht und hinweggeführt wird, die Erde aber schnell mit frischem Grün sich bekleidet. Was die Traktarianer auf kirchlichem Gebiete innerhalb so kurzer Zeit verwirklicht hatten, warum sollte ihm das auf dem politischen nicht gelingen? Schon der Versuch schien ihm ein Gewinn für die gute Sache zu sein. Um seine Partei, die Tories, zu einem religiösen Leben und Streben zu erwecken, schrieb Gladstone sein Buch „The State in its Relations with the Church" 1838. Der Staat ist nach ihm eine von Gott eingesetzte, von dem Willen der Untertanen unabhängige Institution, der das Recht und die Pflicht hat, zwischen Wahrheit und Irrtum zu unterscheiden, erstere zu verkünden und aufrecht zu halten, letzteren zu unterdrücken. Religiöse Duldung, Gleichberechtigung aller christlichen Bekenntnisse hat in diesem System keinen Platz. Macaulay's Tadel: Das Buch zeigt, was ein in der Entwicklung zurückgebliebener Mann leisten kann, trifft das Richtige. Bald nach der Veröffentlichung seines Buches wurde der Verfasser inne, daß keine Partei, keine Sektion, kein Individuum seine Ansicht teilte oder als Richtschnur für seine Handlungsweise betrachtete, daß er selbst der letzte Mann in einem untergehenden Schiffe sei. Er ließ sich indeß nicht entmutigen und glaubte in Sir Robert Peel den rechten Steuermann zu finden, kam aber bald zur Ueberzeugung, daß Peel seine Pläne nicht fördern werde. Während Gladstone in seinen Vorurteilen befangen den Schutz und die Ausbreitung der Staatskirche als die Hauptaufgabe eines christlichen Staatsmannes ansah, hatte er den Antrag, den Juden vollkommene Gleichberechtigung zu gewähren und den

dem katholischen Priesterseminar in Maynooth (Irland) bisher bewilligten Zuschuß zu erhöhen bekämpft und seine Stelle als Handelsminister niedergelegt. Wenige Monate später änderte er seine Meinung und stimmte für den erhöhten Zuschuß. Beide Male hatte er nach seiner innersten Ueberzeugung gehandelt und derselben im Parlament öffentlichen Ausdruck gegeben

Diese Wandlung hatte sich in ihm infolge bitterer Enttäuschungen vollzogen: der anglikanische Klerus entsprach ebenso wenig seinen Erwartungen als die konservativen Staatsmänner. Die Staatsminister waren weit entfernt, die Einführung von Reformen in der Kirche zu erleichtern, einträchtig die Erneuerung der Kirche anzustreben, oder den Bischöfen und dem Klerus Freiheit der Bewegung zu gewähren und der Uebergriffe in das geistliche Gebiet sich zu enthalten. Die Mehrheit der Anglikaner teilte die Ansichten der Regierung und sah in der Bevormundung der Kirche eine weise Maßregel. Diese traurige Wahrnehmung war eine Tatsache, mit der man rechnen mußte, und beraubte die Staatskirche in seinen Augen des Anspruchs, die alleinseligmachende Kirche zu sein, der sich die übrigen unterwerfen müßten. Gleich Dr. Pusey hegte er zu große Liebe und Verehrung für sie (die Kirche seiner Geburt), war zu sehr von dem Guten, das Gott in derselben wirke, überzeugt, als daß er die Ansprüche der katholischen Kirche hätte würdigen können Wenn wir den guten Glauben Puseys und Kebles nicht bestreiten können, so vermögen wir noch weit weniger die Aufrichtigkeit und die reinen Absichten des großen Staatsmannes in Abrede zu stellen, der in dem halfway house blieb und von einer Reunion der verschiedenen Kirchen die Einheit der christlichen Kirche erwartete. Gladstone besaß den Mut der Ueberzeugung in hohem Grad und trug kein Bedenken nicht nur der Mehrheit des Parlamentes und seiner eigenen Partei, sondern selbst der öffentlichen Meinung entgegenzutreten, wenn die Interessen der Religion oder der leidenden Menschheit

auf dem Spiele standen. Am 25. März 1851 sprach er gegen die von Lord Russell eingebrachte Titles Bill, welche die Annahme des bischöflichen Titels seitens der katholischen Bischöfe und die Bekanntmachung päpstlicher Breven und Entscheidungen verbot. Keineswegs eingeschüchtert durch die hochgehenden Wogen des öffentlichen Unwillens appellierte der unerschrockene Mann an die Selbstachtung des englischen Volkes und legte einen feierlichen Protest ein gegen jeglichen Versuch, die der Staatskirche bevorstehenden Gefahren durch Strafgesetze beschwören zu wollen:

„Das Prinzip der religiösen Freiheit, seine Anpassung an unser Gemeinwesen, seine Verträglichkeit mit unseren alten Institutionen war eine reiflich erwogene Maßnahme. Zeigt, ich bitte euch, habt den Mut, dem Papst von Rom und seinen Kardinälen zu beweisen, daß man auch auf eure Gesetzgebung die Worte semper eadem anwenden kann; zeigt der Welt, daß, wenn ihr nach reifer Ueberlegung die Gewissensfreiheit proklamiert habt, eine Rückkehr zu den Strafgesetzen ebenso unmöglich ist als das Aufwärtsfließen des mächtigen Stromes, der eure Stadt bespült." So sehr er den Fanatismus und die Engherzigkeit, in welcher Form auch immer sie sich offenbaren mochte, verabscheute, so mannhaft er für die freie Religionsübung eintrat, so war er doch jederzeit bereit, die verschiedenen Kirchen in ihren gemeinnützigen Werken nach Kräften zu fördern, sich ihrer Hilfe auch in den Gebieten und Funktionen zu bedienen, welche der moderne Staat für sich beansprucht z. B. in der Schule, in den Wohltätigkeitsanstalten. Die verschiedenen Bekenntnisse haben wohl keine Ahnung, wie große Dienste ihnen Gladstone geleistet hat. Das England der Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts ist von dem gegenwärtigen ganz verschieden. Der Haß und die Verachtung der Kirche hat der Anerkennung ihrer Verdienste Platz gemacht; selbst die, welche derselben gleichgültig gegenüberstehen, mißbilligen eine Maßregelung des Klerus und eine Beschränkung seiner

Freiheit. „Hinweg", so schrieb Gladstone an den Primus (ersten Bischof in Schottland), „mit der sklavischen Lehre, daß die Religion ohne parlamentarische Hilfe nicht bestehen kann. Diese Hilfe ist nach den jeweiligen Umständen ein größeres oder ein geringeres Gut; kann aber in gewissen Fällen ein großes Uebel sein." Die Zukunft der Religion hängt von den Religionsgesellschaften ab und ist bedingt durch die volle und freie Entwicklung der inneren Kräfte, die eine regelmäßige Verfassung und Organisation voraussetzen. Die Abschaffung der protestantischen Staatskirche in Irland war kein Akt der Feindseligkeit gegen den irischen Protestantismus, sondern eine Wohltat; denn sie hat eine Reihe von Mißbräuchen hinweggefegt und für große Summen eine bessere Verwendung gefunden. Damit soll nicht gesagt sein, daß eine Dotation des katholischen Klerus der Regierung und den Bewohnern Irlands nicht die größten Vorteile gebracht hätte. Gladstone konnte sich zeitlebens von dem Vorurteil nicht frei machen, daß die freiwilligen Gemeindebeiträge der Pfarrkinder einer staatlichen Dotation vorzuziehen seien, und dehnte diesen Grundsatz auch auf konfessionelle Lehranstalten aus. Hiebei leitete ihn der Gedanke, der Kirche ihre Unabhängigkeit zu wahren und den Geistlichen zu nötigen, für seine Pfarrkinder zu leben. Eine Episode in dem Leben des großen Staatsmannes, seine Kontroverse mit Kardinal Manning und seine Bekämpfung der päpstlichen Unfehlbarkeit kann nicht übergangen werden, weil man aus ihr seine Feindseligkeit gegen die katholische Kirche hat beweisen wollen. Die Kontroverse hatte in einem Mißverständnis ihren Ursprung und das freundschaftliche Verhältnis zur katholischen Kirche nur zeitweilig gestört. Manning erneuerte sehr bald sein Freundschaftsbündnis, Kardinal Cullen und der ganze irische Episkopat wurden in ihrer Anhänglichkeit an Irlands größten Wohltäter nie wankend. Gladstone, der so scharf die Kirchenpolitik Pius' IX. bekämpft hatte, wurde einer der wärmsten

Verehrer Leos XIII. Wir können hier nur die Hauptgründe, die Gladstone bestimmten, angeben. Die Unfehlbarkeitserklärung erschien ihm als das größte Hindernis der Reunion der christlichen Konfessionen, ferner als ein Absagebrief des Papstes an alle Regierungen und eine Forderung des unbedingten Gehorsams in weltlichen und geistlichen Dingen. Loyalität der Katholiken schien ihm von nun an mit der katholischen Lehre unvereinbar; daher rührte die Heftigkeit seiner Sprache. Er hatte sich geirrt und hatte den Mut, dies anzuerkennen und durch Wohltaten, die er namentlich dem katholischen Irland erwies, das begangene Unrecht gut zu machen.

Gladstone war sicherlich kein Verfolger der katholischen Kirche, wohl aber ein uneigennütziger Freund, der auf politischem Gebiet der katholischen Kirche in England kaum geringere Dienste geleistet hat als Kardinal Newman auf dem geistigen. So lohnend es wäre, auf das einzugehen, was er für die Befreiung der Donaufürstentümer und für die Erleichterung des Loses der christlichen Untertanen des Sultans geleistet hat, so müssen wir hier abbrechen. Nur noch einige Bemerkungen über das Denkmal, das Morley seinem verewigten Freund gesetzt hat. Morley ist kein Lobredner, der jeden Brief, jede Aeußerung seines Helden sorgfältig einregistriert, alles in sonnigem Licht erblickt; wohl aber ein genau abwägender Richter, der nicht nur die Tatsachen, sondern auch die Triebfedern, die Gesinnung und die Grundsätze seines Meisters angibt, und den Leser in den Stand setzt, ein selbständiges Urteil zu fällen. Das Leben des großen Staatsmannes ist so reich an großen Ereignissen, daß es dem Verfasser trotz seiner gedrängten Darstellung nicht gelungen ist, den Stoff zu erschöpfen; aber das muß man ihm nachrühmen, daß er den richtigen Schlüssel zum Verständnis seines Freundes gefunden und den roten Faden, der das ganze Leben durchzieht, sowie die religiösen Beweggründe, die ihm stets vorgeschwebt haben,

aufgezeigt hot. Dies ist um so wunderbarer, da Morley die religiösen Grundsätze seines verewigten Freundes nicht teilt. Die Akten sind natürlich noch nicht geschlossen: die Korrespondenz und die Biographie des Lord Acton und anderer werden noch viele Einzelheiten bringen; aber unser Urteil über den größten christlichen Staatsmann des letzten Jahrhunderts wird durch spätere Schriften kaum modifiziert werden.

XLII.

Alte und neue Klöster in Paris.

I.

Als 1889 die Hundertjahrfeier der Republik begangen wurde, waren schon mehrere Schläge gegen die Kirche, vorab gegen die Orden geführt worden. Dies waren schlimme Anzeichen. Doch wollten die meisten nicht glauben, daß es diesmal ebenso schlimm werden könne, wie unter der ersten Republik. Und nun sind wir fast schon ebensoweit gekommen, während alle Hoffnung auf Einhalten und Umkehr durchaus fehlt. Ein Blick auf dasjenige, was damals zerstört wurde, und das andere, das jetzt zu zerstören begonnen wird, darf daher wohl als zeitgemäß gelten.

In Paris stößt der Wanderer bei jedem Schritt auf Bleibsel und Spuren früherer Klöster, übersieht dieselben auch sehr oft. Draußen, im Bois de Boulogne, neben der Rennbahn Longchamp, auf welcher die Truppenschauen stattfinden und Wilhelm I. die Truppen besichtigte, bevor sie in Paris einrückten, steht ein vereinsamter mittelalterlicher Turm. Er gehörte zu der Befestigung, welche die von Ludwig dem Heiligen

gestiftete Abtei Notre Dame de Longchamp gegen Ueberfälle schützte. Eine Tochter des Königs sowie viele andere vornehme Frauen führten dort ein heiligmäßiges Leben. Viele Damen zogen sich öfters zu geistlichen Uebungen dorthin zurück. Die Kirche wurde zum Wallfahrtsort, das ganze Kloster aber von der Revolution zerstört.

Von dem Boulevard ist, von der St. Magdalenenkirche beginnend, der zweite Abschnitt, Boulevard des Capucines, nach einem Kloster der Kapuzinerinnen benannt, von dem außer dem Namen keine Spur mehr vorhanden ist. Der Boulevard führt über den Kirchhof des Klosters, auf welchem auch Weltliche beerdigt wurden. Etwas weiter hinauf mündet (links) die Rue de la Ferme des Mathurins auf den Boulevard. Es fand sich dort also ein Pachthof und eine Niederlassung der Trinitarier, welche in Frankreich nach ihrem ersten Kloster Mathurins genannt wurden. Sie haben, während ehrgeizige Fürsten die Christenheit durch ihre Kriege zerfleischten, von dem 12. Jahrhundert an 900,000 Christen aus der Sklaverei der Muhamedaner losgekauft. Da sie dabei viel auf Schiffen zu tun hatten, heißen heute noch die französischen Matrosen Mathurins. Die Trinitarier haben sich wiederum in Frankreich angesiedelt, sogar ihr erstes Kloster zu Cerfroy im Sprengel Soissons neu erworben und eine Ackerbauschule für Waisen dort gegründet. Sie arbeiten an der Bekehrung der Neger in Afrika durch Angewöhnung der Arbeit. Am andern Ende des Boulevard finden wir den Boulevard des Filles du Calvaire. Von dem Kloster der Töchter des Kalvarienberges (Reuerinnen) ist keine Spur mehr zu finden.

Ganz nahe dem Boulevard, in der Rue Saint-Martin ist noch eine große prächtige Abtei wohlerhalten und sogar vergrößert worden. Es ist die frühere Abtei Saint-Martin, anfangs des 12. Jahrhunderts durch zwei deutsche Edelleute neugegründet. Die Rue Saint-Martin ist die Fortsetzung der von Mainz kommenden Römerstraße, welche an der Villette als Rue d'Allmagne in Paris eintritt, die Stadt unter verschiedenen Namen durchschneidet, dann weiter nach Westen führt. Auf dieser Straße zogen die Franken in Paris ein, kamen deutsche Pilger, um nach Tours (Grab des hl. Martin), Mont-

Saint-Michel und San Jago di Compostella zu wallfahren. Das Kloster beherbergte sie. Die Abtei ist eines der merkwürdigsten Gebäude in Paris, die Kirche eine der ersten, welche im Spitzbogenstil gebaut wurden. Eine Apsis im schönsten Rundbogenstil, das Refektorium und andere Teile der weitläufigen Gebäulichkeiten sind hervorragend. Jetzt ist das Conservatoire des arts et métiers (gewerbliche Hochschule mit großen Sammlungen) darin untergebracht.

Von der Place de la Concorde führt die schnurgerade Rue de Rivoli, den 40 Hektaren haltenden Tuileriegarten und den Tuilerien (rechts) entlang durch die ältesten Pariser Viertel bis zum Bastillenplatz. An einem Pfeiler des Gartengitters meldet eine schwarze Marmortafel, daß hier die Reitschule stand, in welcher die Nationalversammlung tagte und (1789) die Republik beschloß. Neben dieser Reitschule stand das Kloster der Feuillants (Benediktiner), in welchem damals ein Klub tagte, der die Gemäßigten (Lafayette u. s. w.) vereinigte, und eine Zeitlang es mit dem Jakobinerklub aufzunehmen schien. Von Kloster und Reitschule ist jede Spur verschwunden, die Rue de Rivoli und die Terrasse des Tuileriengartens gehen darüber weg. Unter dem Pflaster geht die Tief- oder Rohrbahn. Von den Hunderttausenden, die hier täglich eilen, fahren, lustwandeln, weiß kaum einer etwas von der geschichtlichen Bedeutung dieser Stelle. Ein paar Schritte weiter aufwärts führt (links) die Rue du 29 Juillet zum Marché Saint-Honoré, einem von nüchternen hohen Miethäusern umgebenen gedeckten Markt. Nirgends etwas, das an Altertum und Geschichte erinnerte. Die Leute, welche hier verkehren und wohnen, ahnen gar nicht, daß hier das Jakobiner- (Dominikaner-) Kloster stand, welches durch den darin tagenden Klub eine so traurige Berühmtheit erlangt hat.

Etwas weiter aufwärts, in der der Rue de Rivoli gleichlaufenden alten Rue Saint-Honoré findet sich das Cloître Saint-Honoré, ein großes Häuserviereck, in dessen Hof noch viele Häuser eingebaut sind. Fast alle sind neueren Ursprungs, von dem alten Kloster ist nichts mehr zu sehen, seine Kirche ist verschwunden, nüchterne Miethäuser haben seine Stelle eingenommen. Die Grundmauern des Klosterhofes wie der Kirche, auch Keller, finden sich noch unter den jetzigen Baulichkeiten,

ähnlich vielfach noch in Paris. Immer aufwärts gehend, stoßen wir links hinter den Bogenlauben der Rue de Rivoli auf die Apsis der im achtzehnten Jahrhundert erbauten Kirche der Oratorianer, jetzt Temple de l'oratoire, nach der Revolution den Protestanten überantwortet. An der Apsis ist unter der jetzigen Republik ein Standbild des Admirals Coligny mit einer ihn als Glaubenshelden und Patrioten feiernden Inschrift aufgestellt worden.

Im Verfolg der Rue de Rivoli findet sich links die Rue des Billettes mit einer im achtzehnten Jahrhundert neuerbauten Kirche der Dominikaner. Der anstoßende Klosterhof, in schönem Spitzbogen, ist wohlerhalten, der einzige in Paris. Kirche und Klosterhof sind wiederum den Protestanten seit hundert Jahren überlassen; außerdem gibt es noch mehrere den Protestanten übergebene Klosterkirchen in Paris. Am oberen Ende der Rue de Rivoli, unweit des Bastillenplatzes, befindet sich das Lycée Charlemagne in den Gebäuden eines früheren Jesuitenklosters.

Im Faubourg Saint-Antoine, jenseits des Bastillenplatzes, ist von dem Kloster, dem der Stadtteil seinen Namen verdankt, nichts mehr übrig, alles wurde niedergerissen, vertilgt. Namentlich in der Hauptstraße des Faubourg Saint-Antoine sind noch eine ganze Anzahl Klosterhöfe wenigstens als Häusergevierte zu erkennen. Von Kirchen keine Spur mehr. Der über 300,000 Einwohner zählende Stadtteil leidet besonders Mangel an Kirchen. Dagegen hatte z. B. der 1848 vielgenannte Revolutionär Ledru-Rollin dort viele Klosterländereien von seinen Eltern geerbt. Unter dem zweiten Kaiserreich erhielt er mehrere Millionen für dieselben, als sie für Straßen angekauft wurden. Auf dem rechten Ufer findet sich auch das Frauengefängnis Saint-Lazare. Das Kloster stammte aus dem 10. Jahrhundert, erfuhr mehrere Erweiterungen und Umgestaltungen, ward Aussätzigen- und Krankenanstalt, bevor es unter der Revolution aufgehoben wurde. Das Lycée Condorcet, nicht allzuweit von den Boulevard des Italiens, beging (Ende Januar) die Hundertjahrfeier seiner Gründung. Es befindet sich seither in dem 1781 vollendeten Klostergebäude der Kapuziner, deren Kirche als Pfarrkirche dient.

Von den vielen Klöstern auf dem Montmartre
nichts übrig geblieben. Die Gebäude waren offen
tief in dem Lehmboden begründet, deßhalb nicht sehr b
noch dauerhaft gebaut. Die in der Revolution zerstörte
worin sich der hl Ignatius von Loyola mit seinen Gefäh
sammelte, um da die Gesellschaft Jesu zu bilden, hat sich
in diesen Fall befunden. Ihre Stelle konnte mit groß
ausfindig gemacht werden. Aber irgend ein nenne
Bleibsel, geschweige Bauteil, wurde nicht gefunden, t
Nachsuchungen. Der Platz dieser Kapelle ist jetzt in die
Sühnekirche inbegriffen. Einige Straßennamen erin
frühere Klöster. Diese waren meist reich, dem besc
Leben und der Buße gewidmet und zählten, nament
die Frauenklöster betrifft, viele Mitglieder aus vornehm
schlechtern. Jetzt gibt es auf dem Montmartre, wie
Pariser Stadtteilen, zahlreiche, meist kleine Ordensniederl
zu Schul- und wohltätigen, überhaupt Zwecken der Werk
Die an der Sühnekirche angestellten Eudisten (Gen
Jesu und der hl. Jungfrau) haben schon bei Beginn de
kampfes durch Weltpriester ersetzt werden müssen.

Sie übten eine umfassende Werktätigkeit, samme
Brotlosen, oft zugleich auch Obdachlosen, in eigenen
diensten, speisten sie. Rührend war die Armenmesse S
Morgen, der 1000—1200 Männer beiwohnten, die
sangen und beteten. Der Pater hielt ihnen eine
tröstliche, zu Herzen gehende Ansprache. Zum Schlu
jeder 1 Pfd. Brot. Auch Kleidung wurde nach M
ausgeteilt, Beschäftigung vermittelt, die Heimreise er
ärztlicher Beistand, Gelegenheit zum Schreiben u. s. w.
Viele der Unglücklichen wurden wieder aufgerichtet,
Uebungen vorgenommen. Seit ihrer Gründung (187
Sühnekirche das Ziel eifriger Pilger aus Paris und F
selbst aus dem Auslande. Täglich kommen mehrere Grupp
haupt Tausende von Gläubigen in die Kirche, wo ununte
Tag und Nacht, vor dem hochwürdigsten Gut der A
um Erbarmen angefleht wird für das reuige, büßende F
damit wieder alle in Liebe und Glauben vereint, bek
läutert und gestärkt werden. Zwei Millionen Gläubi

schon beigesteuert für den riesigen Bau, welcher wegen der 30 Meter tiefen Untermauerung sehr teuer zu stehen kommt. Die Sühnekirche ist ein Herd der geistigen Erneuerung, wie auch der leiblichen Wohltätigkeit.

Das vom hl. Elegius (6. Jahrhundert) gegründete Kloster Saint-Martial, später St. Elegius, worin 300 Nonnen lebten, wurde schon im 12. Jahrhundert, wegen Durchlegung einer Straße, zu zerstören begonnen. Der Platz ist kaum noch aufzufinden.

Die 1628 erbaute Kirche der unbeschuhten Augustiner ist im vorigen Jahrhundert, als Pfarrkirche Unserer Lieben Frau des Sieges, weltberühmt geworden als Sitz einer Erzbruderschaft zur Bekehrung der Sünder. Dadurch wurde sie auch eine sehr volkstümliche Wallfahrtskirche, in der täglich viele Tausende beten und Opfer für alle guten Zwecke spenden. Fortwährend brennen viele Hunderte von den Pilgern geopferte Wachskerzen. Diese Gnadenstätte befindet sich nahe der Börse und dem Boulevard, im lebhaftesten Mittelpunkt des Verkehrs, des Geschäftes, des Reichtums und des Aufwandes.

Auf dem linken Ufer waren, vom Ursprung der Stadt an, Kirchen, Schulen und deshalb auch die Klöster sehr zahlreich. Kunst, Wissenschaft, gelehrte und kirchliche Anstalten haben auch heute noch dort ihren Hauptsitz. Auch gibt es noch einige vollständig erhaltene Klostergebäude. So dasjenige der Karmeliter (Rue de Vaugirard), worin am 2. September 1792 die dort gefangen gehaltenen 120 Priester von den durch die Sektionen aufgehetzten und geführten Volkshaufen in der schauderhaftesten Weise niedergemetzelt wurden. Zur Jahrhundertfeier ihres Martyriums wurden die Gewölbe zum ersten Male geöffnet, in denen die Gebeine beigesetzt sind. Seither sind dieselben immer während der ersten Tage im September geöffnet und werden von vielen Andächtigen besucht. Die Kirche und die erweiterten Gebäude dienen jetzt der katholischen Hochschule.

Nicht weit davon, am Anfang der Rue de Sèvres, findet sich das vollständig erhaltene Gebäude der Abbaye aux Bois, aus dem die Bernhardinerinnen durch die Revolution vertrieben wurden. Die Kapelle war Pfarrkirche bis 1856, wo das Abteigebäude zurückgekauft und ein Teil den Schwestern Unserer

Lieben Frau überlassen wurde, um eine höhere Töchtersch
zu gründen. Etwas aufwärts, links, findet sich das unsche
bare Kloster der krankenpflegenden Schwestern des hl. Thom
von Villanova, welches die erste Revolution überdauerte, sog
während derselben ungestört seinen täglichen Gottesdienst fei
konnte. Fast daneben befindet sich das ebenfalls aus d
18. Jahrhundert stammende schmucklose — wie alle heutig
Klöster in Paris — Gebäude des Provinzialates der Jesuit
In der großen neugotischen Kirche sind die fünf Jesuiten b
gesetzt, welche 1871 von der Kommune erschossen wurden
diesem Kloster starb auch (1874) P. Haslacher, welch
durch seine Predigten und Missionen in Deutschland (auch
Berlin) so viel gewirkt hat.

Auf derselben Seite der langen Straße steht auch das i
18. Jahrhundert erbaute Hauptkloster der Lazaristen, mit sein
großen, viel besuchten Kirche, sowie das Grabmal des he
Vincenz von Paula.

In der Rue de l'Ecole de Médecine, unweit des Bouleva
Saint-Michel, mitten im Lateinischen Viertel, wurden vor einig
Jahren, bei Erweiterung der Schule der Heilkunde, bedeuten
Reste der Kirche der Cordeliere (Franziskaner) blosgele
Man glaubte sie nicht in den neuen Bau einfügen zu könne
In diesem Franziskanerkloster hatte der Club des Cordelie
seinen Sitz, welcher eine Zeitlang mit den Jakobinern d
Führung der Revolution teilte, aber überwunden wurde, w
er nicht heftig, gewalttätig genug war. Das fast wie ei
Kirche aussehende große gotische Refektorium birgt jetzt me
zinische Sammlungen.

Am Boulevard Saint-Michel, neben den Resten des v
Julian dem Abtrünnigen erbauten Palastes (oder Bad
Thermes), steht das Hotêl Cluny, jetzt berühmt durch sei
kunstgewerblichen Sammlungen. Das sehr schöne gotische G
bäude war kein eigentliches Kloster, sondern der Abstieg d
(Benediktiner-) Abtes von Cluny, sowie der ihm untergeben
Aebte und Mönche.

In einem früheren Kloster der Rue Saint-Jacques ist ei
Taubstummenanstalt untergebracht. Verfolgt man die Stra
aufwärts, so gelangt man auf den Boulevard du Port Roy

Teilstück der neuen Boulevardlinie, welche die 1860 eingemeindeten 14 Vorstädte von dem alten Paris scheidet. Die Gegend ist abgelegen, deshalb sehr vorstädtisch und wenig belebt. Am Boulevard, Seite der Vorstadt, ragen hinter hohen Gartenmauern die Dächer der Abtei Portroyal hervor. Kirche und Türme sind fast ganz sichtbar. Sämtliche Gebäude verraten durch ihren Stil, vielmehr ihre Stillosigkeit, die Mitte des 18. Jahrhunderts. Im übrigen ist der klösterliche Charakter sehr ausgeprägt. Die Abtei beherbergt eine Gebäranstalt. In diesen Vierteln befindet sich das Hopital du Midi in einem alten Kapuzinerkloster, ferner das Hopital de Lourcine in dem Kloster der Cordelières (Franziskanerinnen). Ein Gefängnis, Sainte Pelagie, hat den Namen des Klosters beibehalten, in welchem es untergebracht ist. Es ist stadtbekannt, weil viele Politiker und Tagesschreiber dort ihre politischen und Preßsünden absitzen müssen. Einige in Gefängnisse umgewandelte Klostergebäude sind abgerissen worden, weil sie nicht mehr gut genug für die Herren Sträflinge befunden wurden.

In der von der Seine aufsteigenden Rue des Saint-Pères ist die Kirche der Barmherzigen Brüder der Academie de Médecine eingeräumt, das Kloster aber verschwunden. Die gleichlaufende Rue Bonaparte bewahrt, nahe der Seine in der Kunstakademie die schöne Kapelle des Klosters der Augustinerinnen. Auch noch Bleibsel des Klosters lassen sich in den weitläufigen Baulichkeiten der Akademie nachweisen. Auf dem Scheitelpunkt der Straße steht die große, schöne, aus dem 12. Jahrhundert stammende Kirche Saint Germain des Prés. Von der in das 5. Jahrhundert hinaufreichenden, einst durch Heilige und Schulen vielberühmten Abtei sind nur dürftige, dabei wenig alte Bleibsel zu finden. Die Rue de l'Abbaye u. s. w. erinnert an die Abtei, besonders auch durch den früheren Palast des Bischofs von Straßburg, Fürst von Fürstenberg, welcher in der Zeit der Erniedrigung und Zerrissenheit Deutschlands, von den Protestanten bedrängt und vom Reich im Stiche gelassen, zu Frankreich überging. Er begrüßte, gotteslästerlich, Ludwig XIV. mit den Worten des ehrwürdigen Greises Simeon, als er das Jesuskind in seine Arme nahm. Am Ende der Straße, im Garten des Luxembourg, bewohnt der Präsident des Senats

den Palast Petit Luxembourg, in welchen die Kapelle und der Klosterhof der Töchter des Kalvarienberges, jetzt Wintergarten, einbezogen sind.

Auf dem höchsten Punkt des linksseitigen Paris steht die St Genovefa-Kirche, unter der jetzigen Republik wiederum in ein Pantheon umgewandelt, in dessen Gruft mehr republikanische Größen als große Männer beigesetzt sind. Aus einem nüchternen Häuserblock in der Nähe ragt ein hoher, stumpfer, mittelalterlicher Baum hervor. Er gehört zu der uralten Abtei St. Genovefa, deren Gebäude fast ganz im besagten Block erhalten, sogar erweitert sind, um das große Lycée Henriquattre aufzunehmen. Klosterhof, Refektorium u. s. w. sind schöne Bauwerke. Auf dem Kirchhof der nahen uralten Pfarrkirche Sainte Etienne du Mont sollen Chlodwig und seine Gemalin, die hl. Klotilde, begraben worden sein. Der Kirchhof soll sich unter dem Pflaster des Platzes um die St. Genovefakirche befinden.

Von der Abtei ist auch die wichtige Bücherei erhalten, für welche seither, auf altem klösterlichem Boden, neben der St Genovefakirche ein eigenes Gebäude errichtet wurde. Die Bücherei wird weiter gemehrt und hat voriges Jahr einen Ableger in der Bibliothèque Scandinave erhalten. Der Erzbischof Letellier von Reims (17. Jahrh.), der sich mit entsprechenden Forschungen beschäftigte, hatte seine Skandinavien betreffenden Urkunden und Schriftwerke der Abtei vermacht. Im vorig Jahrhundert hinterließ der Konsul de la Rochette eine ähnli Sammlung. Er hatte lange Jahre in Hamburg, Christiania gewaltet, Schriften über die skandinavischen Länder, auch ei Geschichte der Hansa herausgegeben. In den letzten Jahrzehnt schenkten die Regierungen, wie die Verleger und Schriftstell der skandinavischen Länder viele Bände. Das hiesige Unterrichtsministerium ließ deshalb die auf 30 000 Bände gewachse Sammlung unter Hilfe eines norwegischen und schwedische Gelehrten ordnen. Für die Geschichte der Hansa und deren Beziehungen zu Deutschland ist wertvoller Stoff vorhanden.

Während der Revolution wurden 18 000 Handschriften un 200,000 Bände aus den aufgehobenen Abteien und Klöster der Nationalbücherei zugeführt. Durch Verschleuderungen un

Diebstähle — deren noch in den letzten Jahren entdeckt wurden — sind wohl ebensoviel, besonders auch manche wertvolle Stücke abhanden gekommen. Von den Kunstschätzen der Klöster und Kirchen ist fast nichts gerettet worden. Im Schatz von Notre-dame und der Basilika zu Saint-Denis finden sich je nur ein oder zwei durch Kunst, Altertum und Metallwert bedeutende Stücke In den Pariser Pfarrkirchen und sonstwie, selbst in den öffentlichen Sammlungen ist gar nichts derartiges vorhanden. Ebensowenig im Kunsthandel oder auswärts. Es bleibt also kein anderer Schluß möglich, als daß alle kirchlichen Gefäße und Kunstwerke aus Edelmetall eingeschmolzen worden sind.

An die einst hochberühmte Abtei St. Viktor, woraus Peter Lombardus und andere bedeutende Männer hervorgingen, erinnert nur noch ein Straßennamen. Der Platz wird jetzt durch die Weinhalle eingenommen. Selbst eifrige Erforscher der Pariser Geschichte würden Mühe haben, ein vollständiges Verzeichnis der früheren Pariser Klöster aufzustellen. Auf der Cidé-Insel, unweit Notredame, wurde vor Jahren der Rest einer aus dem 11. Jahrhundert stammenden Kapelle entdeckt, welche als Stall diente. Der Boden war so aufgehöht, daß die Krippe zwischen den Kapitälen der Säulen stand. Seither wurde namentlich im unteren Teil der Rue Saint-Jacques, unweit der Seine, bei Niederlassungen zum Zwecke von Neubauten die gesamten unteren Bauteile einer großen gotischen Kirche entdeckt. Es bedurfte Nachforschungen, um zu erfahren, daß diese Kirche zu einem berühmten Dominikanerkloster gehörte und kunstvolle Grabmale hoher Persönlichkeiten, selbst aus der königlichen Familie, enthalten hatte. Aehnlich noch viele andere Entdeckungen.

XLIII.

Konfessionsstatistik Deutschlands.

Unter diesem Titel[1]) ist ein Buch erschienen von dem auch in diesen Blättern wegen seiner moralstatistischen Beiträge bekannten Jesuitenpater Krose. Damit ist eine offene Lücke ausgefüllt. Denn wer sich über die konfessionelle Zusammensetzung in geographischer Hinsicht orientieren wollte, fand oft nicht einmal in landesstatistischen amtlichen Publikationen genügenden Aufschluß. Wir finden nunmehr hier ein Material zusammengetragen, das eine sehr klare, und infolge des Schöpfens aus amtlichen Fundgruben auch richtige Darstellung des jetzigen Standes der Konfessionen in ihrer Verteilung auf die kleineren Verwaltungsbezirke und eine Darstellung der numerischen Entwicklung der Konfessionen während des 19. Jahrhunderts darbietet.

Krose hat sich, wie er im Vorwort selbst hervorhebt, ausschließlich auf den Standpunkt des Statistikers gestellt, der ohne Rücksicht auf die eigene Zugehörigkeit zu einer der in Frage kommenden Konfessionen die Tatsachen darstellt, wie sie sich aus den amtlichen Quellenwerken ergeben. Die durchaus objektive, an die Zahlen gebundene Haltung des Verfassers wird das Buch zu einem begehrten Nachschlagewerk hüben und drüben werden lassen.

---

1) H. A. Krose S. J. Konfessionsstatistik Deutschlands. Mit einem Rückblick auf die numerische Entwicklung der Konfessionen im 19. Jahrhundert. Mit einer Karte. Herder, Freiburg 1904. 198 S. (3.60 M.)

Die geographischen Nachweisungen über die Zahlenstärke der einzelnen Konfessionen erstrecken sich auf das Reich im ganzen, auf die einzelnen Bundesstaaten, deren Provinzen, Regierungsbezirke, bis hinab zu den kleineren Verwaltungseinheiten, den Kreisen, Bezirksämtern, Amtshauptmannschaften oder wie man sie sonst nennt. Die Grundlage bildet das von der Reichsstatistik veröffentlichte Quellenwerk über die Ergebnisse der letzten Volkszählung (1. Dezember 1900).

Der erste Teil legt den gegenwärtigen Stand der Konfessionen dar. Wenn das reichsstatistische Amt zu den Römisch-Katholischen die Altkatholiken hinzuzählt, so erhebt Krose mit Recht gegen diesen Widersinn Einspruch.

Das deutsche Reich zählte am 1. Dezember 1900

Evangelische	35'231,104	=	62,51 %
Katholische	20'321,441	=	36,06 „
Andere Christen	203,793	=	0,36 „
Israeliten	586,833	=	1,04 „
Bekenner anderer nichtchristl. Religionen	995	=	0,00 „
Personen anderen Bekenntnisses . .	10,602	=	0,02 „
Ohne Angabe	5,938	=	0,01 „

Die Summe von gegen 30,000 Altkatholiken in Deutschland verschwindet ob ihrer Geringfügkeit in der Summe der Katholiken, ohne zu Fehlern Anlaß zu geben.

Man spricht gewöhnlich von ²/₃ Protestanten, ¹/₃ Katholiken in der Gesamtbevölkerung des Reichs. Auf evangelischer Seite fehlen zur Zweidrittelmehrheit 4,15 %, während die Anteilziffer der Katholiken um 2,73 % über ¹/₃ hinausgeht.

Nunmehr behandelt Krose in sehr ausführlicher Weise die Konfessionszusammensetzung in den Provinzen und größeren Verwaltungsbezirken, den preußischen Provinzen und Regierungsbezirken, den bayerischen Regierungsbezirken, den württembergischen Kreisen, den sächsischen Kreishauptmannschaften, den badischen Landeskommissariatsbezirken, den hessischen Provinzen und den drei Bezirken Elsaß-Lothringens. Diesen Nachweisungen reihen sich die kleineren Verwaltungsbezirke, die Kreise, Bezirksämter, Amtshauptmannschaften, Oberämter, Amtsbezirke u. s. w. an. Krose unterzog sich damit einer dankenswerten Aufgabe.

Wir erfahren, wie viel Protestanten und Katholiken sich absolut und relativ in den betreffenden Bezirken finden. Die Angaben über die Zahlenverhältnisse größerer Verwaltungsgebiete gestatten keinen Einblick in die lokale Gliederung. Es kann starke Mischung oder scharfe Abgrenzung vorherrschen, was in den Gesamtzahlen nur verschwommen zum Ausdruck gelangt. Einen detailgeographischen Ueberblick aber gewähren die Konfessionstabellen der kleineren Verwaltungsbezirke. Eine Gesamtübersicht über die Konfessionszusammensetzung der kleineren Bezirke bietet in sehr interressanter Weise die beigegebene Netzkarte dar. Das Ueberwiegen der evangelischen Bevölkerung ist in fünf roten, das der katholischen in fünf blauen Farbenabstufungen zur Anschauung gebracht. Krose versteht es auch, die Beschreibung seiner Tabellen in keineswegs ermüdender, sogar unterhaltender Weise durch Einstreuung historischer Reminiszenzen dem Leser vorzuführen.

Krose schildert ferner die Verteilung der Konfessionen auf Reichstagswahlkreise, kirchliche Bezirke und Sprachgemeinschaften. Die Grenzen der Reichstagswahlkreise decken sich nämlich keineswegs mit denen der kleineren Verwaltungsbezirke. Er gibt eine Uebersicht über die numerische Vertretung der beiden Hauptkonfessionen in den Reichstagswahlkreisen. Es ergibt sich, daß von den 397 Reichstagswahlkreisen 146 oder 36,[illegible] % eine überwiegend katholische Bevölkerung haben. Da von der Gesamtbevölkerung des Reiches 36,06 % katholisch sind, entspricht also die Wahlkreiseinteilung ziemlich genau der numerischen Stärke der Konfessionen. Für den Politiker wäre eine Ausbeutung dieser Zahlennachweisungen im Zusammenhang mit der parteipolitischen Vertretung des betreffenden Reichstagswahlkreises sehr denkbar. Auch Th. Wackers Buch über die Entwicklung der Sozialdemokratie müßte im Zusammenhalt mit den Tabellen Kroses interessante Bilder entrollen.

Das kaiserlich statistische Amt hat fernerhin bis ins kleinste alle einzelnen Bestandteile der kirchlichen Verwaltungsbezirke und deren Bewohnerzahl, alle Enklaven und Exklaven verzeichnet. Krose teilt in den Hauptergebnissen die Seelenzahl der evangelischen kirchlichen Bezirke und der katholischen Diözesen Deutschlands mit.

Unter der fremd- und doppelsprachigen Bevölkerung Preußens — für das Reich fehlen die Angaben — ist der Anteil der Katholiken viel größer als jener der Evangelischen. Unter den 4 Millionen fremdsprachiger Elemente sind 3/4 Millionen Evangelische, die eine andere als die deutsche Muttersprache hatten.

Im zweiten Teile kommt die numerische Entwicklung der Konfessionen im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Darstellung. Die ersten zuverlässigen Nachweisungen über die Konfessionsverteilung auf dem jetzigen Reichsgebiet (ohne Elsaß-Lothringen) stammen aus dem J. 1822. Man zählte damals 25'668,420 Einwohner, darunter 16'193,000 Evangelische und 9'091,500 Katholiken. Im Jahre 1858 war das Verhältnis: 22'640,070 Evangelische und 12'212,607 Katholiken. Am 1. Dezember 1871 zählte das deutsche Reich ohne Elsaß-Lothringen 39'509,054 Einwohner, von denen 25'311,434 (64,06 %) evangelisch, 13'633,586 (34,51 %) katholisch waren. Für die Katholiken ergibt sich bis zum Jahre 1890 ein beträchtlicher Rückgang von Zählung zu Zählung. Von 1890—1900 tritt ein auffallender Umschwung in der bisherigen Entwicklung ein, indem der Rückgang des katholischen Elementes durch die ungewöhnliche Zunahme zum Teil wieder ausgeglichen wird. An der Hand eines sorgfältig ausgewählten Quellenmaterials und kritischer Publikationen erfolgen sodann eingehende Nachweisungen über die numerische Entwicklung der Konfessionen in Preußen, den übrigen norddeutschen Staaten und in Süddeutschland.

Im dritten Teile geht Krose dazu über, die Ursachen der konfessionellen Verschiebungen zu zergliedern. In der Hauptsache lassen sich 4 Momente hervorheben, die in einem bestimmten Gebiete innerhalb eines bestimmten Zeitraums den numerischen Besitzstand der dort ansäßigen Konfessionsgemeinschaften und ihren Anteil an der Gesamtbevölkerung zu verschieben geeignet sind.

1. Stärkere natürliche Bevölkerungsvermehrung der Angehörigen einer Konfession durch größeren Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle.

2. Ungleiche Beteiligung der Konfessionen an der Ein- und Auswanderung.

3. Uebertritte von einer Konfession zur anderen, soweit diese sich nicht gegenseitig ausgleichen.

4. Ungleiche Verteilung der Kinder aus Mischehen auf die dabei beteiligten Konfessionen.

Was zunächst die erste Ursache der höheren Fruchtbarkeit einer Konfession anlangt, so sind die Katholiken in Preußen sowohl, wie in Bayern und anderwärts im Vorsprung. Aus diesem Grunde müßte die Bevölkerungsvermehrung dem Wachstum der Zahl der Katholiken günstig sein und eine allmähliche Verstärkung des Prozentsatzes der Katholiken herbeiführen. Es arbeiten jedoch andere Faktoren im entgegengesetzten Sinne.

Hinsichtlich der Wanderungen ergibt sich, daß die Einwanderungen wenigstens in den letzten Jahrzehnten die katholische Bevölkerung in viel stärkerem Maße vermehrt haben als die evangelische. Für das Reich im ganzen ist eine relativ stärkere Beteiligung der Katholiken an der Auswanderung nicht nachgewiesen und auch nicht wahrscheinlich. Die Wanderungen haben also ebenfalls nicht im Sinne des Rückgangs der Zahl der Katholiken gewirkt.

Die Statistik des Konfessionswechsels ist zu einseitig und unzuverlässig, auch ist die Zahl der mutmaßlichen Aus- und Uebertritte von der einen Konfession zur anderen in Anbetracht der großen Massen zu unbedeutend, als daß mit dem Faktor der Konfessionsänderung ernstlich gerechnet werden könnte.

Waren die bisherigen Ursachen der Verschiebung z. B. dem Wachstum des Katholizismus sogar förderlich oder wenigstens nicht nachteilig, so ergibt der vierte Faktor in der Gestalt der gemischten Ehen ein betrübendes Bild. Diese bilden die Hauptursache der großen Verluste des Katholizismus in Deutschland. Die Mischehen sind an vielen Orten in steter Zunahme begriffen und mitunter bilden sie die Regel. Den Hauptgewinn trägt die evangelische Kirche davon. Viele Hunderttausende werden durch die evangelische Kindererziehung in den Mischehen der katholischen Kirche entrissen. Der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung des deutschen Vaterlandes wird hiedurch erheblich verringert. So betrübend diese Tatsache ist, so muß es als ein bedeutsames Verdienst Kroses betont werden, hier

zu unerbittlicher Offenheit die Verhältnisse, so weit als sein Material dies erlaubte, klar gelegt zu haben. In der Diaspora blutet der Katholizismus hauptsächlich an den Wunden, die ihm die Mischehenpraxis schlägt.

Unser zusammenfassendes Urteil geht dahin, daß Krose in dem vorliegenden Buche ein Nachschlagewerk für die Kreise der Kirche — der katholischen, wie der protestantischen —, der Politiker, der Wissenschaft, der Presse geschaffen hat, das ob seiner vielen Vorzüge auch allseitig wird gerne benützt werden. Das Quellenmaterial, das in erschöpfender Auswahl und mit Bienenfleiß zusammengetragen und gesichtet ist, ist statistisch-technisch bearbeitet; der begleitende Text ist überall klar und anschaulich geschrieben. Die Gewissenhaftigkeit der Arbeit geht auch aus dem Umstande hervor, daß sehr wenige Druckfehler sich finden, was auch auf die Richtigkeit der zahlreichen Tabellen einen günstigen Schluß zuläßt

Augsburg. Dr. Hans Rost.

XLIV.

Rückschau auf die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg.

I.

Als im Oktober 1849 die dritte Generalversammlung der „katholischen Vereine Deutschlands" im altersgrauen Regensburg tagte, beschäftigten sich außer der Regensburger Lokalpresse nur einige wenige größere Zeitungen im übrigen Deutschland eingehender mit den Beratungen und Beschlüssen dieser Generalversammlung. Selbst die groß angelegte und hochbedeutsame Rede, welche Döllinger damals über „die Freiheit der Kirche" hielt, fand in der nichtkatholischen Tagespresse fast keine Beachtung und auch die wenigen katholischen Zeitungen ließen ihr nur eine ungenügende Berücksichtigung angedeihen. So ist es leicht erklärlich, daß die 3. Generalversammlung beschloß, die Hauptreden ausführlich im Druck erscheinen und als Flugblätter in Massen unter dem katholischen Volke verbreiten zu lassen. Das ist heute anders geworden! Mehr als 400 katholische Tageszeitungen vermitteln in ausführlicher und schnellster Berichterstattung dem katholischen Deutschland alle Verhandlungen unserer Generalversammlungen, und auch die gegnerische Presse aller Schattierungen erweist denselben ihre volle Aufmerksamkeit. Wir haben es Gott sei Dank nicht mehr nötig, für die Verbreitung der auf unseren Genera-

versammlungen gehaltenen Reden durch Flugblätter zu sorgen; die gesamte Presse Deutschlands läßt es sich angelegen sein — freilich nicht in der gleichen Absicht —, ihr Lesepublikum mit den Reden und Taten der Generalversammlungen bekannt zu machen. Das ist ein Fortschritt, den wir dankbar begrüßen müssen. Mögen auch Unverstand oder Unredlichkeit, Tendenzmacherei und sogar nicht selten Verleumdungssucht die Berichterstattung über die Katholikentage zu Angriffen auf diese selbst, auf den Katholizismus und seine Bekenner mißbrauchen; das eine erhellt aus der allgemeinen Aufmerksamkeit, die man unseren Generalversammlungen widmet: Unsere Generalversammlungen können nicht mehr ignoriert werden! Mögen sich unehrliche Gegner immerhin für diese „unheilvolle Entwicklung" schadlos halten durch eine böswillige Kritik der Generalversammlungen, durch eine auf die Erreichung eines bestimmten Zweckes gerichtete unlautere Berichterstattung, durch Verdächtigungen aller Art; sie fördern doch unbewußt das Ansehen unserer Generalversammlungen, sie verhelfen auch so den Reden und Beschlüssen der Generalversammlungen zu einer möglichst weiten Verbreitung, und was nicht zu unterschätzen ist, sie treiben durch ihre offensichtliche Unehrlichkeit und ihren schlecht verhüllten Katholikenhaß alle gutgesinnten und klarsichtigen Katholiken zu einem in sich stets fester werdenden Block zusammen und liefern jedem, der noch etwa zweifeln sollte, den besten Beweis für die Notwendigkeit und Nützlichkeit der katholischen Generalversammlungen.

Man hat in den Vorjahren die Wahrnehmung machen können, daß unsere Gegner schon geraume Zeit vor dem Katholikentag jedesmal anfingen, nervös zu werden. Furcht und Unmut signalisierten in ihrer Presse wahre Schreckgespenster der kommenden Generalversammlung oder versuchten sich in einer — freilich stets erfolglosen — Spekulation auf eine Verwirrung und Veruneinigung der deutschen Katholiken. Genau dasselbe, nur noch in verstärktem

Maße, war auch in diesem Jahre der Fall. Die Mün
chener „Allgemeine Zeitung“ setzte mit der Intrigue geg
den Regensburger Katholikentag bereits in ihrer Nr. 12
vom 15. März d. J. ein, indem sie ungenannte (!) „hoc
angesehene bayerische Katholiken“ gegen ein Rundschreib
des Regensburger Lokalkomitees auftreten ließ und m
politischen Schlagworten gegen die kommende Generalve
sammlung Stimmung zu machen versuchte. Die Berlin
„Nationalzeitung“ konnte es sich ebenfalls nicht versage
schon im voraus die Regensburger Katholikenversammlun
zum Gegenstand hämischer Angriffe zu machen, deren Wirkun
offensichtlich „nach oben“ berechnet war. In Nr. 380 vo
18. Juni leitartikelte sie über „Die römische Frage und d
bevorstehende Katholikentag“, protestierte gegen die B
handlung der römischen Frage auf der kommenden Genera
versammlung und denunzierte diese als eine Gefahr f
Deutschlands gute politische Beziehungen zu Neuitalie
Die liberale Presse der Provinz eignete sich diese Leistun
des Berliner Hauptorgans mit geschäftiger Eile an un
polemisierte ins Blaue hinein wacker gegen die komment
Generalversammlung darauf los. Je näher der Katholike
tag rückte, desto intensiver betrieb die gegnerische und vor
die liberale Presse die Hetze gegen denselben. Im Hetzei
allen voran, aber auch im Ungeschick und in der Naive
alle überbietend, suchte die liberale Presse Bayer
den Katholikentag schon im voraus totzuschreiben. Ein solc
Tiefstand liberaler Gesinnung, wie ihn diese Presse in ih
Geschreibsel gegen die herannahende Generalversammlu
erreichte, hat selbst die Kenner bayerisch-liberaler Verhä
nisse überrascht. Alles, was dieser Presse gerade in
Weg kam, wurde wahllos und ohne Verstand gegen
Katholikentag auszunutzen versucht; skrupellos ließ sie da
die simpelsten liberalen Prinzipien im Stich. Der F
Dr. Heim — Asch, das Auftreten des jungen Gra
Preysing gegen die bayerische Regierung und das Zentru

das Schreiben des zweifellos mißbrauchten Grafen Arco an den Vorsitzenden des Regensburger Lokalkomitees: das alles beeilte sich die bayerische liberale Presse mit nicht geringerer Emsigkeit wie Unehrlichkeit und Ungeschicklichkeit gegen den Katholikentag auszuschlachten. Ein wundersames Schauspiel, da die liberale Presse plötzlich, ihre Herkunft und Tradition verleugnend, sich zum Anwalt und Beschützer vorgeblich bedrohter Vorrechte des Adels aufwarf und den bayerischen katholischen Adel gegen „den Regensburger Zentrumstag" mobilisieren wollte. Ein geradezu „sensationelles" Ereignis, als dieselbe Presse sogar den bayerischen Episkopat eine „gemeinschaftliche Aktion" gegen den Katholikentag vorbereiten ließ, und eine wahrhaft rührende Episode in dieser schlecht inszenierten Tragikomödie, als die liberalen Zeitungsschreiber sich im Schweiße ihres Angesichtes abplagten, der Welt klar zu machen, daß die Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands lediglich Zentrumstage seien. Münchener Neueste Nachrichten, Allgemeine Zeitung und Augsburger Abendzeitung waren des Fiasko's, das der Regensburger Katholikentag erleben sollte, absolut sicher; letztere suchte in ihrem Wahne auch den Protektor des Lokalkomitees, den Fürsten Albert von Thurn und Taxis, gegen die Generalversammlung scharf zu machen!

Aber es kam alles ganz anders, als die gegnerische Presse es gewollt und sich eingebildet hatte. Schon einige Tage vor dem 21. August verlor dieselbe ihre Siegesgewißheit; an Stelle der vorher in die Welt posaunten Fiaskoprophezeiungen und der Hetzereien produzierte sie plötzlich Verlegenheitsphrasen. Die Augsburger Abendzeitung verlor über ihrer mißglückten Aktion so sehr alle Selbstbeherrschung, daß sie am Vorabend der Generalversammlung in einem Schmähartikel Post- und Bahnverwaltung anpöbelte, weil sie pflichtgemäß Vorsorge für den Verkehr während der Katholikentage getroffen hatten; in hämischen Wendungen höhnte sie dabei über „die allein

seligmachende katholische Kirche". Die Neuesten Nachrichten scheuten sich nicht an den Erzbischof von München-Freising, von dem bekannt wurde, daß er allen Hetzereien zum Trotz persönlich an der Generalversammlung teilnehmen werde, die Frage zu richten, ob er die Garantie hätte, daß in Regensburg Schmähungen des königlichen Hauses unterbleiben würden.

Das Regensburger Morgenblatt hatte angesichts der tollen liberalen Hetze und der täglichen Lügen und Verleumdungen der liberalen Presse erklärt: „der Katholikentag selbst wird die Lügner und Verleumder vor aller Welt als solche kennzeichnen"! Das ist buchstäblich eingetroffen! Der imposante Verlauf der 51. Generalversammlung hat nicht nur das völlige Fiasko der liberalen Hetzaktion offenbar gemacht, er hat auch gezeigt, wie unverantwortlich in der liberalen Presse gelogen und verleumdet worden war. Ohne Uebertreibung dürfen die Regensburger von ihrer Generalversammlung sagen: Sie war nach der Kölner Jubelversammlung die glänzendste von allen; ja sie übertraf auch diese noch in der einen und anderen Beziehung. Ihre mehr als dreitausend Mitglieder rekrutierten sich aus allen Ständen des deutschen katholischen Volkes. Der Episkopat war sehr stark vertreten, es waren erschienen der päpstliche Nuntius Caputo, der Erzbischof v. Stein von München, der Erzbischof Matthäus Dvornik von Zara, der Bischof Graf Majlath von Siebenbürgen, der greise Nestor des deutschen Episkopates, der Regensburger Diözesanbischof Ignatius von Senestrey, der Weihbischof Baron v. Ow; außer diesen war anwesend eine ganze Reihe von Aebten und Prälaten. Eine besondere Auszeichnung erfuhr die Generalversammlung durch die Teilnahme eines Mitgliedes des kgl. Hauses, der Prinzessin Ludwig Ferdinand. Der katholische Adel Bayerns und des übrigen Deutschlands war so zahlreich vertreten wie vielleicht bei keiner Generalversammlung je zuvor. Neben der katholischen Geistlichkeit wurden Bürger, Bauern und Arbeiter in Massen

Zeugen des großartigen Schauspiels katholischer Einigkeit und Einheit und des öffentlichen Bekenntnisses katholischen Glaubens.

Der großartige Arbeiterfestzug am Sonntag den 21. August leitete in würdigster Weise die Generalversammlung ein; wer die Arbeitermassen mit fliegenden Fahnen, in tadelloser Ordnung, ernst und doch frohgemut, einherschreiten sah, der konnte ihnen nicht die Bewunderung versagen. Es waren freie Männer, die aus freiem Entschlusse, aus innerer Ueberzeugung und zum Teil unter großen Opfern von weitem herbeigeeilt waren, um offen Zeugnis zu geben von ihrem katholischen Glauben, von ihrer Liebe zu Kirche und Vaterland. In 4 großen Versammlungen lauschten sie in strammer Disziplin und Andacht den Reden, welche begeisterte Männer über die Arbeiterfrage in ihrem Verhältnis zur Religion und Sittlichkeit und über den Wert der katholischen Arbeiterorganisationen an sie hielten. In ihrer würdigen Haltung, in ihrer Aufmerksamkeit, in ihrer Begeisterung gaben diese Männer mit der schwieligen Faust für alle Besucher des Katholikentages ein leuchtendes Beispiel.

Die geschlossenen und öffentlichen Versammlungen waren ausgezeichnet besucht — die letzteren an den beiden ersten Tagen geradezu überfüllt. Es herrschte in allen eine musterhafte Ordnung. Der Grundgedanke sämtlicher Reden der öffentlichen Versammlungen war ein eminent religiöser: das laute, feierliche und unentwegte Bekenntnis zu Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, den Wiedererneuerer der menschlichen Gesellschaft. Das christkatholische Glaubensbekenntnis und seine praktische Verwertung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens bildeten den Inhalt dieser einen großartigen hinreißenden Predigt der 51. Generalversammlung. Auch in den Ausschußsitzungen und in den geschlossenen Versammlungen wurden zum großen Teil Fragen religiöser Natur behandelt; die

sozialen und wirtschaftlichen Fragen nicht nach parteipolitischen, sondern nach christlich-religiösen Gesichtspunkten.

Fand die religiöse Grundstimmung in den Reden und Beschlüssen ihren überzeugenden Ausdruck, so war die Generalversammlung nicht minder durchglüht von dem Gefühl der Liebe zu Fürst und Vaterland. Alle Reden waren von einem wahrhaft *patriotischen* Geiste durchweht; mit herzlicher Begeisterung brachten die tausende Versammlungsbesucher dem deutschen Kaiser und dem Prinzregent ihre Huldigungen dar! Das *persönliche Telegramm* des ersteren weckte stürmische Kundgebungen der Verehrung und des Dankes.

Die 51. Generalversammlung hatte ein außerordentliches Glück in der Wahl ihrer Präsidenten. Justiz- und Konsistorialrat Dr. *Porsch* aus Breslau war just der rechte Mann zur Leitung gerade dieser Generalversammlung. Ein bei *allen* Ständen des katholischen Volkes gleichermaßen angesehener, im öffentlichen Leben seit Jahren wohlbekannter und an Verdiensten reicher Parlamentarier, dem auch die Gegner die Achtung nicht versagen können, leitete er die Verhandlungen mit sicherem Geschick, feinstem Takte und imponierender Würde. Er verstand es auch als Redner meisterlich, der Generversammlung ein feierlich ernstes und durchaus vornehmes Gepräge zu verleihen. Wie eine feine Ironie auf die versuchte Verhetzung des Adels durch die liberale Presse wirkte die Berufung zweier Mitglieder des Adels als Vizepräsidenten. Graf Max *Droste* zu Vischering und Baron Max v. *Pfetten*, beide wohl bewandert in der Leitung der Verhandlungen und redegewandt, unterstützten den ersten Präsidenten in der Führung seines mühevollen Amtes aufs beste. Auch die Ausschußverhandlungen wurden von sachkundigen und geschäftsgewandten Herren geleitet: Dr. Karl *Bachem*, Oberbürgermeister Dr. *Antoni*, Msgr. Dr. *Werthmann* und Dr. Ph. *Huppert* haben sich um

die gründliche Beratung und glatte Erledigung der Anträge große Verdienste erworben.

Noch ein Moment, das die Regensburger Generalversammlung vor vielen ihrer Vorgängerinnen auszeichnete, darf nicht unerwähnt bleiben: die starke Beteiligung des Auslandes. Am Begrüßungsabend hörten wir katholische Männer aus Spanien, Frankreich, Italien, Oesterreich und aus der Schweiz. Auch die Katholiken Englands waren durch eine Deputation vertreten. So bot die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zugleich ein Bild von der Universalität der katholischen Kirche.

Alles in Allem: die Tage von Regensburg waren ebenso bedeutend an innerem Gehalt wie an äußerem Glanze; daß sie auch eine mächtige Wirkung nach außen geübt und an unseren Freunden und Gegnern im Lande draußen nicht spurlos vorüber gegangen sind, werden wir im nächsten Artikel sehen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

XLV.

La Voce della Verità.

Im 34. Jahrgang stehend, hat die katholische Zeitung La Voce della Verità mit dem 31. August ihr Erscheinen eingestellt. Während der Osservatore Romano abends erscheint, war die Voce ein Morgenblatt. Von der absoluten Langweiligkeit und Inhaltslosigkeit des Osservatore war sie weit entfernt und es hat Zeiten gegeben, in denen dieses Blatt als vorzüglich geleitet gelten konnte.

Die Voce teilte das allgemeine Schicksal nicht nur der katholischen, sondern auch vieler liberaler Blätter, daß sie ohne ausgiebige Geldunterstützung nicht leben konnte. Die Kurie zahlte 30 000 Lire in Bar, und für 25 000 Lire wurden

der Voce Meßstipendien überwiesen, womit sie bei zahllosen Geistlichen das Abonnement ermöglichte, indem diese für den entfallenden Betrag Intentionen persolvierten.

Eine allgemeine Verfügung des Papstes Pius hatte vor kurzem diesen Mißbrauch für alle Gegenden und alle Unternehmungen verboten, was für die Voce und für zahlreiche sonstige katholische Blätter einen schweren Schlag bedeutete. Auf die Bitte hin, nunmehr die Barunterstützung von 30 000 Lire zu erhöhen, erhielt die Leitung des Blattes zur Antwort, daß das nicht nur nicht eintreten würde, sondern daß auch vom 1. September ab die bisher gezahlte obengenannte Summe fortfallen würde. Damit war das Schicksal des Blattes besiegelt; es kündigte seinen Lesern mit ein paar Zeilen sein Eingehen an. Den Abonnenten wird als Ersatz der Osservatore Romano zugehen oder die noch ausstehende Summe des Abonnements zurück erstattet werden. Die Angestellten und die Redakteure der Voce sind entweder beim Osservatore untergebracht worden, oder beziehen ihr bisheriges Gehalt fort, bis sie eine entsprechen anderweitige Stellung gefunden haben werden.

Das ist der äußere Vorgang.

Wem es bekannt ist, wie der Papst als Patriarch Venedig mit aller Macht und unter großen persönlichen Opf für das Fortbestehen der Difesa eingetreten ist, wer we daß er als Bischof von Mantua alle Jahre für den von i gegründeten Cittadino di Mantova das erhebliche Defizit beza hat, wer verfolgt hat, welch reges Interesse er seit sei Wahl zum Papste an der Entwicklung der katholischen Pre genommen hat, kann sich leicht denken, daß eine Entschließu die ein Blatt von der ehrenvollen Vergangenheit der Vo della Verità unterdrückt, außer diesen nebensächlicheren äußer Gründen auch andere Unterlagen gehabt haben muß.

In der Tat war es merkwürdig, wie die Voce in großem Eifer dem Papste sozusagen Vorschriften machte — natürlich ohne es zu wollen —, wenn sie in der Polemik m kirchenfeindlichen Blättern auf die Lage des Heiligen Stuhle die Gefangenschaft des Papstes u. s. w. zu sprechen kam. D Berichterstattung über den Katholikenkongreß von Bologn

(10.—14. November 1903)[1]) war eine geradezu auffällige, indem in höchst unkluger und wenig nützlicher Weise der Kongreß und die Ergebnisse desselben fast in den Grund und Boden hinein kritisiert wurden. Ein abgestandener Archaismus der Anschauungen hatte dem im übrigen sehr geschickten Berichterstatter die Feder geführt, so daß die Starrsten der Starren unter den „Alten" ihre helle Freude daran haben konnten. In der Erörterung über die Probleme der katholischen Bewegung in Italien kamen häufig jene versteckten Angriffe auf die Neuorientierung der Opera dei congressi vor, die nicht geeignet waren, das Wohlwollen des heil. Vaters für das Blatt zu mehren. Andere Vorgänge von minderer Bedeutung trugen auch das Ihrige dazu bei, um eine Stimmung zu erzeugen, die der Voce nicht gerade günstig war. Und als dann infolge der obengenannten allgemeinen Verfügung wegen der Meßintentionen dem Blatte das Wasser an den Hals stieg, war niemand da, der in wirkungsvoller Weise für seine Rettung eingetreten wäre.

Vorläufig dürfte also die Sachlage die sein, daß mit Unterstützung des Heiligen Stuhles nur der Osservatore Romano in Rom erscheint, der notwendig ist, um in amtlicher Weise gewisse Dinge und Aktenstücke zu veröffentlichen. Sein übriger Inhalt wird an Bedeutungslosigkeit wohl nicht abnehmen, so daß die Lage des katholischen Zeitungswesens in Rom eine sehr ärmliche sein wird. Da man aus dem Osservatore die großen Weltereignisse nur insoweit und nur in der Form erfährt, wie die Agenzia Stefani sie dem Blatte zusendet, so sind zahlreiche bisherige Abnehmer der Voce, die das Material in der Regel doch wenigstens etwas bearbeitete, geradezu gezwungen, zur Tribuna, zum Popolo Romano, zum Giornale d'Italia zu greifen. Ob das eine Verbesserung der Lage bedeutet, ist denn doch sehr fraglich.

Daß die illustrierte Wochenzeitung La Vera Roma Anstrengungen macht, um nach Verschwinden der Voce täglich zu erscheinen, ist meines Erachtens völlig bedeutungslos, weil den Unternehmer die dazu notwendigen Geldsummen gänzlich

1) Vergl. diese Blätter Bd. 133 S. 104 ff.

fehlen. Nach kurzer Zeit wird die tägliche Zeitung
eingehen und in ihren Fall womöglich auch das Wo
noch verwickeln. Dann ist allerdings der Osservatore
Alleinherrscher in Rom.

Daß man angesichts dieser überaus traurigen Ver
wirklich die Hände in den Schoß legen wird, scheint
dem Verständnis, das Pius X. für die Bedeutung de
lischen Presse von jeher bekundet hat, vollständig ausge
Was er aber zu tun beabsichtigt, um Rom nicht o
gutgeleitete katholische Morgenzeitung zu lassen, hat er
noch nicht kundgegeben. Der einen Erkenntnis wird
wohl kaum verschlossen haben, daß im Vergleiche zur
Redaktionskräfte, die beispielsweise am Osservatore
wirken, das Ergebnis, wie es jeden Abend gedruckt
ein überaus klägliches ist. Wenn der Papst darum in
bereit sein sollte, an der Neugründung eines zweite
lischen Blattes mitzuhelfen, so wird er wohl auf je
verlangen, daß wirklich gute, moderne Arbeit geleiste

Aus Rom 1. September.

XLVI.

Schlaglichter auf die Zustände der Großstadt L

Die jüngst von dem ‚London County Council‘ v
lichten Statistiken verbreiten ein grelles Licht über di
Stadt der Welt. Das Weichbild (City of London)
26 923 Seelen, 3865 Häuser, 4‘864,543 Pfd. Ster
pflichtiges Vermögen; die Zahlen für das Jahr 189
37 702 S., 5340 H., 4‘091,714 Pfd. St. Verm. Das
London zählt gegenwärtig 6‘554,449 Seelen, 924,14
46‘355,217 Pfd. St. Vermögen, gegen 1891 mit 5‘596
782,858 H., 36‘744,370 Pfd. St. Verm. Daraus ers
daß die Bevölkerung und das steuerpflichtige Vermöge
um je eine Million gestiegen sind.

London ist eine der gesündesten Großstädte, die Sterblichkeit hat seit 1879 stetig abgenommen; zwischen 1871—80 beliefen sich die Sterbefälle auf 22,5 per Tausend, im J. 1902 auf 17,2, 1901 ausnahmsweise auf 17,1. Auf der anderen Seite haben die Geburten gewaltig abgenommen. Zwischen 1851—76 belief sich der Durchschnittsprozentsatz auf 33,1 per Tausend; in 1902 sank er auf 28,5, in dem übrigen England und Wales auf 28,6. Die Zahl der Kranken in London nimmt stetig zu; die für die Aufnahme und Pflege derselben bestimmten Spitäler klagen über die Schwierigkeit, die nötigen Fonds zu erlangen; man hat berechnet, daß die dritte Generation der nach London Eingewanderten arbeitsunfähig wird und dahinsiecht. Die Zahl der Geisteskranken in London und im übrigen England ist im Steigen begriffen. Im J. 1891 befanden sich in der Grafschaft London 16 700 Patienten in den Irrenhäusern, d. h. je einer auf 244 Personen; im Jahre 1903 war die Zahl auf 22 952 gestiegen, d. h. je einer auf 207 Personen. Das Verhältnis war 1859 weit günstiger, auf 536 entfiel nämlich je einer.

Die Zahl der Fremden betrug 1891 nicht weniger als 95 053, die seitdem (1903) auf 135,377 gewachsen ist. Im Hafen von London kamen 1902 33,060 Fremde an, darunter 21,093 Russen und Polen.

London besitzt 53 Theater, von denen 6 je 1000 bis 2000 Zuschauer fassen können, und 43 Konzertsäle. Außerdem 103 freie Plätze, die einen Flächenraum von zusammen 4879 Morgen einnehmen.

Die Metropolitanpolizei hat ein Gebiet von 692 Quadratmeilen zu überwachen und eine Bevölkerung von $6^1/_2$ Millionen Seelen gegen Verbrecher aller Art zu beschützen. Das Institut der Polizei zählt 16 374 Mann, die Unterhaltskosten betragen 2,406,170 Pfd. Sterl. Wegen Kriminalverbrechen wurden im Jahre 1901 angeklagt 15 906, verurteilt 10 877; wegen geringerer Vergehen wurden belangt 172,682, verurteilt 133,422. Wegen Trunksucht wurden im Ganzen 52 638 Personen gerichtlich belangt.

Man hat sich gerade in London goldene Berge von der Erziehung versprochen, und sie sich große Summen kosten

lassen; die Schulen aber haben das Uebel eher verschlimmert als verbessert. Herr Macnamara, ein Mitglied der Londoner Schulkommission klagt, daß man Geld an eine Erziehung verschwende, für welche die geistigen und physischen Vorbedingungen fehlten. Gerade in den Schulen, in denen die Armen eine Mehrheit bildeten, sei vor allem ein gemeinsames kräftiges Mittagsmahl notwendig; denn die Kinder könnten wegen des knurrenden Magens auch beim besten Willen nicht aufmerksam sein. Die Kinder sollten von Zeit zu Zeit ärztlich untersucht, ferner in besonderen Schulstunden zur Erlernung eines Handwerkes angeleitet werden. Die Mädchen sollten kochen und die weiblichen Arbeiten erlernen; dies sei um so notwendiger, da der Hauptgrund der Trunksucht der männlichen Arbeiterbevölkerung in dem Umstande zu suchen sei, daß die Hausfrau das Kochen nicht verstehe. Andere klagen, über dem Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen habe man die Erziehung und die Einprägung der Grundsätze des Anstandes und des Selbstrespekts vergessen. Gehe, sagt ein guter Beobachter, in eine der englischen Städte an einem Feiertag, und beobachte sie, wie sie von ihren Ausflügen oder Spielen nach Hause gehen. Leute aller Altersstufen schreien und heulen und johlen durcheinander. Die Lieder sind fad, die Leute sind nicht betrunken aber stupid, sinnlos gemein. Ihr Weg führt sie vielleicht durch eine schöne Vorstadt; das volle Mondlicht ist ausgegossen über die Landschaft, übt aber keinen Reiz auf sie. Alle di[illegible] haben Jahre lang die Schulen besucht und die Prüfungen [illegible] standen. Von Wissensdurst, Lerneifer, Geschmack und Fre[illegible] an der schönen Literatur kann keine Rede sein. Die an [illegible] Mittelschulen erzogenen Knaben und Mädchen haben we[illegible] voraus vor den Kindern der Armen. Es fehlt nur zu häu[illegible] jede Sympathie und Freude an den schönen Künsten Ger[illegible] in den öffentlichen Schulen befördert der Unterricht nicht sel[illegible] den Stumpfsinn und die Immoralität oder vernachlässigt [illegible] geistige Ausbildung, weil man auf die Entwicklung der Körp[illegible] kraft durch athletische Uebungen zu hohen Wert legt.

A. Zimmermann.

XLVII.

Rückschau auf die 51. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Regensburg.

II.

Eine bayerische liberale Korrespondenz schrieb kurz nach dem Katholikentag: „Die Zentrumspresse jubelt jetzt in allen Tonarten und nimmt den Mund sehr voll, während sie vor dem Katholikentag recht kleinlaut war.“ Der Korrespondenz war eine kleine Verwechslung unterlaufen. Sie hätte das Richtige getroffen, wenn sie behauptet hätte: Die liberale Presse, die vor dem Katholikentag den Mund so voll nahm und diesem Tag einen kläglichen Verlauf vorhersagte, ist nun nach demselben in eine recht ärgerliche Stimmung geraten und sucht der gewaltigen Wirkung der 51. Generalversammlung durch eine kleinliche, unwahrhaftige Kritik und durch kindische Nörgeleien Abbruch zu tun. Die Zentrumspresse hatte vor dem Katholikentag absolut keine Veranlassung, kleinlaut zu sein. Die großen Sprüche und die Hetzversuche der liberalen Presse haben ihr für keinen Augenblick den guten Humor verdorben.

In aller Seelenruhe wies die Zentrumspresse vor dem Katholikentag die auf die Schädigung der Generalversammlung gerichteten Ausstreuungen der gegnerischen Presse zurück und sah im übrigen mit Gleichmut der Tagung selbst entgegen.

Wer aber will es ihr nach dem überaus glänzenden Ver
derselben verargen, wenn sie ihrer Freude hierüber a
Ausdruck gibt? Oder ist es etwa nicht wahr, daß
Regensburger Katholikentag sowohl nach seinem äuß
Glanze als nach seinem inneren Werte einer der
deutendsten von allen deutschen Katholikentagen gewo
ist? Freilich, wenn die liberale Presse könnte, wäre sie
erste, die das ableugnen würde. Aber die Tatsachen spre
eine zu laute Sprache und die liberale Presse ist selbst
Wirkung dieser Tatsache erlegen. Soweit wir die gegner
Presse verfolgen konnten, hat sie, wenn auch mit eini
Unbehagen, eingestanden, daß die Regensburger Veranstalt
eine „wirklich großartige und imponierende" gewesen ist,
zwar sowohl hinsichtlich des Arrangements und der
der Teilnehmer, als hinsichtlich ihrer Leistungen, der
mütigkeit und der musterhaften Disziplin der Versammlu
besucher. Selbst die liberale Presse Bayerns, die doch
blinder Gehässigkeit gegen die Katholikenversammlungen
von niemand übertreffen läßt, konnte sich dem Eind
dieser Versammlung nicht entziehen und mußte nolens vo
das Geständnis ablegen, daß alles vorzüglich klappte
die Zahl der fremden Besucher eine „ganz gewaltige" gew
ist. Freilich darf es nicht wundernehmen, daß auch ge
die liberale Presse Bayerns in ihrem Aerger über d
imposanten Verlauf der Versammlung sich in gehässiger K
unrühmlichst hervorgetan hat. So wollte sie z. B. aus der
sache, daß vom bayerischen Episkopat nur der Erzbi
von München am Katholikentag persönlich teilgenommen
den Schluß ziehen, daß die übrigen Oberhirten mit der Ta
nicht einverstanden gewesen seien. Zweierlei ist den Herrsch
dabei entgangen: 1. daß sämtliche bayerische Bischöfe,
alle Bischöfe Deutschlands, der Versammlung in
herzlich gehaltenen Schreiben ihre wärmsten S
pathien bezeugt haben, und 2. daß ein Uebereinkom
zwischen den deutschen Bischöfen besteht, wonach sie

Rücksicht auf den jeweiligen Diözesanbischof den Generalversammlungen fernbleiben. Wenn der Erzbischof von München trotzdem nach Regensburg ging, so geschah das einmal, um den böswilligen Ausstreuungen der liberalen Presse den Boden zu entziehen, und weiter, um dem greisen Diözesanbischof Ignatius Unterstützung und Beistand zu leihen.

Daß die Prinzessin Ludwig Ferdinand einer öffentlichen Generalversammlung beiwohnte, hat vornehmlich die „Münchener Neuesten Nachrichten“ und den „Fränkischen Kurier“ fast aus dem Häuschen gebracht. Das erste dieser Blätter erging sich in sehr despektierlichen Wendungen gegen die „Spanierin“, und der „Kurier“ machte seinem Publikum vor, der Prinzregent habe der Prinzessin sein Mißfallen aussprechen lassen. Daß die letztere Behauptung eine freie Erfindung des Kuriers war, hat selbst die „Augsb. Abendzeitung“ andeuten zu müssen geglaubt. Auch das persönliche Telegramm des Kaisers hat die liberalen und freisinnigen Herrschaften stark verschnupft. Der „Fränk. Kurier“ verlor darüber so sehr die Fassung, daß er bereits den deutschen Kaiserthron an die Katholiken verkauft und verraten sah! Der Umstand, daß der deutsche Kaiser die Speyerer Protestationsversammlung nicht persönlich antelegraphierte, hat nachträglich auch noch andere liberale Blätter zu bitterbösen Bemerkungen veranlaßt.

In kaum glaublicher Weise hat die gegnerische Presse über die Resolution „zur römischen Frage“ berichtet. Eine liberale Korrespondenz, die in einer Reihe von Zeitungen gedankenlos abgedruckt wurde, verzeichnet kurz und bündig: „Die Generalversammlung forderte wiederum die Wiederherstellung des Kirchenstaates“! Selbst die „Allgem. Ztg.“ behauptete das in Nr. 388 vom 27. Aug. noch schlankweg; schlug sich dann aber in ihrer Nr. 391 mit dem Artikel „Zeichen beginnender Einsicht“ direkt ins Gesicht. Die „Frankfurter Ztg.“ war anderer Ansicht. Sie schrieb in Nr. 237 vom 26. August: Von auffälliger Zartheit war dagegen die

Art, in der man diesmal die „römische Frage“ erledigte. Von einer Wiederherstellung des Kirchenstaates war kein Rede mehr, nur von einer Lösung, mit der der Papst si einverstanden erklären könne.“

Von den Reden haben sich die Schädlers un Gröbers den Gegnern am schwersten auf die Nerve gelegt. Begreiflich ist das um der Tatsache willen, da beide Redner Fragen behandelten, die unseren Gegner sehr nahe gehen. Aber entschuldbar werden dadurch no lange nicht die über alle Maßen gehässigen Angriffe, welch die gegnerischen Zeitungen gegen die genannten beiden Redne gerichtet haben. Wenn die Gegner aus diesen Reden de Beweis herleiten wollen für ihre Behauptung von de „parteipolitischen Veranstaltung“, so befinden sie sich gewalti im Irrtum.

Die Schulfrage hängt aufs Innigste mit der Frag der religiösen Freiheit zusammen; in der Erkenntnis dies Tatsache haben die Generalversammlungen von Anfang es als ihre Pflicht und Aufgabe betrachtet, auf die Fra der Schule und Erziehung ein Hauptaugenmerk zu richte Was Schädler über die Schulfrage ausführte, ist nich Neues, nichts „Unerhörtes“, es ist das Selbstverständlichste, was jeder überzeugte Christ, vor allem aber jeder Katholik fordern muß und was auch bereits die ersten General versammlungen gefordert haben. Der Breslauer General versammlung lagen über das Verhältnis der Schule zur Kirche 14 Anträge vor, die alle darauf hinausgingen, das Recht der Kirche an der Schule zu wahren und die Kon fessionsschule zu reklamieren. Und auf der dritten Gener versammlung in Regensburg wurden diese Beschlüsse neuert; hier forderte Legationsrat Dr. Lieber sehr deutl den Zusammenhang der christlichen Schule mit der Kir damit „die Schule, preisgegeben denen, die von der Kir nichts mehr wissen wollen, nicht werde eine Schule Unglaubens“. Das deckt sich mit der Forderung Schädl

nach der ganzen und vollen Konfessionsschule, und die katholischen Zeitungen hatten keine Veranlassung, wie die „Allgemeine Ztg." glauben machen möchte (Nr 386), diesen Passus der Rede Schädlers nur kurz zu streifen. Der „Fränkische Kurier" (Nr. 446) stellt die Behauptung auf, Dr. Schädler habe verlangt, daß auch „alle Mittelschulen und die Universitäten konfessionell gestaltet werden müßten". Diese Behauptung ist unrichtig. Wortwörtlich sagte Schädler: „Wir wollen, daß die Religion nicht etwa nur die Magd sei, sondern daß sie die Sonne unseres ganzen Schulwesens sei. Das sage ich nicht blos für unsere Volksschulen, sondern auch für die Mittelschulen und für die Universitäten." Das ist ganz wesentlich etwas anderes, als was der Fränk. Kurier Schädler in den Mund legt. Aber selbst wenn dieser auch katholische Universitäten verlangt hätte, würde er der Tradition der Katholikenversammlungen nicht untreu geworden sein. In Breslau und Regensburg wurde die Frage nach der Gründung einer katholischen Universität sehr lebhaft ventiliert. Die „mit beinahe unanhörbarem Gepolter vorgetragene und mit wirklich rohen Ausdrücken gespickte Rede Schädlers" (wie sich eine liberale Korrespondenz vornehm und geschmackvoll ausdrückt) erhob also durchaus keine parteipolitische, sondern lediglich eine durch und durch katholische und dazu eine alte Forderung der katholischen Generalversammlungen!

Und nun zur Kritik, welcher die Rede „des ungalanten Schwaben" Gröber unterzogen wurde. Zunächst müssen wir hier zwei Behauptungen zurückweisen, welche die liberale Presse mit Bezug auf Gröbers Rede eifrigst kolportiert. Die „Augsburger Abendzeitung" flunkerte in Nr. 233 von einem Kotau, den Gröber vor Dr. Heim wegen dessen Stellungnahme gegen den bekannten kriegsministeriellen Duellerlaß vollzogen hätte. Sie behauptete sogar, Dr. Heim habe diese Huldigung wie etwas Wohlverdientes entgegengenommen. Die ganze Geschichte ist erfunden. Gröber hat,

gegen Fürst Löwenstein gewendet, diesem unter anerkennend
Worten für seine Reichsratsrade gegen das Duell gedan
und Fürst Löwenstein dankte seinerseits für die Ovati
durch Erheben von seinem Sitze. Diesen Vorgang muß
jeder beobachten, der in der Versammlung anwesend wa
am ersten aber die Berichterstatter, die in unmittelbar
Nähe Gröbers und des Fürsten Löwenstein saßen. D
hinderte die „Augsburger Abendztg." aber nicht, aus diese
Vorgang eine Räubergeschichte zusammenzuzimmern. Grun
ihr Haß gegen Heim und Gröber! Die „Neuesten Nach
warteten mit einer anderen Erfindung über Gröbers Re
auf. Sie meldeten, Gröber habe durch Ausfälle auf d
staatliche Autorität die Frau Prinzessin Ludwig Ferdina
aus der Versammlung geekelt. Gelogen wie gedruckt! D
Frau Prinzessin hatte schon bei ihrem Erscheinen das Pr
sidium wissen lassen, daß sie mit dem nächsten Zuge na
München zurückkehren werde, und daher gebeten, man mö
sie darauf aufmerksam machen, wenn die Zeit herbeigekomm
sei. Der Vizepräsident Graf Max Droste entsprach dies
Bitte; das ist die nackte Wahrheit! Mit der Rede Gröbe
steht das Weggehen der hohen Frau in gar keinem Z
sammenhang.

Die Ausfälle Gröbers auf die staatliche Autorität si
ebenfalls freie Phantasien der liberalen Berichterstatter. D
von hohem sittlichem Ernste getragenen Ausführungen Gröbe
hatten — das mußte jedem Hörer klar werden — kein
anderen Zweck, als die Kräftigung der Autoritä
nicht weniger der staatlichen als der kirchlichen. Um d
Wahrheit willen durfte er bei der Darlegung der Grün
für die Abnahme der Autorität den Mißbrauch derselb
nicht unerwähnt lassen. Mit dem Gefühle des Schmerz
und des Bedauerns, aber keineswegs der Schadenfreud
zeigte er hierbei, wie auch die Vertreter der Autorität nic
selten durch den Mißbrauch derselben der Autorität selb
geschadet haben. Dadurch hat er den Respekt vor d

Autorität nicht verletzt, der Autorität selbst keinen Abbruch getan. Zur Aufrechterhaltung der Autorität und zu ihrer Kräftigung sind nicht nur die der Autorität Unterstellten berufen, sondern auch die Träger der Autorität selbst. Und aus diesem Grunde mußte sich Gröber an beide Teile wenden. Was er sagte, entsprach den Tatsachen — jede Vertuschung und Verschleierung wäre vom Uebel gewesen.

Die „Augsburger Abendztg." (233) wirft Gröber vor, er habe „eine rein politische Rede" gehalten. Und warum? Weil er den Liberalismus in erster Linie für die Schwächung der Autorität verantwortlich machte! Das ist eine sehr sonderbare Schlußfolgerung: der Liberalismus als Weltanschauung greift weit in das Gebiet der Religion ein. Mit dem Subjektivismus, den der Liberalismus in religiösen und kirchlichen Dingen einführte und verteidigte, hat er zugleich an den Grundpfeilern der Autorität gerüttelt. Das ist eine Tatsache, die nicht geleugnet werden kann. Wenn Gröber vom Standpunkt der katholischen Glaubenslehre die Autoritätsfrage erörtern und die Gründe für die Schwächung der Autorität erläutern sollte, mußte er natürlicherweise auch auf diese Tatsache gebührend hinweisen. Daß er darum nun eine politische Rede gehalten habe, kann nur der behaupten, dem das ABC der Logik mangelt. Im übrigen hat Gröber in geradezu meisterhafter Weise die Lehre der katholischen Kirche über die Autorität und in ihren klarsten Konsequenzen dargelegt; seine Rede war im Grunde genommen eine religiöse, eine wahrhaft katholische! Nur Gegner des Katholizismus selbst können diese Rede zum Gegenstand hämischer Angriffe machen. Daß das Thema der Autorität nicht erst seit dem 21. Aug. 1904 auf dem Programm der Generalversammlungen steht, hat Gröber im Eingang seiner Rede selbst nachgewiesen. Es ist daher ein vergebliches Beginnen, mit Bezug auf diese Rede den Beweis dafür erbringen zu wollen, daß unsere Generalversammlungen ihren ursprünglichen Charakter verloren hätten.

Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ tischen in
häſſigen Darlegungen zur Rede Gröbers das alte
wieder auf, daß in der Domſakriſtei zu Regens
Wahlbündnis zwiſchen Sozialdemokratie und Zen
ſchloſſen worden ſei. Wir wundern uns darüber
paßt dies vortrefflich zu den anderen Aufſtellun
Blattes hinſichtlich Gröbers Rede.

Die übrigen Redner der Generalverſammlun
der gegneriſchen Preſſe verhältnismäßig glimpf
gekommen. Nur Rören und Dr. Thaler hat
Spießruten laufen müſſen. Die „Frankf. Ztg.“ Nr.
entrüſtet: „In das Gebiet der großen Politik
mit unerhört rückſichtsloſer und ungeſchickter Hand
man Herrn Rören ſich in unqualifizierbaren Ausfäl
die franzöſiſche Regierung ergehen ließ.“ Natür
gerechte Urteil über „den unerhört rückſichtsloſen
kampf der Combes und Konſorten iſt in den A
publiziſtiſchen Patronin jener Kulturkämpfer ein fluc
Verbrechen. Dr. Thaler hat es den „Münchener
Nachrichten“ angetan, weil er unter die Pflichten d
liſchen Mannes auch jene rechnete, bei Wahlen
katholiſchen Geſinnung kein Hehl zu machen. Me
Weiſe hat ſich aber die gegneriſche Preſſe an
Dr. Barths, der doch mit dem katholikenfeindl
haben derſelben ſcharf ins Gericht ging, ſachte vorb
Der Schrecken vor dem eigenen Bilde ſcheint ſie
haben. Erheiternd wirkt die Kritik, welche die „M
Neueſten Nachrichten“ und die ſozialdemokratiſche „M
Poſt“ an den formell und inhaltlich prächtigen R
Eſſer und Meyenberg verübten. Das erſtere B
von Eſſers Rede behauptet, ſie ſei langweilig ge
habe die meiſten Verſammlungsbeſucher in ſüße
verſenkt. Ueber eine ſolch' „unanſtändige“ und „u
Berichterſtattung fällte die Münchener Poſt ein ſeh
Urteil. Leider hat ſie ſich aber ſchließlich dieſe

erstattung selbst schuldig gemacht, indem sie von der gedankentiefen und hinreißenden Rede Meyenbergs behauptete: „Der Redner sprach zwar ziemlich lang, aber auch ziemlich langweilig. . . . Der Beifall nach seinen Worten war nur mäßig, er hatte es nicht verstanden, den richtigen Ton anzuschlagen.“ Das ist denn doch die Tatsachen auf den Kopf gestellt. Meyenberg wußte seine Zuhörer mächtig zu fesseln und nach seiner Rede löste sich ein Beifallssturm, der an Intensität gar nicht überboten werden kann. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ wären also in der Lage, der „Post“ ihre Vorwürfe wegen unanständiger Berichterstattung doppelt zurückzugeben!

Gegen den Präsidenten Dr. Porsch wird, namentlich wegen seiner Schlußrede, neuestens in Hannover mobil gemacht. Bekanntlich hatte der Präsident die Eingabe der technischen Hochschüler Hannovers an den Senat, welche die Auflösung der konfessionellen Studentenvereinigungen bezweckt, in gebührender Weise beleuchtet und die Konsequenzen angedeutet, die ein solch gehässiges, engherziges Treiben notwendig herbeiführen müsse. Er hatte zugleich bei der Würdigung der famosen Motivierung, welche die Studentenschaft ihrer Eingabe mit auf den Weg gegeben hat, hingewiesen auf die Tatsache, daß vor kurzem in Hannover ein nationalliberaler Jugendverein gegründet worden sei, und daß ein Professor der Technischen Hochschule, Dr. v. Haustein, bei dieser Gründung die Studenten in einer kulturkämpferischen Rede zum Eintritt in den Verein und dadurch zur selbsttätigen Anteilnahme an der Politik aufgefordert habe! Dr. Porsch schloß aus diesem Vorgange mit Recht: Was den katholischen Studenten in ihren Vereinigungen fälschlich nachgesagt und zum Ausgangspunkt der Unterdrückungsversuche gegen dieselben gemacht wird, das rät hier ein Hochschullehrer den liberal gesinnten Studenten direkt an.

In Hannover ist man nun sehr verärgert darüber, daß Dr. Porsch das falsche und frevelhafte Spiel, welches

man dort zu spielen beliebte, aufdeckte und entsprech
kennzeichnete. In einer Versammlung des nationallibera
Jugendvereins wurde die Behauptung aufgestellt, Dr. Po
habe diesen Jugendverein als den eigentlichen Urheber
berüchtigten Eingabe der Studentenschaft bezeichnet, d
wurden lange Entrüstungsreden gehalten, unter andern a
von Dr. v. Haustein, und schließlich in einer Resolu
Verwahrung gegen die Bemerkungen Dr. Porschs in se
Katholikentags-Schlußrede eingelegt. Wir stellen hier
Ohrenzeugen und auf Grund des Stenogramms der R
Porschs fest: Dr. Porsch hat nicht behauptet, daß zwis
der Gründung des nationalliberalen Jugendvereins und
Eingabe der Studenten ein ursächlicher Zusamm
hang bestehe. Er hat lediglich die Motivierung d
Eingabe und die Rede Dr. v. Hausteins in der Gründu
versammlung in Parallele gesetzt. Das war sein g
Recht; die Rede Hausteins forderte diese Parallele gera
heraus.

Im übrigen wird sich Dr. Porsch über die
wahrungsresolution der jugendlichen Politiker in Hann
zu trösten wissen. Das treukatholische Volk ist ihm dan
dafür, daß er den Hannoverschen Skandal an die Oeff
lichkeit gebracht und mit würdigem Ernste verurteilt
Die „Jungen“ mögen ihre „liberalen Pläne“ nur w
verfolgen, das katholische Volk ist aufgeklärt über diese
und zur kräftigen Abwehr bereit.

Im Berliner „Tag“ (Nr. 405) hat sich der liberale Re
tagsabgeordnete Dr. Böttger mit dem Katholikentag bef
Er hat das in einer Weise getan, daß sich eine ernsth
Diskussion mit ihm nicht führen läßt. Dadurch, daß
den Zweck der Katholikentage und ihren Charakter v
verkennt, ist er zu Schlußfolgerungen gekommen, die
nur mit Heiterkeit aufnehmen kann. „Unbeglichene Reg
burger Rechnungen“ überschreibt er seine Ausführungen,

denen er zunächst seiner Freude Ausdruck gibt, daß der Katholikentag nicht vorgebliche Forderungen und Hoffnungen der Agrarier und Scharfmacher erfüllt habe, dann aber seinem Unmute darüber Luft macht, daß auch die „nationale Politik“ nicht auf ihre Rechnung gekommen sei; denn die Generalversammlung habe für Heer und Marine nichts getan, nichts für unsere Kolonialpolitik und nichts gegen die polnische Gefahr! Wir meinen, der Herr Dr. Böttger hätte den Beweis für die Unabhängigkeit der Generalversammlung von der Tages- und Parteipolitik gar nicht schlagender erbringen können, als durch diese Feststellungen.

Das Muster eines Berichtes, wie er nicht sein soll, hat die anspruchsvolle Leipziger „Illustrierte Zeitung“ vom 3. September über den Katholikentag geliefert. Er ist kurz, sehr kurz, enthält aber so viele Unrichtigkeiten, daß man sich nicht genug verwundern kann über die Sorgfalt, mit der da „gearbeitet“ worden ist. Die Zeitschrift läßt Dr. Bachem eine Rede über die Unsittlichkeit, den Pater Alban aus Prag eine Rede über die Los von Rom-Bewegung halten und Dr. Heim den gefeiertsten Mann der ganzen Generalversammlung sein. Das ist denn doch eine Art von Berichterstattung, die schlecht zu den Prätensionen der Illustrierten Leipziger paßt.

Der Regensburger Katholikentag ist vorüber, er hat einen „imponierenden Verlauf“ genommen, er hat seine Beratungsgegenstände mit „maßvoller Sachlichkeit“ erledigt und „in Bezug auf den religiösen Frieden keine Anstöße“ erregt. Trotz dieser „liberalen“ Geständnisse haben sich liberale Zeitungen bereit gefunden, im Anschluß an ihre Erörterungen über die 51. Generalversammlung zu einem neuen Kulturkampf aufzufordern, Andersgläubige gegen die Katholiken zu verhetzen, so die „Köln. Ztg.“ und das „Berliner Tagblatt“. Daraus ergibt sich für uns die Lehre: Wir Katholiken dürfen es anstellen, wie wir wollen, wir finden

in den Augen gewisser Gegner weder Gnade noch Recht. Der Kampf gegen die Katholiken, der Kampf gegen Rom ist und bleibt die erste Sehnsucht dieser Leute. Ihren Plänen können nur die Wachsamkeit, Einigkeit und Standhaftigkeit der Katholiken wirksam entgegenarbeiten.

XLVIII.

Arbeitsvertrag und Deutsches Privatrecht.

II. (Schluß.)

Ein besonderes (sechstes) Kapitel behandelt die Eingehung des Arbeitsvertrages. Diesem ist zwar ein gewisser Inhalt, nicht aber eine gewisse äußere Form wesentlich. Die Handlungsunfähigkeit physischer Personen ist zwar ein Hemmnis, nicht aber ein Hindernis der Eingehung von Arbeitsverträgen.

Im allgemeinen besteht kein Hindernis, daß Persone[n] die unter sich in einem Rechtsverhältnis stehen, ei[n] Arbeitsvertrag abschließen. Unter Umständen jedoch k[ann] das Rechtsverhältnis von der Art sein, daß ein Arbe[its]vertrag verhindert wird. „Wenn nämlich dieses Rec[hts]verhältnis dem einen Teilnehmer eine uneigennützige Wahr[ung] der Interessen des anderen Teiles zur Pflicht macht, [so] könnte die Einnahme der Arbeitgeber- oder der Arbeitnehm[er]stellung, indem sie zur Verfolgung des eigenen Vort[eils] anreizt, eine Interessenkollision hervorrufen, deren Hint[an]haltung durch das Recht zu erstreben wäre. Und fer[ner] gibt es im Gebiet des Familienrechtes Rechtsverhältni[sse]

die mit so intensiven oder innigen persönlichen Beziehungen der Teilnehmer verknüpft sind, daß damit nicht jeglicher Arbeitsvertrag verträglich zu sein scheint, sei es, daß durch das Familienverhältnis die Unbefangenheit einer Partei für den Vollzug des Arbeitsvertrages in Frage gestellt wird, sei es, daß sie dieser Vollzug in Lagen versetzt, die ihre Familienstellung beeinträchtigen" (S. 254 f.). Vom Arbeitsvertrag des Gerichtsvollziehers abgesehen, sind Ehe und Verwandtschaft unter den Kontrahenten der Eingehung eines Vertrages nach Reichsrecht nicht hinderlich, wohl aber kann das partikularrechtliche Dienstbotenverhältnis nicht aufkommen. Die anhaltende persönliche Unterwürfigkeit des Dienstboten ist mit der ehelichen Lebensgemeinschaft, zu der die Ehegatten verpflichtet sind, nicht vereinbar. Im Arbeitsverhältnis von Ehegatten kann entweder der Mann oder die Frau Arbeitgeber sein. Ebenso kann das Kind Arbeitnehmer von Vater oder Mutter oder Arbeitgeber dieser sein. Solche Arbeitsverhältnisse sind nicht blos rechtlich möglich, sondern tatsächlich z. B. im Handelsgewerbe nicht selten anzutreffen. Dieses kommt auch in den Rechtsquellen zum Ausdruck. Wenn auch nach B.G.B. § 1356 bezw. 1617 die Ehefrau und das Kind gegenüber dem Gatten bezw. den Eltern verpflichtet sind, Arbeiten oder Dienste im Hauswesen oder Geschäft des Ehemanns bezw. der Eltern zu leisten, so ist dadurch die Eingehung eines Arbeitsvertrages nicht ausgeschlossen. „Nur wenn Frau oder Kind, ihre gesetzliche Arbeitspflicht kennend, die Erfüllung derselben verweigern und sich erst durch Zusage eines Entgeltes zur Erfüllung oder Zusage der Erfüllung bewegen lassen, würde kein Arbeitsvertrag aufkommen. Denn der Entgelt wäre hier nicht für die Arbeit, sondern für die Erfüllung einer Rechtspflicht versprochen und durch denjenigen versprochen, gegenüber welchem die Rechtspflicht besteht. Ein solcher Vertrag würde moralwidrig und darum nichtig sein" (257 f.). Der Unterschied zwischen solchen im Gesetz begründeten

Rechtsverhältnissen und dem durch gültigen Arbeitsvertrag begründeten liegt darin, daß im Arbeitsvertrag die Arbeit für Entgelt zugesagt wird, während sie ohne den Vertrag unentgeltlich zu leisten wäre. „Die Entgeltzusage ist klagbar; daß sie nicht gemacht zu werden brauchte, ist kein Grund ihrer Unklagbarkeit, wenn sie gemacht worden ist" (258). Ferner haben Frau und Kind bei Erfüllung ihrer Vertragspflicht dieselbe Sorgfalt anzuwenden wie ein Fremder, während die Frau ohne Vertrag nur diejenige Sorgfalt anzuwenden hat, die sie in ihrer eigenen Angelegenheit anzuwenden pflegt.

Eingehung oder Nichteingehung eines Arbeitsvertrages sind in der Regel dem freien Belieben anheimgestellt, wenn auch dringende Beweggründe nichtrechtlicher Natur, z. B. wirtschaftliche, dazu treiben mögen. Nur *ausnahmsweise* ist Eingehung bezw. Nichteingehung von Arbeitsverträgen rechtlich unfreiwillig, ersteres wenn jemand verpflichtet ist, entweder den Antrag zu einem Arbeitsvertrag oder einen ihm gestellten Antrag zu einem Arbeitsvertrag zu stellen. Die rechtliche Unfreiwilligkeit der *Nichteingehung* eines Arbeitsvertrages beruht teils auf Gesetz, teils auf Vertrag. Eine *gesetzliche* Verpflichtung, sich der Eingehung von Arbeitsverrichtungen zu enthalten, wird z. B. dadurch begründet, daß die Haltung von Lehrlingen untersagt oder auf eine gewisse Zahl beschränkt wird. Eine auf *Vertrag* gegründete Pflicht zur Nichteingehung von Arbeitsverträgen liegt z. B. da vor, wenn unter dem Titel des Schutzes der heimischen Arbeiter gegen die Konkurrenz von Ausländern, die auf einer tieferen Stufe der Lebenshaltung stehen, die Verwendung solcher bei öffentlichen Arbeiten ganz oder teilweise verboten wird. Sodann ist die *Aussperrung* zu nennen: Arbeitgeber verbünden sich mit Arbeitern, die an einem Strike teilgenommen, während gewisser Frist keine Arbeitsverträge zu schließen.

Das *siebente* Kapitel (S. 264 ff.) behandelt die

„gesetzlichen Typen“ des Arbeitsvertrages. Als Typen haben „diejenigen gegenseitigen Verträge zu gelten, in welchen Arbeit gegen Entgelt vereinbart wird, ohne daß durch eine neben die Arbeitszusage gestellte Zusage einer Sachleistung die Arbeitsleistung absorbiert und dadurch der Kontrakt zum Kauf oder zur Miete gemacht wird. Und Typen des Arbeitsvertrags sind gemäß den Gesetzen nach zweierlei Merkmal zu unterscheiden, nämlich teils nach dem Eigennamen, den das Gesetz einem Arbeitsvertrag beigelegt hat, teils nach dem Beruf der nach dem Gesetz am berufsmäßigen Arbeitsvertrag beteiligten Personen. Mit anderen Worten: Arbeitsvertragstypus ist der Arbeitsvertrag bald wegen des ihn auszeichnenden gesetzlichen Namens, bald als ein von gewissen Personen in Ausübung ihres Berufes geschlossener“ (265). In erster Linie ist der Dienstvertrag zu nennen. Der Typus des Arbeitsvertrages, der im BGB. als Dienstvertrag auftritt, ist unabhängig von der Art der vereinbarten Arbeit: „Gegenstand des Dienstvertrages können Dienste jeder Art sein“ (§ 611 Abs. 2). Einen zweiten Typus hat das B.G.B. im Werkvertrag aufgestellt. „Seine Eigenschaft als Arbeitsvertrag ist nicht in gleichem Maße anerkannt, wie die des Dienstvertrages, zumal manche nur den letzteren als Arbeitsvertrag gelten lassen wollen“ (S. 269). Das B.G.B. ist jedoch einer solchen Auffassung keineswegs günstig. Eine Reihe von Gründen spricht dafür, daß auch im Werkvertrag Arbeit gegen Entgelt zugesagt wird. Dieser Vertrag hat als ein Typus zu gelten, bei dem es auf den Beruf der Kontrahenten nicht ankommt, der vielmehr durch den ihm vom Gesetz beigelegten Eigennamen als Typus gekennzeichnet wird (S. 273). Wohl aber gibt es berufsmäßige Arbeitsverträge gewisser Personen, die dem Werkvertragsrecht entrückt sind. Ein dritter Typus ist der Mäklervertrag. Er steht im B.G.B. koordiniert neben dem Dienst- und dem Werkvertrag. Als letzter Typus ist zu nennen derjenige, in welchem die Aufbewahrung

einer beweglichen Sache übernommen wird, und zwar gegen Entgelt.

Bei den Typen des Arbeitsvertrages, welche im Handelsgesetzbuch wurzeln, kommt es auf die Person der Parteien an, während die Arbeitsverträge des B.G.B. durch Verleihung eines Eigennamens ausgezeichnet sind. Immer muß in den Arbeitsverträgen des H.G.B. der Arbeitgeber oder der Arbeitnehmer ein Kaufmann sein.

„Von den zahlreichen und mannigfaltigen Rechtssätzen der Gewerbeordnung, die sich auf den Arbeitsvertrag beziehen, vereinigen sich mehrere dergestalt zu einer Gruppe, daß sie einen Typus des Arbeitsvertrages ergeben, den man unter Abstraktion von Artunterschieden als gewerblichen Arbeitsvertrag zu bezeichnen pflegt. Die Gewerbeordnung selbst hat ihm diesen Titel nicht beigelegt, und sie hat auch die Merkmale seines Tatbestandes nicht immer mit dem Maß von Deutlichkeit und Vollständigkeit angegeben, welches Zweifel an der Zugehörigkeit von Fällen ausschließt. Bei dieser verhältnismäßigen Unbestimmtheit der Grenzen hat ein Moment bei der Definition des gewerblichen Arbeitsvertrages mit Unrecht Einfluß gewonnen, das für die Typen, welche B.G.B. und H.G.B. darbieten, nicht in Betracht kommt, nämlich der gesellschaftliche Rang, den gewisse Arbeitsarten und Arbeitnehmer in der Würdigung der für die Rechtsprechung maßgebenden Kreise einnehmen" (298 f.). Bei dieser sozialen Schätzung spielt die ökonomische Lage des Arbeitnehmers eine große Rolle. Dieser Typus des Arbeitsvertrages wird sowohl durch die Art der Arbeit, als durch die Person des Arbeitgebers und die des Arbeitnehmers bestimmt. Die Arbeit muß ihrer Art nach gewerbliche Arbeit sein, land- und forstwirtschaftliche Arbeit gelten nicht als gewerblich; manche Arbeiten wollen von der Gewerbeordnung selbst ausgeschlossen sein. Der Arbeitsvertrag der Gewerbeordnung wird jedoch nicht dadurch konstituiert, daß gewerbliche Arbeit zum Gegenstand eines Arbeisvertrages gemacht wird; es muß auch der Arbeitgeber eine gewisse Persönlichkeit haben: Es muß sich um gewerbliche Arbeit handeln, die zum Beruf des Arbeitgebers gehört. Die typischen Arbeitgeber des

gewerblichen Arbeitsvertrages erscheinen als „selbständige Gewerbetreibende". „Der damit bezeichnete juristische Begriff ist nicht von nationalökonomischen und sozialen Voraussetzungen abhängig, sondern ausweislich der Gesetze an einfachen juristischen Merkmalen zu erkennen" (S. 305).

Selbständiger Gewerbetreibender ist derjenige, welcher im eigenen Namen sich zu seinem Gewerbe gehörige Arbeit gegen Entgelt versprechen läßt. „Die Arbeitgeberstellung ist ein Erfordernis, die Arbeitnehmerstellung kein Hindernis des selbständigen Gewerbetreibenden" (306). Man darf das Wesen der Selbständigkeit des Gewerbebetriebes nicht darein setzen, daß derselbe für eigene Rechnung und unter eigener Verantwortlichkeit erfolgt. Denn der Lohnempfänger arbeitet für eigene Rechnung und betreibt sie unter eigener Verantwortlichkeit, insofern er seinem Arbeitgeber verantwortlich ist. Es genügt aber für den gewerblichen Arbeitsvertrag nicht, daß einem selbständigen Gewerbetreibenden gewerbliche Arbeit zugesagt werde, sondern es ist noch erforderlich, daß der Arbeitnehmer ein gewerblicher Arbeiter sei. Er braucht nicht beruflich ein gewerblicher Arbeiter zu sein, auch nur vorübergehende gewerbliche Arbeit ist genügend. Die Gewerbeordnung läßt erkennen, daß sie unter gewerblichen Arbeitern, die für den gewerblichen Arbeitsvertrag in Betracht kommen, nicht gewerbliche Arbeiter überhaupt verstehe, sondern lediglich Gesellen, Gehilfen, Lehrlinge, Betriebsbeamte, Werkmeister, Techniker, Fabrikarbeiter. Der gewerbliche Arbeitsvertrag der Gewerbeordnung existiert nur in diesen Arten (S. 309). Daher z. B. Schauspieler, Orchesterkünstler keine gewerblichen Arbeiter sind (310). — Die gewerblichen Arbeiter sind solche Arbeitnehmer, welche die gewerbliche Arbeit an den Arbeitsstätten ihrer Arbeitgeber verrichten. Da Heimarbeiter weder als gewerbliche Arbeiter in der Gewerbeordnung stehen, noch ihr Arbeitsvertrag in derselben eine besondere Regelung erhalten hat, so ist letzterer kein gewerblicher Arbeitsvertrag; der

Zwischenmeister in Konfektion ist, da er in eigener Wer-stätte arbeitet, kein gewerblicher Arbeiter.

Hingegen kann der gewerbliche Arbeiter an der Arbeit-stätte seines Arbeitgebers neben sich oder ansta- seiner einen Gehilfen oder Ersatzmann halten, so z. B. d- Kellnerin ein sogenanntes Wassermädchen. Der gewerblich- Arbeitsvertrag ist in keiner seiner Arten in der Gewerb- ordnung erschöpfend geregelt, und sind in Ermangelung vo- Bestimmungen die Rechtssätze des B.G.B. heranzuziehen.

Von anderen bei Lotmar aufgeführten Typen de- Arbeitsvertrages sei hier abgesehen.

Das achte Kapitel (328 ff.) behandelt die „Grund-formen“ des Arbeitsvertrages. Um den Arbeitsvertra- völlig zu erfassen, muß eine Teilung seines Gebietes vor-genommen werden, welche natürlich alle Arten des Arbeits-vertrages unter einem Gesichtspunkt ordnet. Eine solch- Einteilung könnte sich a priori nach einem der beiden Wesens-bestandteile, der Entgelts- oder der Arbeitszusage richten. Sie könnte sämtliche Arbeitsverträge in solche scheiden, i- denen Geld- und solche, in denen Naturalvergütung zugesag- wird. Diese Unterscheidung ist ja nicht blos nationalökonomisch, sondern auch juristisch bedeutungsvoll. Aber dieser Ein-teilung steht entgegen, daß die gesetzlichen Typen des Arbeits-vertrags für diesen Unterschied unempfänglich sind.

„Aehnliches ist von dem Gegenstück, der Arbeitszusage, auszusprechen. Unabhängig von den gesetzlichen Typen könnten sämtliche Arbeitsverträge nach der in ihnen vereinbarten Arbeit gruppiert werden. Sie ließen sich scheiden in Arbeitsverträge über körperliche oder geistige, über unproduktive oder ge-werbliche, über produktive oder distributive Arbeit, ferner nach der Art der Bedürfnisse, die durch die Arbeit befriedigt werden, z. B. ob es wirtschaftliche oder ästhetische sind . . . Gleichwohl kann eine juristische Erörterung des Arbeitsvertrages die Unter-scheidung der Arbeitsverträge nach der Art der zu leistenden Arbeit nicht zur maßgebenden machen, einmal weil bei der

Unbestimmtheit des Begriffs der Arbeitsart eine präzise Abgrenzung schwer zu erbringen ist, sodann weil es der Artunterschiede so viele gibt, daß ein erschöpfendes System nicht auf einen allein zu bauen ist, während die Berücksichtigung mehrerer zu einander durchkreuzenden Einteilungen führen muß, und endlich, weil viele in anderen Hinsichten wichtige Differenzen der Arbeit für die Rechtsfolgen des Arbeitsvertrages irrelevant sind, denn einerseits stehen z. B. die Rechtsfolgen des Dienstvertrages Arbeitsverträgen offen von so disparater Arbeit wie des Advokatenschreibers und des Geldentnehmers, des Tauchers und des Zeitungsredakteurs, und andererseits unterfällt die eine Arbeit der Geschäftsbesorgung den Rechtsfolgen gänzlich verschiedener Arbeitsverträge, z. B. des Dienst-, Werk-, Mäkler- und Speditionsvertrages" (329 f.).

Dagegen bleibt als einwandfreier Einteilungsgrund die Beziehung übrig, die zwischen den wesentlichen Bestandteilen des Arbeitsvertrages obwaltet. Entweder nämlich ist die Vergütung bestimmt zur Gegenleistung für die Arbeit samt dem mit ihr verbundenen Erfolg, so daß dieser einen Bestandteil des vertragsmäßigen Entgeltverhältnisses bildet, oder sie ist bestimmt zur Gegenleistung für die Arbeit unter Abzug des Erfolges. Dieser Abzug, diese Abstraktion von der Arbeitswirkung, kann nur dadurch erfolgen, daß die Vergütung für die Arbeit einer gewissen Zeit versprochen wird. Im ersteren Falle ist der Arbeitsvertag ein Akkord, im zweiten ist er ein Zeitlohnvertrag (331). Das, was jedem von ihnen eigentümlich, ist nicht durch die Materie des Vertrags, weder die Vergütung noch die Arbeit, bedingt. Nicht die Art der Arbeit, sondern die begleitenden Umstände bei dieser oder jener Arbeit, führen zur Wahl der einen oder der andern Form. Dieser Unterschied von Zeitlohn und Akkordlohn ist ein innerer Formunterschied, kein äußerer wie die Schriftlichkeit, die Solennität. Es versteht sich von selbst, daß der Arbeitgeber, der im Akkord die Vergütung verspricht, wohl weiß, daß während der von ihm zu vergütenden Arbeit Zeit verfließt, ebenso, daß er, wenn er im

Zeitlohnvertrag Vergütung für in einen gewissen Zeitabschn[illegible] fallende Arbeit verspricht, darauf rechnet, daß die Arb[illegible] nicht resultatlos verlaufen werde. Im Vertrag aber kom[illegible] dies nicht zum Ausdruck. Aber während beim Akkord d[illegible] Vergütung nicht für einen Zeitabschnitt der Arbeit bestimm[illegible] ist, enthält der Tatbestand des Zeitlohnvertrags ein Meh[illegible] gegenüber dem des Akkordes, nämlich die eben genannte Bestimmung der Vergütung für einen Zeitabschnitt. Diese Beziehung von Arbeit und Vergütung im Zeitlohnvertrag ist das wesentliche Merkmal des Zeitlohnvertrages gegenüber dem Akkord. Daß die Vergütung auf einen Zeitabschnitt bezogen ist, bildet die einzige Rolle der Zeit, die dem Zeitlohnvertrag wesentlich ist. Jede andere Zeitbestimmung ist unwesentlich. Der fundamentale Unterschied zwischen Akkord und Zeitlohn kommt auch in den Rechtswirkungen zum Ausdruck, wie auch schon im römischen Recht in dem Gegensatz von locatio operis und locatio operarum. Doch seien beide mit dem Werkvertrag und dem Dienstvertrag des B.G.B. nicht kongruent (341).

Folgen eine Reihe juristischer Betrachtungen über die Zahlungszeit. Sie ist natürlich von besonderer ökonomischer Bedeutung für den besitzlosen Arbeitnehmer. Wegen dieser Bedeutung ist sie in gewissen Maße auch rechtlich geordnet worden. Wo sie nicht vom objektivem Recht zwingend geregelt ist, gehört sie zu den Bestimmungen des Arbeitsvertrages, die der Kontroverse der Parteien ausgesetzt sind.

Dem Arbeitnehmer, der mit seiner Leistung vorangehen muß, ist damit die Kreditierung oder Stundung des Entgeltes gesetzlich auferlegt. Das hat für ihn die Bedeutung, nicht blos daß er, während er sich der Erfüllung seiner Verbindlichkeit widmet, des Entgeltes entbehrt, sondern daß er auch die mit jeder Kreditierung verbundene Gefahr tragen, nämlich riskieren muß, daß er, nachdem er die Arbeit geleistet hat, die nun fällige Vergütung nicht erhält. Diese Gefahr ist keineswegs eine blos eingebildete, sondern tritt sehr häufig

ein; man denke an die Bauarbeiter (377). Die Vorleistungspflicht des Arbeitnehmers wird suspendiert, wenn nach dem Abschluß des Arbeitsvertrages in den Vermögensverhältnissen des Arbeitgebers eine Verschlechterung eintritt, durch die der Anspruch auf Vergütung gefährdet wird. Der Arbeitnehmer kann die Arbeit verweigern, bis ihm die Vergütung gewährt oder Sicherheit dafür geleistet wird. Der Arbeitnehmer braucht allerdings von dieser Rechtswohltat keinen Gebrauch zu machen, und es wird sogar angenommen, daß die genannte Bestimmung durch die Parteien im voraus außer Kraft gesetzt werden könne.

„Dem gegenüber muß aber gefragt werden, ob ein solcher Ausschluß nicht wider die guten Sitten verstößt und darum ungültig ist. Es dürfte in der Tat nicht der Moral anständiger Leute entsprechen, daß der Arbeitgeber sich für den künftigen Fall der Verschlechterung seiner Vermögensverhältnisse vom Arbeitnehmer den Verzicht auf ein diesem für solchen Fall vom Gesetz gewährtes Schutzmittel ausbedinge. Wir sehen dabei ab von etwaiger mala fides des Arbeitgebers, d. h. davon, daß er zur Zeit jener Ausbedingung selber ein Mißtrauen in den Fortbestand seiner gegenwärtigen Wirtschaftslage hegte, und lassen außer Rechnung, daß ein Arbeitnehmer nicht leicht ohne Notlage, Leichtsinn oder Unerfahrenheit sich auf jenen Verzicht einlassen wird. Unser moralisches Urteil nötigt uns zu der Annahme, daß § 321 (B.G.B.) für die Parteien eines Arbeitsvertrages zwingendes Recht setzt“ (382).

Der Umstand, daß der Arbeitnehmer die Vergütung, um derentwillen er den Vertrag eingegangen hat, nicht schon bei dessen Eingehung, sondern erst nach Vollzug seiner Leistung fordern kann, wird für den Arbeitnehmer ein Beweggrund zur Erfüllung seiner Verbindlichkeit. Der Arbeitnehmer kann bei einer gewissen wirtschaftlichen Lage des Arbeitgebers darauf rechnen, dieser werde sich nicht blos durch den ethischen Grund, daß er die Arbeit vertragsmäßig zugesagt hat, sondern durch den Sporn des wirtschaftlichen Grundes, daß er erst nach Vollzug der Leistung die Vergütung erlangen wird, zur

Leistung der Arbeit bestimmen lassen. In der erst nach der Arbeit vorzunehmenden Entgeltleistung liegt auch für den Arbeitgeber die Möglichkeit für anderweitige Ansprüche, die er gegen den Arbeiter hat, Deckung zu suchen. Im Dienste solcher Deckung stehen die Aufrechnung und die Zurückbehaltung und können stehen die Einbehaltung und die Verwirkung (397). Diese Arten finden nunmehr eingehende Besprechung.

„Die Aufrechnung ist ein für den Arbeitgeber bequemes und unfehlbares Mittel, sich Befriedigung zu verschaffen und besitzt darum weite Verbreitung. „Dieses Mittel kommt gewöhnlich in Lohnabzügen zum Ausdruck und fungiert so zuverlässig, daß es auch zur Realisierung von Forderungen Dritter gegen den Arbeitnehmer gebraucht oder mißbraucht wird, sei es, daß der Dritte seine Forderung dem Arbeitgeber abgetreten hat, sei es, daß der Arbeitgeber ohnedies im Interesse des Dritten dem Arbeitnehmer einen Abzug macht, und das solchergestalt Nichtbezahlte dem Dritten für Rechnung des Arbeitnehmers zahlt" (410). Die Gewerbeordnung setzt der Aufrechnung Schranken entgegen. Dagegen ist die Zurückbehaltung der Vergütung durch kein gesetzliches Verbot ausgeschlossen oder eingeschränkt (S. 424). Während aber die Aufrechnung ohne Unterschied des Grundes der Gegenforderung Platz greift, kann retinieren nur, wer aus demselben rechtlichen Verhältnis, auf dem seine Verpflichtung beruht, einen fälligen Anspruch gegen den Gläubiger hat. Hiedurch wird das Zurückbehaltungsrecht des Arbeitgebers bedeutend eingeschränkt. Die Kompensation ist etwas Definitives, die Retention etwas Provisorisches. Da die Zurückbehaltung leicht angewendet werden kann, wo die Aufrechnung ausgeschlossen ist, so ist es eine analoge und unerläßliche Anwendung des Kompensationsverbotes und es geschieht im Geiste desselben und zur Vermeidung einer Auslegung in fraudem legis, wenn man in diesen Fällen, sofern die Kompensation ausgeschlossen wäre, auch die Zurückbehaltung nicht zuläßt" (S. 430).

Während Aufrechnung und Zurückbehaltung von Rechtswegen zustehen, ist das Einbehaltungsrecht, einige Ausnahmen abgerechnet, eine auf Vertrag beruhende Befugnis: Einbehaltung

die nicht vertragsmäßig eingeräumt wurde, ist unrechtmäßig. Der häufigste Zweck der Einbehaltung ist der Kautionszweck (443).

„Die Gefahr, gegen die sich der Arbeitgeber durch die ausbedungene Einbehaltung schützen will, liegt in der Zukunft, muß eine sein, die sich erst nach der Einbehaltung verwirklichen kann. Die Gefahr muß eine vom Arbeitnehmer drohende sein, das Kautionsmittel wird gegen ihn angewandt. Die Gefahr besteht meistens darin, daß der Arbeitnehmer eine ihm gegenüber dem Arbeitgeber obliegende Leistung, namentlich eine aus dem Arbeitsvertrag obliegende, nicht vollzieht" (ebd.).

Lotmar fällt eine äußerst scharfe Kritik über den heutigen Stand der Gesetzgebung in diesem Punkte:

„Dem unparteiischen Betrachter dieser Rechtsordnung und der wirklichen Vorkommnisse wird die Möglichkeit, dem Arbeitnehmer mittels ausbedungener Einbehaltung einen Teil des durch Arbeit verdienten und fälligen Lohnes einstweilen vorzuenthalten, als eine Ungerechtigkeit erscheinen. Gewiß kann es vorkommen, daß der Arbeitnehmer durch Nichtleistung der ferneren Arbeit, zu der er verpflichtet ist, oder durch eine andere Pflichtverletzung dem Arbeitgeber kleinen oder großen Schaden zufügt, aber dadurch wird nicht ungeschehen, daß er durch Arbeit Lohn verdient hat" (448).

Die Verwirkung ist die gänzliche oder teilweise Vernichtung der Lohnforderung ohne einen Aufwand des Arbeitgebers und ohne den Willen des Arbeitnehmers. Sie unterscheidet sich von Aufrechnung und Zurückbehaltung dadurch, daß sie keines Gegenanspruchs bedarf. Sie tritt ein, ohne daß der Arbeitgeber jetzt einen Anspruch haben und ohne daß ihm eine Forderung in Aussicht stehen müßte. Sie tritt vielmehr ein, weil sich ihre Bedingung erfüllt hat, weil ihre faktischen Voraussetzungen gegeben sind (453). Während Aufrechnung, Zurückbehaltung und Einbehaltung vom Arbeitgeber vorgenommen werden müssen, geht die Verwirkung ohne Zutun des Arbeitgebers vor sich. Von den beiden

ersteren unterscheidet sie sich weiter dadurch, daß jene beiden auf gesetzlicher Verleihung beruhen, diese regelmäßig nicht. Die Verwirkung steht dem Arbeitgeber nur in wenigen Ausnahmefällen von Rechtswegen zu, in allen anderen beruht sie auf Privatverfügung.

„Die die Verwirkung festsetzende Privatverfügung kann der individuelle Arbeitsvertrag sein oder die generelle Disposition einer Arbeitsordnung oder eines Tarifvertrags, aus denen die die Verwirkung betreffende Bestimmung sich ohne weiteres dem Arbeitsvertrag mitteilt“ (455).

Der dritte Abschnitt behandelt die Arbeitszeit. Darunter ist nicht nur die Zeit der Arbeit, d. h. die Zeit, zu der die Arbeit erfolgt oder erfolgen muß, sondern auch die Bestimmung dieser Zeit zu verstehen. Die Arbeitszeit ist in vielfacher Hinsicht bedeutungsvoll, insbesondere in ökonomischer und sozialpolitischer Hinsicht. Nach der juristischen Seite ist im Zweifel anzunehmen, daß der Arbeitgeber die Arbeit nicht vor oder außerhalb der für sie bestimmten Zeit verlangen kann. Sehr häufig spricht man von einer Regelung der Arbeitszeit. Nicht jede Bestimmung der Arbeitszeit ist auch eine Regelung derselben. Solche ist erst da gegeben, wo eine Norm vorliegt, die in einer Mehrheit von Fällen gilt. In einem engeren Sinn liegt Regelung vor, wo die Arbeitszeit für eine unbestimmte Mehrheit von Arbeitsverträgen oder generell geordnet ist (S. 474), so überall, wo das Gesetz die Arbeitszeit ordnet. Den gesetzlichen Regeln stehen die des Gewohnheitsrechts zur Seite; sie kommen in der Verkehrssitte zum Ausdruck, die natürlich nach Art und Zeit, nach den Gattungen der Arbeit und den Personen der Arbeitnehmer wechselt. Ferner differenziert sich die Arbeitszeit gewohnheitsrechtlich nach Alter, Geschlecht und Konfession der Parteien (478 f.).

„In altem Herkommen wurzelnde, von religiösen Geboten gestützte, mit Sonnenauf- und Sonnenuntergang wie mit dem Wechsel der Jahreszeiten und mit traditionellen Mahlzeiten

zusammenhängende Normen der Arbeitszeit fehlen fast nirgends. Erst der Kapitalismus in Industrie, Verkehr und Urproduktion, die Maschinerie und der Großbetrieb haben jene alten Schranken vielerorts niedergelegt, den Feierabend hinausgeschoben, die Nacht zum Tag gemacht, die Sonn- und Feiertage in Beschlag genommen, Pausen gestrichen oder auf das Notdürftige verkürzt, bis neuerdings wieder unter dem Titel des Arbeiterschutzes sich die Gesetzgebung der Arbeitszeit angenommen und die eingerissene Regellosigkeit zu Gunsten einzelner Klassen von Arbeitnehmern einigermaßen bekämpft hat“ (479).

Endlich wird die Arbeit geregelt einseitig auf dem Wege der Arbeitsordnung oder zweiseitig auf dem Wege des Tarifvertrags. Nach dem Gewicht, das der Arbeit im Arbeitsvertrag zukommt, ist totale und partielle Regelung der Arbeitszeit zu unterscheiden, je nachdem sich die Regelung entweder auf die Arbeit im Ganzen bezieht, d. h. mindestens auf diejenige Arbeit, die im Arbeitsvertrag vorzüglich zugesagt ist, oder nur auf eine und die andere Arbeit, die nur einen Bestandteil der Gesamtleistung bildet. Den wichtigsten Unterschied in allen privaten oder rechtlichen Regelungen der Arbeitszeit bildet die Bestimmtheit oder Genauigkeit (489). Die Arbeitsperiode bildet die Basis, auf der die Fixierung der Arbeitszeit vollzogen wird (491). Ob die Zeit, die der Arbeitnehmer zur Ueberwindung der Entfernung der Arbeitsstätte von seiner Wohnung braucht, zur Arbeitszeit gehört, ist zweifelhaft, so groß auch ihre Bedeutung für den Arbeitnehmer häufig ist. Für unzählige Arbeitsverträge steht es fest, daß diese Zeit nicht in die Arbeitszeit eingerechnet werde, wie auch die in der Gewerbeordnung aufgestellten Maxima sich nur auf die Arbeit in den Fabriken beziehen. Vielfach wird aber der Anspruch auf Einrechnung der auf die Wege verwendeten Arbeitszeit in den Lohn von den Arbeitgebern anerkannt (493).

Folgt sodann eine eingehende Besprechung der Begriffe der Unterzeit und Ueberzeit; erstere stellt ein nega-

tives Verhalten, letztere ein positives Tun, eine Arbeit über die regelmäßige Arbeitszeit hinaus dar. Hieher gehören auch Sonntags- und Nachtarbeit.

„Da jedoch Sonntags- und Nachtarbeit, wo sie in der Ueberzeit stattfinden, sich als besonders starke und empfindliche Abweichungen von der Arbeitszeit in der Normalzeit darstellen, so ist es gebräuchlich . . . ., Sonntags- und Nachtarbeit als etwas Besonderes der Ueberarbeit an die Seite zu stellen, obwohl sie begrifflich zu ihr gehören" (501). Die Ueberarbeit ist Zusatz zu der aus dem Arbeitsvertrag obliegenden Arbeit, die dem Partner dieses Vertrages geleistet wird. Die Arbeit, die aus einem andern Arbeitsvertrag einem andern Arbeitgeber geleistet wird, ist nicht Ueberarbeit (503).

Wenn auch in mancher Beziehung die Naturallöhnung eine im Erlöschen begriffene Einrichtung ist, so hat dieselbe doch unter Einwirkung der Geldwirtschaft auch wieder an Ausbreitung gewonnen. Wenn jegliche Vergütung, die nicht Geldvergütung ist, zur Naturallöhnung gehört, so auch diejenige Vergütung, welche in Gewährung einer Gelderwerbsgelegenheit besteht (656).

Die Naturallöhnung findet auch ausdrückliche Erwähnung in den Reichsgesetzen, die sich mit dem Arbeitsvertrag befassen. Die Aufnahme in die häusliche Gemeinschaft kann Naturalvergütung sein, muß es aber nicht sein. Zur häuslichen Gemeinschaft gehört vor allem Aufnahme in die Wohnung des Arbeitgebers. Die gesetzlichen Anforderungen werden durch die Ansprüche der Gesundheit und der Sittlichkeit bestimmt (659). Die Gewährung von Wohnung an den Arbeitnehmer kann Naturalvergütung sein, ohne daß sie Aufnahme in die häusliche Gemeinschaft ist. Diese Art ist nicht blos in der Landwirtschaft sehr verbreitet, sondern auch in der Industrie, indem Fabrikanten ihren Arbeitnehmern Baracken, Logierhäuser u. s. w. überlassen, was Naturalvergütung, aber nicht Aufnahme in die häusliche Gemeinschaft ist. „Nur dann kann trotz Schlafens unter

zweierlei Dach von Aufnahme des Arbeitnehmers in die häusliche Gemeinschaft gesprochen werden, wenn dieser wenigstens bei der Hauptmahlzeit die Wohnung des Arbeitgebers zu teilen pflegt" (661). Auch wenn der Arbeitgeber überhaupt nicht speist und wohnt, weil er keine physische, sondern eine juristische Person ist, sind die Rechtsfolgen doch die gleichen, als wenn der Arbeitnehmer in die häusliche Gemeinschaft einer physischen Person aufgenommen wäre.

Die „erforderliche Verpflegung und ärztliche Behandlung", welche dem in die häusliche Gemeinschaft aufgenommenen Arbeitgeber im Fall der Erkrankung zu gewähren ist, bildet, so wie diese Leistung im B.G.B. bestimmt ist, keine Naturalvergütung. Sie ist von dieser dadurch verschieden, daß sie keine vereinbarte Vergütung ist, daß die Verpflichtung zu ihrer Gewährung nach Endigung des Arbeitsverhältnisses fortdauern kann (662 f.).

Die dem Arbeitgeber aufgetragenen Einrichtungen sind, wie erwähnt, nach dem Gesetz für Gesundheit, Sittlichkeit und Religion des Arbeitnehmers gebotene. Damit sind jedoch die zu treffenden Einrichtungen nicht erschöpft; denn zweifellos hat der Arbeitgeber auch diejenigen zu treffen, die ausbedungen oder nach der Verkehrssitte oder nach den Umständen als erforderlich gelten (664). In zahlreichen Gesetzen ist auf die Naturalvergütung Rücksicht genommen. Die Reichsgesetze widmen jedoch im großen und ganzen diesem Gegenstand nicht das Maß von Regelung, dessen er würdig und bedürftig wäre (674).

Die Naturalvergütung ist von manchen ihr ähnlichen Erscheinungen scharf abzugrenzen. „Nicht jede Naturalleistung, die vermöge ihres ökonomischen Wertes fähig ist, Naturalvergütung zu sein, ist Naturalvergütung" (675). So ist keine solche die zwar vom Arbeitgeber dem Arbeitnehmer, aber an Erfüllungs- oder Zahlungsstatt gemachte Naturalleistung. Die Leistung an Erfüllungsstatt ist regelmäßig Sache freier Uebereinkunft von Gläubiger und Schuldner.

In einigen Fällen ist solche Uebereinkunft gesetzlich ausgeschlossen, z. B. nach G.O. § 115 Abs. 1: „Die Gewerbetreibenden sind verpflichtet, die Löhne ihrer Arbeiter in Reichswährung zu berechnen und bar auszuzahlen." Naturalvergütung ist ferner nicht die zwar vom Arbeitgeber dem Arbeitnehmer, aber nicht zur Entgeltung, sondern zur *Ermöglichung oder Beförderung der Arbeit gemachte Naturalleistung* (680 f.). Auch wo der Arbeitgeber Stoffe und Werkzeuge zur Arbeit liefert, ist wohl eine Naturalleistung, jedoch keine Naturalvergütung gegeben. Denn sie ist nicht, wie die Vergütung, bestimmt und fähig, die Arbeit zu entgelten.

„Sie bietet dem Arbeitnehmer kein Aequivalent seiner Arbeit, sie ermöglicht oder erleichtert ihm nur die Erfüllung seiner Arbeitspflicht, indem sie ihn in Stand setzt, die Arbeit, sei es überhaupt, sei es besser, schneller, dauerhafter, sparsamer, gefahrloser zu vollbringen" (683).

Was Vergütung sein soll, muß für den Arbeitnehmer auch außerhalb der Arbeit Wert haben. Während vom ökonomischen Standpunkt die Arbeitslöhne zu den Produktionskosten zählen und insofern kein Unterschied ist zwischen Löhnen und Kohlen oder Maschinen, ist vom juristischen Standpunkt anders zu urteilen; denn im ersten Fall bleibt das vom Arbeitgeber Aufgewendete in seinem eigenen Vermögensbereich, im zweiten tritt es in den des Arbeitnehmers ein. Naturalvergütung ist weiter nicht die *Wohlfahrtseinrichtung*, d. h. die vom Arbeitgeber dem Arbeitnehmer gewährte Teilnahme an einer solchen, auch wenn damit eine Natural-, nicht eine Geldleistung gemacht wird (684). Die dem Arbeitgeber vielfach gesetzlich auferlegten Leistungen sind nicht wie die Vergütung des Arbeitsvertrags ausdrücklich oder stillschweigend vereinbart. Aber auch Wohlfahrtseinrichtungen, die nicht auf behördlicher Anordnung beruhen, sind keine Vergütung, sie sind Liberalitäten im Rechtssinne, auch wenn sie es im ethischen

oder ökonomischen Sinne nicht sein sollten. Im Gegensatz zur Wohlfahrtseinrichtung ist es der Vergütung eigentümlich, in einem mehr oder weniger bestimmten Verhältnis zum Umfang der Arbeit zu stehen, während der Genuß einer Wohlfahrtseinrichtung dem Arbeitnehmer als solchem, ohne Rücksicht auf den Umfang seiner Arbeitsleistung, zukommt.

Die Naturalvergütung zerfällt in zwei Hauptarten: sie besteht entweder in Konsumtibilien oder in Erwerbsgelegenheit. Sie können auch neben einander vorkommen. Unter den Konsumtibilien sind hier nicht blos körperliche oder durch den Gebrauch verzehrbare Sachen verstanden. Da sie das Leben des Arbeiters zu erhalten, zu fördern, zu schmücken geeignet sind, heißen sie auch Lebensmittel, indem man darunter nicht blos das dem nackten Leben, sondern auch das dem Kulturleben des Menschen Dienliche versteht (690). Hiezu gehören außer Wohnung, Nahrung und Kleidung auch Bedienung, besonders auch Kenntnisse und Fertigkeiten, die der Arbeitgeber als Lehrmeister dem Lehrling als seinem Arbeitnehmer übermittelt.

Bald handelt es sich bei den Konsumtibilien „um Naturalleistungen, die nur für den Arbeitgeber in Person bestimmt sind, bald um solche, die sich auch auf seine Angehörigen erstrecken. Wie die Geldverwaltung in vielen Fällen so bemessen ist, daß mittelst ihrer der Arbeitnehmer, welcher eine physische Person ist, außer dem eigenen auch den Lebensunterhalt seiner Angehörigen bestreiten kann, so kann auch die Naturalvergütung einen Umfang haben, der bei der Konsumtion die Teilnahme der Familie des Empfängers zuläßt und zulassen soll, ohne Rücksicht darauf, ob ihre Glieder auch Arbeitnehmer dessen sind, der jene Vergütung gewährt (694 f.).

Die Erwerbs oder Verdienstgelegenheit ist nur dann Naturalvergütung, wenn ihre Gewährung Gegenleistung für die Arbeit ist, die dem Arbeitgeber geleistet wird. Es darf jedoch nicht mehr als Erwerbsgelegenheit gewährt werden. Der Arbeitnehmer darf das durch seine Arbeit Erworbene

nicht vom Arbeitgeber beziehen. Doch nicht jede Gewährung einer Erwerbsgelegenheit ist Naturalvergütung.

„Oekonomisch betrachtet wird durch jeden Abschluß eines Arbeitsvertrages, wie auch durch jede Vermittlung eines solchen Abschlusses eine Gelegenheit zum Erwerb gewährt, nämlich zum Erwerb der im Arbeitsvertrag vereinbarten Vergütung . . . Keine dieser Gewährungen ist Naturalvergütung. Erwerbsgelegenheit als Naturalvergütung eines Arbeitsvertrages ist nur da vorhanden, wo der vertragsmäßige Entgelt des Arbeitgebers für die Arbeit in der Einräumung der Gelegenheit zum Erwerb besteht. Die Erwerbsgelegenheit aber, die durch den freiwilligen Abschluß selbst oder durch die freiwillige Vermittlung des Arbeitsvertrages verschafft wird, ist augenscheinlich verschieden von der Erwerbsgelegenheit, zu deren Gewährung der Arbeitgeber erst aus dem Arbeitsvertrag verbunden ist“ (701).

Die Erwerbsgelegenheit als Naturalvergütung zerfällt in zwei Unterarten, indem sie sich bald als eine Gelegenheit zum Erwerb von Geld, bald als Gelegenheit zum Erwerb von anderen Konsumtibilien darstellt.

Der Trinkgelderwerb gehört als Erwerbsgelegenheit zur Naturalvergütung. Der Arbeitgeber hat großen Einfluß auf die fragliche Erwerbsgelegenheit, indem er jene Gelegenheit schmälern oder reicher zu gestalten vermag. Die Einräumung einer Erwerbsgelegenheit kommt im Gastwirtschaftsbetriebe auch in einer zweiten Anwendung vor, bei der es sich nicht um Trinkgeld handelt, die Gelegenheit vielmehr durch Kontrakte geregelt ist.

„In Verträgen, welche der Wirt mit solchen Angestellten eingeht, die nicht mit dem Publikum in Berührung kommen, wie der Büffetier oder Schenkkellner, wird nicht selten als Vergütung die Gelegenheit gewährt, aus der Veräußerung des Getränkes für eigene Rechnung Gewinn zu ziehen. Die Belohnung für die Arbeit des Bierausschankes besteht hier in der Ueberlassung der Differenz zwischen der Summe der Preise, die von den Gästen für die dem Faß entnommenen Gläser

bezahlt werden und dem Betrag, den der Büffetier dem Wirt zu entrichten hat . . . Jene Differenz beruht bald auf dem gewöhnlichen Verfahren, den Engrospreis unter der Summe der Detailpreise zu halten, bald darauf, daß der Ausschank so praktiziert wird, daß das Faß mehr Gläser liefert, als sein Nominalgehalt ergibt: man nennt dies Ueberschank" (708). Auch hier liegt Naturalvergütung vor.

Die zweite der unterschiedenen Erwerbsgelegenheiten ist die Gelegenheit zum Erwerb von Lebensmitteln, d. h. Konsumtibilien außer Geld. Sie wird meist durch die Ueberlassung von Land zur Nutzung gewährt. Wo jedoch der Empfänger der Landnutzung Geld dafür zahlen muß, ist nicht Naturalvergütung, sondern Pacht gegeben. Es kann beides auch miteinander verbunden sein. Für diesen Arbeitsvertrag, in dem die Landanweisung als Naturalvergütung auftritt, finden sich Beispiele in Menge und fast in allen Teilen Deutschlands. Diese Naturalvergütung kommt bei allen Kategorien von Landarbeitern vor, bei Knechten, bei freien wie bei gebundenen Tagelöhnern u.s.w. (711).

Dem Unterschied von Natural- und Geldlohn kommt nur ein indirekter Einfluß auf die Unterscheidung von Zeitlohnvertrag und Akkord zu, insofern es Naturalvergütungen gibt, die nicht anders als nach der Zeit bemessen vorkommen; so daß ihretwegen Zeitlohnvertrag, kein Akkord, anzunehmen ist (716). Daraus, daß gewisse Naturalvergütung blos im Zeitlohnvertrag anzutreffen sind, glaubt Lotmar folgern zu dürfen, daß die Ausbildung des Zeitlohnvertrages von jenen Naturalvergütungen ihren Ursprung genommen habe (722).

Wie oben gezeigt wurde, ist das Surrogat der Vergütung die Aufrechnung mit einer Gegenforderung des Arbeitgebers. Die Forderung der Naturalvergütung ist der Aufrechnung entzogen, besonders deswegen, weil der Arbeitgeber, gegen den eine Forderung von Naturalvergütung besteht, nicht leicht seinerseits eine Forderung gegen den Arbeit-

nehmer hat, deren Gegenstand der Naturalvergütung gleichartig ist. Ebenso bereitet die Alimentennatur vieler Naturalvergütungen der Zurückbehaltung Hindernisse. Auch die von der Einbehaltung des Lohnes geltenden Vorschriften stoßen bei Naturallohn auf Schwierigkeiten. Denn es gibt Naturallöhne, deren partielle Einbehaltung faktisch unausführbar ist oder gegen den Sinn verstoßen würde, den der gegebene Naturallohn oder den die Lohneinbehaltung hat. Es wäre widerspruchsvoll oder unmoralisch, eine Einbehaltung von dem zur Deckung des Bedürfnisses Erforderlichen auszubedingen (727). Verwirkung ist bei der Gewährung von Kost und Wohnung nicht möglich.

Während die Geldvergütung stets real teilbar ist, trifft das bei der Naturalvergütung nicht immer zu. Wie die Wohnung und die Beköstigung sind real unteilbar z. B. auch Kleidungsstück, Taschenuhr, Kunstwerk. Wo die Naturalvergütung real unteilbar ist, tritt ideelle Teilung ein. Dies führt zum Miteigentum am Objekt der Vergütung. Vielfach kann nur eine Umrechnung des Naturallohnes in Geld stattfinden (729 f.) Die Versagung der gehörigen Naturalvergütung bildet einen wichtigen Grund der unbefristeten Kündigung.

Der juristische Begriff der Naturalvergütung reicht weiter als der nationalökonomische. Dieser liegt ausschließlich auf dem Gebiet der Naturalwirtschaft; die Gewährung von Erwerbsgelegenheit hat aber sicherlich nichts mit Naturalwirtschaft zu tun. So wenig wie das Naturalwirtschaftliche ist das Patriarchalische etwas der Naturalvergütung im Unterschied von der Geldvergütung Eigentümliches.

„Weder die vollständige noch die partielle Naturallöhnung ist an sich und immer patriarchalisch, wenn man hiebei an etwas Ursprüngliches, Altertümliches, eine persönliche Beziehung der Beteiligten Einschließendes denkt. Diese Merkmale sind vorab in zahlreichen Fällen der Naturalvergütung, die in Gelderwerbsgelegenheit besteht, nicht zu finden“ (733 f.)

Nicht darin, daß die Bäckergesellen Lebensmittel als Vergütung erhalten, liegt das Patriarchalische, sondern darin, daß der Arbeitgeber sie an seinen eigenen Lebensmitteln teilnehmen läßt, wodurch sie einander persönlich näher gebracht werden.

Bei der Vergleichung der Naturalvergütung mit dem Geldlohn fällt die quantitative Unbestimmtheit auf, welche fast allen Arten der Naturalvergütung anhaftet. Zwar kann auch bei der Geldvergütung die Höhe unbestimmt bleiben, allein in den meisten Fällen ist sie fixiert. Dagegen läßt sich die Unbestimmtheit von einigen Arten der Naturalvergütung gar nicht trennen, so besonders von der Erwerbsgelegenheit. Aber auch von den Lebensmitteln gilt das Gesagte.

„Es können z. B. die Nahrungsmittel, die durch Zusage der Kost versprochen sind, nach dem Bedürfnis des Arbeitnehmers quantitativ unzulänglich oder zur Not genügend oder aber reichlich sein" (735).

Auch die qualitative Unbestimmtheit ist etwas der Naturalvergütung vielfach Anhaftendes, sowohl den Konsumtibilien als der Erwerbsgelegenheit. Der Spielraum in der Qualität der Lebensmittel und daraus folgend der Naturalvergütung ist so groß, ist so bedeutend, daß der Arbeitnehmer daran weit stärker interessiert ist als an der ungleich weniger mannigfachen (Währung) Qualität des Geldlohnes. Man sollte demnach nicht erwarten, daß die Gesetzgebung die Qualität des Geldlohnes bestimmt, während sie die der Naturalvergütung ungeregelt läßt. Und doch ist das bei der Gew.O. der Fall (§ 115). Wenn das B.G.B. an Qualität und Kost die Anforderung stellt, daß sie der Rücksicht auf Gesundheit, Sittlichkeit und Religion entsprechen, so kann ohne Zweifel der Arbeitgeber diese so allgemein definierten Pflichten erfüllen und dabei den Arbeitnehmer menschenunwürdig behausen und verköstigen.

„Dies wäre nur dann zu negieren, wenn mit „Sittlichkeit" die ganze Moral, durch welche die Achtung der Menschenwürde

überhaupt gefordert wird, und nicht bloß die sexuelle gem wäre. Daß aber untermenschliche Naturalvergütung von gezählten Arbeitnehmern, besonders weiblichen lautlos ertra wird, rührt von der Bedürfnislosigkeit und Leidensfähigkeit h zu der die in einer Notlage Gebornen durch das Geschick zogen werden" (737).

Jedoch sind auch die Naturalvergütungen einer i Detail gehenden Regelung fähig; das zeigen die Bestimmung die zu Gunsten der überseeischen Auswanderer getroff sind. Eine generelle Regelung durch Gesetz oder Verordnu ist darum notwendig, weil die Qualitätsbestimmung b Schließung des Arbeitsvertrages nur sehr selten ist. Kult widrige Unempfindlichkeit gegen die Qualität oder das Gefü der Ohnmacht des einzelnen Arbeiters verhindern die Au nahme bezüglicher Bestimmungen in den Vertrag. E sprechendes Beispiel bieten die Wohnungsverhältnisse d Landarbeiter (740 ff.).

Eignet dem Geldlohn im Gegensatz zur Naturalvergütun Bestimmtheit, so ist er andererseits in den Händen d Arbeitnehmers äußerst umwandlungsfähig, was von d Naturalvergütung nicht gesagt werden kann, während s wieder in der Hand des Arbeitgebers einen weiten Spielrau hat. Besonders ist dies bei der Aufnahme in die häuslich Gemeinschaft des Arbeitgebers der Fall. Dagegen ist die Land nutzung des Umsatzes in Geld fähig, soweit es der Arbeits vertrag nicht hindert. Wenn demnach auch die Qualität der al Naturalvergütung empfangenen Güter besser sei, als di die der Arbeiter sich mit Geld verschaffen könnte, so ist e doch in der Disposition über den Lohn weit beschränkte als der mit Geld gelohnte Arbeiter.

Ferner, der Empfang des Geldlohnes kostet dem Arbeit nehmer in den meisten Fällen weder Mühe noch Zeit; hin gegen ist bei vielen Arten der Naturallöhnung solche fü den Arbeiter verbunden; so bei der Erwerbsgelegenheit, Lan nutzung, beim Verdienst von Trinkgeld. Verkürzung d

Ruhezeit bringt die in Kost und Wohnung bestehende Naturalvergütung für den Arbeitnehmer mit sich; man denke vor allem an die städtischen Dienstboten, Kellner u. s. w. Des weiteren wird durch die Naturalvergütung der Arbeitgeber in seiner Freiheit und Selbständigkeit meist verkürzt. Das gilt besonders von der gebräuchlichsten Naturalvergütung, Kost oder Wohnung in der Hausgemeinschaft. Daher zeigt die moderne Arbeiterbewegung ein allgemeines Verlangen der Arbeitnehmer nach Abschaffung, und zwar vor allem aus dem Motiv des Dranges nach größerer Selbständigkeit. Auch in der Verpflichtung des Arbeitgebers, die mit Rücksicht auf Gesundheit, Sittlichkeit und Religion des Arbeitnehmers erforderlichen Einrichtungen zu treffen, liegt zugleich ein weitgehendes Recht des Arbeitgebers, weil er dazu ohne Rücksicht auf den Willen des Arbeitnehmers verpflichtet ist. Für diesen erwächst daraus die Pflicht, sich diesen Anordnungen zu fügen (749).

Zeitlich betrachtet steht der Naturalvergütung die Priorität vor der Geldvergütung zu. Indessen der Anfang dieser ist nicht zugleich das Ende jener. Aber doch gewinnt die Geldvergütung Ausbreitung nicht nur neben der Naturalvergütung, d. h. auf Gebieten, die sich neu dem Arbeitsvertrag erschließen, sondern sie verdrängt jene auf einem bisher ihr zustehenden Gebiete. Bei der Zunahme von Maschinerie und Großbetrieb muß noch eine weitere Entwicklung in dieser Richtung stattfinden. „Im Gewerbe ist es leicht ersichtlich, wie zwar der Handwerksmeister im Rahmen der eigenen Haushaltung den paar Gesellen Wohnung und Nahrung innerhalb der Hausgemeinschaft zu gewähren vermag, hingegen der Arbeitgeber des Großbetriebs, der sich Scharen von Arbeitnehmern gegenüber sieht, nicht mehr imstande ist, die nämliche Naturalvergütung zu beschaffen" (751). Selbst in der Landwirtschaft ist das Schwinden auf den Einfluß der Industrie zurückzuführen. Außerdem steht diese Entwicklung auch unter dem unmittelbaren

Einfluß des Kapitalismus, insoferne es der kapitalistische Großgrundbesitzer für viel vorteilhafter hält, den Boden und dessen Ertrag ganz in den Verwertungsprozeß einzubeziehen und den Arbeiter mit Geldlohn abzufinden (751).

Andererseits finden sich auch Tendenzen, die dieser Entwicklung entgegenwirken, indem die Beschaffenheit mancher Arbeitsverhältnisse die Naturalvergütung geradezu begünstigt, z. B. hängt das Wohnen der Bäckergesellen beim Meister mit der Nachtarbeit in der Bäckerei zusammen. Vom Arbeitsverhältnis der Dienstboten in Stadt und Land kann die Naturalvergütung ohne durchgreifende Aenderung der Sitten nicht getrennt werden.

Der letzte (sechste) Abschnitt des umfangreichen Bandes behandelt einen wichtigen Arbeitsvertrag: den Tarifvertrag (755 ff.). Dieser ist darin einzig in seiner Art, daß er nicht von zwei einzelnen Personen geschlossen werden kann, sofern mindestens die eine der Parteien aus einer Mehrheit bestehen muß; häufig findet dies bei beiden Parteien statt. Es wird also in demselben eine Wahrung der Mehrheitsinteressen erstrebt. Von anderen Verträgen unterscheidet er sich juristisch dadurch, daß er weder bei seiner Abschließung von einem Teilnehmer gemacht wird, noch auf Grund seines Abschlusses eine solche Leistung gemacht werden soll. Sein Ziel ist die Regelung künftiger Kontrahierung. Der Tarifvertrag beeinflußt so den Inhalt künftiger Verträge. „Insofern, weil er noch weiteren Verträgen dient, läßt er sich als kollektive Vertragsschließung bezeichnen.

„Lohn- und Arbeitsbedingungen, die wichtigsten Bestimmungen der Leistungen aus dem Arbeitsvertrag, werden zwar nicht im Arbeitsvertrag, aber doch von künftigen Parteien desselben vereinbart, indem nicht, wie im Arbeitsvertrag, der einzelne Arbeitnehmer, sondern die gesammelten Arbeitnehmer dem Arbeitgeber oder den ebenfalls gesammelten Arbeitgebern gegenübertreten" (756).

Gewisse Umstände scheinen seine Anwendung zu begünstigen: wo der eine Kontrahent wegen seiner ökonomischen Schwäche ein Bündnis mit seinesgleichen wünscht; wo die Kontrakte solche sind, an welche für die schwächere Partei die Existenz geknüpft ist; wo endlich vermöge der Aehnlichkeit der ökonomischen Lage auch ohne die kollektive Festsetzung eine gewisse Gleichmäßigkeit der Vertragsbedingungen Platz greifen würde.

Der Tarifvertrag tritt überall nur im Zusammenhang mit dem Arbeitsvertrag auf; kein Typus des letzteren ist so geartet, daß seine Bestimmungen nicht zum Inhalt eines Tarifvertrages gemacht werden könnten. Doch kann er gesetzlich in seiner Anwendung beschränkt sein, oder er ist dadurch ausgeschlossen, daß jede Partei sich stark genug weiß, durch individuelle Uebereinkunft die Arbeitsbedingungen zu regeln. Daher findet er sich fast ausschließlich auf jene Fälle des Arbeitsvertrages beschränkt, bei welchen die ökonomische Ungleichheit der Kontrahenten mit dem Bedürfnis von Schranken der Unterbietung zusammentrifft (757), vorzüglich beim gewerblichen Arbeitsvertrag.

Der Tarifvertrag als solcher ist keineswegs modernen Ursprungs, aber in weiterer Ausdehnung ist er erst in den letzten Jahrzehnten aufgetreten; längere Zeit ist ihm über der Betrachtung der Arbeitseinstellung die Aufmerksamkeit entzogen worden; erst in neuester Zeit ist er zum Gegenstand nationalökonomischer Untersuchung gemacht worden. Juristisch ist er, wie Lotmar S. 759 betont, noch fast gar nicht gewürdigt worden

Damit mehrere Arbeitnehmer einen Tarifvertrag schließen können, müssen sie koaliert sein. Die Koalition kann sich behufs Tarifvertragsschließung bilden, oder sie kann schon vorher bestanden haben (767). Der Tarifvertrag muß von verschiedenen ihm ähnlichen Gebilden unterschieden werden. Er ist vor allem kein Arbeitsvertrag. Dieser besteht aus einer Zusage von Arbeit und einer Zusage von Entgelt.

Im Tarifvertrag dagegen versprechen die Paziszenten einander weder Arbeit noch Vergütung, sondern sie setzen fest, wenn es künftig zum Abschluß von Arbeitsverträgen kommt, diese den im Tarifvertrag vereinbarten Inhalt haben sollen. Der Arbeitsvertrag wird durch Leistung von Arbeit und Entgelt vollzogen. Dagegen wird im Tarifvertrag keiner zu Arbeit oder Vergütung verpflichtet.

„Der Vollzug eines Tarifvertrages besteht nicht in Leistung von Arbeit und Vergütung, sondern darin, daß Arbeitsverträge ausschließlich mit tarifgemäßem Inhalt eingegangen werden. Der Tarifvertrag, der mit einer Mehrheit koalierter Arbeitnehmer geschlossen wird, ist ... ein Vertrag, eine einzige Norm. Wird dagegen von mehreren Arbeitnehmern Arbeit gegen Entgelt versprochen und wäre es auch dem nämlichen Arbeitgeber, so kommen ebenso viele Arbeitsverträge zu stande, als es Arbeitnehmer sind“ (768).

Aber der Tarifvertrag ist auch nicht, wie es scheinen könnte, ein Vorvertrag zu einem Arbeitsvertrag, obwohl mit einem solchen der Tarifvertrag gemein hat, daß sich beide auf künftige Arbeitsverträge beziehen. Der Vorvertrag betrifft bestimmte Individuen, während die wesentliche Regelung eines Tarifvertrages eine generelle ist. Der Tarifvertrag ist auch weder Arbeitsordnung noch Vergleich. Der Weg gegenseitigen Nachgebens braucht beim Tarifvertrag nicht beschritten zu werden. Er ist aber keine Koalition, weil er nicht eine Verabredung oder Vereinigung „zum Behufe der Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen“ (Gew.O. § 152) ist, sondern selbst diese Bedingungen festsetzt.

Daß dem Tarifvertrag Rechtswirkung zukommt, ist außer Zweifel. Denn er verstößt an sich nicht wider die guten Sitten. Und wie die Moral keinen Einspruch gegen seine Rechtswirksamkeit erhebt, so auch nicht das Gesetz. „Denn daß Gew.O. § 152 die Koalition von Klage und Einrede entblößt, hindert die koalierten Arbeiter nicht, einen rechtswirksamen Vertrag mit einem Arbeitgeber . . abzuschließen“

(774). Die Rechtswirkung des Tarifvertrags ist, daß er maßgebend und ergänzend sein soll beim Abschluß der Arbeitsverträge, auch wenn bei Schließung derselben die im Tarifvertrag getroffenen Bestimmungen nicht verlautbart worden sind. Dies zeigt sich u. a. darin, daß, insofern der Arbeitsvertrag durch dispositives Recht geregelt ist, welches vor der Privatdisposition zurücktritt, sich der Tarifvertrag als rechtliche Ergänzung des Arbeitsvertrages dadurch erweist, daß das dispositive Recht auch dann nicht Platz greift, wenn im Arbeitsvertrag nichts Abweichendes vereinbart worden ist (779). Soweit die generelle Verabredung reicht, hat die individuelle vom Tarifvertrag abweichende Verabredung beim Arbeitsvertrag keinen Raum. Man kann dagegen nicht den Grundsatz geltend machen, daß jeder von einem selbstgegebenen Gesetz zurücktreten kann. Denn dieser Grundsatz gilt keineswegs ausnahmslos. Dann aber sind auch die Parteien des Arbeitsvertrages und die Parteien des Tarifvertrags keineswegs identisch: der Arbeitsvertrag wird mit einem Arbeitnehmer, der Tarifvertrag mit einer Mehrheit solcher geschlossen (782). Diese Rechtswirkung des Tarifvertrags findet ein Seitenstück an dem gesetzlich geregelten Verhalten der Arbeitsordnung zum Arbeitsvertrag. Auch diese kann nicht einseitig durch entgegenstehende Arbeitsverträge abgeändert werden.

„Daß die Arbeitsordnung nicht durch einen Arbeitsvertrag durchbrochen und damit teilweise geändert werden kann, ist der Ausfluß eines Prinzips, dem wie die Arbeitsordnung auch der Tarifvertrag unterfällt. Kraft zwingender Analogie beherrscht er die Arbeitsverträge im nämlichen Grade wie die Arbeitsordnung und kann so wenig wie diese durch die Arbeitsverträge beherrscht werden. Das höhere Prinzip ist, daß eine generelle Norm, die im Interesse der schwächeren Kontrahenten ihren Kontrakten den gleichen und im voraus bekannten Inhalt liefern soll, diesen Zweck verfehlt, wenn sie im gegebenen Fall durch den Kontrakt entkräftet werden kann“ (785).

Diese Ansicht scheint nun auch beim Gewerbegericht

Boden zu gewinnen, indem dem Arbeitsvertrag die be
gierende Kraft abgesprochen wird. Dieses Gefühl, durch
Tarifvertrag gebunden zu sein, besitzen denn auch die Partei
besonders die Arbeitgeber, und sie suchen sich deswe
vielfach dem Abschluß von Tarifverträgen zu entziehen. Du
einen tarifwidrigen Arbeitsvertrag bricht der Betreffende s
Wort allen Genossen dessen, mit dem er einen derartigen Arbe
vertrag schließt, und wenn er selbst einer Mehrheit angeh
den eigenen Genossen. Der tarifvertragswidrige Arbe
vertrag verletzt nicht blos die Solidarität, er öffnet auch
auch Unterbietung, der Schleuderkonkurrenz, wie der Ue
wältigung des Isolierten das Thor, welches der Tarifvert
verschlossen hatte und zu verschließen bestimmt war (78
Wenn dagegen der Inhalt einer Arbeitsordnung, der
Gesetzen nicht zuwiderläuft, im Widerspruch steht zu ei
Tarifvertrag, so ist dieser Inhalt keineswegs ungültig. M
könnte nun freilich einwenden, daß der Arbeitgeber mit
tarifvertragswidrigen Bestimmung eine wider die *gu*
Sitten verstoßende Arbeitsordnung und insoweit e
ungültige erlasse. „Diese Moralansicht wird gewiß
Vielen geteilt werden; sie könnte auch gegen die Gültig
eines vom Tarifvertrag abweichenden Arbeitsvertrags
Feld geführt werden. Indessen ist unsicher, ob sie als
herrschende anzuerkennen sei und gegen eine Arbeitsordnu
durchzudringen vermöge, die von der untern Verwaltun
behörde nicht beanstandet worden ist [Gew.O. § 134 f.]' (78
Es wäre daher eine *gesetzliche* Unterordnung der Arbe
ordnung unter den Tarifvertrag zu erstreben.

Bleibt noch die Frage nach dem *Geltungsbereich*
Tarifvertrags zu beantworten. Der *räumliche* Bereich w
große Verschiedenheiten auf (Werkstatt- oder Fabriktarif, Lo
tarif). Den größten Geltungsbereich haben die für das ga
Gebiet des Deutschen Reiches bestimmten (wie der deut
Buchdrucker- und Buchbindertarif). Der *zeitliche* Geltun
bereich des Tarifvertrages ist die Dauer des durch

Vertrag geschaffenen Rechtsverhältnisses. Der Anfang desselben fällt mit dem Abschluß des Vertrages zusammen, wenn nicht ein späterer Anfangstermin verabredet worden ist. Wichtig ist auch die Angabe der Beendigung des Verhältnisses. Der Tarifvertrag ist seiner Natur nach auf Dauer berechnet. Andererseits werden seine Bestimmungen mit Rücksicht auf den Stand des Marktes zur Zeit des Vertragsschlusses getroffen. Den kleineren Schwankungen soll durch ihn vorgebeugt werden. Doch dieses Verhältnis ohne Rücksicht auf Marktlage endlos fortdauern zu lassen, liegt nicht im Willen seiner Urheber. Die Gesetze haben sich mit der Vertragszeit beim Tarifvertrag bisher nicht befaßt (792). Außerdem gehört zu den Erfordernissen des Tarifvertrags noch der persönliche Geltungsbereich. Welche Personen innerhalb des zeitlichen und räumlichen Bereichs werden hievon betroffen? Da der Arbeitsvertrag ein zweiseitiges Rechtsgeschäft ist, so muß sich die Rechtswirkung des Tarifvertrages auf beiden Seiten des Arbeitsvertrages äußern. Wenn ein Teil außerhalb des persönlichen Geltungsbereiches steht, so findet ein solcher Arbeitsvertrag nicht notwendig seine Norm an dem bestehenden Tarifvertrag, sondern nur, wenn die Parteien es beabsichtigen. Wenn auch nur eine der Parteien außerhalb des Tarifvertrages steht, kann ein tarifwidriger Vertrag zustande kommen. In diesen persönlichen Bereich gelangt niemand ohne sein eigenes Zutun. Man tritt in denselben entweder durch Selbstkontrahieren oder durch Stellvertretung. Ersteres vollzieht sich leichter auf Arbeitgeber- als auf Arbeitnehmerseite, weil auf dieser häufig eine große Personenzahl steht. Die Stellvertreter sind entweder nur dies oder auch Selbstkontrahenten.

Die Willenserklärung des Vertretenen an den Stellvertreter kann vor oder nach dem gültigen Abschluß des Tarifvertrages erfolgen. Im ersten Falle ist sie Vollmacht oder Genehmigung, wenn sie nach der Kontrahierungstätigkeit des Vertreters erfolgt. Wenn sie nach Abschluß

des Tarifvertrages erfolgt, ist sie Beitritt oder nachträgliche Genehmigung. Liegt ein Verbandtarif vor, so erfolgt der Beitritt stillschweigend durch den Eintritt in den Verband. „Die Schöpfer eines Tarifvertrages sorgen nicht blos für diejenigen, welche sich an seiner Abschließung beteiligen, sie bieten auch den später Kommenden die Hand" (799).

Damit ist der reiche Inhalt des vorliegenden Bandes gekennzeichnet. Daß die Besprechung etwas umfassender geraten durfte, ja geraten mußte, ist nicht allein durch den großen Umfang des Buches bedingt — dasselbe ist vielleicht manchenorts zu breit geraten und wäre eine gedrängtere Behandlung wünschenswert gewesen — sondern vor allem wegen der *Wichtigkeit und Bedeutung*, die der Arbeitsvertrag im Leben der heutigen Menschheit besitzt (und insbesondere in dem hier erörterten weiteren, über den gewerblichen Arbeitsvertrag hinausgehenden Sinn) und wegen der *Gründlichkeit und Allseitigkeit*, mit der der bedeutungsvolle Gegenstand behandelt wird. Diese Arbeit ist um so dankenswerter, als der Arbeitsvertrag bisher nur einseitiger Weise nach nationalökonomischen Gesichtspunkten gewürdigt, die sittliche und rechtliche Seite desselben allzusehr in den Hintergrund gerückt wurde. Das beklagt nicht blos der Verfasser in seinem Buche wiederholt, das tadelte schon vor ihm *Flesch* in seiner ausgezeichneten Schrift „Zur Kritik des Arbeitsvertrages". Eine solche umfassende Darstellung des Arbeitsvertrages auf Grund der weitschichtigen Gesetzgebung, die dafür in Betracht kommt, darf ein monumentales Werk genannt werden. Auch der Nationalökonom und der Sozialpolitiker, insbesondere der Mann der Praxis, der mit der Gesetzgebung in Fühlung stehen muß, wird aus dem Studium des Werkes reichen Gewinn ziehen.

Was die Arbeit weiter auszeichnet, ist einmal die *Sympathie*, welche der Verfasser den Bedürfnissen insbesondere der gewerblichen Arbeiter entgegenbringt. Ohne daß seine Darstellung eine einseitige Parteinahme bedeuten

würde, läßt ihn seine arbeiterfreundliche Gesinnung die Stellung der Gesetzgebung zum (gewerblichen) Arbeitsvertrage doch in erster Linie unter dem Gesichtspunkte des Wohles und Wehes der arbeitenden Klassen betrachten. Keine Engherzigkeit, keine juristische Spitzfindigkeit, die die Gesetzgebung nach dem Interesse der „herrschenden“ Klassen beurteilte. Unverkennbar äußert sich diese arbeiterfreundliche Gesinnung Lotmars in der Kritik der geltenden Gesetze, wo sie den unbestreitbaren berechtigten Bedürfnissen der gewerblichen Arbeitnehmer nicht vollkommen Rechnung tragen, und in zahlreichen Hinweisen, wie die Gesetzgebung im Interesse der Arbeiter einer Korrektur oder Erweiterung und Ergänzung bedarf.

Sodann aber verdient volle Anerkennung die Rücksichtnahme auf die Moral, welche an zahlreichen Stellen des Werkes durch eine weitgehende Interpretation des durch „die gute Sitte Geforderten“ hervortritt. Lotmar vertritt keinen bloß formal legalen Standpunkt, der sich an der buchstäblichen Deutung der Gesetze genügen läßt, sondern er will Sittlichkeit und Religion im ganzen Arbeitsverhältnis in weitestem Umfange berücksichtigt wissen. Freilich liegen solche Gesichtspunkte mehr an der Peripherie der dem Verfasser gesteckten Aufgabe, so daß er sich mit gelegentlichen Hinweisen begnügen mußte.

Ein eingehendes Quellen- und Sachregister — letzteres von Fritz Lotmar angelegt — (S. 800—821) beschließt den ersten Band des hochwichtigen Werkes; Berichtigungen und Nachträge sind dem sehr genauen Inhaltsverzeichnis angefügt.

Straßburg. Dr. F. Walter.

XL.

Das Ergebnis der italienischen Konfessionszählung vom 10. Februar 1901.

Während eines Zeitraumes von 30 Jahren hat in Italien keine amtliche Konfessionszählung stattgefunden. Die erste Konfessionszählung nach der Vereinigung sämtlicher italienischer Staaten zu einem einheitlichen Ganzen fand am 31. Dezember 1871 statt. Bei der Volkszählung von 1881 wurde die Frage nach dem Religionsbekenntnis nicht allgemein an die ganze Bevölkerung gestellt, sondern es wurde auf indirektem Wege nur die Zahl der Nichtkatholiken durch Verteilung von Fragebogen an die Geistlichen protestantischen und jüdischen Bekenntnisses zu ermitteln gesucht. Im Jahre 1891 wurden die für die Durchführung einer allgemeinen Volkszählung erforderlichen Geldmittel vom italienischen Parlamente nicht bewilligt und es fand daher überhaupt keine Zählung statt. So konnte es den Anschein haben, als werde die erste Konfessionszählung von Gesamtitalien zugleich die letzte sein und der französisch-englische Grundsatz der Nichtberücksichtigung des Religionsbekenntnisses auch von der amtlichen italienischen Statistik adoptiert werden. Erfreulicherweise ist aber die letztere, die in dem Statistiker L. Bodio einen vorzüglich qualifizierten obersten Leiter[1]) besitzt, bei der Zählung vom 10. Februar 1901, für welche ihr reichlichere

1) Direktor des italienischen Statistischen Bureaus ist jetzt C. de Negri. Bodio ist Präsident der Statistischen Zentralkommission.

Mittel zur Verfügung gestellt waren, zu dem Verfahren von 1871 zurückgekehrt und hat neben Geschlecht, Alter, Zivilstand und Beruf auch das Religionsbekenntnis zum Gegenstand einer allgemeinen Erhebung gemacht.

Das Ergebnis liegt jetzt in Band IV des amtlichen Quellenwerkes „Censimento della popolazione del Regno d'Italia al 10 Febbraio 1901"[1]) im Druck vor. Wir entnehmen daraus (S. 330) die folgende Tabelle über die Verteilung der Konfessionen auf die einzelnen Landesteile, bei der wir jedoch die für das männliche und weibliche Geschlecht und für Personen unter 15 Jahren und über 15 Jahren getrennt angegebenen Zahlen zusammengezogen haben.

Landesteile	Katholiken	Protestant.[2])	Griechisch Schismatische	Israeliten	Anderer Religion	Religionslose	Ohne Angabe
Piemont	3'244,791	25,164	44	5,440	10	1,639	40,313
Ligurien	1'041,276	9,016	362	1,349	199	3,274	21,997
Lombardei . . .	4'201,521	6,913	168	4,621	10	5,929	63,566
Venetien	3'096,790	1,589	289	4,242	4	716	30,837
Emilia	2'356,217	1,089	21	3,585	2	7,316	76,805
Toscana	2'464,450	6,240	102	6,253	6	5,040	67,051
Marken	1'031,503	208	3	1,636	2	1,895	25,508
Umbrien	649,166	340	2	186	1	700	16,815
Latium (Rom)	1'162,090	5,164	315	7,480	38	2,953	18,869
Abruzzen . . .	1'389,116	892	13	127	1	337	42,065
Campanien . .	3,066,145	3,249	258	394	33	816	89,553
Apulien	1'898,318	1,405	104	83	6	1,731	58,021
Basilicata . . .	466,145	95	2	8	—	54	24,401
Calabrien . . .	1'308,849	564	81	38	1	312	60,363
Sizilien	3'394,030	3,318	696	115	19	3,055	128,566
Sardinien . . .	760,456	349	12	60	6	325	30,546
Kgr. Italien .	31'539,863	65,595	2472	35,617	338[3])	36,092	795,276

1) Roma, Tipografia nazionale, 1904.

2) Einschließlich der Waldenser.

3) Davon 280 Mohamedaner, 56 Buddhisten, 1 Brahmine, 1 Kopte.

Auffallend ist an dieser Uebersicht vor allem die große Zahl der Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses. Es wäre aber durchaus verfehlt, wenn man diese Hunderttausende als Atheisten oder Religionslose ansehen wollte. Die Zahl der Religions- und Konfessionslosen beträgt in Italien nur 36,092. Wenn also bei der Unterlassung der Angabe des Religionsbekenntnisses die Absicht maßgebend gewesen wäre, damit die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft in Abrede zu stellen, so würden sich die betreffenden Personen zu dieser Gruppe der Religionslosen bekannt haben. Es scheint vielmehr, daß das Vorurteil der Franzosen und Engländer gegen eine amtliche Feststellung des Religionsbekenntnisses auch in weiten Kreisen der italienischen Bevölkerung um sich gegriffen hat, wenn auch die Regierung, wie oben hervorgehoben wurde, und die große Masse des Volkes sich davon nicht haben beeinflussen lassen. Ja, man könnte sogar versucht sein anzunehmen, daß das überraschende und mit den früheren Zählungen keineswegs in Einklang stehende Ergebnis in einer planmäßigen Agitation gegen die Angabe des Religionsbekenntnisses seinen Grund habe. Denn wenn man die in dem genannten Quellenwerke (S. 306—329) wiedergegebenen eingehenderen Nachweise für die einzelnen Bezirke und für die Gemeinden mit über 15000 Einwohnern genauer untersucht, so findet man, daß sich die Unterlassung der Angabe der Hauptsache nach auf gewisse Centren beschränkt, während andererseits in weit ausgedehnten Landesteilen nur vereinzelte Fälle einer solchen Angabeverweigerung vorkommen.

In erster Linie sind es Großstädte, in denen die Frage nach dem Religionsbekenntnis häufig unbeantwortet geblieben ist. So kamen auf Palermo 15109, auf Mailand 10639, auf Livorno 8676, auf Florenz 7812, auf Neapel 7349 Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses. (Dagegen auf Rom nur 5236 und auf Venedig nur 1329.) Aber auch Städte von mittlerer Größe

und mitunter ganz unbedeutende Städte weisen sehr beträchtliche Zahlen auf. In Ancona z. B. zählte man unter 56 835 Einwohnern 4680 Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses, in Forli unter 43 708 Einwohnern 4904 und in der kleinen Stadt Massa Marittima 3437 unter einer Gesamtbevölkerung von nur 18 462 Seelen. Die absolut und relativ höchste Ziffer jedoch wird erreicht in Ravenna, wo auf 64 031 Einwohner 24 044 Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses kamen, mithin mehr als ein Drittel der gesamten Bevölkerung.

Es ist sehr zu bedauern, daß das berechtigte Bestreben der italienischen Statistik, die religiöse Zusammensetzung des italienischen Volkes genau festzustellen, zum Teil vereitelt worden ist durch ein Vorurteil, das man nur als ein unbegründetes bezeichnen kann. Wir Deutschen betrachten es als etwas ganz Selbstverständliches, daß neben Geschlecht, Alter, Zivilstand, Staatsangehörigkeit und Beruf auch das Religionsbekenntnis bei der Volkszählung angegeben wird, da letzteres doch ein mindestens ebenso wichtiger Faktor im gesellschaftlichen Leben ist, wie die vorgenannten persönlichen Merkmale. Die Franzosen und Engländer wollen darin eine Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit, einen Eingriff in die individuelle Rechtssphäre des Einzelnen sehen. Allein es ist schlechterdings nicht zu verstehen, wie durch Angabe des Religionsbekenntnisses auf der Zählkarte die Gewissensfreiheit und das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen auch nur im mindesten geschmälert werden könnte.

Uebrigens mag in vielen Fällen die wenig geeignete Form der offiziellen Fragestellung die Unterlassung der Beantwortung verschuldet haben. Die Frage bezüglich des Religionsbekenntnisses lautete: „Chi appartiene ad un culto, dica qual'è“ — „Wer einer (bestimmten) Kultusgemeinschaft angehört, gebe an, welcher“. Es konnte das möglicherweise so verstanden werden, als ob die Beantwortung oder Nicht-

beantwortung dieser Frage in das Belieben des Einzelnen gestellt sei.

Daß aber die Annahme, die genannten 795,276 Personen hätten sich durch Unterlassung der Angabe des Religionsbekenntnisses als nicht mehr zur offiziellen Staatsreligion[1]) gehörend bezeichnen wollen, keinenfalls zutrifft, geht ganz klar daraus hervor, daß sich in dieser Summe nicht weniger als 514,532 Kinder unter 15 Jahren befinden, die doch wohl kaum die Absicht gehabt haben werden, bei Gelegenheit der Volkszählung ihren Austritt aus der Landeskirche kundzugeben. Ebensowenig dürften ihrer überwiegenden Mehrzahl nach die 141,925 weiblichen Personen im Alter von über 15 Jahren mit einer solchen Erklärung einverstanden sein. Es bleiben also höchstens 138,819 männliche Personen im Alter von über 15 Jahren, bei denen man allenfalls die Unterlassung der Angabe des Religionsbekenntnisses als einen Ausdruck der Abneigung oder der Gleichgültigkeit gegen die offizielle Staatsreligion ansehen könnte. Aber selbst bei diesen halten wir aus den oben angeführten Gründen eine derartige Schlußfolgerung nicht für berechtigt.

Noch in einer andern Beziehung müssen die Ergebnisse der letzten italienischen Volkszählung als auffallend bezeichnet werden. In protestantischen Zeitungen, Zeitschriften und kirchlichen Jahresberichten ist in den letzten Jahrzehnten viel von den Erfolgen der evangelischen Mission oder, wie man das im Gegensatz zur Heidenmission zu bezeichnen pflegt, des „Evangelisationswerkes“ in Italien die Rede gewesen. So heißt es z. B. in Schneiders Kirchlichem Jahrbuch auf das Jahr 1903:[2]) „Das Evangelisationswerk schreitet in

---

1) Das ist nach dem Wortlaut der italienischen Verfassung die katholische.

2) Gütersloh 1903, S. 217. Das genannte Jahrbuch ist die beste Quelle für eine fortlaufende Orientierung über die kirchliche

Italien rüstig vorwärts. Die „Waldenserkirche", die „Evangelische Kirche Italiens", Baptisten, englische Wesleyaner und bischöfliche Methodisten arbeiten seit der Gründung des „Evangelischen Kirchenrats Italiens", der etwa 250 Gemeinden an 220 verschiedenen Orten des italienischen Königreichs umfaßt, mit vereinter Kraft an der Evangelisation Italiens.

„Die Waldenserkirche sieht heute mehr denn je die Erfüllung ihres Wahlspruches „Lux lucet in tenebris" (das Licht leuchtet in der Finsternis). Das von ihr betriebene Evangelisationswerk hat von Jahr zu Jahr herrlichere Erfolge. . . ." Für das Jahr 1901 geben allein die Waldenser die Zahl der in ihre Gemeinschaft neu aufgenommenen Mitglieder auf 1116 an.[1]) Da außerdem unter den 61,415 in Italien gezählten fremden Staatsangehörigen sich eine sehr beträchtliche Anzahl von protestantischen Deutschen,[2]) Schweizern, Engländern und Amerikanern befindet und nicht weniger als 458 protestantische Geistliche[3]) zur Zeit in Italien tätig sind, sollte man annehmen. daß die Zahl der Protestanten in Italien gegenüber den früheren Zählungen bedeutend gewachsen sein müsse. Das ist aber keineswegs der Fall, wie ein Vergleich der beiden amtlichen Zählungen von 1871 und 1901 unzweifelhaft ergibt. Wir entnehmen

---

Statistik der evangelischen Landeskirchen Deutschlands und bietet auch viel Material bezüglich der Evangelisation im Ausland und der Heidenmission.

1) Kirchliches Jahrbuch, Hagen 1904, S. 230.

2) Es giebt in Italien zur Zeit 10 deutsch-evangelische Gemeinden in Bergamo, Florenz, Genua, Livorno, Mailand, Messina, Neapel, Rom, San Remo und Venedig. Außerdem sind an 13 anderen Orten für den Winter Predigerstationen eingerichtet. Jahrbuch 1904, S. 236.

3) The Statesman's year-book, London 1904, p. 825. Der dort gewählte Ausdruck „pastors and ministers" legt die Vermutung nahe, daß in dieser Zahl auch nicht ordinierte Religionsdiener einbegriffen sind.

zu diesem Zwecke dem italienischen Statistischen Jahrbuch[1] die folgende Tabelle über die Ergebnisse der Konfessionszählung von 1871.

Landesteile	Religionsbekenntnis am 31. Dezember 1871			
	Katholiken	Protestanten	Israeliten	Andere
Piemont	2'869,521	22,259	6,381	1,4[illegible]3
Ligurien	841,183	1,618	436	5[illegible]5
Lombardei . . .	3'444,454	4,881	2,891	8,8[illegible]5
Venetien	2'633,662	905	5,227	3,0[illegible]3
Emilia	2,090,557	4,607	4,994	5,6[illegible]0
Umbrien	547,415	259	127	1,8[illegible]0
Marken	910,560	242	2,336	2,281
Toscana	2'122,231	3,184	7,877	9,253
Latium (Rom)	823,787	4,146	4,827	3,944
Abruzzen[2] . . / Campanien . . / Apulien . . . . / Basilicata . . . / Calabrien . . .	7'158,194	9,522	236	7,359
Sizilien	2'572,933	6,755	14	4,397
Sardinien . . .	636,182	273	10	195
Kgr. Italien .	26'658,679	58,651	35,356	48,468

Die Zahl der Protestanten in Italien ist also von 58,651 im Jahre 1871 auf 65,595 im Jahre 1901 gestiegen, was (unter Berücksichtigung des ungleichen Datums der Zählungen) einer jährlichen Vermehrung um 239 Seelen oder 0,4 Prozent gleichkommt. Bei der Zählung von 1881 wurden, wie oben bemerkt, die protestantischen Prediger

1) Annuario Statistico Italiano. Anno I. Parte prima, Roma 1878, p. 44.

2) Im Statistischen Jahrbuch ist nur die Gesamtzahl für sämtliche Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel mit Ausnahme von Sizilien angegeben.

aufgefordert, selbst die Zahl ihrer Gemeindeglieder fest zustellen. Es ergab sich bei dieser Untersuchung eine Gesamtzahl von 62,000 Protestanten, von denen 22,000 der Waldenserkirche, 10,000 der Evangelischen Kirche Italiens und 30,000 ausländischen protestantischen Religionsgemeinschaften angehörten. In den folgenden zwei Jahrzehnten hat sich ihre Zahl nur um 3595 (also jährlich ungefähr um 180, vermehrt. Wenn nun die Protestanten wirklich so viele Katholiken in ihre Gemeinschaft aufgenommen haben, wie sie angeben, — und es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln — so müssen sie noch mehr an die Katholiken oder an die Religionslosen verloren haben, da sonst ihre Zahl vermöge der natürlichen Vermehrung und der beträchtlichen protestantischen Einwanderung viel stärker gewachsen sein würde.

Daß unter den Personen ohne Angabe des Religionsbekenntnisses sich eine irgendwie erhebliche Zahl von Protestanten befinden sollte, ist ganz ausgeschlossen, denn eine kleine konfessionelle Minorität und zumal Konvertiten pflegen die Religion nicht als eine Sache anzusehen, die eine Angabe nicht verdient. Aber sind vielleicht unter den Scharen von italienischen Auswanderern, die alljährlich, durch die Noth getrieben, ihr Vaterland verlassen, die Protestanten besonders zahlreich vertreten? Die Statistik gibt darüber keine Auskunft, wahrscheinlich ist es jedoch nicht, da die reichen englisch amerikanischen Missionsgesellschaften, die in allen größeren Städten Italiens Schulen und Wohltätigkeitsanstalten errichten, sich gewiß in erster Linie ihrer Glaubensgenossen annehmen würden, wenn diese in Not gerieten.

Vergleicht man die Zahlen der Protestanten in den einzelnen Landesteilen bei den Zählungen, so zeigt sich eine erhebliche Vermehrung nur in Ligurien, der Lombardei und Toskana, wogegen in Süditalien, Sizilien und besonders in der Emilia ein bedeutender Rückgang zu beobachten ist. Da sich Gewinn in dem einen Landesteil und Verlust in dem

andern ungefähr decken, so wird man wohl nicht fehlgehen, wenn man diese Verschiebungen auf innere Wanderungen zurückführt, die auch in anderen Staaten als Hauptursache der lokalen Verschiebungen der Konfessionen sich erwiesen haben. Besonders dürfte der Rückgang des evangelischen Elementes in der Emilia und die Zunahme in dem benachbarten Toskana auf einen solchen gegenseitigen Austausch zurückzuführen sein. Dagegen hat in Ligurien das starke Wachsthum der deutsch-evangelischen Gemeinden in Genua und San Remo und vor allem die rührige Proganda der Waldenser zur Vermehrung der Protestanten beigetragen. Ueberraschend ist die geringe Zunahme der Protestanten in Rom und Latium. Sie beträgt nur 1018 Seelen in dreißig Jahren. Wenn man bedenkt, wie viele protestantische Missionsgesellschaften dort mit einem großen Aufwand an Kräften an der Arbeit sind, so ist das gewiß ein minimaler Erfolg.

Ein abschließendes Urteil über die Gründe der geringen Zunahme der Protestanten in Italien läßt sich bei der Dürftigkeit des statistischen Materials zur Zeit noch nicht geben. Vielleicht gelingt es den protestantischen Religionsgemeinschaften, die ja das nächste Interesse an der Aufklärung dieser auffallenden Tatsache haben, durch ihre Organe die Lücke auszufüllen, die die amtliche Statistik hier gelassen hat.

H. A. Krose S. J.

L.

Ein Jubiläum in Blut und Leiden.

Im laufenden Jahr feiert das armenische Volk das Jubiläum eines Ereignisses, welches für die Bewohner des Euphrat- und Araxeslandes von der größten Bedeutung ist, aber auch in den Annalen des christlichen Kulturlebens überhaupt mit Ruhm verzeichnet zu werden verdient. Dieses Ereignis ist die Erfindung der armenischen Schriftzeichen durch den gelehrten Priester Mesrop und die Benützung dieser Erfindung zur Schaffung einer armenischen Liturgie und Literatur durch den großen Katholikos Sahak III. und die Schule der Uebersetzer.

Die armenischen Gelehrten berechnen als Zeit dieser Begebenheit das Jahr 404 n. Chr., so daß der Tag zur 1500jährigen Jubelfeier des Ereignisses gekommen ist.

Die näheren Umstände, Geschichte und Sage dieser Schrifterfindung, ebenso die Frage nach den Prototypen der armenischen Schriftzeichen sollen hier nicht weiter erwogen werden. Der Verfasser dieser Zeilen hat sich hierüber anderswo [1]) ausführlich verbreitet.

---

1) Die katholische Kirche in Armenien, ihre Begründung und Entwicklung vor der Trennung. Freiburg i. B., Herder, 1903. S. 392. (Ueber dieses Werk werden wir noch näher berichten. D. Red.)

Die besten Gründe nationaler Dankbarkeit und d nationalen Ehrgefühls verbinden sich für das armenis Volk zum Antrieb, die Erinnerung an die genannten g stigen Errungenschaften freudig und festlich zu begehen. D Schöpfung Mesrops hat die armenische Nation unter d Völkern des Altertums an die römische, lateinische u syrische als vierte christliche Literaturnation angereiht. nennt eine, wenn nicht durch hohes Alter (5. Jahrhunder so doch durch ihre Güte ausgezeichnete Bibelübersetzung a erstes größeres Werk der erwachten literarischen Tätigk ihr eigen. Was eifrige Federn zuvor in griechischer u syrischer Sprache niedergelegt hatten, wurde durch Uebe setzung Eigentum des so lebhaft am Christentum geistig interessierten Volkes und in einzelnen Fällen nur durch diese Uebersetzung für die Wissenschaft gerettet. Bald entstanden selbständige Werke, vorzüglich theologischen und geschichtlichen Inhalts. Auch Leistungen auf dem poetischen und den schulmäßigen Wissensgebieten fehlen nicht. In ununterbrochenem Fortgange wurde seither nationales literarisches Leben gepflegt. Auf dem Ostrande der christlichen Welt war Armenien als christliches Staatswesen zum Kulturvolk geworden, um als solches auf seinem Gebiete christliche Gesinnung zu hüten und dem Osten zu verkünden.

Im kirchlichen Leben blühte eine im Anschluß an die syrischen und griechischen Vorbilder geschaffene armenische Liturgie und ein eigener armenischer Ritus heran. Beide, Wissenschaft und Kirchentum in katholisch-hierarchischer Ordnung, verbanden sich, dem armenischen Volk ein Lebensgebiet nationaler Eigenart und damit eine Grundlage nationalen Fortbestandes zu sichern, als es unter persischem und türkischem Joch aufhörte, ein selbständiges Staatswesen zu bilden.

Als am christlichen Geist gewonnene Errungenschaft voll reicher Segnungen besitzt das Jubiläum der armenischen Schriftenfindung mehr als nationale Bedeutung. Es ist die Erinnerungsfeier einer christlichen Kulturtat überhaupt, die,

wenn sie auch ihre Wirkung nur innerhalb einer einzelnen, nicht allzu volkreichen Nation ausübt, doch ein glanzvolles Zeugnis dafür ist, daß das Christentum zum Wecker und Hüter kultureller Tätigkeit wird, wo es seinen Fuß hinsetzt, und wo es von einem hochsinnigen Volke sachgemäß erfaßt wird.

Man darf sich in der katholischen Kirche diese Erinnerung nicht durch die Ansicht trüben lassen, daß die Erfindung der armenischen Schrift als Grundlage der nationalen Liturgie ein Mittel zur Trennung der armenischen Christen von der großen katholischen Weltkirche geworden sei. Von dieser Tendenz ist die Schöpfung der armenischen Liturgie freizusprechen.[1])

Gebührt dem Gedanken, die Herstellung der armenischen Schrift zum Gegenstand einer Jubiläumsfeier zu machen, im christlichen wie im kulturhistorischen Sinne die Anerkennung des eigenen Volkes wie des christlich kirchlichen Gelehrtentums überhaupt, so ist die Art und Weise, wie das Jubiläum begangen werden soll, nicht minder der vollen Zustimmung der interessierten Kreise würdig. Die armenischen Gelehrten von Etschmiadzin haben den großen Plan gefaßt, das 1500. Jahr seit der nationaeln Schrifterfindung dadurch zu begehen, daß sie das in dieser Schrift und in armenischer Sprache aufgespeicherte Wissensgut der Vorzeit in einer großen kritischen Gesamtausgabe herausgeben. Die Leitung des Unternehmens ist den bewährten Kräften der Herren Garegin Josephean, Galust Ter-Mkottschian und Stephan Malchaseanths anvertraut.[2]) Wodurch könnte der denkwürdige Tag angemessener begangen werden, als durch dieses wissenschaftliche Unternehmen, welches als die würdigste Fortsetzung der einst von Sahak III. und Mesrop inaugurierten wissenschaftlichen Tätigkeit erscheint, bezw. die

1) S. Weber, Die katholische Kirche in Armenien, S. 482.

2) Vgl. Liter. Rundschau, 29. Jahrg. 1903, S. 162, und Handess Amsoreah 1903.

damals und seither ausgestreuten Samenkörner in Gar[...] zur Ernte sammelt.

Jubelfeiern sind Freudenfeiern. — Für die armenisch[e] Nation ist aber das ehrenvolle Jubiläum mit Bitterkeiten durchtränkt worden, die um so herber auf der Volksseele lagern müssen, je edler und verdienstlicher der Gegenstand des Jubiläums ist und je gerechter und selbstverständlicher der Anspruch ist, daß die christlichen Nationen dasselbe mit ihrer Teilnahme begleiten und im Besondern des einzelnen Volkes zugleich das allgemein Christliche und allgemein Kulturelle erkennen und werten.

Wie die Nacht zum Tag hebt sich gegen den hochsinnigen Plan der armenischen Gelehrten von Etschmiadzin der Anschlag der russischen Regierung auf das armenische Kirchenvermögen ab. Denn die russische Regierung beschloß bekanntlich, dasselbe unter ihre Verwaltung zu stellen. Das kommt einer Säkularisation nahe; sicherlich will sich die Staatsregierung bei der Teilung der jährlichen Erträgnisse nicht mit der Ehre eines treuen Verwalters begnügen. Die Erinnerung an den russisch-japanischen Krieg kann die Befürchtung nur vermehren, daß bei der Verwaltung dieses Kirchenvermögens durch die staatlichen Organe die kultischen und literarischen Bedürfnisse der armenischen Kirche nicht die beliebtesten Zwecke sein werden.

Ungleich schmerzlicher, ja zur Verzweiflung treibend sind die blutigen, greuelhaften Verfolgungen der Armenier in der Türkei durch die als Hamidiehs zu irregulären Truppen organisierten und autorisierten muhamedanischen Kurdenstämme, welche das südliche und östliche Stammgebiet des armenischen Volkes zahlreich durchsetzen und seit 1894 wahrhaft zu Schlächtern des armenischen Volkes geworden sind. Die türkische Zensur hatte allen Grund die Ausbreitung der Nachrichten über Zahl und Umfang der im armenischen Volk angerichteten Blutbäder nach Kräften zu verhindern. Die Angaben der türkischen Behörden, vielfach

auf erzwungenen [1]) Zeugnissen oder tendenziös vorgenommenen Untersuchungen beruhend, lassen demgemäß die Wirkungen der Kurdenüberfälle auf die armenische Bevölkerung als nicht so verheerend erscheinen, wie sie tatsächlich sind. Europäische Berichterstatter entwerfen von denselben aber ein Bild, das seine Beschauer nur mit größter Entrüstung erfüllen kann.

Bernstein gibt in seiner Broschüre: „Die Leiden des armenischen Volkes" [2]) Zahlenangaben nach Begsius. Denselben zufolge haben die Armeniermetzeleien durch die Kurden in den letzten Monaten des Jahres 1895 über 82,748 Opfer gekostet. Rohrbach [3]) schätzt die Opfer der Metzeleien im allgemeinen auf 200,000 bis 250,000 Menschen. In denselben Vilajets, in welchen diese furchtbaren Blutopfer gefordert wurden, zählte die Statistik 2493 eingeäscherte Dörfer und Städte, und 546,000 übrig gebliebene armenische Bewohner sahen sich in die äußerste Not versetzt.

Der eben genannte deutsche Reisende Paul Rohrbach hat um die Jahrhundertwende ganz Armenien bereist. Seine Schilderungen entsetzen ebenso sehr durch die Mitteilung von Grausamkeiten, welche an den christlichen Armeniern begangen werden durften, als durch die Beschreibung der schrecklichen Wirkungen, welche die Metzeleien auf den Wohlstand jener Gegenden und die Zahl der Bevölkerung ausgeübt haben. Man hatte es bei den Angriffen vorzugsweise auf die junge armenische Mannschaft, die Wehrkraft, und die reichen kapitalkräftigen Volksglieder abgesehen, die für das Volk ebenso kräftige Stützen, als für die Kurden dankbare Plünderungsobjekte waren. „Die heutige Mittagsrast", so schreibt Rohrbach [4]) unter dem Datum: Kendranz, den 29 August 1898,

1) Vergl. Rohrbach, vom Kaukasus zum Mittelmeer, S. 125, 142.
2) Berlin 1902.
3) Vom Kaukasus zum Mittelmeer. Leipzig u. Berlin 1903. S. 159.
4) A. a. O. S. 74.

„bot ein erschütterndes Bild, das schrecklichste, was wir bishe gesehen haben. Vor zwei Jahren hatten die Kurden da Dorf überfallen und sich das Wort gegeben, jedes weiblich Wesen im Ort vom fünften Jahre aufwärts zu vergewaltiger die kräftigen Männer aber zu erschlagen. Es waren fa nur noch Greise, Weiber und Kinder zu sehen, alles aber i einem Zustand so furchtbaren äußersten Elends verkommer in erbarmungswürdige Lumpen gekleidet, so scheu, vergräm und hungrig, daß uns das Herz weh tat. Und das wa hier bis zu den Massakres eine blühende Ortschaft gewesen wie der ganze Landstrich um den [Wan] See. Jetzt ist alle geraubt, alle Ertragsfähigkeit zerstört; alles Besitztum i von dem gewaltigen Kurdenhaufen, der das Dorf in de Schreckenszeit überfiel, fortgeschleppt worden".

Die Reise am selben Wansee führte Rohrbach [1]) einer greisen armenischen Priester entgegen: „Die Vorderzähn fehlten ihm und seine Handgelenke waren zerrissen und mi schrecklichen Narben bedeckt. Die Kurden hatten ihn mi scharfen Fesseln auf ein liegendes Kreuz gebunden und ih dann barbarisch mißhandelt: den Bart ausgerissen, die Zähn eingeschlagen und eine noch viel schrecklichere Manipulatio begonnen, als sie durch einen Zufall bewogen wurden, vo ihm abzulassen. Was sie aber bei ihm nicht zur Ausführun brachten, das taten sie vielen Männern im Dorfe unter de raffiniertesten Qualen an; die siechen Jammergestalten, di es in der Folge überlebten, schleichen dort noch umher".

Auch die türkischen Soldaten, welche seitdem in arme nischen Dörfern als eine Art Wache untergebracht sind un einen Scheinschutz bilden, sind für die Bevölkerung ei Gegenstand des Schreckens. Sie haben das Recht, Quartie und Unterhalt zu fordern, aber auch junge Weiber un Mädchen betrachten sie beliebig als ihr Eigentum, das si sogar nach auswärts verschleppen und verkaufen. „Wi

1) A. a. O. S. 80.

einer sich wehren oder protestieren, so bekommt er die Antwort mit dem Gewehrkolben oder dem Handschar".[1])

Mit härtester Grausamkeit scheinen die Kurden über die Armenier in der Gegend von Palu hergefallen zu sein, die nach den Metzeleien den Eindruck eines von den Furien des Krieges verheerten Gebietes machte. Zuvor dicht bewohnt, war nachher die Gegend wie ausgestorben. „Es ist ein Unglück, ein großes Unglück für das Land", so sprach sich Rohrbach gegenüber selbst ein gebildeter Türke aus, „Gott wird solche Grausamkeit strafen. Hier in Palu haben sie einen reichen Armenier auf der Straße geschlachtet, am Metzgerhacken aufgehängt und das Fleisch pfundweise als Hundefutter verkauft".[2]) Bei den Nachrichten von solchen Begebenheiten möchte man in Europa sagen: Unglaublich, so etwas ist nicht möglich. Aber man muß schweigen, wenn die Augenzeugen erklären: „Ich habe die niedergebrannten Dörfer Tag für Tag auf meinem Marsche gesehen; ich habe es gesehen, wie die vor einem Jahr noch bebauten Felder jetzt weit und breit wüste lagen".[3]) Mit Ingrimm läßt man sich die grausige Freveltat erzählen, mit welcher der altchristliche Kulturboden von Edessa entweiht wurde.[4]) Als in dieser Stadt die Schlächterei der Armenier in den Straßen und Wohnhäusern begann, da flüchtete sich, wer konnte, in die Kirche. Die Muhamedaner, sowohl reguläres Militär als auch Türken und Kurden aus der Stadt und der Nachbarschaft suchten nun die Kathedrale zu verbrennen. Die Ausführung dieser Absicht wurde aber durch die Bauart des großen Gotteshauses, das durchweg aus Stein aufgeführt ist, verhindert. Was taten nun die entmenschten Moslim? Man warf mit Petroleum getränkte Matten und Teppiche

1) A. a. O. S. 125.
2) Rohrbach a. a. O. S. 146.
3) A. a. O. S. 197. 4) A. a. O. S. 219.

in das Gotteshaus und erstickte in ihm mehrere tause armenische Christen. Die Gesamtzahl der in Edessa Hi geopferten wird bis auf 10,000 geschätzt.

Es ist nicht das erste Mal, daß die armenische Nati sich solchen Schicksalsschlägen ausgesetzt sah. Sie hat i geschichtliche Mission in Kleinasien um den Preis vie Opfer üben müssen. In den wardanischen und wahanisch Heldenkämpfen hat sie mit vielem Blutvergießen ihr Christe tum gegen die Sassaniden im fünften Jahrhundert verteidi Der Einfall der Sarazenen 639 geschah unter schonunglos Metzeleien, die sich unter der Kalifenherrschaft der nächst Jahrhunderte öfters wiederholten.. 1049 eroberte Tugh die 300,000 Einwohner bergende Stadt Ardzen und l 140,000 Menschen niedermetzeln. 1062 erlebte das V unter ähnlichen Folgen die Eroberung von Ani durch Perser. Im Zeitalter der Rubenidendynastie drangen Tataren unter Dschingis Khan nach Armenien vor und v heerten das Land. In den Jahren 1224—1330 löste e Invasion der Tataren in Egypten die andere ab. 13 folgten die Kriegszüge des Tamerlan mit ihren Metzele und wahren Glanzproben armenischen Martyrermut Darunter ragt die Eroberung von Sebaste insbesond hervor. 1583 eroberten die Türken das Land. Ihre Unt drückungen veranlaßten seither zahlreiche Armenierschar zur Auswanderung. Die Kriege zwischen den Türken u Persern erneuerten die alten Heimsuchungen in ungeschwäch Größe. Noch das 19. Jahrhundert mußte blutige V folgungen in seine Annalen eintragen.

Das Kriegsjahr 1829 fügte dem Volke nicht gerin Leiden zu. 1859 hatten die Armenier von Zeitun[1]) sich geg türkische Verfolgungen zu wehren und schlugen die gegen ausgesandten Truppen des Gouverneurs. 1862, 187

---

1) Vgl. Daschian, das Hochland Ulmia und Zeitun. Wien 18 S. 13 f.

1878 und 1884 brachen unter jenem armenischen Bergvolk neue Unruhen aus, bis der Stamm sich von der Türkei das Recht erzwang, nur einen Armenier zum Kaimaken zu haben und die Polizeigewalt in die Hände der Armenier zu legen. Ueber das ganze türkische Armenien entfesselte das Jahr 1878 den Haß und die Schwerter der Moslim.

Wenn der Rückblick auf die Vergangenheit die Drangsale der Armenier als ermutigende Proben der Stärke ihres Volkstums ansieht, so sind die neuesten Verfolgungen ungleich den früheren mit moralischer Bitterkeit erfüllt. Jene Schläge in der Vergangenheit erlitt das christliche Volk als Markhüter des christlichen Glaubens am Ostrand der christlichen Welt, isoliert und einer engeren Verbindung mit dem kräftigeren Westen beraubt. Die Umstände machten damals ein Eingreifen des christlichen Westens äußerst schwer oder unmöglich.

Die gegenwärtigen Heimsuchungen werden aber dem armenischen Volke angetan unter den Augen des christlichen Europa, in Städten, in denen die europäischen Staaten durch ihre Konsuln vertreten sind und ein Schutzrecht für ihre Angehörigen kraftvoll zu üben wissen, in Zeiten, wo Orient und Okzident politisch und kommerziell die engsten Beziehungen miteinander haben, und die Verkehrs- und Machtmittel nicht gebrechen, um der Humanität ihr Recht rasch und sicher zu erzwingen. Die Greueltaten sind verübt worden unter den Augen eines Sultans, in dessen Residenz die Botschafter der europäischen Großmächte sitzen, und in dieser Residenz, auf europäischem Boden, wurden mehrere Tausend Armenier niedergemetzelt.

Die Geschichte wird einst, soweit in kommenden Zeiten Christentum und Humanität etwas gelten, fragen, was geschehen sei, die Bluttaten zu verhindern und die nicht mehr zu verhindernden zu sühnen. Doch was ist geschehen? Wahrhaftig, die Haltung Europas war wenig rühmlich. Monatelang konnten die Blutbäder fortdauern, ja im 20. Jahrhundert

noch sich wiederholen, so wenig ist für eine ernstliche Verhinderung derselben durch Europa geschehen. So wenig empfand man den Schimpf, den die Türken in den Metzeleien dem christlichen Namen zufügten. Von einer ernstlichen Sühne, einer Bestrafung der Uebeltäter oben und unten, von einer Entschädigung der materiellen Verluste ist fast kaum die Rede. Die Bluttat der Serben an ihrem Könige ist mit Recht durch den zeitweiligen Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Serbien gebrandmarkt worden. Das rauchende Blut von hunderttausend unschuldig hingeschlachteten Armeniern hätte nicht in den Erdboden versinken sollen, ohne daß die Entrüstung des christlichen Europa den Anstiftern und Vollstreckern der Blutbäder ihre Untat zum Bewußtsein gebracht hätte.

War denn Europa den Armeniern in ihren Leiden und ungerechten Unterdrückungen Hülfe schuldig?

Das christliche Ehrgefühl, die Humanität, die Solidarität der Kulturvölker zum Schutze der Zivilisation und die politische Gerechtigkeit bejahen diese Frage.

Die jüngstvergangenen Verfolgungen der Armenier sind zwar zunächst aus politischen Gründen hervorgegangen. Aber die Verhältnisse, welche letztere zeitigten, beruhen zuletzt auf dem religiösen Gegensatz zwischen den *muhamedanischen* Türken und den *christlichen* Armeniern. Die Verweigerung der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung gegen die Armenier als Christen ist der tiefste Grund der Bewegung unter den Armeniern und der Nerv der türkischen Feindschaft gegen sie. Ohne Zweifel müßte das christliche Europa gerade gegenüber der Verhöhnung des christlichen Glaubens, wie sie u. a. Edessa sah, es als eine Ehrensache betrachten, die Vorenthaltung der staatsbürgerlichen Rechte an die orientalischen Christen durch die Türken zu durchbrechen. In den vorzüglich von Christen bewohnten Landstrichen sollte die Handhabung der Verwaltung und Justiz durch Christen zum wenigsten für die Christen geschehen. Statt dessen erfreuen

sie sich nicht einmal der Sicherheit für Leben und Eigentum. Daß das armenische Volk die Befähigung zur Selbstverwaltung besitzt, hat es trotz der Uneinigkeit, die ihm immer wieder zum Verhängnis wurde, in den Zeiten seiner Selbständigkeit unter der Arsacidendynastie (66—429), unter den Bagratiden von der Mitte des 9. bis Mitte des 11. Jahrhunderts und unter den Rubeniden bis 1365 bewiesen. Auch seine kirchliche Organisation ist hiefür Zeuge. Die Kraft zum wissenschaftlichen und kulturellen Arbeiten ist eine hervorragende. Zum Beweis kann man sich auf die Erprobung geschäftlicher Tüchtigkeit berufen, welche die unter russischer Hoheit lebenden Armenier in Transkaukasien offenbarten. Der schon mehrmals genannte Reisende Rohrbach[1]) schreibt darüber:

„Die ganze lang zurückgehaltene Volkskraft sprudelt jetzt bei den Armeniern unter russischer Herrschaft, wo sie die jahrhundertelang entbehrte Sicherheit für ihr Leben und ihr Eigentum wiedergefunden haben, mit der Gewalt eines plötzlich hervorbrechenden Quells in die Höhe und wirft sich auf das Gebiet, auf welches die Nation durch ihr historisches Geschick während des letzten Jahrtausends gewaltsam hingedrückt worden ist, auf die ökonomische Tätigkeit. Nach dieser Richtung hin repräsentiert aber die armenische Bevölkerung des Kaukasus einen für die materielle Gesamtentwicklung dieses Landes sehr bedeutsamen Faktor. Man kann direkt behaupten, daß die ökonomische Erschließung Kaukasiens, die in den letzten Jahrzehnten freilich bedeutsame Fortschritte gemacht, aber immer noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat, ohne das armenische Bevölkerungselement, das etwa eine Million Menschen beträgt, nicht entfernt so weit hätte gedeihen können, wie es heute der Fall ist. . . . Die Armenier haben mit ihrer geschäftlichen Intelligenz, mit ihrem Unternehmungsgeist und ihren verhältnismäßig bedeutenderen Geldmitteln ein gar nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst um die Entwicklung Kaukasiens vom Ende des letzten

1) A. a. O. S. 12.

russisch-türkischen Krieges ab sich erworben. . . . Ich habe [illegible] Verkehr namentlich mit den gebildeten Repräsentanten des armenischen Volkes immer wieder von neuem die Beobachtung gemacht, mit welch erstaunlicher Leichtigkeit der Armenier sich im Durchschnitt die vorzüglichsten Instrumente unserer europäischen Kultur aneignet."

Schweiger-Lerchenfeld,[1]) welcher die Armenier nach ihren [illegible] Volkssitten weniger günstig beurteilt, muß ihnen diese kulturellen Fähigkeiten ebenfalls zugestehen.

Für die Beurteilung der Kulturkraft eines Volkes ist auch eine ungefähre Schätzung der Kopfzahl desselben notwendig. Die harten Verfolgungen der vergangenen Jahrhunderte haben die Volksvermehrung der armenischen Nation naturgemäß bedeutend beeinträchtigt. Es ist verständlich, daß wir neben der Verlustziffer durch die vielfachen Blutbäder auch eine Ziffer setzen müssen, welche die durch Abfall von der christlichen Religion verlorenen Glieder des Volkes summiert. Dazu kommen die Verluste durch Auswanderung, deren Einflüsse der Erhaltung des angestammten Volkstums wohl oft hinderlich gewesen sind. Eine zuverlässige Zählung der heutigen armenischen Bevölkerung der Türkei existiert nicht. In Rußland leben ungefähr eine Million Armenier. Bei den günstigeren Verhältnissen, unter denen dieselben dort leben, ist die Annahme einer reicheren Zunahme und geringeren Sterblichkeit als in der Türkei begründet. Rohrbach[2]) glaubt die Armenier in der Türkei auf nicht unter $1^1/_2$ oder $1^1/_4$ Millionen schätzen zu sollen. Wenn Schweiger-Lerchenfeld Recht hat, indem er die Kurden zu $1^1/_2$ Millionen berechnet, dann dürfte die ackerbauende armenische Bevölkerung mit jener Zahl eher zu niedrig taxiert sein. Das Freiburger Kirchenlexikon[3]) schätzt die Armenier auf insgesamt 3 Millionen Seelen.

1) Armenien. Ein Bild seiner Natur und seiner Bewohner. Jena, 1878, S. 51, 139 f., bes. 140 Anm. 3.

2) A. a. O. S. 151. 3) I. Sp. 1343.

Für die geistige Regsamkeit der Armenier spricht ihr großer Bildungseifer, der in der Errichtung von Schulen in der Heimat, in der Frequenz abendländischer Bildungsstätten, in verhältnismäßig reicher literarischer Produktivität, der Herausgabe vieler Zeitschriften sich bekundet. Ueber die humanitäre Verpflichtung, die Armenier zu schützen, ist kein Wort zu verlieren, denn es ist offenkundig, wie sehr alle Rücksichten der Menschlichkeit seitens ihrer Verfolger mißachtet worden sind. Die Greuel von Palu und Edessa schreien zum Himmel.

Wie steht es aber mit der Forderung des Schutzes im Namen der politischen Gerechtigkeit? Haben nicht die Armenier durch politische Umtriebe die Verfolgung selbst hervorgerufen? Der Forderung der Armenier nach politischer Gleichberechtigung, nach Selbstverwaltung, um gegenüber türkischer Willkür Sicherheit für Leben und Eigentum zu erhalten, kann niemand den Vorwurf der Unbilligkeit machen. Dafür zu wirken ist ihr gutes Menschenrecht. Wenn aber strafbare, revolutionäre Aufreizungen zu verzeichnen waren, so hätten nur deren Urheber mit einer Strafe bedacht werden dürfen. Keinesfalls war es gerechtfertigt, die friedliche Landbevölkerung, Greise, Frauen und Kinder der Wut der räuberischen Kurden auszusetzen und die Mannschaft des Volkes ohne Untersuchung und Urteilsspruch hinzuschlachten. Grausamkeiten, welche der Krieg zivilisierter Völker verschmäht, wird doch niemand in der Türkei als billige Formen der Justiz verteidigen wollen.

Indeß ist das Verlangen der Armenier nach Selbstverwaltung und Gleichberechtigung unter türkischer Herrschaft kein revolutionäres, sondern steht auf dem Boden des internationalen Rechtes. Der Berliner Vertrag hat die Türkei verpflichtet, den Armeniern alle Reformen und Ameliorationen zu gewähren, welche die lokalen Bedürfnisse erfordern; eine eigene Verwaltung unter christlichen Organen und christlichen Richtern waren die ersten Wünsche. Die Türkei hat die

Verpflichtung übernommen, Europa wahrte sich das Recht der Ueberwachung, und das armenische Volk hat das unzweifelhafte Recht, auf dem Boden der bestehenden Verträge die Durchführung der seine Angelegenheiten betreffenden Bestimmungen des Berliner Vertrages zu verlangen.

Erzwingen kann das armenische Volk allein die Reformen nicht. Betritt es, was neuere Nachrichten befürchten lassen und wozu europäischerseits geraten worden ist, den Weg der bewaffneten Erhebung, so wird ein solches Beginnen nur zu neuen Blutbädern führen. Eine solche Erhebung scheint das Verhängnißvollste zu sein, wozu die Notlage treiben kann. Und doch ist nach den Blutbädern der vergangenen acht Jahre die Verzweiflung des Volkes verständlich, das Mißtrauen in jedes türkische Versprechen begreiflich, der Wunsch nach anderen Verhältnissen nur natürlich. Sollen weitere Verhängnisse abgewehrt werden, so wird das nur möglich sein, wenn die Großmächte die Durchführung der Berliner Bestimmung nachdrücklich fordern und so dem armenischen Volke die Sicherheit des Lebens und Eigentums und, durch eine gerechte Verwaltung, die Möglichkeit der kulturellen Entfaltung ihrer Kräfte schaffen. Die Großmächte haben durch die Bestimmung 61 des Berliner Vertrags selbst den Geist entfacht, der bisher für Armenien so verhängnißvoll geworden ist. Deßhalb ist es auch ihre Sache den Schutz Armeniens in ihre Hand zu nehmen und es vor den drohenden Schrecknissen zu bewahren.

Für die Kolonisierung Kleinasiens, für die Entwicklung des geschäftlichen Lebens in der Türkei könnten die angestrebten Reformen nur die segensreichsten Folgen haben. Die Steuerkraft jener Gebiete, jetzt durch die Verfolgungen fast brach gelegt, würde sich bedeutend heben.

Was wird geschehen? Der Glanz eines 1500 jährigen literarischen und kulturellen Lebens auf dem Boden des Christentums umleuchtet in diesen Tagen Armenien mit festlichen Strahlen. Aber in den Herzen kann keine Freude

zu heben, der Glanz der Vergangenheit mehrt nur das Leid der Gegenwart und das Gefühl der Kraft und der Wunsch, der Größe der Ahnen würdig zu werden, bricht zusammen unter den Schicksalsschlägen der jüngsten Zeit. Noch sind die Schwerter barbarischer Horden gezückt zu neuem Verderben. Ein Kulturvolk beim 1500jährigen Jubiläum seiner Literatur am Rande des Verderbens durch barbarische Uebermacht, darf Europa das gleichgiltig mitansehen? Das Jubiläum ist zugleich ein Jubiläum der Kulturkraft des christlichen Geistes, der christlichen Ehre und Größe. Die christliche Gesinnung und Gesittung muß zugleich Einspruch erheben, daß ein so altes, unbeugsames und hochverdientes Kulturvolk der Willkür kurdischer Banden und muhamedanischem Hasse preisgegeben werde. Sie fordern im Namen der Achtung des christlichen Namens und der Humanität Schutz für die bedrängte Nation, damit das Jubiläum der Morgen einer neuen Kulturperiode des Volkes werde. Leo XIII., hochseligen Angedenkens, hat weiten Blickes nach dem Orient geschaut. Ihm schien die Beschäftigung mit der Geschichte und dem Wohl der östlichen, von Rom getrennten Christen als kostbare Aufgabe des christlichen Hohenpriesters, des christlichen Sorgens, Denkens und Forschens. Seinem Beispiele zu folgen, in diesen Tagen des Leides mit den Christen im Osten eine Gemeinschaft der Liebe einzugehen, zierte den Katholiken. Denn Katholik sein, heißt nicht nur mit dem Nächstliegenden in Sachen seiner Religion sich befassen, sondern teilnehmen an den Interessen Christi und seiner Kirche auf dem weiten Erdenrunde. Den Freunden der Humanität und Kultur möchte aber dies Jubiläum ein Wort Gladstones ins Gedächtnis rufen, welches lautet: „Servir l'Armenie, c'est servir la civilisation.

S. Weber.

LI.

Rußlands große Zukunft.

Die tüchtigsten Kenner der russischen Zustände stimmen darin überein, daß der große Länderkomplex in Europa und Asien, den das russische Reich umschließt, in seinem Schoß unzählige Schätze birgt, die man mit leichter Mühe heben kann. In den kräftig gebauten, mächtigen Gestalten seiner Bewohner sind die leiblichen Vorzüge mit den geistigen gepaart, und nichts anderes als der Hauch der Freiheit, die Entfesselung der bisher gebundenen Kräfte ist notwendig, um Rußland zu einem der ersten Kulturstaaten der Welt zu machen. Ob das despotische Regiment der russischen Herrscher eine Quelle der Segnungen für das Land gewesen sei, ob die Unterjochung der auf einer höheren Stufe der Zivilisation stehenden Deutschen, Finnen und Polen und die Einverleibung der baltischen Provinzen, Finnlands und Polens das Reich gestärkt, die geistige Entwicklung der Altrussen gefördert habe, lassen wir dahingestellt: das steht fest, daß die Eroberungslust der russischen Herrscher die Altrussen der letzten Reste der Freiheit beraubt und das autokratische System gekräftigt hat. Weil die russische Regierung daran verzweifelte, die Achtung und das Wohlwollen der unterworfenen Nationen durch weise Verwaltung und Berücksichtigung ihrer berechtigten Interessen zu gewinnen, deshalb nahm sie zu Zwangsmaßregeln ihre Zuflucht, die dann auch auf die Altrussen ausgedehnt wurden.

Wie und warum es den Russen gelungen, die Zügel immer straffer anzuziehen und dennoch den Ausbruch von Revolutionen zu verhindern oder doch, wie in Polen und den asiatischen Besitzungen, erfolgreich zu unterdrücken, kann hier nicht nachgewiesen werden. Die revolutionäre Bewegung, deren Ausgangspunkt bekanntlich der Westen war, gelangte im Jahre 1860 auch nach Rußland, nachdem die Revolution in den übrigen Staaten Europas überwunden war. Die Nihilisten, deren Kleidung, deren ganzes Auftreten so viel Abstoßendes hatte, weil sie über die konventionellen Formen sich hinwegsetzten und das einzige Heil in der Abschaffung aller sozialen und staatlichen Einrichtungen erblickten, machten gleichwohl große Fortschritte. Der Kaiser Alexander II. und seine Minister arbeiteten ihnen in die Hände. Die Abschaffung der Sklaverei hätte eine reiche Quelle des Segens sein können, wenn sie von weiteren Reformen begleitet gewesen wäre, wenn die Regierung das Landvolk gegen die Wucherer beschützt hätte. Die Verbesserungen in der Verwaltung und der Gerechtigkeitspflege waren mehr scheinbar als wirklich, die Einführung von Landtagen (zemstvo) bot keinen Ersatz für eine Verfassung und ein Parlament. „Wir waren“, schrieb Mdm. Kowalewski in ihren Erinnerungen, „so tief von der Unhaltbarkeit der sozialen Zustände überzeugt, daß wir bereits die neue Zeit der Aufklärung und der Freiheit zu sehen glaubten. Unsere Gedanken und Träume übten einen höchst wohltuenden Einfluß aus.“ Um so größer war die Enttäuschung, als man wahrnahm, daß die Reformbewegung ins Schwanken kam und endlich im Sande verlief. Im Jahre 1870 war es jedermann offenbar, daß die sozialen Zustände sich mehr und mehr verschlimmerten, daß alle Klassen tief geschädigt waren. Die Bauern waren durch die bedeutenden Ablösungssummen, die sie zu zahlen hatten, erdrückt und hatten für ihre alten, adeligen Herren den Mir (die Gemeinde) eingetauscht; die Adeligen waren verarmt, konnten die hohen

Arbeitslöhne behufs Bewirtschaftung ihrer Güter nicht erschwingen und mußten sehen, daß sie von ihren Gläubigern von Haus und Hof vertrieben wurden. Die Nihilisten fanden von nun an zahlreichere Anhänger und bemühten sich jetzt, unter den Bauern und unter den Arbeitern Proselyten zu machen. Während sie früher unter der niedrigen Klasse wenig Verständnis und noch weniger Sympathie gefunden hatten, bahnten sie sich seit 1870 den Weg zu den Herzen, weil sie für die Durchführung ihrer Pläne die größten Opfer brachten und nicht selten sich allen Mühen und Arbeiten der niedrigen Bevölkerung unterzogen. Selbst die Attentate der Nihilisten auf verhaßte Beamte konnten die Anhänglichkeit des Volkes nicht erschüttern. Die Regierung sah sich genötigt, die öffentlichen Verhandlungen zu unterdrücken und den Geschworenen die Entscheidung von Kriminalfällen zu entziehen, weil die Angeklagten in der Regel freigesprochen wurden, während der Haß gegen die Grausamkeit und die Verfolgungssucht der Regierung stets zunahm. Alexander II. wurde, nachdem verschiedene Mordversuche fehlgeschlagen waren, durch eine Bombe getötet (1. März 1881); mit ihm wurde der von Loris Melikoff vorgeschlagene bescheidene Versuch, dem Lande eine beratende Behörde zu geben, zu Grabe getragen. Unter seinem Sohn Alexander III. (1881—94) und unter seinem Enkel Nikolaus II. (seit November 1894) ist jede Aussicht auf Reformen geschwunden; die Regierung hat Ungerechtigkeit auf Ungerechtigkeit gehäuft und alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die deutschen, polnischen und armenischen Elemente zu russifizieren und das an sich schon zu große Reich noch weiter auszudehnen.

Es ist merkwürdig, daß der Zar Nikolaus II., derselbe, der den Gedanken des Weltfriedens so eifrig aufgenommen und so viel für das Zustandekommen der Haager Konferenz getan, der Urheber eines der ungerechtesten und verderblichsten Kriege geworden ist, die Rußland je geführt hat. Der früher so mächtige Minister Witte fiel in Ungnade

weil er die Räumung der Mandschurei befürwortet hatte; andere Ratgeber, welche auf das Bedenkliche eines Krieges mit Japan und die geringe Truppenzahl, die in Ostasien stand, hinwiesen, wurden barsch abgefertigt, weil der Zar überzeugt war, daß Japan den Krieg vermeiden werde. Es ist ganz anders gekommen. Von allen den großen Kriegen des letzten Jahrhunderts hat keiner so viele Ueberraschungen gebracht, weder der von 1866, noch der von 1870—1871, noch der von 1899—1902. Die Börse hatte sich nach den schweren Unglücksschlägen, die Rußland betroffen haben, Hoffnung auf einen baldigen Friedensschluß gemacht: die japanische Regierung teilte gleichfalls diese Ansicht; denn sie wiegte sich in Träumen und Hoffnungen einer Erstürmung von Port Arthur, einer Einschließung und Gefangennahme des russischen Hauptheeres. Die japanischen Admirale und Generale machten die äußersten Anstrengungen und muteten ihren Land- und Seesoldaten die unerhörtesten Strapazen zu; aber an den lebendigen Wällen der russischen Soldaten prallten alle Angriffe der Japaner ab. Die russischen Generale suchen ihre Soldaten und die Welt glauben zu machen, die japanische Hochflut hätte ihren höchsten Punkt überschritten, es werde verhältnißmäßig leicht sein, die Flut zurückzustauen; Rußland müsse, so führen sie aus, die günstige Gelegenheit beim Schopf erfassen und alle Kraft einsetzen. Diese Ansicht beruht, wie wir zeigen werden, auf ganz falschen Voraussetzungen; überhaupt ist nichts verderblicher für Rußland als die Fortsetzung des Krieges.

Mit Truppen, die in so vielen Gefechten geschlagen worden sind und auch nicht ein Treffen gewonnen haben, gegen einen siegreichen Feind den Kampf zu führen, ist nur dann statthaft, wenn ein neuer Feldherr eintritt, wenn der neue Feldherr ein überlegenes Genie ist und die Truppen zu begeistern weiß. Rußland hat bis jetzt noch keinen großen Feldherrn hervorgebracht. Kuropatkin scheint der beste russische General zu sein, aber es nicht der Mühe wert ge-

halten zu haben, sich an die Spitze der Soldaten zu stellen. Die russischen Heere sind gegen die japanischen in dem großen Nachteil, daß sie weiter von ihrer Operationsbasis entfernt sind, daß für bedeutende Strecken die transsibirische Eisenbahn der einzig bequeme Verkehrsweg ist, daß sie auf die Freundschaft der Chinesen, in deren Gebiet sie verweilen, nicht rechnen können. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß die Chinesen den Japanern Spionsdienste geleistet haben und entschlossen sind die Mandschurei von den Russen zurückzufordern. Die Russen haben sich in Angriffskriegen selten bewährt; ihre starke Seite war von jeher die Defensive; auf Belagerung von festen Plätzen verstehen sie sich noch viel weniger. Ihre Ingenieure sind den japanischen nicht gewachsen, wie der Verlauf des Krieges gezeigt hat. Sollte es den Russen gelingen, den Japanern überlegene Streitkräfte entgegenzustellen, sie in einer Hauptschlacht zu besiegen und zum Rückzug zu zwingen, so würde die Vertreibung der Japaner aus den von ihnen angelegten Verteidigungslinien und Festungen große Opfer kosten. Die Japaner würden sicherlich ihren Rückzug mit größerem Geschick durchführen als die Russen und die Vorteile ihrer Verteidigungslinien ausbeuten. Die Fortsetzung des Krieges bietet für die Russen unter den allergünstigsten Umständen, wenn sie ganz neue mit Munition und Waffen aller Art versehene Heere ins Feld stellen könnten, keine Gewähr für den Sieg. Den Feind in seinem eigenen Lande aufzusuchen und ihm daselbst Bedingungen vorzuschreiben, ist wegen des Mangels einer überlegenen russischen Flotte außer Frage: umgekehrt ist für die Japaner nichts leichter als ein Angriff auf die Insel Sakhalin und auf Ostsibirien. Die von uns angeführten Gründe müßten den Zaren bestimmen, möglichst bald Frieden zu schließen, denn je länger der Krieg fortgesetzt wird, desto unerträglicher wird die durch den Krieg geschaffene Lage, wie unsere Ausführungen zeigen werden.

Setzen wir den ganz unwahrscheinlichen Fall, daß die

Hülfsquellen Japans nach einem zweijährigen Kampf erschöpft, seine Heere und Flotten vernichtet seien, daß Deutschland und Frankreich den Russen immer neue Milliarden vorstreckten, dann fällt dem russischen Staat die allerschwerste Aufgabe zu, die ungeheure Schuld zu verzinsen und eine weit größere Armee und Flotte als früher zu unterhalten. Die Kriegspartei aller Länder hat seit den letzten 50 Jahren die friedliebende Bevölkerung stets damit getröstet, daß man, nachdem dieser Kampf ausgerungen sei, ans Abrüsten denken könne. Diese Verheißung hat sich bis jetzt noch nicht erfüllt, und wir sehen keinen Grund, weßhalb die Dinge in Rußland sich in anderer Weise entwickeln sollten als in England nach dem Transvaalkrieg. England hat einen breiten Rücken; die seit mehr als einem Jahrhundert angesammelten Reichtümer sind sehr bedeutend, und doch fühlt der Steuerzahler die schwere Last. Wie würde es erst Rußland ergehen, wenn innerhalb der zwei Kriegsjahre die Staatsschuld um ungefähr drei Milliarden Franken gewachsen und der Zinsfuß der letzten Anleihen gewaltig gestiegen wäre!

So viel wir sehen können, ist es wenig wahrscheinlich, daß Frankreich seinem früheren Verbündeten Rußland wieder unter die Arme greifen wird. Rußland kann von Glück sagen, wenn die Börse die schon längst befürchtete Panik ferne hält und den Ausverkauf russischer Aktien verhindert. Der Umstand, daß die russische Regierung in Berlin angeklopft hat, zeigt genugsam, daß man von Paris nichts erwartet. Die Franzosen haben endlich herausgefunden, daß der ehemalige Bundesgenosse in Großbritannien und den Vereinigten Staaten Schiffe, Geschütze, Munition und so viele andere Dinge angekauft habe, die Frankreich gerade so gut hätte liefern können. Die Deutschen werden voraussichtlich klüger sein und eine Anleihe nur unter drückenden Bedingungen gewähren. Die Russen scheinen zuversichtlich eine Wendung der Dinge zum Besseren erwartet zu haben, da sie mit ihrer Anleihe zögerten; sollte jedoch das Unglück

sie fürderhin verfolgen, dann müssen sie sich die härtesten Bedingungen seitens Berlins gefallen lassen. Eine Anleihe von 30—40'000,000 Pfd. ist durchaus ungenügend für den neuen Feldzug im Hinblick auf die furchtbaren Verluste von Armee und Flotte; die Regierung müßte nach einigen Monaten zu einer neuen Anleihe ihre Zuflucht nehmen. Eine weitere Vermehrung des Papiergeldes ist untunlich; freiwillige Gaben seitens der Reichen würden noch weniger einbringen, als bei einer früheren Gelegenheit; der Adel ist verarmt, die Wucherer aber, die aus den verkehrten Maßnahmen der Regierung so großen Vorteil gezogen, sind am allerwenigsten geneigt, dem Staate Geschenke zu machen. Die Bankerotte von großen Banken und großen Fabriken reden eine deutliche Sprache, die man nicht mißverstehen kann.

Das Volk legt sich nachgerade die Frage vor, wie lange soll das noch so fortgehen? Es wird ungeduldig und erwartet von dem Komitee der Zwölf das Signal zum Losschlagen. Zuverlässige Angaben über die Zahl, den Rang und Einfluß der Verschwörer, welche von dem Zar nichts mehr erwarten und von einem Umsturz allein Besserung hoffen, lassen sich nicht bestimmen. Daß unter ihnen selbst Hausgenossen des Zaren sich befinden, geht daraus hervor, daß ein versiegelter Brief des Komitees, der ihm die Ermordung Plehwes anzeigte, auf dem Tisch des Privatkabinetts des Kaisers lag und der Ueberbringer des Briefes nicht ermittelt werden konnte. Selbst in der Armee sollen Anhänger der geheimen Verbindungen sein, die die Ordre empfangen haben, auf die Japaner nicht zu schießen, und wenn die Gelegenheit günstig ist, sich den Feinden zu ergeben. Sehr vielen, namentlich den Finnen, den Polen und Deutschen ist an einem russischen Sieg wenig gelegen, denn er bedeutet für sie nur neue Lasten und Bedrückungen. Die beständigen Eroberungen und Kriege bieten wohl den Vorwand für das Hinausschieben der Reformen auf bessere Zeiten; wenn jedoch in den Gemütern des Volkes sich die Ueberzeugung be-

festigt, daß die Militärherrschaft der Zwillingsbruder der Willkürherrschaft sei, dann wird den vom Zaren regierten Völkern die Hoffnung entschwinden, je eine Verfassung zu erhalten, je in der Verwaltung und Steuererhebung ein Wort mitsprechen zu können.

Nach der Börse zu urteilen, sollte man meinen, daß Rußland sich nie eines größeren Wohlstandes, tieferen Friedens erfreut habe, daß bei der Ermordung so vieler einflußreicher Staatsmänner der Zufall gewaltet habe. Die Börse ist indes kein vorurteilsfreier Beurteiler und hat ihre Gründe für ihren Optimismus, man darf von ihr ebensowenig Aufrichtigkeit erwarten als von den russischen Zeitungen. Die eine Tatsache, daß die russische Ausfuhr nach Großbritannien so furchtbar abgenommen hat, gibt zu denken. Womit soll Rußland die fälligen Zinsen zahlen? Woher soll es das Geld nehmen für die Unterhaltung der Eisenbahnlinien, die ausschließlich für den Transport von Soldaten und Kriegsmaterial verwendet werden? Die Regierung war der beste Kunde der zahlreichen Fabriken des Landes, die jetzt geschlossen werden müssen, weil sie die verfügbaren Summen ans Ausland zahlen muß. Auch andere Staaten haben sich in ähnlicher Lage befunden, z. B. Preußen nach den Niederlagen von Jena und Auerstädt; aber dank den großen Staatsmännern, den pflichttreuen Offizieren und Beamten trat an die Stelle des ausgelebten fridericianischen Systems ein neues nationales Leben. Der Mann, der wie mit einem Zauberstab den russischen Staatsdienern Begeisterung für die nationale Sache, Uneigennützigkeit, Selbstlosigkeit und Opferliebe einzuflößen vermöchte, muß erst noch geboren werden; vollends während eines schweren Krieges den Geist der Bestechlichkeit, der so tiefe Wurzeln gefaßt hat, auszurotten, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Ein Geist der Traurigkeit und Niedergeschlagenheit ruht auf dem Leben des Volkes und seiner Literatur, die sich wegen der mit furchtbarer Strenge geübten Zensur nicht frei entwickeln kann.

Man muß diese für die Aufklärung des Volkes bestimmte Literatur studieren, wenn man sich eine Vorstellung von den Schwierigkeiten machen will, mit denen die Freunde der Freiheit und Aufklärung zu kämpfen haben. Die von der Regierung geübte Zensur ist ebenso widerspruchsvoll pedantisch als launisch; sie unterdrückt Zeitungen und Zeitschriften, nicht bloß wenn sie anstößige Artikel über Politik oder Religion bringen, Maßnahmen der Regierung, Sitten und Gewohnheiten der Popen tadeln, sondern auch ga[nz] harmlose Aufsätze, die z. B. über die Hygiene des Weste[ns] handeln. Sehr oft werden die von dem Zensor nicht [be]anstandeten oder gutgeheißenen Artikel verboten; in [der] Regel werden die Verfasser der Artikel sowohl als die Eig[en]tümer der Zeitungen bestraft. Die Polizei gibt den Gru[nd] nicht an; das Preßgesetz ist so vag und unbestimmt, d[aß] die Anstrengung eines Prozesses ganz nutzlos wäre. [Die] Zeitungen werden von Bauern und Arbeitern nicht gelese[n]; diese haben nach ihrer Meinung Wichtigeres zu tun. [Die] Bauern insbesondere sind voll des Mißtrauens gegen [die] Höherstehenden und Gebildeten und sehr geneigt, die Leu[te], welche sie aufklären und erleuchten wollen, im Rausch empfindlich zu züchtigen. Den Heißspornen unter den Reformern sind die von den Gemäßigten empfohlenen Methoden viel zu langsam. Sie verlieren die Geduld und wünschen sich eine Katastrophe herbei, die gleich der französischen Revolution tabula rasa machte. Hören wir darüber Valentine Dmitriéva, die lange als Lehrerin und jetzt als Arzt unter dem Landvolk wirkt. In ihrem Roman „Der rote Pachthof" spottet der Held Stepane über die Bemühungen der Lehrerin Natacha, die das Landvolk zu heben sucht. „Alles, sagt er, muß an dem sozialen Gebäude umgestaltet werden, von der Grundlage bis zum Giebel. Ich will nicht gut sein, nicht vergeben und schonen. Ich will hassen, ich wünsche mir den Sturm herbei, der viele Leben zerstört, wenn nach demselben alles mit neuer Kraft auflebt. Sie schaudern bei dem Ge-

danken an eine Katastrophe, weil derselben viele zum Opfer fallen werden. Seufzer, Geschrei, Blut; alles das ist schrecklich. Aber das ist eben nur ein Augenblick in der Geschichte, ohne Zweifel ein häßlicher und schmerzlicher Augenblick. Legen Sie alle Empfindlichkeit ab, und blicken Sie um sich; werden nicht viel mehr Leben geopfert in den Perioden der geistigen Erstarrung, die man friedliche nennt! Sie fürchten den Lärm und den Kampf. Aber wie viele sterben ohne Lärm jeden Tag und erliegen dem Hunger, der Arbeit, der Krankheit, dem Elend. Wissen Sie es? Es sind Tausende, Millionen; alles geschieht im Geheimen, deshalb entsetzt sich niemand darüber. Siehe, ich komme von Orten, wo menschliche Wesen in Folge des Hungers fast wahnsinnig geworden sind und sich wie das Vieh verkaufen und als Lohn für ihre Arbeit nichts weiter als ihren Unterhalt verlangen". Nach ungefähr 10 Jahren wird Stepane in einem Streik, den er selbst organisiert hat, von den Streikenden erschlagen. Natacha ist frühzeitig in ihrer Beschäftigung als Lehrerin gealtert, kann sich aber die Worte Stepanes nicht aus dem Kopfe schlagen und merkt nicht, daß die Zukunft dem Arbeiter gehört.

Die Religion, welche von den auf einer niedrigen Stufe stehenden Popen verkündet wird, ist kein wirksames Gegenmittel gegen die revolutionären Ideen, da die Prediger sehr selten predigen und sich über das Laster ihrer Herde — die Trunksucht — nicht erheben. Das sich selbst überlassene Volk wird entweder ganz stumpfsinnig und beschränkt sich auf Aeußerlichkeiten, oder schließt sich einer der zahlreichen von der Regierung blutig verfolgten Sekten an und wird dem Zar entfremdet. Die wirklich kräftigen Elemente finden sich unter denen, welche von einer Revolution das Heil erwarten. Bei ihnen trifft man Selbstverleugnung, wunderbare Uneigennützigkeit und Edelmut; in ihrer Begeisterung sind diese Männer und Frauen der größten Leistungen fähig. Gerade solche Enthusiasten sind für eine autokratische Regierung, wie

die russische, höchst gefährlich und verstehen es, die Me
zu elektrisieren. Der Krieg wird, je länger er dauert,
Unzufriedenheit der Massen steigern und sie für Umstu
pläne geneigt machen. Wir verstehen somit die Gründe
Zurückhaltung des Ausschusses der Zwölf. Sollte es i
gelingen, das Mißtrauen der Regierung zu entwaffnen,
aller Stille die nötigen Vorbereitungen zu treffen, da
hat er gewonnenes Spiel.

Solange, sagt man, das Militär seinem Kriegsher
treu bleibt, solange die Kosaken fortfahren, auf die a
ständischen Massen einzuhauen, hat der Zar nichts zu fürcht
Darauf erwidern wir, daß nicht nur Söldner, sondern a
Bürgerheere in ihrer Treue wanken, wenn sie stets Nied
lagen erleiden, daß selbst so rohe und ungebildete Mensch
wie die Kosaken sich sträuben, die Wehrlosen niederzumetze
Die Unzufriedenheit in der vom Unglück verfolgten russisc
Armee muß doch groß sein, wenn der Zar sich gedrä
fühlt, Kuropatkin und seiner heldenmütigen Armee zu ihr
meisterhaften Rückzug Glück zu wünschen. Man hat seiner
Sir Redvers Buller wegen seiner Fanfaronaden verspott
die Kritik wäre Kuropatkin gegenüber besser angebra
der das so stark befestigte Liaoyang nicht zu halten v
mochte. Der gemeine Soldat und die meisten Offizie
können sich die beständigen Siege ihrer Gegner noch wenig
erklären als wir, die Fernstehenden, und werden natu
gemäß mißtrauisch. Die unfähigen russischen Generale habe
sogar unter Militärschriftstellern Verteidiger gefunden; die
hätten doch wissen müssen, daß ein mit so großen Opfer
erkaufter Rückzug in der neueren Kriegsgeschichte einzig dasteh
Die von dem russischen Ingenieur Blitschko angelegte Festun
Liaoyang kostete 60 Millionen Rubel, trotzdem konnte si
nicht behauptet werden; nicht weniger als 133 Kanonen
fielen in die Hände der Japaner; die Munition und di
Lebensmittel, welche die Japaner erbeuteten, füllen 17 groß
Warenhäuser. Es gelang nämlich den Japanern, das vo

den sich zurückziehenden Russen angelegte Feuer zeitig zu löschen. Wie ganz anders waren die Rückzüge eines Prinz Eugen, eines Guido von Starhemberg in Italien und Spanien! Entweder sind die japanischen Generale und Offiziere die besten, die die Welt je gesehen hat, oder die Russen die unfähigsten. Es ist wirklich rätselhaft, daß die Russen die Festung Liaoyang nicht behaupten konnten, da sie doch den Japanern an Truppenzahl überlegen waren. Hat aber die Regierung Kuropatkin gezwungen, Stellungen zu behaupten, die er für unhaltbar hielt, dann hat die Diplomatie wie im französischen Krieg die Armee nutzlos geopfert und die Sachlage nur noch verschlimmert. A.

LII.

König Ludwig I. von Bayern.[1]

In einem ungewöhnlich starken Bande hat Professor Sepp die zweite Auflage seines im Jahre 1869 erstmals erschienenen „Ludwig Augustus" herausgegeben. Das Buch, welches dem künftigen König von Bayern, dem Prinzen Ludwig, gewidmet ist, schmücken zwei Bilder — jenes des großen Herrschers und Kunstmäcens und das des bald 90jährigen Verfassers, dessen geistige Frische in so hohem Greisenalter als geradezu bewundernswert bezeichnet werden muß. Wir glauben es gerne, wenn der Verfasser im Vorwort bemerkt: „dieses mein letztes

1) Ludwig Augustus, König von Bayern und das Zeitalter der Wiedergeburt der Künste von Professor Dr. Joh. Nep. Sepp. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz. 8. 965 S.

Werk ist mit meinem Herzblut geschrieben" — denn unleugbare berechtigte Begeisterung führt ihm die Feder und drängt ihn am Schlusse des Werkes sogar in einer „Elegie auf König Ludwig" zu poetischer Verherrlichung des großen Monarchen.

In 73 Kapiteln begleitet Sepp seinen König von der Wiege bis zum Grab und sucht — in seiner Weise — der Persönlichkeit des Herrschers nach allen Seiten hin gerecht zu werden, mit besonderer Berücksichtigung allerdings der unvergänglichen Verdienste des Königs um die Kunst. Daß dabei eine Ueberfülle von persönlichen Erinnerungen und persönlichen Auffassungen die einzelnen Episoden beherrscht, daß das Buch reich ist an eingestreuten Bemerkungen und oft störenden Abschweifungen, kann den Kenner der Sepp'schen Eigenart nicht in Erstaunen versetzen. Auch fordern natürlich seine politischen und kirchenpolitischen Betrachtungen — nicht blos seine Stellung zum Vaticanum — wiederholt zum Widerspruch heraus und seine Beurteilung der hervorragenden Männer der Wissenschaft aus jener Zeit, wie Görres, Phillips, auch Döllinger, überhaupt des Münchener Gelehrtenkreises ist nicht ohne Einschränkung hinzunehmen, während wir z. B. seine warme Anerkennung der Tätigkeit Jörgs als Mitherausgebers der „gelben Hefte" und deren Bedeutung gerne unterschreiben. Immerhin bildet das Buch für jeden, welcher sich mit der Geschichte Bayerns und speziell Münchens im vorigen Jahrhundert zu befassen hat, eine reiche und wohl kaum zu entbehrende Fundgrube an interessanten, freilich mitunter noch der Nachprüfung bedürfenden Details, obschon eine endgiltige Beurteilung gerade des Königs erst dann möglich sein wird, wenn einmal die unter Verschluß gehaltenen nachgelassenen Papiere Ludwigs I. zugänglich gemacht werden können, was nach testamentarischer Verfügung erst im Jahre 1918 der Fall sein wird.

Ein umfangreiches, aber nicht immer zuverläßiges Register erleichtert die Benutzung des Riesenbandes wesentlich.

LIII.

Drei Dramen Sudermanns.

Johannes. Die Ehre. Sodoms Ende.

Nach den bekannten Worten Hamlets ist es eine der Hauptaufgaben des Dramatikers, der Zeit, in der er lebt, den lebendigen Spiegel vorzuhalten. Die Zeit soll sich selbst darin wiedererkennen, über ihre Sitten und Unsitten richten und so auf ästhetischem Wege eine sittliche Läuterung an sich erfahren. Eine sittliche Läuterung kann aber nur da vor sich gehen, wo sittliche Begriffe vorhanden sind, sie ist nur möglich bei einer Weltanschauung, die festhält an den Begriffen von Tugend und Sünde, — die noch nicht „jenseits von Gut und Böse" geraten ist und eine Sittlichkeit nicht einmal mehr im Sinne der besseren heidnischen Welt anerkennt. Ohne eine solche Weltauffassung ist eine eigentliche Lösung der Konflikte gar nicht denkbar und zumal die Katastrophe entbehrt der poetischen Gerechtigkeit; diese erhält eben ihre Wirkung, ihre Wucht von der Entschiedenheit, mit welcher die Gerechtigkeit gehandhabt wird, mit der Gut und Böse je durch Segen oder Fluch ihren Abschluß finden. Im Leben allerdings findet dieser Abschluß nicht immer äußerlich sichtbar statt; eine vollständige Sühne ist im Drama erst recht nicht erforderlich, aber was das Drama verlangt, ist, daß überhaupt und immer ein irgendwie genügender Ausgleich geschaffen werde. Es stellt ja das Leben

oder einen Teil desselben als etwas Ganzes, in sich Abgeschlossenes dar; da muß das Urteil je nach dem Verhältnis der Helden zur sittlichen Weltordnung, welche im Grunde nichts ist als die göttliche, mit Klarheit gesprochen werden. Sobald man unsere alte gute Weltordnung, wie z. B. Ibsen es tut, durch geschraubte Philosophere und phantastische Paradoxe ersetzen will, an die bislang noch niemand geglaubt hat als der Dichter vielleicht — und vielleicht der auch nicht —, dann ist nicht allein die sittliche Läuterung vernichtet, sondern jedwede ästhetische Befriedigung.

Ohne die ewigen Ideen gibt es auch keine wahre Tragik; denn wenn die menschlichen Handlungen nicht mehr mit dem Maßstabe einer höheren Ordnung gemessen werden sollen, dann haben sie den größten Teil ihres inneren Wertes eingebüßt. Mit welchem Maßstabe sollten sie noch gemessen werden? Sie sinken herab zu rein mechanischen, physikalischen Tätigkeiten, die nur mehr ein biologisches Interesse beanspruchen. Für den Menschen bedeuten sie dann auch nur soviel, als der Nutzen oder Schaden für uns bedeutet, der aus ihnen entspringt: die Folgen, im weitesten Sinne genommen, werden der Maßstab der Wertschätzung.

Hört die Kunst auf, das Leben von einer höheren Warte zu schauen, gibt sie zugleich auch jede höhere Idealität preis. Sie will nicht erheben, nicht läutern, sondern stellt kühn, und zwar nicht allein für die Literatur, sondern ebensosehr für die bildende Kunst den Wahlspruch auf: Das Wahre ist die Schönheit, das Sein, wie es ist, ist die höchste und einzige Poesie, die packendste Wiedergabe der nackten Wirklichkeit aus sich schon reinste Kunst. Im Reiche dieser Göttin ist wenig Platz der Tugend eingeräumt; Tugend ist an sich nicht einmal das rechte Wort, es deutet ja auf eine höhere Ordnung hin — Lichtseiten können wir allenfalls sagen; diese weichen zurück, und die Schatten-

seiten, das, was wir gewöhnlich Laster, die Niederungen des Lebens nennen, das wird die liebste Speise dieser Muse. Der ganze Weltzustand, so wie diese in ihrem Kerne immer naturalistische Kunst ihn schaut, bedarf keiner Ideale und selbstverständlich auch keiner Korrektur, da sie innere sittliche Forderungen überhaupt nicht mehr kennt.

Unter den jetzigen Dichtern eines gewissen gemäßigten Naturalismus verdient zweifelsohne Hermann Sudermann schon wegen seines beispiellosen Erfolges, nicht gerade als Novellist, sondern vor allem als Dramatiker, in erster Linie erwähnt zu werden. Es ist sicher ein hochbedeutendes Talent, das unter einem andern Stern geboren der höchsten Aufgaben sich fähig erweisen würde, jetzt aber in dem rückhaltlosen Anschluß an die Ideen oder besser gesagt Ideenlosigkeit der Zeit wohl äußerlich Triumphe feiert, aber dichterisch, dem geringen bleibenden Werte nach geurteilt, sich nicht über sie zu erheben vermag. Mit großer Offenherzigkeit bekennt er sich zu ihren Prinzipien; sie bilden nicht nur den Hintergrund der Darstellung, sondern sie sind förmlich die Luft selbst, welche seine Figuren einatmen, sie leben und weben direkt auf dieser Grundlage, in dieser Atmosphäre; es würde darum nicht genügen, blos ein paar Stellen abzuschwächen, umzuändern, fortzulassen, sondern alles ist auf jenes Ziel tief von innen heraus zugespitzt. Seit seinem ersten Auftreten mit seinem Drama „Die Ehre" bis jetzt sind diese Eigenschaften an seinen Arbeiten zu erkennen, und zwar von Anfang nicht nur keimweise, sondern vollständig fertig; ohne eigentliche Wandlungen und Entwicklungen durchzumachen, ist er bis heute sich gleich geblieben. Wir wollen jedoch unsere Aufmerksamkeit zuerst einem andern Stücke widmen, in dem diese Tendenzen allerdings etwas zurücktreten, das aber zum Entgelt nicht allein durch seinen geschichtlichen biblischen Stoff das Interesse vorweg nimmt, sondern auch in einigen Beziehungen das hervorragendste ist: Johannes.

Die Tragödie „Johannes“ hatte durch verunglü polizeiliche Zensur Berühmtheit erlangt, schon bevor überhaupt über die Bühne gegangen war. Der Name lä offenbar ein religiöses Drama erraten; einige Kritiker halte es für eine ganz vom christlichen Geiste getragene Tragödie, — aber mit welchem Rechte? Das wollen wir untersuchen.

Die zwei dramatischen Parteien, die gegen einander geführt werden, sind auf der einen Seite Johannes der Täufer und das gläubige Judenvolk, auf der andern Seite Herodes und dessen Weiber. Der Konflikt entspinnt sich dadurch, daß es verlautet, Herodes wolle am Ostertage mit Herodias zusammen den Tempel betreten. Das will das gläubige Volk nicht zulassen. Johannes ist ihr Führer. Er geht nun unter in dem ungleichen Kampfe.

Das ist der sehr einfache Grundgedanke. Sudermann hat aber, um den Stoff dramatisch und psychologisch zu vertiefen, vor allem dem Charakter des Johannes ein neues Motiv eingefügt. Er ist dargestellt als Asket, aber als Asket ohne Liebe, ganz nach dem Buchstaben des pharisäisch interpretierten Gesetzes. Da wird ihm bald von seinen Jüngern die Predigt des erschienenen Messias als eine Botschaft der Liebe verkündet, bald wird ihm von der andern Seite das Wort „Liebe“ entgegengeworfen. Das erschüttert ihn allmählich in seinen innersten Grundfesten, und als er vollends Gewißheit erlangt von der Liebespredigt „dessen, der da kommen soll“, da ist seine Kraft gebrochen. Er zerschellt geistig, innerlich am Messias, wie er äußerlich, körperlich durch Herodes zu Grunde geht. Dies psychologische Motiv ist nun technisch meisterhaft mit der Aktion gegen Herodes verbunden worden, dadurch, daß gerade der Gedanke an „die Liebe“ im entscheidenden Moment ihm die Kraft nimmt, gegen die frechen Eindringlinge in den Tempel strafend und richtend vorzugehen, und ihn damit in deren Hände liefert.

Die fünfaktige Tragödie beginnt mit einem Vorspiel,

das in großen markigen Zügen uns mit der Gestalt und der Sinnesweise des Täufers bekannt macht. Zunächst nur indirekt. Der Dichter schildert, auf dem Hintergrunde einer nächtlichen, äußerst eindrucksvollen Szenerie, wie das gläubige Volk zu Johannes strömt als zu seinem Lichte, — es ist eben Geisternacht über das Volk hereingebrochen, — als zu seiner süßen Quelle lebendigen Wassers in der Geistes-Einöde. „Gibt es ein Licht in Israel, das nicht von seinem Haupte erstrahlte? Gibt es ein Wasser den Dürstenden, das nicht von seiner Hand träufelte?" Wie „gleitende Schatten" läßt der Dichter die Gläubigen an uns vorüberziehen.

Diese erste Scene ist so kurz und wuchtig wie nur möglich; sie erinnert in etwas an „König Oedipus" des Sophokles, wo auch anfangs das von der Pest befallene Volk teils zu den Altären der Götter eilt, teils aber zu Oedipus wie zu seinem Vater und sichtbaren Gott seine Zuflucht nimmt. Das ist ein Meistergriff, um von Anfang an den Zuschauer für den Helden zu gewinnen und mit Hochachtung vor ihm zu erfüllen, noch bevor er mit ihm selbst bekannt geworden. Zugleich aber läßt Sudermann sofort klar und vernehmlich eine Andeutung fallen über die andere Seite des Charakters Johannes: „er flößt Schrecken ein und wohnt bei den Schauern der Wüste". Auch das ist von Wichtigkeit, denn dieser Gedanke wird unmittelbar darauf wieder aufgenommen.

Von seinen Jüngern umgeben erscheint jetzt die majestätische Gestalt des Johannes unter dem Volk. Aber er ist nichts als Ernst und Majestät. Er ist blos der grimme Asket aus den Schauern der Wüste, ohne Herz und ohne Liebe. Er ist gefühllos und hart bis zur Rohheit gegen die Armen und Unglücklichen. Ein Gichtbrüchiger sucht bei ihm Heilung; ein anderer, dem das Haus mitsamt Weib und Kind verbrannte, sucht Hilfe und Wunder. Das ist offenbar zu viel verlangt. Johannes bekennt, er sei nicht

der Messias; wenn aber der käme, hätte aller Jammer ein Ende. Bis dann aber: „Könnt ihr das Klagen nicht lassen, steckt euch einen Knebel zwischen die Zähne.“ „Lernt Schweigen.“ Ein süßer Trost, wahrhaft eines Herrenmenschen würdig! Daß die Menge bei solch armseliger Prästation begeistert Miene macht, ihn anzubeten, ist wirklich eine alberne Erfindung des Dichters. Sodann erhält er Gelegenheit, der Menge zu sagen, der verheißene Messias sei bereits gekommen; im Jordan habe er ihn getauft und die Stimme vom Himmel gehört: „Dieses ist mein Sohn, der vielgeliebte, an dem ich mein Wohlgefallen habe“; aber er sei ihm entschwunden, er wisse nur noch, daß er aus Galiläa komme. In der Schlußszene wird die erschütternde Nachricht laut: morgen fände die Heirat des Herodes mit Herodias statt, am Ostertage wollten sie den Tempel betreten. „Ich will ein priesterliches Wort reden mit jenen, die den blutigen Brand dort schüren. . . . Reden will ich im Namen dessen, der da kommen soll, und dem ich den Weg bereite mit meinem Leibe“. Damit schließt das Vorspiel.

Wenn man eingeht auf die Gedanken Sudermanns, so ist das Vorspiel technisch vorzüglich zu nennen; das folgende Drama hält alles, was es verspricht, es entwickelt sich ganz auf den Linien, die hier vorgezeichnet sind. In der klaren festen Bauart seiner Dramen ist Sudermann überhaupt auch seinem gefährlichsten Nebenbuhler, Gerhart Hauptmann, weit voraus. Geht man aber auf Wert und Berechtigung der Gedanken im einzelnen ein, dann muß das Urteil anders lauten. Jedem, der nur die oberflächlichste Kenntnis des Evangeliums mitbringt, ist die Wandlung, welche mit dem Charakter Johannes' vorgenommen wird, geradezu verblüffend. Zunächst steht es natürlich durchaus fest, es liegt in der wohlerwogenen Absicht des Dichters, dem Johannes ein völlig mitleidloses, „nagelschuhiges“ Temperament zu geben; er will ihn zum möglichst schroffen Repräsentanten des judaischen Gesetzes machen, nur übersieht Sudermann dabei,

daß er ihn durchaus zum Träger der pharisäisch hartherzigen Gesetzeserklärung gemacht hat. Allerdings wird Johannes so ein schneidiger Gegensatz zu der Messiaspredigt, der „Liebesbotschaft", wie Sudermann sie auffaßt. Zu der reinen Höhe der Messiasliebe ist solch ein unwirscher Herrenmensch unfähig sich emporzuschwingen; trotzdem versucht er es; dieser Versuch aber reißt sein ganzes Innere aus dem Gleichgewicht. Das war Sudermanns Gedanke.

Dagegen muß jedoch Verwahrnng eingelegt werden, nicht daß eine Aenderung mit dem Charakter Johannes' vorgenommen ist, sondern daß diese Aenderung eine willkürliche Verwandlung' ins Gegenteil geworden ist. Es ist dem Johannes tatsächlich seine ganze evangelisch-geschichtliche Größe genommen und zwar aus keinem anderen Grunde, als um des eben angedeuteten Endzieles willen. Aber auch dieser Zweck heiligt solche Mittel nicht.

Weiterhin fingiert der Dichter, Johannes habe nach der Taufe Christi im Jordan den von ihm erkannten Messias ganz aus den Augen verloren, so „daß er fürchte, er entschwinde ihm noch ganz, wie ein Traum vergeht, wenn der Hahn kräht". Das ist abermals das Gegenteil der Tatsachen. Das Evangelium berichtet, daß Johannes einige Tage später, als Jesus wieder an den Jordan ging, seine Jünger auf ihn aufmerksam machte: Seht das Lamm Gottes. Diese Verdrehung der Tatsachen hat Sudermann wiederum nötig; denn wenn Johannes den Messias gleich wenigstens ziemlich klar erkannte, so könnte ja am Schlusse des Spiels die Botschaft desselben Messias doch unmöglich in ihrer plötzlichen zerschmetternden Wirkung motiviert erscheinen. Die ganze Fiktion Sudermanns ruht so auf innerlich morscher Grundlage.

Wie steht es endlich mit der Aufgabe, die Johannes zu lösen hat? Er soll Herodes und Herodias hindern, in den Tempel einzutreten. Ist das aber nicht eine außerordentlich kleinlich gefaßte Aufgabe für einen Mann wie den

biblischen Johannes? Für den biblischen gewiß. — für den Sudermannschen mag es gehen. Aber allgemein betrachtet hat diese Aufgabe doch nur Interesse für das religiös fanatische Judenvolk; für uns, vom ästhetischen Standpunkte aus, hat sie wenig oder gar kein allgemein menschliches Interesse. Damit ist aber zugleich der ganze geistige Horizont des Dramas außerordentlich verkümmert und eingeschnürt.

Die Exposition des ersten Aktes schildert uns eingehend *die unglückliche Lage des jüdischen Volkes.* Mit einem Wort: es seufzt unter einem doppelten Joche; „gehetzt wie Hindinnen sind wir Hebräer; wen der Römer nicht schlägt, den schlägt das Gesetz“. Es sind deren nur drei, die Hülfe schaffen *könnten: die Priester, die Pharisäer, Johannes.* Die Priester werden schnöde abgetan, das Volk verachtet sie. Sodann kommen die Pharisäer an die Reihe.

Zunächst entspinnt sich ein heißer Streit zwischen ihnen und Johannes über das Gesetz. Auf ihre Frage: „Großer Rabbi, wie hältst du es mit dem Gesetz?“ antwortet Johannes: „*Mit dem* Gesetz, vor dem ihr und euresgleichen steht als Hüter, habe ich nichts zu schaffen“. Darauf der Pharisäer: „Wenn du sagst, mit *dem* Gesetz hättest du nichts zu schaffen, und wiederum, das Gesetz hassest du nicht, so erkläre uns, welches Gesetz liebest du? Wo hören die Gebote auf, die der Herr seinem Volke gegeben, und wo beginnt das törichte Menschenwerk?“ Johannes, der anfänglich gar dreist mit Schimpfworten um sich warf, wie Schleppfüße, Allerweltswegweiser, Otterngezüchte, hat plötzlich *nichts, gar nichts* zu sagen: „Johannes (schweigt, unsicher geworden)“ heißt die Replik. Er hat seinen Meister gefunden. Wie ist das zu erklären? Johannes' ganzes Wesen, ebensogut wie das der Pharisäer, beruht auf demselben Gesetz; aber Johannes will dem Volke die Bürde erleichtern, er ist sich nur nicht klar, *wie* es geschehen soll; ja trotz seines wenigstens theoretisch guten Willens, ist er schließlich gerade so hartherzig wie

jene. Johannes kann darum den Schlüssel zur Antwort auf die Frage des Pharisäers nicht haben; diesen Schlüssel kennt aber ein einfältiger Galiläer, der die Predigt des Messias gehört hat. Der wirft dem Pharisäer entgegen: „Höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe". Dies Wort gibt dem Pharisäismus den Todesstoß, zugleich wirft es aber einen Feuerbrand in das Innere des Johannes: „Dies Wissen deines Herzens, einfältig und fürchterlich, vor dem mir graut, das stammt nicht von dir". Er fühlt, daß hier die Lösung des Zwiespaltes gegeben wäre, aber sie ist seinem Wesen zu entgegengesetzt, zu fürchterlich, als daß er sie umfassen könnte. Plötzlich erscheint jetzt Herodes mit seinen Kriegsknechten, die Lanzen sind drohend eingelegt. Die Pharisäer fliehen, Johannes bleibt mutig an der Spitze des Volkes. Er ist also, sozusagen „per exclusionem", der einzig mögliche Führer des Volkes.

Wie sieht es aber nun weiter mit diesem Retter aus? Es muß festgestellt werden, Johannes ist völlig im Unklaren über das Gesetz, über sich, über das, was geschehen soll. Er ist, auch ohne die Botschaft der Liebe gehört zu haben, kein in sich klarer und geschlossener Charakter. Das Volk will ihn zum Führer wählen, da trat aber die Botschaft der Liebe dazwischen, — jetzt ist es vollends aus mit seiner Festigkeit; er frägt seine Jünger (mißtrauisch grübelnd) „sagte der Galiläer nicht ‚die Liebe'?" Hier ist Sudermanns eigentliche Absicht klar: auch Johannes taugt nicht zum Führer des Volkes, sondern nur der Messias, der Messias der Liebe! Daß der Messias groß gemacht wird und zur geistigen Hauptperson, ist lobenswert, — aber um welchen Preis ist das geschehen? Welches Lob spendet nicht derselbe Messias im Evangelium den Tugenden des Johannes! Und vor allem, „was seid ihr in die Wüste ausgegangen zu sehen: ein Rohr etwa, vom Winde hin- und hergeschüttelt?" Und hier, welche Schwäche und Unsicherheit in diesem Johannes! Und auch diese Härte, wenn sie selbst noch so

„gesetzmäßig" ist, ist doch nicht gleichbedeutend mit Charakterstärke! In der Tat, darin müssen wir Sudermann Recht geben, ein solcher Johannes paßte auch nicht zum Retter des Volkes. Aber das ist sein Johannes, nicht der der Geschichte!

Der zweite Akt ist den Zuständen im Palaste des Herodes geweiht. Wir lernen das Verhältnis kennen zwischen Salome und ihrer Mutter Herodias; sodann in einer dramatisch höchst belebten Szene Herodias und Herodes, der sein lüsternes Auge auch auf Salome fallen läßt. Von größerer Bedeutung sind aber wiederum die drei Schlußszenen des Aktes. Johannes erscheint im Palaste und begegnet zunächst Salome. Salome ist halb Kind, halb Dirne, halb Teufelchen, eine etwas weiter entwickelte Verwandte der Alma Heinecke aus der „Ehre" und der Kitty aus „Sodoms Ende". Sie treibt mit dem grausigen Wüstenmann ihr schäckerndes Mädchenspiel, schüttet vom Balkon ihm einen Armvoll Rosen ins Gesicht. Johannes, weit entfernt, das seiner unwürdig zu finden, läßt sich mit der jungen Dame in ein Gespräch ein. Salome benützt die Gelegenheit, auf ihn ihre sinnlichen Liebreize spielen zu lassen. „Ich lebe meinen Freuden, Meister. Was gehen die Freuden der andern (hier im Palaste) mich an? Ich las mal den Spruch, daß die verstohlenen Wasser süß sind, und meine Amme erzählte mir, daß ein unberührter Schatz nur dem Nichtsuchenden leuchtet .... nicht wahr, du suchtest mich?" „Deine Rede ist wirr", meint Johannes einfältig, darnach aber „du bist lieblich unter den Töchtern Jerusalems. Sie werden weinen um dich". Nur im Vorbeigehen schnell eine Frage. Hast du es vergessen, lieber Leser, wie im Vorspiel Johannes den Unglücklichen sagte: „Steckt euch den Knebel zwischen die Zähne und schweigt?" Sollte man wohl erwarten, daß von denselben Lippen so zärtlich poetische Worte fallen könnten? Johannes versteht es wie ein Mitglied der gebildeten Gesellschaft mit Fräuleins umzugehen. „Liebe"

hat er nicht, Sudermann macht uns das mehr wie klar genug, aber, unter Umständen, ein kleines Faible für schöne Mädchen ist ihm trotz der wüsten Wüste doch geblieben! Daß Salome Absichten auf Johannes hat, ist ein Gedanke, der späterhin weitergesponnen wird. In sich bleibt das eine des wahren Johannes unwürdige Erfindung; so wie Sudermann ihn schildert und bei der Rücksichtslosigkeit, mit welcher er sich über alle geschichtliche Ueberlieferung hinwegsetzt, ist es freilich nicht zu verwundern, daß er ein solches Motiv mit hineinflicht. Sudermann scheint zu glauben, wenn Johannes später die offene und freche Versuchung abweist, hätte er eine Großtat verrichtet, die besonderer Achtung wert wäre. In einiger Beziehung ja, — aber er übersieht, daß es den Vorläufer überhaupt herabwürdigt, in solche Situation gebracht zu werden, wenn man ihm überhaupt die Möglichkeit einer Einwilligung zutraut.

Sudermanns Charaktere sind nicht groß aufgefaßt; es sind dieselben Geschöpfe, die auch in seinen bürgerlichen Dramen debutieren. Er zeigt hier, daß ein Dichter, der nicht auf dem festen Boden des Christentums steht, eigentlich unfähig ist, einen biblischen Charakter groß und wahr aufzufassen; das ganze innere Leben, das ganze Inventar eines solchen Menschen ist ihm vollkommen fremd. Dabei ist aber die Sprache, allerdings nur in diesem Drama, so edel, sie besitzt eine solche poetische Höhe, welche den wahren Dichter verrät, daß man bei blos flüchtiger Lektüre über die Schäden des Gedankenganges hinweggetäuscht wird; man überträgt fast den Adel der Sprache auf die Charaktere. Auch die Knappheit und Wucht der Repliken des Dialogs sind unübertroffen.

Die Schlußszene bringt die Hauptmomente des zweiten Aktes. Herodias hat Johannes rufen lassen. Jetzt erscheinen die beiden Gegner vor einander; Salome schmiegt sich an ihre Mutter. „Wirst du morgen als am ersten Passahtage zum Tempel gehen an des Vierfürsten Seite?“

lautet die Frage Johannes'. Herodias sucht ihn durch Lockungen zu erkaufen: „Lockt dich Gold? oder Macht? oder diese süße schleierlose Jugend (Salome)?“ Johannes will sich von einer Ehebrecherin nicht erkaufen lassen . . . denn „Buhlerin ist dein Name und Ehebrecherin steht auf deiner Stirn geschrieben“. Darauf Herodias „. . . wer sich vermessen will, über Menschen ein Richter zu sein, der muß teilhaben an ihrem Tun und Mensch sein unter Menschen“. Das lautet genau wie das Wort von Nietzsche: Wer nicht lügen kann, weiß nicht, was Wahrheit ist. Hier ist vor allen Dingen darauf zu achten, daß Johannes das Gewicht darauf legt, ob Herodias zum Tempel kommt oder nicht. Hätte Johannes denn nicht etwas anderes zu sagen? Wo bleibt das mächtige Wort des geschichtlichen Johannes: „Non licet tibi“, „es ist dir nicht erlaubt im Ehebruch zu leben“. Anstatt zu fragen: „beabsichtigst du morgen in den Tempel zu kommen“, mußte er das Wort münzen, „es ist dir nicht erlaubt, auch nur eine Nacht in dem Hause des Bruders deines Gatten zu bleiben“. Der geschichtliche Johannes stand auf fester, sittlicher Grundlage, er war der Anwalt eines göttlichen Gebotes. Für den Sudermannschen Johannes ist das göttliche Gesetz Nebending, dagegen die rituelle Anordnung Hauptsache. Es mußte doch von einem Manne wie Johannes die himmelschreiende Sünde eines solchen Ehebruchs mit ganz anderer Kraft verurteilt werden, als Sudermann es getan hat; ja trotzdem Sudermann die Worte Ehebrecherin und Buhlerin fallen läßt, ist es sowohl aus dieser Szene wie aus dem ganzen Stücke klar, daß er mit einer gewissen Scheu an der Verurteilung des Ehebruchs als Sünde gegen göttliches Gebot sich vorbeimacht. Das ist eine äußerliche und seichte Auffassung des Konflikts. Formell-technisch dagegen ist diese Szene eine sehr geschickte Parallele zu der Hauptszene des vorhergehenden Aktes, in welcher Johannes von dem Pharisäer „festgelegt“ wird, weil er die Parole „Liebe“ nicht kennt. In der jetzigen Szene

steht ihm nämlich dasselbe Schicksal bevor aus dem Munde Herodias', und diese Niederlage, oder sagen wir es offen, diese Blamage wird ihm umgehend zuteil. Die oben erwähnte Replik Herodias' bereitet den fatalen Schlag vor. „Wer über Menschen Richter sein will, der muß menschlich sein unter Menschen, und teilhaben an ihrem Tun". Johannes (betroffen) „Was — sagtest — du?" Einen Augenblick, — aber Johannes! auf solche Behauptung weißt du keine Antwort? Entweder bist du in der Wüste arg heruntergekommen, oder Sudermann ist sehr grausam gegen dich gewesen, dich zu seinen Zwecken so unwissend zu machen. Ist jener Satz, wer Richter sein will über Menschen, muß teilhaben an ihrem Tun, denn so unfehlbar und absolut durchschlagend? Ich stelle blos die eine Gegenfrage: Um den Ehebruch als Sünde und Verbrechen zu verurteilen, muß man dazu selbst am Ehebruch, an der Sünde teilhaben? Es genügt dafür einfach das Naturgesetz und die Kenntnis der Gebote Gottes. Armer Johannes, — aber es kommt gleich noch besser! Herodias: „Du aber scheinest mir so ferne ab, daß der Schlag des Menschenherzens selbst dich noch eine Torheit dünkt . . . Du hast dich vor jeder Schuld feig in deine Oeden geschlichen, und kriechst nun hervor, um andere schuldig zu nennen. Dich hat der Glutwind in deiner Wüste vielleicht das Hassen gelehrt — was weißt du von denen, die leben und sterben um ihrer Liebe willen?" Und hierauf lautet die ganze Antwort Johannes': „Auch du sprichst von Liebe — auch du?" C. Weitbrecht sagt, in seiner kleinen Literaturgeschichte des XIX. Jahrhunderts, mit Recht in Bezug auf diese Stelle, daß Johannes ein konfuser Kopf sei, der nicht einmal die verschiedenen Bedeutungen des Wortes Liebe auseinanderhalten kann! In der fünften Szene des nächsten Aktes findet Johannes aber doch die rechten Gedanken. Er spricht dort mit seinen Jüngern und erklärt ihnen da sehr treffend, was man nicht alles Liebe nenne. „Wißt ihr, in welches Gewand sich die Sünde vornehmlich

kleidet, wenn sie unter die Leute geht? . . . Hört und behaltet es: Liebe nennt sie sich am liebsten. . . . Und Liebe heißen sie, wenn im Frühling die Esel brünstig werden und die Hindinnen schreien, — wenn ein Weib selber am Abend die Steine zusammenträgt, mit denen das Volk sie töten wird am Morgen, um noch darauf zu buhlen . . . das nennen sie Liebe. . . .“ Warum konnte Johannes denn nicht diese Antwort hier geben? Nein, hier durfte er's nicht, weil es nicht paßte. Er durfte Herodias nicht übertrumpfen, wo sie von Liebe sprach; hier muß er dastehen als der unter allen Umständen vom Worte Liebe erschütterte und entwaffnete Gesetzesasket. Welche Inkonsequenz!

Völlig übereinstimmend mit dieser Schiefheit ist auch die Drohung gehalten, die Johannes am Schlusse der Szene ausspricht: Er droht bezeichnender Weise nicht mit der Strafe Gottes, er macht ganz folgerichtig seiner Auffassung entsprechend, seine Sache nicht zur Sache Gottes, sondern er droht mit Gewalt! „. . . Ich werde die Armen und Niedrigen in deinen Weg reißen, daß sie dich zermalmen mit ihren Sohlen. . . .“ Er droht mit Aufruhr. Hiemit ist aber der ganze Konflikt der Tragik völlig entkleidet, er läuft einfach hinaus auf eine Kraftprobe, wer von beiden der stärkere ist; unterliegt die eine Partei, — gut, dann ist die „Tragödie“ da, so meint der Dichter.

Ich kann hier den Vergleich nicht unterdrücken mit einer fast gleichen Szene in Manzonis Promessi Sposi. Es ist im VI. Kapitel, wo der alte Kapuziner Fra Cristoforo den Don Rodrigo auf seinem Schlosse aufsucht und ihn ohne Umschweife auffordert: „Gib das Mädchen, das du buhlerisch bedrohst, ihrem rechtmäßigen Bräutigam zurück. Tust du es nicht, Gott wird in diesem oder dem künftigen Leben ihr furchtbarer Rächer sein!“ Das wagt der schwache Mönch dem Mächtigen zu sagen und Don Rodrigo erscheint trotz seiner Zwingburg, trotz seiner bewaffneten Knechte, trotz seines Reichtums eben als das, was er ist, als ein Ver-

brecher; er ist moralisch gerichtet und vernichtet, weil er nicht einem Menschen, sondern dem Vertreter einer höheren absoluten Macht, der sich niemand entziehen kann, gegenüber steht. Es liegt in dieser Stelle eine so lebendige dramatische Leidenschaft, eine Fülle reiner Poesie, mit der verglichen Sudermanns Szene sich fast so gleichgiltig ausnimmt wie eine Zeitungsannonce.

Nach dem Gefecht läßt Herodias ihren Gegner in Frieden auf die Gasse führen. Der Vorhang fällt und wir dürfen neue Kräfte sammeln für den III. Akt, der für Johannes, äußerlich wenigstens, den Höhepunkt und die Entscheidung bringt.

Johannes hat soeben das Passahlamm im Hause Josaphats, seines Anhängers, gegessen. Da wirft sich des Josaphat Weib, Jael, mit ihren kleinen Kindern ihm zu Füssen. „Gib uns den Vater zurück, denn wir haben kein Brod. . . . . Du nahmst mir und diesen Kindlein — alles nahmst du, was wir haben. Siehe, seit langem geht mein Mann nächtlich zu dir in die Wüste, und dann liegt das Werkzeug da und wir hungern. Aber gerne wollten wir hungern und Hungers sterben für ihn, hättest du uns nicht sein Herz entfremdet und seine Liebe an dich gerissen“. Johannes: „Bist du auch eine von denen, die da sagen, höher denn Gesetz und Opfer ist die Liebe?“ und seine letzte tröstliche Ermahnung lautet: „geht, ich habe nichts mit euch zu schaffen“. Im Vorspiel hieß es, „wenn ihr klagt, steckt den Knebel zwischen die Zähne“; hier heißt es ähnlich, „wenn ihr hungert, steckt euch auch den Knebel zwischen die Zähne“. Nun, wer noch immer nicht begriffen haben sollte, daß Johannes keine Liebe hat, dem ist nicht zu helfen; im Gegenteil seine höchste Tugend ist Rücksichtslosigkeit, und wie hat ers doch darin „so herrlich weit gebracht!“

Im folgenden wird hauptsächlich der Aufstand gegen Herodes vorbereitet. Johannes erklärt bündig: „Ich werde

ihn richten“. Unterdessen sucht er nach Galiläern, die i
Auskunft geben sollen über den Messias; der Messias wä
der trefflichste Bundesgenosse, um nicht Herodes allein, sonder
alle Feinde des Judenvolkes zu „zerstampfen“. Eine Bettleri
fertigt ihn allerdings ab mit seinen Hoffnungen. „falsche
Prophet“ nennt sie ihn kühn. Johannes ist selbst darübe
verdutzt. Endlich findet sich aber ein Galiläer, welcher de
Johannes die entscheidende Botschaft bringt: der Messia
lehre unter anderem auch „liebe deine Feinde!“ Dies
Kunde wird verhängnisvoll für seine Seele, zumal Herode
schon naht und das Volk, mit Steinen bewaffnet, schon ver
sammelt ist. Johannes tritt kühn dem Herodes entgegen,
bereit den ersten Stein zu schleudern.

Johannes (stark): „Im Namen dessen, (er will den Stei
erheben, hält inne, wie zerbrochen, halb fragend) der — mi
— dich — lieben heißt ...? (Der Stein entfällt sein
Hand.)“ Die Schergen des Herodes verhaften ihn.

Jetzt sind die Würfel gefallen. Wir wollen gar nic
davon reden, daß von einer eigentlichen Feindschaft zwische
Herodes und Johannes gar nicht die Rede sein kann; abe
eines ist evident: Johannes ist als Unruhstifter, al
Verleiter zum Aufruhr und Totschlag mit Fu
und Recht verhaftet worden. Wo bleibt seine Größe?
Wo bleibt die Tragik?

Der IV. Akt zeigt uns Johannes im Kerker. Er fängt an mit einem schön erfundenen Intermezzo Salomes und ihrer Mädchen mit dem Kerkermeister. Der Dichter versteht es, den Zuschauer für Salome einzunehmen. Als darauf Herodes erscheint, bittet sie um Schonung für Johannes, wobei wiederum ihre geheime Neigung zu ihm mitspielt. Auch Herodes erweist sich menschlich und großmütig gegen den Gefangenen. Er erlaubt, daß seine Jünger ihn besuchen, befiehlt, daß ihm die Ketten abgenommen werden. Anstatt zu zürnen oder gar Rache zu schnauben, ist Herodes dem Johannes sogar dankbar, daß er den Stein

nicht warf! Ach wie vernünftig und gutmütig sind doch eigentlich diejenigen, die sich am wenigsten um das Gesetz kümmern!

Die sich jetzt anschließende Scene mit Herodes allein ist die einzige Stelle, wo Johannes bisheran einige geistige Größe offenbart. Er ist plötzlich wie umgewandelt. Er tritt nicht mehr auf in seinem Namen oder im Namen des Volkes, sondern er läßt, wie sich gebührt, die Person des Messias in den Vordergrund treten, verbirgt sich hinter ihm. Er ist auf einmal weise, milde, groß geworden. Ob aber diese Umwandlung schon an dieser Stelle motiviert ist, das ist eine andere Frage. Sie erfolgt eben lediglich auf die vage Botschaft hin von den beiden Galiläern im vorigen Akte. Außerdem zeigt Johannes in dieser selben Scene, daß er sich völlig unklar ist über den Messias; denn wie Herodes sagt: „... ich weiß auch von einem König der Juden, der da kommen wird, das Schwert geschwungen über seinem Haupte ...“, fragt Johannes (begierig): „wer ist der, von dem du redest?“ Aber wozu denn diese Begier? wozu diese Unsicherheit? Das, was Herodes da sagte, konnte Johannes auch bei den Propheten lesen. Abgesehen jedoch von dieser Schiefheit des Zusammenhanges, steht es also fest, daß eine ganz unsichere Nachricht einen Nacken von solch jüdischer Härte zu brechen vermocht hat! Das ist schwer zu glauben. Wo bleibt denn der innere Kampf, den dieser Umschlag gekostet haben muß? Wir sehen nur im Aeußeren sein Wanken und seine Verwirrung. Durch einen vorher eingeschobenen Monolog wäre Sudermann vielleicht imstande gewesen, die Einwirkung jener Botschaft, trotzdem sie unsicher war, als eine so mächtige zu motivieren. Es mußte geschildert werden, wie es denn eigentlich im Geiste, im Innern des Johannes zuging, wie er sein Tun und Lassen vor seinem eigenen Gewissen rechtfertigte, oder kurz, wie er sich überhaupt mit sich selber abfand oder nicht abfand.

Wir müssen es *sehen, wie* der Held sich ändert; die bloßen Fakta genügen nicht. Mehr Drama, mehr Leidenschaft, weniger Bühnentreiben, weniger Roman.

Hierauf folgt eine abstoßend wirkende Scene, in der Salome offen, aber natürlich vergebens Johannes zur Sünde zu verlocken sucht. Von größerer Bedeutung ist die nächste, in der seine Jünger anfangen, ihn zu verlassen. Einer von ihnen frägt: „Du nahmst uns das Gesetz, was gabst du uns dafür?“ Das ist in der Tat eine böse, aber sehr berechtigte Frage. Johannes hatte ihnen ja wirklich nichts zu bieten, er fühlt selber das Verhängnisvolle der Frage, darum antwortet er in einer langen Replik mit — vielen Grobheiten, unter denen aber auch nicht ein Körnchen solider Entgegnung enthalten ist Die bedeutendste Wendung darin ist diese: „Was mein Werk war, das weißt du nicht; *hätte ich selber es gewußt*, ich wäre nicht hier...“ Das spricht er aus als Vorwurf gegen den Jünger, während es tatsächlich die schärfste Selbstanklage enthält! „Was mein Werk war, das weißt du nicht, ich wußte es ja selber nicht.“ Bündiger konnte er sich nicht ins Unrecht setzen und sich selbst der Konfusion und der Leichtfertigkeit zeihen.

Die Schlußszene entschädigt in etwas für diese Mißlichkeiten; es läßt sich ihr hohe poetische Schönheit nicht abstreiten: Johannes nimmt Abschied von seinen beiden letzten Jüngern. Die Sehnsucht nach dem Messias ist prächtig geschildert. „Der Schoß meiner Seele ist aufgetan. Ich bin bereit, den Segen zu empfangen von der Höhe. Ist nicht ein Flüstern ringsum? Hörtet ihr nichts? Es wird Nacht und ich bin müde. Horch! War mir doch, als hörte ich ein Flügelwehen über mir. Hörtet ihr nichts?“ Sodann entsendet er sie zu Jesus von Nazareth, um zu fragen, ob er denn wirklich der Messias sei, die Erwartung der Völker. Bei ihrem Weggange spricht er: „*So* gehet nicht. Noch nicht. Laßt mich eure Hände fassen, ihr, die ihr die Geringer

seid unter meinen Jüngern! Denn (in großer Bewegung) mich dünkt — ich — hab' — euch — lieb."

Johannes ist menschlich geworden; wir müssen uns mit der Tatsache begnügen. Den Prozeß des Umschlags müssen wir erraten, das Wichtigste wird uns vorenthalten. Es ist derselbe Fehler, den wir bereits oben bei der Unterredung Johannes' mit Herodes gerügt haben; es fehlt an klarer Motivierung. Und das, zumal es sonst auch nicht an Schwierigkeiten und Widersprüchen mangelt. Johannes ist gegen die Armen hart, gegen Salome sehr galant, gegen Herodes zugänglich und freundlich, seinen abziehenden Jüngern gibt er (eben in vorhergehender Scene) seinen Segen mit in Form einer kräftigen „Philippika", hier, unmittelbar darauf, ist er lieb und mild. Es geht uns hier ähnlich wie einst Walther von der Vogelweide, als er Gut und Geld, weltlich Ehr und Gottes Dienst mit einander versöhnen wollte. „Ich saß auf einem Steine — und deckte Bein mit Beine — und dachte, wie berge ich alles das in einem Schreine? — Nein, das Ding ging nimmermehr."

Wir wollen uns übrigens den Genuß an dieser Scene dadurch nicht vergällen. Nicht allein ist die Sprache hoch-poetisch, sondern der ganze Dialog von einer stillen, er-greifenden Wehmut durchzittert. Die Stelle läßt ahnen, sowohl daß Sudermann hohes Pathos besitzt, als auch was er aus diesem Stoffe hätte schaffen können, wenn er den Johannescharakter nicht zu dem Zerrbilde gemacht hätte, das er in den drei ersten Akten ist, sondern ihn so gelassen, wie Geschichte und Schrift ihn uns gegeben.

Der V. Akt schildert in festgefügten, theatralisch packenden Scenen das große Festgelage des Herodes, den Tanz Salomes, ihre Bitte um das Haupt des Johannes. In der sechsten Scene wird Johannes den Gästen vorgeführt und Herodes teilt ihm mit, daß er gleich sterben müsse. Geradezu banal drückt Herodes sein Bedauern aus: „ . . . Ja, wie

gesagt, es ist mir wahrlich leid. Es hätte noch manches aus dir werden können. Doch . . . (er zuckt die Achsel). Hier ist die Muse schwer eingenickt, die sonst so würdige, getragene Sprache des Dramas fällt in die platte Alltäglichkeit. Es gebraucht Herodes Worte, wie ein Geschäftsmann etwa sie bei der Kündigung einem Kommis gegenüber auch gebrauchen würde. „Wie gesagt, es ist mir sehr leid, es hätte noch manches aus Ihnen werden können. Doch . . in Gottes Namen . . . es hat nicht sollen sein!“ Unterdessen sind die beiden Jünger, welche Johannes am Schlusse des vorigen Aktes auf Kundschaft nach dem Messias ausgesandt hatte, zurückgeeilt, und mit ihnen entspinnt sich im Beisein des Herodes eine bedeutsame Scene. Sie haben den Messias wirklich gefunden: sein Antlitz war wie der Sonne Antlitz; seine Rede mild wie eines Bruders Rede. Darauf werden die Liebeswohltaten gegen die Armen mit den Worten des Evangeliums geschildert: die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Toten stehen auf und den Armen wird das Evangelium gepredigt, — und „*selig wer sich an ihm nicht ärgert*“. „Doch dieses Wort verstanden wir nicht.“ Johannes: „Ich aber verstehe es wohl, ich, zu dem er es sprach.“ Jetzt spricht Johannes seine große Beicht, er bekennt, er ist der reuige Sünder. Er fährt fort: „Ich habe mich an ihm geärgert, denn ich erkannte ihn nicht. Und mein Aergern erfüllte die Welt, denn ich erkannte ihn nicht. Ihr selbst seid meine Zeugen, daß ich gesagt habe, ich sei nicht Christus, *sondern vor ihm hergesandt*.“ Man beachte, daß er seinen Jüngern gesagt: er sei gesandt; im nächsten Satze gesteht er aber, daß dem nicht so war. „Aber ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel. *Und mir ward nichts gegeben* . . die Wagschalen der Schuld — mir waren sie nicht anvertraut. Denn aus niemandes Munde darf der Name Schuld ertönen

nur aus dem Munde des Liebenden. Ich aber wollte euch weiden mit eisernen Ruten, darum ist mein Reich zuschanden worden. . . ." Der Rest seines Bekenntnisses ist schön, aber es sind lauter poetische Phrasen, mit denen man über die Schiefheit des Vorhergehenden hinweggetäuscht werden soll. „Ich höre rings ein großes Rauschen, und das selige Licht umhüllt mich fast. . . . Ein Thron ist herniedergestiegen vom Himmel mit Feuerpfeilern. Darauf sitzet in weißen Kleidern der Fürst des Friedens. Und sein Schwert heißet „Liebe" und „Erbarmen" ist sein Schlachtruf. . . . . Sehet, das ist die Braut, das ist der Bräutigam. Der Freund des Bräutigams aber stehet und höret ihm zu und freuet sich hoch über des Kommenden Stimme. Dieselbe meine Freude — nun ist sie erfüllet." Die Worte sind schön, aber er hat doch sein moralisches Todesurteil selbst gefällt. Er hat sich an Messias geärgert und darum auch an Herodes eigentlich vergriffen. Sehen wir die Sätze seiner Rede im Einzelnen etwas näher an.

Zunächst steht es wiederum fest, daß er seine Stellung vor dem Volke usurpiert hat. Ihm ward nichts gegeben! Ganz objektiv steht natürlich diese Fiktion im schreiendsten Widerspruch zu der geschichtlichen Wahrheit. Johannes war ja sogar von den Propheten vorherverkündet. Schon ganz lediglich vom ästhetischen Standpunkt aus verrät es das größte Ungeschick, in so krasser Form die allbekannten Angaben der Schriftquelle zu mißachten. Es ist dem Zuschauer doch zuletzt unmöglich, sich über so viele und wesentliche Verstöße hinwegzusetzen. Der Sudermann'sche Johannes hat keine Faser seines Leibes mit dem biblischen gemein; es ist eine leere Fiktion, voll Verirrung und voll Verwirrung.

Und nun erst der Satz: Kein Mund darf den Namen Schuld aussprechen als der Mund des Liebenden! Also zu Unrecht hat er sich dem Herodes gegenübergestellt! Mit etwas anderen Ausdrücken hatte Herodias in der neunten

Scene des zweiten Aktes dasselbe schon gesprochen: „Wer über Menschen richten will, habe teil an ihrem Tun." Man beachte nun wohl, wenn es sich blos um den stürmischen Auflauf des Volkes, den er herbeigeführt, handelte, dann müßte man ganz mit ihm einverstanden sein. Aber es handelt sich um die moralische Schuld schlechthin, da muß man doch wiederum verwundert fragen, durfte er denn über eine so verbrecherische, mit Mord und Blutschande befleckte Gesellschaft, wie Herodes, Herodias, Salome, das Wort Schuld nicht aussprechen, selbst blos nach dem, was Sudermann von ihnen zeigt? Nein, Sudermann weiß das besser. Herodes und seine Helfershelferinnen können sich also Glück wünschen, nicht blos Johannes gegenüber — seine eisernen Ruten sind zerbrochen —, nein erst recht, jetzt kommt ja „der Fürst des Friedens", sein Schwert heißet „Liebe" und sein Schlachtgesang „Erbarmen". Ach! vor dem Schlachtgesang brauchen sie gewiß weiter keine Angst zu haben. Wir haben schon vorhin darauf aufmerksam gemacht, wie scheu und vorsichtig Sudermann die Ehebruchsfrage behandelt und sie zur Nebensache macht, während der rituell unerlaubte Tempelgang in erste Linie gerückt wird. Hier bestätigt sich dieselbe Wahrnehmung. Sudermann steht den sittlichen Ideen seines Stoffes kalt gegenüber, kühl bis ans Herz hinan.

Der Dichter hat sein Werk eine Tragödie genannt; allein er hat nichts anderes dargetan als eine gänzliche Unkenntnis des Tragischen, und dann, daß das gedankliche Fundament, auf welchem der „Johannes" aufgebaut ist, für eine Tragödie völlig unbrauchbar ist; auf so oberflächlicher Auffassung der Lebenskonflikte ist eine Tragödie gar nicht denkbar. Johannes mußte in den Tod gehen für die treue Erfüllung einer Pflicht, eines ihm von Gott gewordenen Auftrags. Die Verbrecher würden dann, trotz ihres äußeren scheinbaren Sieges moralisch unterliegen, der Zuschauer

hätte dann eben gefühlt, daß sie dem höheren Gesetze doch unterworfen sind, daß sie dem höheren Richter doch nicht entlaufen können, — ein Gefühl, das der Zuschauer jetzt absolut entbehrt. Dies Bewußtsein wäre noch dadurch verstärkt worden, daß das geistige Reich des Messias jetzt anfinge, von dem die Sünder Erbarmen zu hoffen — aber nur die bußfertigen, von dem aber die unbußfertigen doppeltes Gericht zu erwarten haben.

Johannes wird zum Tode geführt; die Menschheit hat nicht viel an ihm verloren, und daß sein Blut fließt, macht das Spiel noch nicht zur Tragödie. Unterdessen naht der große Tag des Messias, im Triumph zieht er an der Spitze des Volkes in Jerusalem ein. Auf der Straße unten am Palast kommen die Schaaren heran, an den Blicken des Herodes und seiner Gesellschaft vorüber. Herodes bricht knirschend in die Worte aus: „Den Johannes habe ich enthaupten lassen, wer ist nun dieser?" In diesem Aerger besteht die ganze moralische Züchtigung, die diesem Wüstling und Mörder zuteil wird. Sodann ruft er aus: „Gegrüßet seist du — mir — König — der" (er sieht, er stutzt — die Trinkschale entgleitet seiner Hand — er wendet sich ab und verhüllt das Gesicht mit dem Mantel) Die Andern (stehen gleichfalls hinabschauend in schweigendem Staunen. Von der Gasse braust das Hosianna empor. Der Vorhang fällt.)

Diese letzte Szene ist nicht so leicht zu begreifen, als es den einfachen Worten nach den Anschein haben möchte. Was mag wohl in der letzten Replik die Absicht Sudermanns gewesen sein? — Wohl kaum diese, den Herodes seine moralische Ohnmacht fühlen zu lassen. Er läßt ja freilich Herodes zuerst knirschen, aber wie Herodes den Messias sieht, tut er jenen Ausruf und stutzt blos, ebenso wie die Andern ausschließlich dastehen sollen in schweigendem Staunen. Es kann also von Schrecken vor einem Richter nicht die Rede sein, das ist sehr zu be-

achten, und nach allem, was soeben vorhergegangen, nach allem, was Johannes in seiner letzten Rede gesprochen, darf es auch gar nicht anders sein. Es ist ja der Friedensfürst, der kommt, dessen Schwert „Liebe“ und dessen Schlachtruf „Erbarmen“. Herodes hatte dem Johannes spöttisch, zweimal sogar, versprochen, den Messias von ihm zu grüßen. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß der Gruß, als er ihn anfing, als Spott gemeint war, aber wie er die Person des Messias näher erblickt, zerstiebt der Spott, er stutzt — es fehlt das letzte Wort des Grußes, das ist ersetzt durch einen Gedankenstrich. Was mag dieser Gedankenstrich hier zu bedeuten haben? Kann es heißen König der „Juden“? Nein, dies Wort kann nicht auf diesen Messias passen, wo nach Sudermann das harte Gesetz des Judentums gerade abgetan ist; am Ende dieses Dramas würde es nicht als Schlagwort, als Schlußmotto an seinem Platze sein. Wenn wir aber statt dessen den kleinen unschuldigen Strich mit dem Worte Liebe vertauschen, dann paßt der Ausruf trefflich zum Ganzen: „Gegrüßet sei mir König der — Liebe!“ Aber wer möchte dem Worte Liebe aus dem Munde dieses Wüstlings Glauben zollen? Es ist darum ganz klug, wenn er sich mit einem Gedankenstrich ausschweigt.

Dann verhüllt er sein Gesicht mit dem Mantel. Soll das urplötzliche Reue sein? Wie wohltuend wäre es, wenn er nur ein einziges Wort der Selbsterkenntnis spräche. Jetzt wäre es noch Zeit; im unmittelbaren Anblicke des Messias würde es leicht motiviert erscheinen, wenn er in hoher seelischer Erregung wenigstens vorübergehend sich erweichen ließe. Sudermann läßt es im Ungewissen, wie wir das deuten sollen; ein jeder mag beliebig zu seiner Befriedigung, je nach dem Stande seiner moralischen Anschaunngen, Jude, Christ und Hottentott, es beurteilen, wie er will, dann ist Niemandem die Freude verdorben.

Gewisse Kritiker haben behauptet, daß Sudermann,

der sonst in seinen vorangegangenen Stücken, wie wir gleich an einem Beispiel sehen werden, offen auf der Seite der „modernen" Moral gestanden, sich in „Johannes" für die alte christliche Moral entschieden. Allein in der zagenden Behandlung der an sich tiefen sittlichen Ideen des biblischen Stoffes vermögen wir keine Entscheidung zu erblicken; denn eine Entscheidung gibt es in dieser Materie nicht ohne Entschiedenheit. Im Gegenteil. Aus dem Studium des Stückes selbst muß sich jedem die Ueberzeugung aufdrängen, daß es, um von den weltlichen modernen Inspirationen, von der modernen Moral zu den christlich ethischen Ideen überzugehen — vorausgesetzt, daß er es gewollt hat — nicht genügt, sich bloß die Hände zu waschen und eine frische Feder zu nehmen. Es ist keinem Dichter, dessen Seele nicht in den festen ewigen Ideen der göttlichen Weltordnung heimisch ist, möglich, einen Stoff, wie den vorliegenden, befriedigend zu gestalten; wenn sein Geist nicht gewohnt ist, sich über die öden flachen Wahnideen unserer Zeit zu erheben, entsteht nur ein willkürliches unorganisches Zerrbild vom Alten.

Hiermit wollen wir von „Johannes" Abschied nehmen, wir können ihm keine Lorbeeren flechten.

(Schluß folgt.)

LIV.

Belgiens Fortschritte unter den katholischen Ministerien der letzten zwanzig Jahre.

„Die liberale Partei“ — so behauptet Faguet in seiner Einleitung zu Wilmotte ‚La Belgique morale et politique 1830—1900‘ p. 6 — „hat Belgien geschaffen, und daran muß Belgien sich stets erinnern, wenn es nicht undankbar sein will.“ Wir können das in gewissem Sinne zugeben; die Rogier, die Frère-Orban, die Bara haben durch ihre übermäßige Betonung der Zentralisation und der Eigenmächtigkeit der Regierung manchen Exzessen vorgebeugt, zu welchen der Partikularismus, die Unabhängigkeit der Gemeinden, die Privilegien der Stände geführt hatten, haben aber in ihrer Beschränkung der Freiheit des Individuums, in den von ihnen organisierten Verfolgungen der katholischen Kirche weit über das Ziel hinausgeschossen und sich unmöglich gemacht. Die liberale Partei repräsentierte die Bourgeoisie, welche, um sich die Macht zu sichern, ihre Gegner von allen Staatsämtern und allen höheren Stellungen in den Gemeinden auszuschließen suchte. Sie konnte natürlich nicht zu gleicher Zeit Front machen gegen die Radikalen (Sozialisten) und Katholiken und ist seit 20 Jahren zu einem kleinen Bruchteil herabgesunken. Es ist hier nicht der Ort, auf die schweren politischen Fehler der liberalen

Doktrinäre einzugehen, durch welche sie sich die Wähler entfremdeten. Wir wenden uns der weit willkommeneren Aufgabe zu, die materiellen und geistigen Fortschritte Belgiens unter den katholischen Ministerien zu schildern.

Es ist bekannt, wie die dem Hause Habsburg treu gebliebenen Provinzen der Niederlande von den protestantischen Mächten durch Intriguen und Schikanen aller Art, und wenn diese nicht nützten, durch rohe Gewalt von dem Handel und der Schiffahrt ausgeschlossen wurden. Wir erinnern hier nur an die Unterdrückung der Ostende-Gesellschaft im 18. Jahrhundert. Mit der Unabhängigkeitserklärung Belgiens fielen die Schranken; das belgische Volk konnte ungehemmt in den Wettbewerb mit seinen alten Rivalen eintreten und erreichte Holland, das einen großen Vorsprung hatte, in verhältnismäßig kurzer Zeit. Heutzutage marschiert das kleine Belgien an der Spitze des Fortschrittes. Soviel der kleine Staat, der auf dem Raum von 29,455 Quadratkilometern eine Bevölkerung von 6'693,810 Seelen enthält, seiner günstigen Lage und den natürlichen Hilfsquellen verdankt, so sind doch die weise Verwaltung der katholischen Ministerien, die sich seit 1884 gegen alle Anstürme der Liberalen und Radikalen behauptet haben, und der Fleiß und die Sparsamkeit der Bevölkerung sehr wichtige Faktoren. Der englische Generalkonsul in Belgien, Hertslet, hat in seinem Bericht, auf den wir später zurückkommen werden, ein besonderes Gewicht auf die Ersparnisse der Arbeiterklasse gelegt. Im Jahre 1880 beliefen sich die Ersparnisse auf 2 s 3 d per Kopf, 1901 aber auf 11 s 2 d, trotzdem die Löhne in Belgien viel geringer sind als anderwärts. Eine weitere Bemerkung des Generalkonsuls wird alle die in Erstaunen setzen, welche in den konfessionellen, von Geistlichen geleiteten Schulen den Grund für den materiellen Rückgang der katholischen Länder erblicken. Er setzt die gewaltigen Fortschritte Belgiens auf Rechnung der ausgezeichneten technischen Schulen.

Sehen wir, wie die Katholiken, die 1884 ans Ruder kamen, die von den Liberalen begangenen Fehler gut zu machen suchten.

Die belgische Verfassung hatte die Unterrichtsfreiheit zugesagt; die liberale Partei setzte dagegen alle Hebel in Bewegung, um dieselbe illusorisch zu machen. Sie förderte gegenüber der altehrwürdigen Universität Löwen, welche ihren katholischen Charakter bewahrt hatte, zwei Staatsuniversitäten in Gent und Lüttich, und stattete letztere mit Staatsmitteln reichlich aus, während sie ersterer jegliche Staatsunterstützung verweigerte und ihre Rechte zu beschränken suchte. Es kam zu beständigen Reibungen, die man durch die Errichtung einer Prüfungskommission, in welcher die Konservativen und Liberalen gleichmäßig vertreten waren, zu beseitigen bestrebt war. Einer Ausschließung guter Katholiken von den akademischen Graden war somit vorgebeugt. Frère-Orban suchte jedoch dieses Zugeständnis unwirksam zu machen dadurch, daß er der Regierung das Recht vorbehielt, ihre Beamten nach Gutdünken zu wählen. „Du kannst, sagte er, Advokat, Arzt, Ingenieur, Apotheker, aber darum noch kein Magistrat werden. Du kannst Notar, Doktor in einem Spital, Wegebaumeister werden: der Staat behält sich aber das Recht vor, die Seinigen zu wählen. Der Gesetzgeber stellt die Bedingung für die Zulassung zu einem öffentlichen Amt auf. Für die Ausübung der gelehrten Profession ist der akademische Titel genügend, nicht aber als Qualifikation für ein Staatsamt" (Wilmotte p. 81). Dabei berief er sich auf ein unbestrittenes und unveräußerliches Recht des Staates, seine eigenen Schulen mit der Sorge für die Heranbildung und Vorbereitung seiner zukünftigen Magistrate zu betrauen. In der Praxis gestalteten sich die Dinge so, daß nicht nur die Studenten von Löwen, sondern auch die Katholiken, die in Gent, Lüttich, Brüssel und in den der Universität aggregierten Kollegien von Brüssel und Namur studiert und ihre Prüfungen bestanden hatten, mit dem Kainsmal be-

und von Aemtern und Würden in Staat und Ge-
ausgeschlossen wurden.
em Land, dessen Bevölkerung vorwiegend katholisch
t zählt nur 10,000 Protestanten und 4000 Juden)
läubige Erziehung aufnötigen zu wollen, war der
es Wahnsinns, um so mehr, da die sozialistische
hre Religionsverachtung öffentlich zur Schau trug
Gemäßigten abstieß. Die katholische Partei ging,
die Oberhand erhielt, von dem Grundsatz aus: wer
ule besitzt, besitzt die Zukunft, und war vor allem
die staatlichen Elementarschulen ihres antikirchlichen
ers zu entkleiden. Was durch das Gesetz von 1884
angebahnt worden, das wurde durch das Gesetz
5 glücklich vollendet. Die Religion nimmt jetzt ihren
hrenplatz wieder ein: die katholische Partei, allen
ie Priester, ist bestrebt, die Jugend an sich zu ketten
Teilnehmern an dem großen sozialen Werke, das sie
Ziel gesetzt hat, zu machen. Die aus der Schule
ien Knaben und Mädchen haben ihre sonntäglichen
ienkünfte, die nicht nur religiöse und philanthropische,
auch politische Zwecke verfolgen. Das Interesse,
hochgestellte Herren und Damen, Gebildete und Kapi-
den Jugendvereinen entgegenbringen, hat das Prestige
n gewaltig erhöht. Die katholische Partei hat durch
eine nicht nur für Nachwuchs gesorgt, sondern auch
Vereinen Apostel gefunden, die Propaganda machen.
ir Deutschen können jedenfalls von den belgischen
ken noch viel lernen. Wir haben leider noch wenige
s, noch wenige Zentren wie München-Gladbach. Hoffen
aß die auf dem Katholikentag zu Regensburg ge-
Reden neue Begeisterung wecken. Wir sind freilich
des Unterrichtsmonopols des Staates, der sich sogar
ge einmischt, die außerhalb der Schule vorgehen,
ie Abhaltung von Studentenexerzitien, auf Schritt
itt gehemmt. Das darf uns jedoch nicht abschrecken,

muß uns vielmehr zu verdoppelter Tätigkeit anspornen Durch die katholischen Minister Belgiens wurden manche Lehrer an den Mittelschulen, welche durch ihre kirchenfeindliche Gesinnung und ihren Unglauben Aergernis gegeben hatten, pensioniert oder entfernt, anderseits sind die meisten Staatsanstalten binnen kurzer Zeit ganz umgewandelt worden. Die katholischen Lehrer aber, welche von den Liberalen zur Abdankung genötigt worden waren (1879), wurden in ihre Professuren wieder eingesetzt. Viele der liberalen Lehrer, welche eine Reaktion zu Gunsten der Liberalen erwartet oder sich mit der Hoffnung geschmeichelt hatten, sie seien unersetzlich, haben seitdem Frieden mit dem katholischen Ministerium geschlossen und zum Teil einflußreiche Stellungen erlangt. Das kleine Belgien mit seinen katholischen Professoren steht hinter den Ländern, in denen die protestantischen Professoren die überwiegende Mehrheit bilden, nicht zurück. Der liberale Emile de Laveleye schrieb schon 1874 (in der Revue de Belgique 15. Januar): „Ich brauche die tausend Mittel, durch welche der Ultramontanismus seinen Einfluß ausübt, nicht aufzuzählen. Was ich zu zeigen habe, und was mir noch bedenklicher scheint, das ist die Ueberlegenheit, welche seine Anhänger nach und nach auf dem geistigen Gebiete erlangen. Sie haben mehr Leben, mehr Eifer, andere zu bekehren, größere Konsequenz, und üb[illegible] größere Anziehungskraft auf ihre Gegner aus als wir.“ [illegible] würde, fragt sich Wilmotte, de Laveleye heute urteilen, we[illegible] er alle Fehler der lose verbundenen liberalen Partei und [illegible] Uebertreibungen des Sozialismus kennen würde, der Tausen[illegible] von furchtsamen Gewissen den Katholiken in die Arme g[illegible]trieben hat?“ Ein großer Teil der belgischen Bourgeoisie w[illegible] von 1830—70 der katholischen Kirche entfremdet und leg[illegible] geringen Eifer an den Tag. Die liberale Partei fand ja [illegible] dem Bürgerstand ihre Hauptstütze; heute ist das anders[illegible] denn die meisten Bourgeois schickten ihre Söhne in d[illegible] Kollegien der Jesuiten und stehen jetzt zur katholischen Kirche[illegible]

ie Landbevölkerung, die Bauern und der kleine Mann sind
en Priestern stets treu geblieben und hatten schon deßhalb die
erechtesten Ansprüche auf ihren Schutz gegen die Kapi-
alisten und den Großbetrieb. Der Klerus blieb hinter den
rwartungen des kleinen Mannes nicht zurück und hat
urch die Gründung des Bauernbundes, der Darlehenskassen-
ereine nach dem Muster von Raiffeisen und Schultze-Delitzsch
ehr viel für die Hebung von Ackerbau und Kleinindustrie
nitgewirkt. Eine ausführliche Darstellung der großartigen
eistungen der belgischen Katholiken findet sich bei Vermersch
Manuel Social. Die Enzykliken Leos XIII. haben auch in
Belgien den Anstoß zur Tätigkeit gegeben Es würde uns
u weit führen, wenn wir im Einzelnen zeigen wollten, wie
rfinderisch die christliche Liebe machen kann, wie reiche Seg-
nungen durch das einheitliche Zusammenwirken von Geist-
lichen und Laien allen Ständen, aber vornehmlich dem
Arbeiterstand zugeflossen sind.

Belgien zählt zu den großen Industriestaaten und hat im
Wettbewerb mit England, Deutschland und Frankreich keines-
wegs den Kürzeren gezogen: gleichwohl hat sich neben dem
Großbetrieb der Kleinbetrieb halten können. Der Grundbesitz
findet sich nicht in derselben Ausdehnung wie in England
den Händen des Adels, die Großstädte sind nicht so zahl-
d volkreich wie in einigen Provinzen Preußens. Die Zahl
r Armen und Unbeschäftigten ist zu gering, als daß sie
e Gefahr für die Gesellschaft werden könnte wie in Eng-
nd, wo der Unterhalt der Armen, abgesehen von der
ivatwohltätigkeit, über 11½ Millionen Pfd. jährlich ver-
lingt. Die Staatsschuld beträgt zwar 15 Pfd. 11 sh. per
pf und der jährliche Zins 15 sh. 8 d., aber die Zinsen
rden durch das nette Einkommen der Eisenbahnen mehr
gedeckt. Auch die Schulden der Gemeinden sind nicht
rächtlich und können mit Leichtigkeit abgetragen werden.
keinem Industriestaat sind die Steuern und andere Lasten
inger. Die letzten Jahre waren besonders für England

und Deutschland recht kritische Jahre. Letzteres hat sich ziemlich erholt, in England dagegen hat die Abnahme de Ausfuhr, das Einschrumpfen der Einkünfte der Bahnlinien die Stockung mancher Industriezweige noch nicht aufgehör Gegen den Rückgang des größten Industriestaates sticht de materielle Fortschritt Belgiens nach Hertslet vorteilhaft ab Ein Vergleich der Jahre 1901, 1902 und 1903 ergibt fol gende Resultate: Zunahme der Einfuhr in Bezug auf Tonnen gehalt 7,2%, 10,9%, 13,1%; der Wert für die drei Jahr beträgt 90'643,000, 95'230,000, 106'256,000 Pfd. Di Ausfuhr hat gleichfalls stetig zugenommen und ist 190 gegen das Vorjahr um 404,300 Tonnen und im Werte vo 75'275,000 Pfd. auf 81,072,000 Pfd. gestiegen. Der best Abnehmer belgischer Produkte ist Deutschland; nach ih kommen Großbritannien-Irland und die Vereinigten Staaten dagegen führt Belgien aus Frankreich viele Lebensmitte und Rohprodukte ein, aus Deutschland aber viele Kohle da kein Einfuhrzoll erhoben wird.

Ueber dem zeitlichen Wohlstand werden die geistige Interessen nicht vernachläßigt. Belgien ist ein zwei-, richtige ein dreisprachiges Land. Nicht weniger als 2'744,271 be dienen sich ausschließlich der vlämischen Sprache, 2'458,07 sprechen nur französisch oder wallonisch, 700,997 sind zwe sprachig. Die Propaganda für die Wiederherstellung de vlämischen Sprache hat nicht etwa, wie manche fürchtet das Aufblühen der französischen Sprache in Belgien gehem sondern eher befördert, während andererseits die Wied belebung der vlämischen Sprache manche tüchtige Tale geweckt hat. Die Versuche, das Wallonische zu Ehren bringen, werden höchst wahrscheinlich gute Folgen habe Der belgische Charakter ist von dem französischen ve schieden, das deutsche Element überwiegt; die Sitten und G wohnheiten sind nicht gleichartig, es ist daher besser, daß d Belgier sich eine eigene Literatur schaffen und dieselbe dur Heranziehung der Dialekte und der im Lande gesprochene

Dialekte bereichern. Die gelehrten Arbeiten von Belgiern und Deutschen, welche die vor- und nachreformatorische Literatur wieder ans Licht gezogen haben, sind sehr verdienstlich. Hoffentlich wird die Erinnerung an die glorreiche Vergangenheit Belgiens den patriotischen Sinn erhöhen. Die Verfolgung der katholischen Kirche in dem benachbarten Frankreich ist ganz dazu angetan, die Kluft zwischen Belgiern und Franzosen zu erweitern. Belgien hat den ausgewiesenen Religiosen Frankreichs Gastfreundschaft gewährt, und wird aus dieser Menschenfreundlichkeit wohl gerade so viele geistliche und zeitliche Vorteile ziehen, wie England, welches während der großen französischen Revolution die Pflichten der christlichen Liebe so uneigennützig übte.

A. Zimmermann.

LV.

Alte und neue Klöster in Paris.

II.

In Betreff der klösterlichen Anstalten und Niederlassungen bei Beginn des jetzigen Kulturkampfes liegen genaue Ausweise vor. Vorauszuschicken ist, daß der Pariser Sprengel mehr als 3'300,000 Einwohner zählt, wovon gegen 600,000 außerhalb des Stadtgrabens wohnen. Für die 2'750,000 Einwohner der Stadt — wovon 100,000 Protestanten und 50,000 Juden abzurechnen sind, bestehen 69, für 600,000 Einwohner der Außenstädte und Vororte 73 Pfarreien. In und außerhalb der Stadt sind die Pfarreien sehr ungleich. In Paris gibt es Pfarreien, oft mit kaum einige Tausend Personen fassenden Kirchen, welche

bis 100,000 und 120,000, andere 60,000 und 80,000 Seelen zählen. Daneben eine Anzahl unter 20,000 und selbst unter 15,000. Notre Dame hat nur 6000 Seelen. In den Außenstädten gibt es eine Pfarrei (Levallois-Perret) von 60,000, sowie einige von 30,000 Seelen und darüber. Daneben natürlich andere mit nur wenigen Tausenden. Unter der Republik ist Paris um eine halbe Million Seelen gewachsen, aber keine weitere Pfarrei wurde gegründet und nur eine einzige neue ist im Sprengel entstanden, indem die künstlerisch und geschichtlich so bedeutsame Basilika (mit den Königsgräbern) zu Saint-Denis zu einer Pfarrkirche verwendet wurde, um sie, nach Aufhebung des Kollegiatstiftes, nicht veröden und verfallen zu lassen. Eine zweite Pfarrei war ohnedies für die 60,000 Einwohner zählende Stadt längst geboten. Daß unter solchen Verhältnissen für Ordensleute im ganzen Sprengel ein weites Arbeitsfeld vorhanden, ihre Aushilfe unentbehrlich sein mußte, leuchtet jedem ein. Als er mit der Vertreibung der Ordensleute begann, schrieb Combes an den Kardinal-Erzbischof von Paris, er erwarte seine Vorschläge zu etwa notwendigen pfarrlichen Einrichtungen, um dem religiösen Bedürfnis der Bevölkerung zu genügen.

Anfang 1903 bestanden im Pariser Sprengel 37 Männer- und 122 Frauenklöster oder vielmehr Ordenshäuser. Eigentliche, abgeschlossene, selbständige Klöster gibt es nur wenige. Die meisten sind Mutterhäuser mit vielen Niederlassungen in Paris, Frankreich und selbst im Ausland. Die Ordenspriester helfen in jeglicher Weise bei der Seelsorge. Nur wenige weibliche Orden sind beschaulich. Aber auch diese arbeiten zugleich, fertigen Kleider und Sonstiges für Arme, außer ihrer eigenen Arbeit in Haus und Garten. Die Nonnen haben keine Dienstboten. Mönche wie Nonnen leiten Schulen, Kranken-, Waisen- und sonstige mildtätige Anstalten, beschäftigen sich unausgesetzt und in verschiedenster Weise mit der Bekämpfung der geistlichen, sittlichen und leiblichen Not ihrer Nebenmenschen. Sie haben besondere Anstalten für alle Anforderungen unserer Zeit. Unsere heutigen sozialen Verhältnisse sind so mannigfaltig und verwickelt als jemals. Und entsprechend haben sich auch die Orden gestaltet. Niemals sind die Orden umfassender, vielfältiger, tätiger gewesen als heutzutage. Deshalb sind Ordens-

leute und Ordenshäuser auch nirgend zahlreicher als in den großen Städten, den neuzeitlichen Menschenanhäufungen Es mögen hier einige Beispiele angeführt sein.

Die Assumptionisten, vielmehr Augustiner der Himmelfahrt, wurden 1845 durch P. d'Alzon zu Nimes gestiftet, das Mutterhaus seither nach Paris verlegt. Sie haben Häuser in Rom, Jerusalem, Konstantinopel, Adrianopel, Philippopel, Newyork, Belgien, Chili. Besonders in Palästina entfalteten sie große Tätigkeit in Unterricht, Waisen- und Krankenpflege. Seit ihre Häuser (1880) durch die Märzdekrete geschlossen wurden, haben sie namentlich durch die Presse gewirkt, einen großen Verlag guter Schriften (Maison de la bonne Presse) und Blätter gegründet, wovon La Croix (täglich) bis 160,000-200,000 Auflage erreichte und auch noch nach ihrer Vertreibung (1901) fortblühte. Sie veranstalteten die großen Pilgerzüge nach Jerusalem, Lourdes u. s. w. und sammelten im Laufe der Jahre mehrere Millionen, um Tausende armer Pilger und Kranke unentgeltlich oder mit nur geringen Ausgaben daran teilnehmen lassen zu können.

La Croix wurde stets von Laien redigiert, nur daß einige Patres Beiträge lieferten. Das Blatt hatte sich anfänglich ganz den Weisungen Leos XIII. gefügt, ließ sich aber später in den Dreyfus-Rummel und in die Judenhetze verwickeln, überhaupt unnötig — wenigstens in vielen Punkten — in Gegensatz zur Regierung bringen. Im Zusammenhang mit La Croix ward eine politische Einordnung geschaffen, deren Zweck darin bestand, ohne Rücksicht auf die politische Parteistellung diejenigen Bewerber zu stützen, welche sich am gerechtesten gegen die Kirche verhielten.

Wohl wegen der dem Ministerium Waldeck-Rousseau ganz feindlich gewordenen Haltung der Croix ward eine Haussuchung vorgenommen, über deren Ergebnisse die ungeheuerlichsten Nachrichten verbreitet wurden, und darauf die Auflösung der (nicht anerkannten) Gemeinschaft gerichtlich ausgesprochen; auf Grund des alten Vereinsgesetzes, welches Vereinigungen von mehr als 20 Personen bestraft. Das Gesetz war niemals auf Ordenshäuser angewendet worden. Das Mutterhaus ist nach Rom verlegt worden. Die 1880 laut der Märzdekrete geschlossenen

Klosterkapellen waren seither sämtlich wieder stillschweigend eröffnet und geduldet worden.

Die Jesuiten besaßen in Paris 4 höhere Schulen, welche, gleichfalls infolge der Märzdekrete (1880) geschlossen, durch Weltpriester und Laien fortgeführt wurden. Die deutsche Kirche in der Rue Lafeyette blieb stets offen und wird seit einem Jahr von Weltpriestern versehen. Die Jesuiten sind meist ausgewandert und haben Schulen in England, Belgien, Italien, Amerika gegründet.

Die Dominikaner kamen 1852 wieder nach Frankreich zurück, besaßen 2 Kirchen für die Seelsorge, außerdem höhere Schulen in Paris und in Arcueil. (In Arcueil wurden 4 Patres und 8 Laienbrüder durch die Kommunards ermordet.) Die Dominikaner besitzen in Arcachon auch eine Seeschule, worin Offiziere für Kauffahrer sowie für Kriegsschiffe ausgebildet werden. Die Lehrer sind zum Teil frühere Seeoffiziere.

Die Franziskaner, Rekolletten und Kapuziner besitzen je eine große Kirche, sämtlich in Arbeitervierteln, wo sie ungewöhnlich dazu beitrugen, die geistige und leibliche Not zu bekämpfen. Die Kirchen wurden polizeilich, die Niederlassungen amtlich geschlossen.

Außer ihrem Mutterhaus besitzen die Lazaristen 2 Kapellen in Paris, darunter die eine (Avenue de Choisy 96) mit deutschen Patres, jetzt durch Weltpriester ersetzt. Der Orden ist heute noch, laut dem Jesuitengesetz, von Deutschland ausgeschlossen, obwohl er viele deutsche Mitglieder, auch eine deutsche Provinz besitzt. In Palästina versehen die Lazaristen einige der deutschen Anstalten, denen der Kaiser bei seiner Palästina-Wallfahrt seinen besonderen Schutz feierlich zugesagt. Der Orden besitzt 50 Niederlassungen in China und eine größere Zahl in Spanien, Holland, Belgien, Italien, Portugal, Irland, England, Türkei, Oesterreich, Mexiko, Columbien, Ecuador, Brasilien, Peru, Argentinien, Aegypten, Griechenland und Persien. Obwohl anerkannt, ist jetzt der Orden auf sein Mutterhaus in Paris beschränkt; all seine (25) Niederlassungen in Frankreich sind geschlossen.

Die Société des Missions étrangères (Rue du Bac) vom hl. Vater mit 27 Missionen in Asien beauftragt, und zu

in China, Korea und Tibet, wo sie durch über 500 von ihnen ausgebildeten, einheimischen Priestern unterstützt werden. Der Martyrersaal des Hauses hütet Gebeine und Andenken von Priestern, die vom Mutterhaus ausgesandt waren und den Martyrertod erlitten haben; dazu merkwürdige Bilder und sonstige von den Einheimischen gefertigte Gegenstände. Das Mutterhaus der 1816 gestifteten Oblaten der Unbefleckten Empfängnis hat namentlich Missionen nach Amerika und in die englischen Siedelländer gesandt, nach Natal, Transvaal, zu den Kaffern und Zulu.

Die 1611 in Frankreich durch den späteren Kardinal Berulle gestifteten Oratorianer wurden 1852 wiederhergestellt. Sie besitzen — besaßen — 4 höhere Schulen, wovon eine in Paris.

Die Redemptoristen kamen über Deutschland und Elsaß nach Frankreich. In den letzten Jahren hatten sie (Boulevard Menilmontant 55) eine schöne große Kirche gebaut, deren deutscher Gottesdienst von den Deutschredenden des Faubourg Saint Antoine stark besucht wurden. Die Deutschen hielten auch die Kirche bei der polizeilichen Schließung besetzt, besuchten dann noch eifrig den im Klosterhof gehaltenen Gottesdienst. Die dem volkreichen Viertel so notwendige Kirche ist geschlossen. Die gewöhnlich Picpusisten (nach der Straße, worin ihr Mutterhaus sich befindet) genannten, 1817 gestifteten Häuser der hh. Herzen und der ewigen Anbetung haben bedeutende Missionen in Südamerika und den Südseeinseln, auch in den deutschen Siedelländern, wo sie sogar Deutschland vorgearbeitet haben. Ein Drittel, wo nicht mehr, ihrer Mitglieder sind Deutsche bezw. Elsaß-Lothringer. Es war daher Gerechtigkeit, ihnen Niederlassungen im Neuen Reich zu gestatten. Letzteres ist auch, aus denselben Gründen, für die Missionäre des heil. Herzens Mariä (Mutterhaus in Issoudun) geschehen, welche in Paris eine Niederlassung besassen. Der Orden ist, gleich den Picpusisten, Jesuiten, Dominikanern u. s. w. in ganz Frankreich aufgelöst. Ebenso erging es den 1643 gestifteten, 1825 wiederhergestellten Eudisten (Congrégation de Jésus et de Marie), deren Mutterhaus sich in Paris befand, wo sie

auch an der Herz-Jesu-Sühnekirche auf dem Montmartre angestellt waren.

Die Gemeinschaft des hl. Geistes wurde 1703 in Paris, diejenige des hl. Herzens Mariä 1841 durch den ehrwürdigen P. Libermann gestiftet, beide 1848 vereinigt. In Paris leiten sie das Seminar für die französischen Siedelländer, ihre sonstigen Niederlassungen sind geschlossen. Sie besitzen auch eine Niederlassung im Kölner Sprengel und zählten von jeher viele Mitglieder. Es war ihnen daher ein Leichtes, in ihren Missionen die deutsche Sprache einzuführen, namentlich in Deutsch-Ostafrika. Ihre Missionen, Niederlassungen und Schulen erstrecken sich auf Afrika, Nord- und Südamerika. Der St. Sulpitius-Priesterverein hat sein Mutterhaus an der gleichnamigen Pfarrkirche, wo er das Priesterseminar des Pariser Sprengels leitete. Aus den 24 Seminaren ebensovieler Sprengel ist er, durch Federstrich, vertrieben worden, trotz der Vorstellungen der Bischöfe. Dabei ist er ein einfacher Verein, der eigentlich gar nicht von den gegen die Gemeinschaften gerichteten Bestimmungen des Vereinsgesetzes getroffen wird. Es stellt sich also immer mehr heraus, daß dieses Gesetz, welches Vereinsrecht, Vereinsfreiheit versprochen hatte, eigentlich den Zweck hat, kirchliche Vereine unmöglich zu machen.

Die St. Vinzenz-Brüder wurden in den fünfziger Jahren zu Paris gegründet und zählen viele Priester in ihren Reihen. Zweck der nun aufgelösten Gemeinschaft ist, Priester und Laien eigens für die Leitung von Vereinen und Anstalten auszubilden, welche sich dem geistlichen und leiblichen Wohl der Arbeiterbevölkerung widmen. Die Brüder leiten auch Waisenhäuser; hatten, trotz ihrer bescheidenen Zahl, schon viel gewirkt, als sie vom Vereinsgesetz getroffen, aufgelöst wurden. Sie hatten auch viele deutsche Mitglieder (ein deutscher Priester war längere Jahre ihr Oberer), nahmen sich also auch der Deutschen in Paris an.

Aehnlich wirken auch die von Dom Bosco gestifteten Salesianer, welche namentlich auch mehrere Waisen- und Arbeitsanstalten zu Paris und in Frankreich besassen. Sie erziehen die Knaben durchaus zur Arbeit, machen Landarbeiter und

Handwerker aus ihnen, gewöhnen sie an Fleiß und Ordnung, sich auf eigene Füsse zu stellen. Beide Gemeinschaften stehen also inmitten des heutigen Lebens, der herrschenden Verhältnisse und sind unserer Zeit angepaßt. Aber gerade deshalb wurden sie am ehesten geschlagen, aufgelöst, vertrieben, von den sozialistischen Blättern mit den schlimmsten Verläumdungen und Gehässigkeiten verfolgt. Hatten sie doch das Verbrechen begangen, die Arbeiter, das Volk dem Christentum zuzuführen und erhalten zu wollen. In dieser Hinsicht aber verstehen die Tagesherrscher, sowohl Liberale, als Radikale und Sozialisten keinen Spaß.

Aufgelöst wurden die 1817 in Bordeaux gegründeten Marianisten, welche ihr Mutterhaus und drei andere höhere Schulen im Pariser Sprengel besassen, darunter das den Staatslycäen gleichgestellte und dieselben oft übertreffende Collège Stanislas. Ausgewandert sind die Brüder Unserer Lieben Frau zum Kreuze, welche deshalb mehrere weitere höhere Schulen in Canada und den Vereinigten Staaten gründen konnten. Den verschiedenen Gemeinschaften der um die Volksbildung so hoch verdienten Schulbrüder, welche in Paris ein großes Mutterhaus und an siebzig Schulen besitzen, ist schon ein eigener Aufsatz gewidmet worden.

Die Augustinerinnen des Hotel Dieu führen ihren Ursprung auf die Gründung dieser Krankenanstalt durch den heiligen Bischof Landry (Landerick) im siebenten Jahrhundert zurück. Sie würden also mit den Diakonissen der ersten Jahrhunderte zusammenhängen. Unmöglich ist dies nicht, da Paris schon im fünften Jahrhundert ganz christlich gewesen sein dürfte. Im Musée Carnavalet befinden sich Säulen und Bauteile einer christlichen Basilika des vierten Jahrhunderts, welche in Notre Dame ausgegraben wurden. Das große römische Amphitheater, die ebensolchen Thermen, sowie anderweitige Funde und Nachrichten lassen schließen, daß Paris damals eine bedeutende Stadt war. Bischofsitz war es sicher im dritten Jahrhundert, vielleicht schon früher. Die Augustinerinnen waren ursprünglich Eigentümerinnen des Hotel Dieu und des St. Ludwig-Krankenhauses und haben dort auch während der Revolution treu ausgeharrt. Durch letztere wurden die milden Stiftungen, soweit

sie nicht dem Heißhunger der Volksbeglücker zum Opfer fielen, einer staatlich-städtischen Armenverwaltung unterstellt. Die Stadt hat Zuschüsse für Um- und Neubauten gegeben, weshalb die Augustinerinnen heute nur noch Miteigentümerinnen beider Krankenanstalten sind. Aber dieses Miteigentum, welches auf 4 bis 8 Millionen, selbst mehr, geschätzt wird, hat bis jetzt verhindert, daß die Augustinerinnen aus ihren Anstalten vertrieben wurden, wie die anderen Schwestern aus allen städtischen Krankenhäusern. Dieser Reichtum bringt ihnen nur das ein, daß sie zeitlebens ihren Unterhalt im Hotel Dieu haben. Merkwürdigerweise hat sich diese Gemeinschaft gar wenig ausgebreitet. Außer den genannten beiden großen Anstalten versehen die Augustinerinnen nur noch zwei kleine freie, d. h. nicht staatlich-städtische Kranken- und eine Greisenanstalt.

Die zahlreichste Gemeinschaft bilden die von St. Vinzenz von Paula 1629 gegründeten Töchter der Barmherzigkeit, gewöhnlich St. Vinzenzschwestern genannt. Der Stifter hatte sie als „Töchter der Pfarrei" bezeichnet, da sie durch Uebung aller guter Zwecke an dem Blühen der Pfarrei und des christlichen Lebens mitarbeiten sollten. Diese Aufgabe erfüllen sie seither unentwegt. Während der Revolution, als ihre Häuser geschlossen wurden, setzten sie ihre Tätigkeit im weltlichen Kleid, einzeln oder zu mehreren, fort, traten nach dem Sturm wieder zusammen und erhielten ihr Mutterhaus (Rue du Bar) wieder zurück. Sie leiten im Pariser Sprengel: 93 Schulen, 92 Waisen-, Schutz- und Arbeitsanstalten für Mädchen; 14 dispensaires, Hülfsanstalten, in welchen arme Kranke ärztlichen Beistand, Arznei, Verband und sonstige Pflege erhalten; 6 öffentliche (staatliche, militärische), sowie 25 freie Krankenanstalten und Greisenheime, zusammen also 230 Niederlassungen, manche nur kleinere in Miethäusern. Sie besitzen dergleichen Anstalten nicht nur in Frankreich, sondern in der ganzen Welt, allen europäischen, sowie allen übrigen zugänglichen Ländern, im ganzen über dreitausend. Ihre Mitgliederzahl dürfte 15,000 übersteigen. In allen Kriegen versehen sie die Lazarette, oft auf beiden Seiten. Die St. Vinzenzschwestern schrecken vor keiner Aufgabe, vor keinem Hindernis zurück, sind überall, wo Gutes zu wirken ist, finden immer noch weitere Aufgaben, sowie

auch die dazu erforderlichen Mittel. Sie sind Allen Alles, daher auch beliebt und verehrt. Jedermann hat Vertrauen in sie und deßhalb auch in alle übrigen, weniger bekannten Ordensfrauen. Ihr graues, formloses, geflissentlich unschönes Kleid, die große weiße Flügelhaube, welche das Gesicht schützt und verbirgt, gehören zum Pariser Straßenbild, sind gleichmäßig in den reichsten wie in den ärmsten Vierteln zu treffen, in letzteren natürlich am öftesten. Das Mutterhaus dieser unermüdlichen, selbstlosen, auf alle Schätze und Freuden der Welt verzichtenden Helferinnen befindet sich in derselben Straße, gar nicht weit von dem reichsten, größten Warenhaus in Paris, welches von Romandichtern als „Paradies der Damen" beschrieben wird. Viele tausend Damen tragen jeden Tag eine halbe, selbst ganze Million dorthin für ihre üppigen, oft recht prunkvollen Einkäufe. Jeden Tag werden mehrere Frauen, oft wohlhabende und aus guter Familie, dort bei Diebstählen ertappt. Sie erliegen der Versuchung, welche die schönen, kostbaren Sachen auf sie ausüben. Die Schwestern, welche auch manchmal dort billige Waren kaufen, werden von diesen Herrlichkeiten nicht berührt. Gar viele von ihnen haben nicht blos auf Stellung, sondern auch auf Ehren und Reichtum in der Welt verzichtet.

Zusammen besitzen die männlichen Orden im Pariser Sprengel 162 Niederlassungen — wovon 64 auf die Schulbrüder kommen —, die Frauengemeinschaften 422, wovon 230 den Vinzenzianerinnen gehören. Die Zahl der Mitglieder ist sehr verschieden bei den einzelnen Niederlassungen; selten über zehn, geht sie selbst manchmal auf drei herunter, je nach Bedürfnis und Beschäftigung. Die Schulen sind natürlich alle mehrklassig, sonst aber meist nicht groß. Kleine Schulen sind leichter zu leiten und zu überwachen, entsprechen viel besser dem Bedürfnis. Dank der großen Zahl der Schulen haben die Kinder nur selten längere Wege zurückzulegen. Ihre Ueberwachung ist erleichtert, die Gefahr der Verleitung verringert. Die Eltern können auch eher zu den Lehrerinnen in Beziehung treten, wodurch das Zusammenwirken gefördert wird.

Neben der Vielseitigkeit der Vinzenzschwestern haben die anderen Frauenorden, die in Paris oft nur eine Zweignieder-

lassung besitzen, sich mehr auf einen begrenzten Wirkungskreis beschränkt. Die Schwestern der mütterlichen Hülfe (assistance maternelle) sind sämtlich kinderlose Witwen, die sich der Wöchnerinnen und der Neugebornen annehmen, von den Wohlhabenden dafür Entgelt annehmen, die Armen umsonst pflegen und ihnen noch Gaben verschaffen. Mehrere Gemeinschaften pflegen Tag und Nacht unentgeltlich arme Kranke, besonders Mütter, in ihren Wohnungen, besorgen Kinder und Haushalt und unterstützen sie mit den Gaben, welche sie von Wohlhabenden erhalten. So die 250 Kleinen Schwestern der Himmelfahrt, welche fünfzehn Stationen, meist nur arme kleine Mietwohnungen innehaben, und schon vor Gericht geschleppt und verurteilt wurden, weil sie die Anerkennung nicht nachgesucht. Die Schwestern, welche keine Zeit haben, sich um Politik zu kümmern oder Zeitungen zu lesen, wußten gar nichts vom Vereinsgesetz und Kulturkampf. Die „Helferinnen der armen Seelen im Fegfeuer" beten und büßen nicht blos für die Abgestorbenen, sondern pflegen auch die Schwerkranken der armen Familien, suchen sie auf den Tod vorzubereiten, was seit der Abstellung der Seelsorge in den öffentlichen Heilanstalten seine besondere Berechtigung hat.

Die St. Paulschwestern sind zum guten Teil selbst blind, bilden aber blinde Mädchen derart aus, daß sie kaum vor Sehenden zurückstehen. Dieselben lernen alle weiblichen Arbeiten, selbst Einfädeln der Nadel, Kochen, besorgen Haus- und Gartenarbeit. Blinde Damen werden gegen geringes Kostgeld verpflegt. Von den blinden Mädchen werden einzelne musikalisch begabtere als Organistinnen und Vorsängerinnen in anderen Frauenklöstern untergebracht. Die Schwestern Unserer Lieben Frau des Kalvarienberges erziehen taubstumme Mädchen. Eine andere Gemeinschaft erzieht arme verkrüppelte Mädchen, von denen viele, dank der Erfahrung der Aerzte und der Uebung der Schwestern ganz oder teilweise geheilt werden.

Mehrere Gemeinschaften nehmen sich der Dienstmädchen, Kammerfrauen, Arbeiterinnen, Ladnerinnen, Lehrerinnen und Erzieherinnen an, gewähren den Kranken und Stellenlosen

billige Unterkunft und Pflege, verschaffen Stellen, bieten den Beschäftigten für die freien Stunden Zuflucht, Unterhaltung und Belehrung. Manche der Nonnen waren selbst früher Arbeiterinnen, Lehrerinnen, Ladnerinnen 2c., kennen also die Verhältnisse aus eigener Erfahrung. Bekannt sind die kleinen Armenschwestern, welche hülflose Greise und Greisinnen mit den täglich auf Märkten und in den Häusern gesammelten Gaben, oft Abhub reicher Tafeln, pflegen. Sie besitzen sieben Häuser (mit je 250—350 Insassen) im Pariser Sprengel. Der Kardinal-Erzbischof Richard besucht jedes Jahr an seinem Namensfest eines dieser Häuser, bewirtet die Greise, indem er die Suppe aufträgt und austeilt und dem Mahl Einiges beifügen läßt. Einige Gemeinschaften bilden hauptsächlich Schwestern für die Missionen aus.

Diese paar Beispiele müssen genügen, denn Vollständigkeit wäre selbst in einem ganzen Band nicht zu erreichen.

Die Ordensleute haben sich fort und fort vermehrt, der Andrang ist gerade in Paris so stark, daß oft Oberinnen aus der Provinz kommen, um Jungfrauen für ihre Klöster abzuholen, welche hier keine Aufnahme finden konnten. Auch Männer, oft in bedeutender Stellung, gehen ins Kloster, werden zu tüchtigen Professoren, Seelenführern und Gelehrten, oder auch zu streng büßenden, arbeitsamen Trappisten, Karthäusern.

In allen, sowohl Frauen- als Männer-Gemeinschaften gibt es viele Deutsche, mehr als andere Ausländer. Durch ihre Ausweisung aus städtischen und staatlichen Heil- u. s. w. Anstalten wurden in Paris mehrere hundert Schwestern frei. Trotzdem ist eher Mangel als Ueberfluß an Schwestern. Selbst zu den kirchlichen Kreisen gehörige, angesehene Familien können oft trotz aller Bemühungen keine Schwester erhalten, um Kranke zu pflegen.

Die Provinz folgt Paris, sendet ihrerseits auch tüchtige Kräfte dorthin, welche von dem großen Mittelpunkt aus Manches vollbringen, das ihnen in der heimischen Umgebung kaum möglich gewesen wäre. Es besteht beständige Wechselwirkung. In der Provinz auf dem Lande nimmt die nie ruhende, stets erfinderische Werktätigkeit vielfach andere Formen, paßt sich

den Verhältnissen an. Die Schulbrüder und andere Orden leiten Ackerbauschulen, Musterwirtschaften mit Waisenhäusern. Auch Frauen-Gemeinschaften erziehen zum Ackerbau. Berühmt ist die ganz von Schwestern und ihren Zöglingen betriebene Musterwirtschaft Darnetal bei Rouen. Die Trappisten (25 Niederlassungen), wie die Cisterzienser (8), die Karthäuser (24) und einige kleinere Gemeinschaften treiben Ackerbau, die Benediktiner tun es auch, unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Arbeiten. Ueberhaupt alle Klöster auf dem Lande beschäftigen sich mit Ackerbau. Namentlich die Trappisten haben viele Oedländereien urbar gemacht, mit Einsetzung von Gesundheit und Leben Sumpfgegenden (Vallée des Dombes u. s. w.), welche schlimme Fieber- und Seuchenheerde waren und die Gegend weithin verpesteten, in gesunde, fruchtbare Ländereien umgewandelt. Ein Ackerbau treibendes Kloster ist stets eine Musterwirtschaft, welche immer vorwärts strebt, Verbesserungen anbringt, die ganze Umgebung nach sich zieht, zu deren Vorbild und Wohltäter wird. Die Grande Chartreuse hat den ganzen Sprengel Grenoble zu Wohlstand gebracht, auch noch weiter hinaus gewirkt durch Anlage von Wegen und Brücken, die Ausbeutung, Nutzbarmachung großer Waldungen und Ländereien ermöglicht, die bis dahin unzugänglich gewesen.

LVI.

)as Haus Habsburg und die deutsche Reformation.[1])

Das von Hassall herausgegebene Buch zeigt uns den Ver-
ſſer der engliſchen Verfaſſungsgeſchichte in einem ganz neuen
chte, liefert aber auch den Beweis der Unfähigkeit der damals
Oxford herrſchenden Kreiſe der Studenten ſowohl als der
oſeſſoren, die uns hier vorliegenden Vorleſungen nach Gebühr
würdigen. Die Vorleſungen wurden zwiſchen den Jahren
60—1870 gehalten und weiſen deshalb einige Lücken auf.
ihre Hauptſtärke nicht ſowohl in der Erzählung und ge-
ickten Gruppierung aller wichtigen Ereigniſſe und Staats-
ionen, als in der Darlegung der leitenden Beweggründe und
Charakteriſtik der führenden Perſönlichkeiten und der wich-
ſten Ereigniſſe beruht, ſo wird das Geſamturteil des Ver-
ſers durch die neueſten Forſchungen nur ſelten umgeſtoßen.
r ſind geneigt, dieſe Vorleſungen Fickers Schriften „Das
tſche Kaiſerreich in ſeinen univerſalen und nationalen Be-
hungen“ und „Deutſches Königtum und Kaiſertum“ an die
ite zu ſtellen. Stubbs hat mit Ficker die gründliche Kenntnis,
Unparteilichkeit und den vornehmen Ton gemein: obgleich
den eigenen Standpunkt nie verleugnet ſo iſt er ſtets beſtrebt,
h in die Traditionen und die Anſchauungen der Reformations-

1) Lectures on European History by William Stubbs, Bishop of Oxford, edited by A. Hassall in gr. 8°, VIII, 424. London, Longmans 1904.

periode hineinzuleben. Wir glauben nicht fehl zu gehen, wenn wir das vorliegende Buch als eine brauchbare diplomatische Geschichte der Periode von 1519—1648 bezeichnen.

Der reiche Stoff ist recht übersichtlich gegliedert und auf drei Bücher verteilt: „Der Kaiser Karl V.“, „Die politische Geschichte Europas seit der Abdankung Karls V.“, „Die politische Geschichte Europas während des 30jährigen Krieges.“ Gehen wir auf Einzelnheiten ein. Selbstverständlich werden wir uns einem solchen Meister gegenüber mehr referierend als kritisierend verhalten. Nach einer trefflichen Hervorhebung der Unterschiede zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit fährt St. also fort: „Das 16 Jahrhundert als das Jahrhundert der realen, großen und zahlreichen Ideen kann mit dem 13. nicht verglichen werden, die Ideen sind nicht so rein, so lebendig, so fein, die Persönlichkeiten sind bei weitem nicht so ernst, redlich und liebenswürdig. Das 16. Jahrhundert hat an Kraft, Zielbewußtheit und an materiellem Fortschritt viel gewonnen; aber man vergleiche die Persönlichkeiten an und für sich und ihre beiderseitigen Anschauungen mit einander, dann ist der Vorteil ganz entschieden auf der Seite des halbbarbarischen Zeitalters. Es ist über die Renaissance und Reformation erhaben“ (S. 2). Die Zahl der großen Charaktere ist nach St im Mittelalter weit bedeutender als in der Neuzeit. dagegen sind wir dank den vielen so reichlich fließenden Quellen über die Einzelnheiten der modernen Helden, und wie sie sich in den verschiedenen Lebenslagen benommen haben, weit besser unterrichtet. Die Charakteristik von Karl V. gehört wohl zu den gelungensten des Buches und trifft in vielen Punkten mit den von Karls modernen Biographen H. Baumgarten und E. Armstrong zusammen. Da dieselbe so umfangreich ist, können wir nur die Hauptpunkte hervorheben.

Wir können Karl, sagt St., den Charakter eines großen Souveräns und Mannes nicht absprechen. Es gibt Grade der Größe und Unterschiede zwischen dem Mann, der seine Größe begründet, und dem, der in der Behauptung der ererbten Machtstellung seine Kraft bewährt. Wir bestreiten letzterem keineswegs die Geistesgröße, wenn die Schwierigkeit der Auf-

rechthaltung seiner Macht zunimmt mit der Steigerung und Erweiterung seiner Machtsphäre. Ich will damit sagen, daß blos ein großer Souverän ein so großes Reich 40 Jahre lang zusammenhalten konnte Die Mittel und Wege zur Größe sind verschieden. Der eine leitet und behält alles in seiner Hand, der andere ist der große Organisator, der jedem seine Arbeit anweist; ein Dritter gibt nur die Richtung an und überläßt die Art der Durchführung seinen Dienern. Diese höchste Fähigkeit besaß Karl V. nur bis zu einem gewissen Grad; aber das war vielleicht mehr sein Unglück als sein Fehler. Er hatte begabte Minister und Räte, fähige Verwalter, aber keinen wirklich großen Minister, der seine Ansicht seinem Meister aufzudrängen vermocht hätte. Seine Generale, Admirale und Gouverneure (in Neapel und den Niederlanden) waren gut gewählt; keiner hat je an Verrat oder Rebellion gedacht. Selbst sein Bruder Ferdinand, der sich in der allerschwierigsten Stellung befand und mit ihm keineswegs durch das Band der brüderlichen Liebe verbunden war, denn in ihrer Jugend sind sie kaum je zusammengetroffen, blieb ihm treu, obgleich ihn der Bruder durch die Maßnahmen zu Gunsten Philipps auf eine harte Geduldprobe stellte.“ . . . „Erfolg wird erzielt entweder durch Gewalt oder Politik oder durch eine beide Eigenschaften verbindende, von bedeutender Energie begleitete Beharrlichkeit. Bei Karl V. sind einige ihrer schnellen Wirkungen so fein wie die auffallendsten aus der Geschichte des Mittelalters; er besaß die große politische Gabe, andere irrezuführen, ohne sich zu kompromittieren. Es ist wirklich ergötzlich, zu sehen, wie er mit Franz I. durch das Vorhalten verschiedener Köder zu spielen wußte. Dies erklärt seine Erfolge nicht. Karls Charakter ist sehnig, gedrungen, obgleich die Muskelkraft, Anmut und die Behendigkeit nicht fehlen, so ist doch die Zähigkeit ein Hauptmerkmal“ (S. 194 f.).

Keine Vorwürfe sind gegen den Kaiser häufiger erhoben worden, als die der Herrschsucht, der Hinterlist, der Tyrannei. Heben wir aus den etwas breiten Ausführungen des Verfassers die Hauptpunkte hervor. „Könnte es auffallend scheinen, wenn der fähigste, intelligenteste und glücklichste Krieger seiner Zeit, dem ein großes Reich und eine Menge von Fürsten zu Gebote standen, die im Kriege ihr Glück machen wollten, durch seine

Macht und seine Hilfsmittel sich zu Anschauungen hätte verleiten lassen, die mit dem Frieden Europas unvereinbar waren?" Macht, Jugend, Geschicklichkeit sind keine geringen Versuchungen für einen Herrscher. Nun fragen wir: Hat Karl V. je einen Offensivkrieg geführt? hat er sich nicht, obgleich er sehr gereizt wurde, stets in der Defensive gehalten? Hat er je ein Land beansprucht, ohne das gesetzliche Recht zu besitzen? Ihn dürstete nach Kriegsruhm; gleichwohl war er der vorsichtigste Taktiker. Wo er, wie in dem sächsischen Feldzug, fremde Ratschläge zurückwies und sich großem Risiko aussetzte, sprach der Erfolg für ihn. Er unterhielt keine große Armee, er war zu arm dazu. So friedliebend er war, so konnte er sich doch nicht schlagen lassen, ohne sich zu wehren. Was seine Hinterlist und seine Tücke betrifft, so hat er nie seine Freunde oder die, welche ihr Vertrauen auf ihn setzten, betrogen, nie seine Bundesgenossen verlassen oder deren Interessen den eigenen hintangesetzt. Er hat nie sein Wort gebrochen, seine persönliche Ehre nie befleckt.

„Er war tückisch. Er hat die Vorteile, welche Aufschub, Verheimlichung, Takt und Manövrieren gewähren, sich zu nutze gemacht." Die Deutschen wenigstens hat er nie getäuscht; sie waren viel zu schlau für ihn. Ich nenne ihn keinen offenherzigen Mann: er war vielmehr ein schlauer Politiker; aber war nicht sein Zeitalter politisch? Was sind Karls Sünden verglichen mit denen von Franz I., Clemens VII., Heinrich VIII.? Das muß zugegeben werden: seine Politik Frankreich gegenüber war unaufrichtig und tückisch; aber einem Franz gegenüber war eine ehrliche Politik rein unmöglich. Karl hatte gegen einen Mann zu kämpfen, der allen offenen Verpflichtungen zuwiderhandelte, der einen Vertrag unterzeichnete und im geheimen erklärte, er halte sich durch denselben nicht gebunden; der während seiner Regierung ein Bundesgenosse der Türken war, der Plünderer der Christenheit, der Feinde des christlichen Namens; da gab es keine andere Waffe als die der Hinterlist (S. 138). Man kann sagen: von Täuschung kann keine Rede sein. Wenn Franz in seiner Leichtfertigkeit dem Kaiser glaubte, den er selbst so oft betrogen hatte, so war das seine Schuld; er mußte erwarten, daß man ihm mit gleicher Münze heimzahle.

Karl war von Tyrannei und Despotismus weit entfernt und war, wie St. nachweist, in den Fällen, in denen er die verfassungsmäßige Freiheit beschränkte, durch die bittere Not gezwungen. Wer freilich, wie so viele Historiker, von dem Grundsatz ausgeht, daß die Parlamente oder die Stände stets im Rechte gewesen, daß jede Beschränkung ihrer Macht ein Uebel für den Staat gewesen sei, der hat aus der Geschichte der Kulturvölker nichts gelernt. Die Parlamente, das englische nicht ausgenommen, und die Stände haben in der Regel nur das Interesse einer Klasse im Auge gehabt und die übrigen nach Kräften unterdrückt, auf die Ehre der Nation und die allgemeine Wohlfahrt aber nur selten Rücksicht genommen. Deshalb haben sie, wenn sie von tatkräftigen Herrschern unterdrückt wurden, selten Sympathie gefunden. Vielfach war eine Berücksichtigung der Rechte der Stände mit einer guten Verwaltung und unparteiischen Rechtspflege unvereinbar. Karl V. eignet das hohe Verdienst, die bestehende Verfassung seiner Länder nicht unnötig aufgehoben zu haben, vielmehr den Vorstellungen der Parlamente Gehör geschenkt zu haben. In einem zum Absolutismus geneigten Zeitalter sind z. B. Franz I. und Heinrich VIII. in der Unterdrückung ihrer Untertanen viel weiter gegangen als Karl V. Die Nachweise finden sich bei Stubbs S. 139.

„Hat Karl V. das Ziel, das er sich gesteckt, erreicht; hat er nicht durch seine Abdankung die Fruchtlosigkeit seiner Arbeit eingestanden?" Ja und nein. Der Sieg, den er über Frankreich und den Protestantismus errungen hat, war kein endgültiger; war eigentlich nur eine Zurückdrängung der ihm gegenüberstehenden politischen und religiösen Mächte. Wir können wahrlich Karl nicht dafür verantwortlich machen, daß seine Nachfolger nicht dasselbe Geschick und dieselbe Tatkraft an den Tag legten. Das schwerste Stück Arbeit, die Zurückstauung der protestantischen Hochflut, hat er zu stande gebracht. „Es ist ihm gelungen," sagt St., „in Spanien, in gewissen Teilen der Niederlande und Deutschlands, ferner in Italien eine entschiedene Abneigung gegen die Reformation wachzurufen, und den Jesuiten den Standort zu verschaffen, von wo aus sie einen großen Teil der scheinbar für das Papsttum verlorenen Länder wieder

eroberten. Es kann kaum geleugnet werden, daß er die kaiserliche Würde mit neuem Glanze umgab, und die Stellung der Kaiser des österreichischen Hauses erhöhte. Die bleibende Erwerbung der Kronen von Ungarn und Böhmen war auch ein Resultat von Karls Größe. Bei seinem Tode war keines der von ihm beherrschten Länder, das nicht größer, reicher und kräftiger geworden wäre. So sehr wir seinen Verfolgungsgeist tadeln müssen, so können wir unsere Augen nicht verschließen gegen seine Geistesgröße, seine Energie und Zähigkeit, sein Geschick in der Verwaltung und im Kriege. Er würde wohl ein besserer Mann gewesen sein, wenn er weniger mächtig gewesen wäre" (S. 144). Der Kaiser war seinen Zeitgenossen nach St. weit überlegen und überragte sie an Kopf und Schultern.

Wie scharf und schneidig die Sprache Sts. sein kann, zeigt folgende Charakteristik Franz' I. „Eine Parallele zwischen ihm und dem Kaiser scheint angemessen; aber ich sehe nicht, was Franz dadurch gewinnen kann. Karl mag prosaisch und unritterlich gewesen sein, das macht Franz nicht poetisch und seine falsche Ritterlichkeit nicht chevaleresk. War Karl V. ein aufrichtiger, bigotter Mann, so war Franz ein unaufrichtiger. Durch seine Treulosigkeit, seine bei einem Herrscher unerhörte Selbstsucht, seine völlige Herzlosigkeit als Mann und König, durch seine Unfähigkeit in Regelung der inneren Angelegenheiten, die nicht einmal durch äußere Erfolge im Krieg aufgewogen wird, durch einen Grad von Feigheit, der mit persönlicher Ehre unvereinbar ist, durch den üblen Ruf des schwärzesten Undankes gegen seine besten Diener und der größten Tyrannei, die er zu Gunsten seiner schlimmsten Günstlinge ausübt, verdient er den Vorrang unter den schlechtesten Königen und die Verurteilung der Nachwelt. Das Böse an ihm macht sein Wesen aus und ist wirksam; das Gute an ihm ist ein Firniß und eine zerlumpte Hülle für die Laster, durch die er der Repräsentant und der Vater der schlechtesten Dynastie (Valois) geworden ist, die je in Europa regiert hat" (S. 96).

Folgender Vergleich zwischen den führenden Persönlichkeiten des 16. und 17. Jahrhunderts dürfte wohl auf Widerspruch stoßen. „Die besten Männer des sechzehnten Jahrhunderts ließen sich mehr durch den Impuls als durch Grundsätze be-

stimmen. Männer, wie Moritz von Sachsen, Philipp von Hessen, Heinrich IV. (wenigstens in seiner Jugend), ja selbst Luther, der bei seinem großen Unternehmen einen ungezügelten maßlosen Eifer entfaltete, bekannten sich zu Grundsätzen, welche sie mit den schlimmsten Extremen der Unsittlichkeit und Unehrlichkeit zu vereinbaren wußten. Dank ihrem Feuer und ihrer Energie bewahrten sie ihre Popularität. Die Männer des 17. Jahrhunderts waren weit zielbewußter, ihr Eifer war gereifter und besser geregelt, ihre Impulse waren unter besserer Kontrolle, tiefer gewurzelt, weniger heftig; diese Männer waren weit konsequentere, harmonischere Naturen".

Das für die meisten Leser interessanteste Buch ist das dritte. Die Charakteristik der preußenfreundlichen Geschichtsschreiber ist sehr zutreffend. „Da die Hohenzollern, sagt St., zur Zeit des dreißigjährigen Krieges keine große Rolle spielen und deßhalb als Wiedererneuerer Europas nicht betrachtet werden können, so verraten ihre Bewunderer ihre Tendenz in der Herabwürdigung derer, die damals die politische Führung übernommen hatten und später den preußischen Interessen zuwiderhandelten. In ihren Schriften wird Oesterreich zum Sündenbock gemacht. Die österreichische Dynastie von Karl IV. angefangen bis herab auf die Gegnerin Friedrichs d. Gr., all ihr Tun und Lassen wird als ein Verbrechen gegen die Menschheit betrachtet. In einer langen Reihe von Herrschern gibt es Verschiedenheiten der Charaktere, die eine besondere Behandlung verlangen: Doch nein; in den Augen der preußischen Historiker ist jeder Habsburger ein Tyrann. Ist er energisch, so ist er ein furchtbarer Tyrann, ist er schwach, dann ist er ein kleinlicher, ist er reaktionär, dann ist er ein schamloser Tyrann; ist er liberal, dann ist er falsch und verschmitzt, aber jedenfalls ein Tyrann. Man muß zeigen, daß Oesterreich in jedem Akt des Dramas der europäischen Geschichte offenbar und mit Ueberlegung die schlechte Sache vertritt. Sobald Preußen emporkommt, muß dasselbe beständig recht haben" (S. 278) Seitdem ist doch vieles besser geworden; den Droysen und Treitschke lassen sich Historiker wie Prutz entgegenstellen. St. ist freilich selbst nicht frei von Fehlern und verlangt von der siegreichen katholischen Partei eine Nachsicht und Langmut,

die von den Gegnern als Schwäche ausgelegt und der fruchtbare Same neuer Erhebungen geworden wäre. Eine Bestrafung des Winterkönigs war durch die Umstände gefordert. Sollte Ferdinand die dem Herzog von Bayern versprochene Entschädigung für geleistete Hilfe gewähren, dann war es nicht mehr als billig und recht, daß der ungerechte Angreifer sein Fürstentum verlor. Daß die Reichsfürsten für den Pfälzer eintraten, beweist doch nur, daß das Standesinteresse über das Gerechtigkeitsgefühl den Sieg davontrug. Ferdinand beging den großen Fehler, daß er die Selbstsucht der deutschen Fürsten (die katholischen gaben den protestantischen wenig nach) nicht in Anschlag brachte. Die von ihm beabsichtigte Stärkung der Zentralgewalt war ein großer, echt staatsmännischer Gedanke; die Fürsten in ihrer Verblendung wollten eben kein starkes, nach innen und außen hin Respekt einflößendes Reich. Weil sie im Trüben zu fischen hofften, war ihnen die Ohnmacht des Kaisers, beständige Wirren und Streitigkeiten der Fürsten untereinander lieber als ein Bundesstaat. Schon die feindselige Haltung von Frankreich, Dänemark und Schweden hätte die deutschen Fürsten überzeugen müssen, daß der Kaiser und Wallenstein mit ihren imperialistischen Bestrebungen das Richtige getroffen hatten. Gerade diesen Punkt hätte St. weit mehr hervorheben sollen. Weil er die protestantischen Schriftsteller weit sorgfältiger gelesen hat, als die katholischen, hat er vielleicht unbewußt sich zu manchen Irrtümern verleiten lassen, so in seinem Tadel Tillys, in seinem Lobe Gustav Adolfs, in seiner Uebertreibung des Einflusses der Jesuiten. Folgendes Urteil über den dreißigjährigen Krieg hat in Deutschland großen Anklang gefunden: „Die Verteidigung des guten Rufes und der Rechtfertigung seiner Einmischung in die deutschen Angelegenheiten geht mich nichts an; aber der Geist und die Tendenz des Hauses Oesterreich ekelt mich an. Ich kann mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Erfolg Oesterreichs den Fortschritt aufgehalten, daß dagegen sein Mißerfolg die die Freiheit vollständiger gesichert hat“. Hierauf erwidert St.: „Zeige mir, daß du unter der Freiheit etwas anderes verstehst als die Förderung deiner Anschauungen, dann werde ich die

Gültigkeit deiner Behauptung prüfen. Keine Partei war ausnahmslos weise und gut; das Resultat war nicht entschieden gut oder entschieden schlecht. Ich meine: Wir würden durch eine solche Annahme gegen unsere Ueberzeugung sündigen. Gut und Uebel waren sehr gemischt. Die Unterjochung Deutschlands durch die Jesuiten halte ich für ein großes Uebel; die Verbreitung der Religion durch Verfolgung für die wertloseste und böswilligste aller Unternehmungen; ich betrachte Ferdinand II. und Maximilian von Bayern, die gemäß dem ihnen verliehenen Licht handelten, für weise und gewissenhafte Männer; wie ich ganz entschieden die Mehrheit ihrer Gegner für ruchlose Politiker, selbstsüchtige, aggressive und habsüchtige Tyrannen halte. Die Besten unter ihnen ließen sich von gemischten Motiven bestimmen, die Schlechtesten, das ist der einzige mildernde Umstand, haßten Unterdrückung. Der dreißigjährige Krieg enthält manche dramatische Elemente, macht aber keinen Anspruch darauf, ein Drama zu sein. Die Resultate entsprachen durchaus nicht den Erwartungen der sich bekämpfenden Parteien, sie waren nach keiner Seite hin entscheidend, aber charakteristisch und bleibend. Der westfälische Friede hat eine dauernde Grenzlinie zwischen katholisch und protestantisch gezogen; er hat dem von protestantischer Seite ausgehenden Beraubungsprozeß ein Ende gemacht; was säkularisiert worden ist, bleibt so, was Kirchengut gewesen, bleibt bestehen bis zum Untergang des Reiches. Der Kaiser ist von nun an primus inter pares. Man kann nicht sagen, daß die Kaiser die Interessen des Reiches denen ihrer Dynastie zum Opfer gebracht haben, denn erstere haben gar nicht existiert. Als Franz den Titel römischer Kaiser mit dem von Kaiser von Oesterreich vertauschte, da hat er nur die Wirklichkeit an Stelle des Scheines gesetzt" S. 407–8. Hätten die deutschen Historiker diese Tatsachen richtig erwogen, dann hätten sie manche Irrtümer vermieden. Hüben und drüben ist viel gesündigt worden. Die deutsche Einheit war schon vor dem dreißigjährigen Kriege aufgelöst, das einigende Band war schon längst zerrissen. Nicht erst Friedrich d. Gr. hat ein Reich im Reiche gegründet, er unterscheidet sich von den Kurfürsten von Bayern, Hannover und Sachsen durch

seine Konsequenz und Zielbewußtheit, denen er seinen Erfolg verdankte.

Wie zur Zeit der Reformation nach dem Zeugnisse Baumgartens die katholischen Fürsten, vor allem Karl und Ferdinand in sittlicher Beziehung ihren Gegnern weit überlegen waren, so auch im dreißigjährigen Krieg. S. bemerkt hierüber: „Nur dann, wenn wir uns von dem absprechenden lehrmeisterlichen Ton des liberalen deutschen Protestantismus imponieren lassen, können wir unsere Augen gegen die Tatsache verschließen, daß auf der gegnerischen Seite eine stattliche Reihe katholischer Fürsten steht, die, was politische und sittliche Energie betrifft, unendlich höher stehen als die Protestanten, deren zähes Festhalten am Glauben eben so groß ist als bei den Protestanten, außerdem aber mit größerem Eifer und größerer Opferwilligkeit gepaart ist. Wir können die Frage vom religiösen Standpunkt aus betrachten, sind aber zum Geständnis genötigt, daß die Kämpfenden diesen Standpunkt nicht vertraten. Wir können nicht behaupten, daß die Sachsen und Brandenburger den Krieg als einen Kampf der Wahrheit und des Lichtes gegen die Finsternis und den Irrtum betrachteten. Sie nannten sich wohl Protestanten und waren es auch, wenn sie um einen Grund für Einziehung einer Abtei oder eines Bistums verlegen waren, oder wenn ein protestantischer Verwandter in Gefahr war; und doch kämpften sie, kleine Unterbrechungen ausgenommen, auf der katholischen Seite und machten den Widerstand auf protestantischer Seite unmöglich" (S. 406.) Es hätte hervorgehoben werden müssen, daß von diesen Fürsten, die vor Vaterlandsverrat nicht zurückschraken, die Interessen des gemeinsamen Vaterlandes ihren ehrgeizigen Plänen hintangesetzt wurden. Der Protestantismus verdankte seinen Sieg nicht der eigenen Kraft, sondern vornehmlich der Hülfe des katholischen Frankreich. Schon deßhalb ist St.'s Behauptung, das deutsche Volk hätte sich bestimmt gegen Rom erklärt, hinfällig. Die Habsburger sollen das große Unrecht begangen haben, der Nation den Romanismus und Imperialismus wieder aufgedrängt zu haben, und zwar soll dies aus selbstsüchtigen Beweggründen geschehen sein, selbst auf die Gefahr hin, alle

lebenskräftigen Keime und den Patriotismus zu zerstören. Als S. diese Worte niederschrieb, hatte er offenbar das kurz vorher Gesagte vergessen. Das Volk wurde um seine Meinung nicht befragt, hatte gar keine Gelegenheit sich zu äußern. Es steht fest, daß die Bewohner der von den Jesuiten und anderen Missionären für den Glauben eroberten Provinzen sich bis herab auf die Gegenwart durch großen Eifer ausgezeichnet haben.

Der westfälische Friede ist wahrlich kein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte, die Zustände, die er geschaffen, waren keine gesunden, aber jedenfalls weit erträglicher als die früheren, von 1558—1618, die an die Zeiten des Faustrechts erinnern, in der jeder pflichtvergessene geistliche Fürst, der seine Eide brach, auf die Unterstützung protestantischer Fürsten rechnen konnte. In jenen Zeiten war die Vereinigung mehrerer Bistümer in einer Hand gewissermaßen eine Notwendigkeit, denn nur sie setzte der Ländergier nachgeborner protestantischer Prinzen ein Ziel, die sich im Namen des Evangeliums berechtigt glaubten, aus dem katholischen Kirchengut ein Fürstentum zu zimmern. Wären die protestantischen Fürsten dem Frieden von Prag 1635 beigetreten, dann hätte das deutsche Reich die Verluste so reicher Provinzen an die Schweden und Franzosen nicht zu beklagen gehabt. Z.

LVII.

Gedanken über kirchengeschichtliche Handbücher im Anschlusse an das Lehrbuch von Marx.

Ein stattlicher Band von XII und 785 Seiten großen Formates in engem und doch klarem Druck, betitelt Lehrbuch der Kirchengeschichte, liegt vor mir. Verfasser desselben ist J. Marx, Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes am Priesterseminar zu Trier. Der ungebundene Band (Paulinusdruckerei, Trier 1903) kostet 8.50 Mark, ein Preis, der gegenüber dem starken Buche ein recht mäßiger genannt werden muß. Der Verfasser stellt seinem Werke einen Spruch aus dem Briefe Leos XIII. vom 18. August 1883 voran, in dem es heißt: „Est autem in scholarum usum confectio commentariorum necessaria, qui salva veritate et nullo adolescentium periculo ipsam artem historicam illustrare et augere queant.“

Ueber die Entstehung des Werkes äußert sich der Verfasser im Vorwort wie folgt: „Das vorliegende ‚Lehrbuch der Kirchengeschichte‘ hat nun schon zehn Jahre als Leitfaden gedient für die Vorlesungen des Verfassers über diesen Gegenstand. In einer Auflage von 500 Exemplaren ist es als Manuskript gedruckt worden, bevor es an die breite Oeffentlichkeit treten durfte. Wenn nach dieser wohl nicht zu kurz bemessenen Probezeit der Verfasser dasselbe hiermit dem Buchhandel übergibt, so war sein nächster Zweck, seinen

Zuhörern dieses für das Studium der Kirchengeschichte unentbehrliche Hilfsmittel zu möglichst geringem Preise in die Hand geben zu können." Dem Einwurfe, daß schon so manche Lehr- oder Handbücher der Kirchengeschichte in Deutschland vorhanden seien, begegnet der Verfasser mit dem Hinweis, daß auf diesem Gebiete „nicht leicht Ueberfülle entstehen" könne. „Bei der Verschiedenheit der Anlagen und Neigungen wird größere Auswahl auf diesem Gebiete Lehrenden und Lernenden, besonders den letzteren, nicht unerwünscht sein."

Des weiteren bezeichnet der Verfasser die Kirchengeschichte als einen fast unermeßlichen Stoff, dessen Behandlung für ein Lehrbuch darum Klarheit im Ausdrucke und der ganzen Darstellung und Uebersichtlichkeit in der Anordnung der inneren wie der äußeren Form gebieterisch erheische. „Der weiteren unbedingt zu stellenden Forderung der kritischen Sichtung und Prüfung der Tatsachen suchte der Verfasser in möglichst weitem Umfange nachzukommen, auch dann, wenn das Ergebnis voraussichtlich etwas Unerbauliches war." Nach einigen anderen Bemerkungen heißt es am Schlusse der Vorrede: „Der Gegenstand der Patrologie fand keine Aufnahme, einmal deswegen, weil er meist (auch vom Verfasser) als selbständiges Fach gegeben wird und eigene Lehrbücher dafür vorhanden sind, dann aber besonders, weil bei dem beschränkten Raume eines Lehrbuches der Kirchengeschichte es nicht möglich ist, den patrologischen Stoff in der notwendigen Ausführlichkeit zu geben, viel mehr als eine Aufzählung von Namen zusammenzufügen."

Die vorstehenden Bemerkungen geben mir, bevor ich in die eingehende Besprechung des Werkes von Marx eintrete, Veranlassung, einige allgemeine Gedanken über die Ausgestaltung unserer kirchengeschichtlichen Lehr- und Handbücher hier vorzulegen, in der Hoffnung, daß dadurch eine Erörterung eingeleitet werde, die zum Nutzen des kirchen-

geschichtlichen Unterrichts ausschlagen möge. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich meine Anregungen gewissermaßen nur als Thesen betrachtet wissen möchte, die lediglich die Unterlage eines Gedankenaustausches, unter keinen Umständen aber einen Angriff oder Vorwürfe bilden wollen.

Ein jeder Verfasser eines einbändigen Lehr- oder Handbuches — alle mehrbändigen Werke dieser Art scheiden bei der folgenden Betrachtung selbstverständlich aus — beklagt sich stillschweigend oder ausdrücklich über die große „fast unermeßliche Fülle" des zu verarbeitenden Stoffes. Zweifellos wird dadurch der Verfasser oft in den stärksten Widerstreit der Pflichten hineingezogen, und manchmal kann er sich nur mit irgendeiner Gewaltmaßregel helfen. Das sind unerfreuliche Zustände, die solange bestehen bleiben werden, wie die Notwendigkeit nach einbändigen Handbüchern vorhanden sein wird, das heißt voraussichtlich immer. Eine andere Frage ist aber die, ob nicht für manches Abhilfe geschafft werden könnte.

Wenn auf der einen Seite die emsige Bienenarbeit zahlloser Forscher auf dem kirchengeschichtlichen Gebiete den Stoff so hat anschwellen lassen, so hat andererseits die systematisierende Tätigkeit, die mit den Dreißigerjahren des vergangenen Jahrhunderts zunächst schüchtern einsetzte und dann bald erstarkte, nach und nach die einzelnen Fachgebiete der theologischen Wissenschaft enger umschrieben durch Ausschaltung aller nur lose mit der betreffenden Sparte zusammenhängenden Dinge und so den Unterricht in dem Fache ebensosehr erleichtert, wie die wissenschaftliche Forschung gefördert und angeregt. Aus den membra disiecta der Hauptgebiete haben sich dann weiterhin langsam neue, selbständige theologische Wissenszweige gebildet, die zur Vertiefung des theologischen Unterrichts nicht unerheblich beigetragen haben. Endlich fanden diese sich nach und nach entwickelnden Vorgänge ihren Ausdruck in der Tatsache, daß die Lehraufträge an die Professoren der Theologie eine ungeahnte Mehrung

und die für nötig erachtete Zahl der theologischen Lehrer eine Steigerung erfahren haben.

Von derartigen Erwägungen zweifellos beeinflußt, hat Marx ausdrücklich erklärt, daß er die Patrologie aus seinem Handbuch ausgeschaltet habe, mit dem Hinweis, daß er über diesen Gegenstand eigene Vorlesungen halte. Eine weitere erhebliche Entlastung des kirchengeschichtlichen Stoffes ist, nach Ausweis des stattlichen Bandes, nicht eingetreten. Wenn ich nun an den Verfasser die Frage richte: Ist der Titel des Buches dahin zu verstehen, daß eine Geschichte der katholischen Kirche geboten wird? so hoffe ich, daß er mir mit einem kräftigen Ja antworten wird. Wäre das nicht der Fall, so müßte ich die skelettartige Behandlung der Sektengeschichte, wie sie der Band, namentlich für das 19. Jahrhundert, bietet, als eine nach jeder Richtung hin unzulängliche Darstellung der Geschichte „der Kirchen" bezeichnen. Es handelt sich also um ein Lehrbuch der Geschichte der katholischen Kirche, wie auch der 1. Paragraph des Werkes andeutet.

An sich und rein theoretisch aufgefaßt, ist die Kirchengeschichte eine Darstellung des äußeren Lebens der Kirche, in die organisch die Geschichte aller theologischen Fächer hineingearbeitet ist, so daß alle Lebensäußerungen der Kirche in ihrem geschichtlichen Werden und Verlaufe dort beschrieben werden. Man würde also in einer solchen idealen Kirchengeschichte die Geschichte der Liturgik, Pastoral, Exegese, Dogmatik u. s. w. suchen und finden. Die Abfassung eines solchen allgemeinen und abschließenden Werkes kann heute ein Einzelner nicht unternehmen. Ein bändereiches Sammelwerk, an dem viele Gelehrte mitarbeiten müßten, könnte nur einigermaßen diesem Ideal entsprechen.

Wenn nun auch in einer großen, mehrbändigen Kirchengeschichte recht viele Angaben über den historischen Werdegang der einzelnen Fächer geboten werden können, so erreichen wir damit keineswegs das eben angedeutete Ideal.

Je geringer der Umfang dagegen ist, um so mehr häufen sich die Schwierigkeiten bei der Sichtung und Auswahl des Stoffes und gerade auf dem praktischen und materiellen Gebiete der Seitenzahl, des Preises, der Satzauswahl und Anordnung, der Kaufkraft der in Aussicht genommenen Käuferkreise des Buches u. s. w. Denn hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Eben von diesem rein praktischen Standpunkte aus muß man die folgenden Ausführungen auffassen und würdigen und sie nicht mit Gründen widerlegen wollen, die dem idealen und prinzipiellen Gebiete entnommen sind. Da die Politik die Kunst, das Mögliche zu erreichen, genannt wird, so werde ich versuchen, ohne Preisgabe wichtiger historischer Grundsätze die Verhandlungen so einzuleiten, daß der möglichst große Nutzen für die Studenten, denen die einbändigen Hand- und Lehrbücher fast ausschließlich dienen, erreicht werden kann. Ich wiederhole darum, daß ich mit den folgenden Gedanken nur praktische Ziele verfolgen will.

Gegenüber der „fast unermeßlichen Fülle" des kirchengeschichtlichen Stoffes sei als erster Gedanke hier ausgesprochen: In Ansehung der außerordentlichen Schwierigkeiten, ein Handbuch abzufassen, das bezüglich des Umfanges noch als solches bezeichnet werden kann, sind alle jene Abschnitte aus der Darstellung zu entfernen, die lediglich den inneren Entwicklungsgang des akatholischen Christentums, namentlich in der Neuzeit, darstellen. Als Begründung füge ich dem hinzu, daß die moderne Sektenzersplitterung eine so große, die Glaubensüberzeugungen derselben so fließende, die kirchlichen Aenderungen so veränderliche sind, daß ein klares Bild auf dem zur Verfügung stehenden Raume unmöglich vermittelt werden kann. Da nun aber mit aller Macht eine Raumerweiterung für die Geschichte der katholischen Kirche angestrebt werden muß, so sind derartige Erörterungen mit einigen Zeilen durch einfachen Hinweis

auf die einschlägige Literatur zu erledigen. Bei Marx würden ungefähr 25—30 Druckseiten dadurch eingebracht werden, die dann für wichtigere Gegenstände zur Verfügung stünden. Die Behandlung derartiger Dinge müßte darum durchaus dem mündlichen Vortrage vorbehalten werden.

Den zweiten Gedanken, die Patrologie auszuscheiden, brauche ich nicht weiter zu betonen; über dessen Notwendigkeit wird wohl kaum ein Zweifel herrschen.

Neulich sagte mir ein angesehener Lehrer der Kirchengeschichte, daß die ausführliche Darlegung des Lehrgebäudes der großen und kleinen Häresien durchaus unangebracht sei in einem kirchengeschichtlichen Kolleg. Wenn nun der Lehrvortag es als eine empfindliche Belastung mit nicht hierzu gehörigem Stoffe empfindet, um wie viel mehr muß das für ein Handbuch zutreffen. Derartige Ausführungen gehören, um meinem dritten Gedanken Ausdruck zu verleihen, den theologischen Schwestergebieten an; die Handbücher der Kirchengeschichte sollten sich begnügen, den äußeren Verlauf der Streitigkeiten darzulegen und nur das Allernotwendigste zur knappen Erklärung des Namens Häresie über diese selbst mitteilen. Obschon Marx sich in diesem Punkte erfreulicher Weise schon eine große Beschränkung auferlegt hat, so könnten diese Abschnitte zu gunsten der Schilderung der persönlichen Tätigkeit und Bedeutung der Glaubensverteidiger noch mehr zusammengezogen werden. Was eine Darstellung der Gnosis bis in ihre äußersten Haarspaltereien, wie man ihr in einem anderem Lehrbuche begegnet, in einem solchen Werke soll, ist mir nie recht verständlich gewesen.

Die Zeit ist nicht mehr fern, in der an allen einigermaßen guten Fakultäten und Anstalten christliche Archäologie und auch wohl Kunstgeschichte als eigenes Fach werden gelesen werden. Das ist ein Zeichen dafür, daß man die bisherigen naturgemäß spärlichen Mitteilungen, die keinen genügenden Begriff von diesen Wissenschaften vermitteln konnten, aus dem kirchengeschichtlichen Unterricht entfernt

wissen will. Um dieser Entwicklung entgegen zu kommen, was nur zum Heile der Theologiestudierenden ausfallen wird, sollten unsere Hand- und Lehrbücher diese Stoffe jetzt schon abstoßen. Dadurch würden viele Seiten Raum gewonnen werden, die für andere bisher fast ganz vernachlässigte Seiten der eigentlichen Kirchengeschichte frei würden. Dieser vierte Gedanke dürfte wohl kaum einem ernstlichen Widerstande begegnen, da seine Richtigkeit einleuchtend zu sein scheint. Ein paar Zeilen nebst Angabe einiger Literatur dürften vollauf genügen, um nach dieser Richtung hin allen billigen Ansprüchen gerecht zu werden.

Da hie und da ein verhältnismäßig reichliches Maß von rein politischer Geschichte in kirchengeschichtlichen Handbüchern untergebracht zu werden pflegt, so ergibt sich als fünfter Gedanke, daß derartige Ausführungen auf das denkbar kleinste Maß zu beschränken seien. Meines Erachtens dürften derartige Handbücher unter keinen Umständen fast die halbe Geschichte des Deutschen Reiches im Mittelalter enthalten. Der Ausdruck mag etwas übertrieben sein; aber immerhin ließe sich noch viel rein politischer Stoff ausscheiden, an dessen Stelle anderes, für dieses Fach Wichtigeres zu treten hätte.

Endlich spreche ich als sechsten Gedanken aus, daß die Anleihen, die manche Verfasser unserer Lehrbücher bei ihren Kollegen vom Kirchenrecht machen, nur zum Nachteile der Lehrbücher ausschlagen. Warum Dinge in diese hineintragen, die im Kirchenrecht viel besser, weil ausführlicher behandelt werden? Wir sind in Deutschland doch so weit, daß kein Professor des Kirchenrechts auf die eingehende historische Entwicklung aller kirchenrechtlichen Einrichtungen verzichten möchte. Da das Kirchenrecht von jedem Theologiestudierenden gehört werden muß, so kann man an passender Stelle (bei Kanonessammlungen, Pseudo-Isidor, manchen disziplinären und strafrechtlichen Fragen u. s. w.) einfach

auf das Kirchenrecht verweisen, ohne sich mit der Darstellung dieser Dinge im geringsten aufzuhalten.

Kämen alle diese Anregungen in einem der Handbücher zur Ausführung, so würde eine große Menge Platz verfügbar werden, um die Behandlung anderer Punkte zu ermöglichen. Der Leser wird vielleicht bemerkt haben, daß ich auf ein bestimmtes Ziel lossteure, dessen Erreichung mir sehr am Herzen liegt. Was ich aussprechen möchte, ist die Tatsache, daß der oberste und wichtigste Auftrag des Heilandes an seine Apostel und dessen Ausführung im Laufe von 1900 Jahren in unseren Handbüchern der Kirchengeschichte um so weniger zur sachgemäßen Darstellung gelangt, je mehr wir uns den neuesten Zeiten nähern.

Oberstes Gesetz und Lebensbedingung für die Kirche ist die Ausbreitung des Evangeliums: „Gehet hin und lehret alle Völker" hat der Heiland gesagt. Diesem Auftrag ist die Kirche zu allen Zeiten, wenn auch unter verschiedenen, den Zeitläuften entsprechenden Formen nachgekommen. Der Ausführung dieses Auftrages nachzuspüren, ist darum die oberste Pflicht der Kirchengeschichte; die Ergebnisse dieser Nachforschungen an erster Stelle mitzuteilen, ist darum die wichtigste Aufgabe der Darstellung. Gegenüber diesen Feststellungen wird es gar wenig verschlagen, ob man dieses oder jenes als wichtiger in den Vordergrund zu schieben sich bemühen wollte; die Glaubensausbreitung ist der oberste Auftrag, ihre Beschreibung also erster Gegenstand der Kirchengeschichte, der gegenüber die anderen Punkte: Erhaltung und Ausbau des Erreichten, Verteidigung des Gewonnenen, erst in die zweite Linie treten müssen.

Ich erkenne unumwunden an, daß für das Altertum und auch noch für das frühe Mittelalter meistens genügende Bilder von der Glaubensverbreitung entworfen werden; die erstaunliche Tätigkeit der Franziskaner und Dominikaner in Vorder- und Hochasien dagegen, die man doch aus Eubel, Hierarchia Catholica II allein schon ablesen könnte, kommt

nur selten zu ihrem Rechte. Was dann aber die Neuzeit und namentlich das 19. Jahrhundert angeht, so liegen an mancher Stelle Leistungen von einer Oberflächlichkeit vor, die nur in der gänzlichen Unkenntnis der allerdings etwas entlegenen zuverlässigen Literatur ihren Grund haben kann. So pflegt Mittel- und Südamerika gelegentlich mit etwas Kleindruck abgespeist zu werden, so werden über Südasien und Australasien ein paar Bemerkungen aus einem Sammelwerke oder einer Monographie entnommen, so wird die Missionierung Afrikas samt ihren schweren Problemen mit einigen Sätzen allgemeiner Art abgemacht, so erhalten wir ein ungenügendes, wenn nicht verkehrtes Bild von den ostasiatischen Missionen, ihrer Geschichte und ihrer Erfolge, ganz zu schweigen von den großen Inseln.

Es wäre mit der größten Freude zu begrüßen, wenn auf diesem Gebiete eine gründliche Aenderung der Raumverteilung in den Handbüchern einsetzen würde. Hiefür muß Platz geschaffen werden, und wenn dafür manches andere einfach ausscheidet. Es ist und bleibt die oberste Aufgabe der Kirchengeschichte, die Ausbreitung des Glaubens scharf und eingehend zu verfolgen, und dieser Aufgabe sind manche Handbücher durchaus nicht in der wünschenswerten Weise nachgekommen. Soweit die Missionsgeschichte der letzten Jahrhunderte in Frage kommt, glaube ich mir ein Urteil erlauben zu können, und darum spreche ich die vorstehenden Sätze aus, indem ich hervorhebe, daß der Beweis, für die obige allgemeine Kritik einzelner Darstellungen außerordentlich leicht zu erbringen ist.

Bei unseren Theologiestudierenden wird nicht selten — natürlich unabsichtlich — der Gedanke erzeugt, als ob fi[illegible] die Kirchengeschichte eigentlich nur Mitteleuropa und [illegible] Teil von Westeuropa in Frage kämen. Die übrigen Länd[illegible] so müssen sie denken, liegen an der Peripherie des kirchlich[illegible] Interesses, sie empfangen nur, ohne selbst zu den geisti[illegible] wie materiellen Unkosten des kirchlichen Haushaltes [illegible]

zutragen, sie entziehen dem Mittelpunkte brauchbare Kräfte und vermögen keine Einwirkung auf das volle Leben der Kirche auszuüben Während sie die ganze Entwicklung des endgültig begrabenen Gallikanismus genau kennen müssen, verlangt man nur selten von ihnen, daß sie in der lebendigen Gegenwart des kirchlichen Lebens annähernd Bescheid wissen; während man vielleicht genauere Rechenschaft von ihnen fordert über den Grafen Zinzendorf und William Booth, dürfen sie unbeläßtigt die ganze Lage der unierten orientalische Kirchen in Europa, Asien und Afrika nicht kennen; während sie mit dem größten Nachdruck die Geschichte der mittelalterlichen Kreuzzüge studieren, widmen sie den neuen Kreuzzügen von Tausenden und Abertausenden von Missions-Priestern, -Brüdern und -Schwestern kaum einen Augenblick. Ihr ganzes Interesse wird von Mittel- und Westeuropa aufgesogen und so treten die jungen Priester oft ins Leben hinaus und können nicht einmal genaue Auskunft über die gegenwärtige Einrichtung und den Bestand jener Gesellschaft geben, zu deren bevorzugten Dienern sie durch die Priesterweihe erhoben worden sind. Das ist beschämend und muß geändert werden. Man pflegt gerne mit dem Schlagworte der „proportionellen Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Ereignisse für das Leben der Kirche" solche Vorhaltungen zu entkräften. Ich muß aufrichtig bekennen, daß ich diese Redensart nicht verstehe. Die Zeit, in der ich lebe, die Einrichtung, in der ich selbst wirke oder später wirken soll, muß ich zunächst kennen, bevor ich mich mit Eifer auf das genaue Studium der Vergangenheit werfen darf. Das ist eine Forderung der modernen Geschichtsauffassung, die man wohl kaum ungestraft vernachläßigen kann.

Ich habe vor einigen Jahren bei einer maßgebenden kirchlichen Stelle die Errichtung wenigstens eines Lehrstuhles für Missionsgeschichte, Missionstechnik und Missionsmethodik für Deutschland in Anregung gebracht. Mir wurde erwidert daß keine der in Frage kommenden Regierungen für eine

derartige Gründung zu haben sein werde, obschon in Halle solche Kollegien gelesen werden. So lange also die hochwichtige Missionsgeschichte mit ihren natürlichen Nebenabteilungen nicht als eine eigene Sparte des theologischen Unterrichtes anerkannt sein wird, haben meines Erachtens die Kirchenhistoriker sowohl im Vortrage wie in der Darstellung die Pflicht, dieses Gebiet in ganz anderer Weise zu pflegen, als es gemeiniglich bisher der Fall gewesen ist. Da mich das Eingehen auf andere Handbücher hier zu weit führen würde, so muß ich mich darauf beschränken, unten zu zeigen, wie Marx diesen Gegenstand behandelt hat.

Nur kurz berühren kann ich einen anderen empfindlichen Mangel Derselbe liegt auf dem biographischen Gebiete. Die großen Persönlichkeiten der Kirchengeschichte, Päpste, Ordensstifter, Gelehrte, Heilige u.s.w. werden zwar genannt, aber nur von den wenigsten wird eine, wenn auch knappe Kennzeichnung ihres Lebens und Strebens gegeben. Freilich, es ist eine schwere Aufgabe ein reiches Leben so zu kennen, daß man imstande ist, den Inhalt desselben auf kleinem Raum darzustellen. Schwierigkeiten sind aber nur dazu da, um überwunden zu werden. Ich glaube nicht, daß ich nötig habe, meinen hier ausgesprochenen Wunsch zu begründen. Ihn aussprechen, heißt in diesem Falle ihn beweisen. Welcher außerordentliche Vorteil sich für die Studierenden aus einem solchen Vorgehen ergeben müßte, ist zu einleuchtend, um darüber viele Worte zu verlieren. Von diesen Dingen wird ihnen in den anderen Vorlesungen nur herzlich wenig mitgeteilt werden können, wie das in der Natur der Sache liegt. Die Kirchengeschichte muß also diese Aufgabe wesentlich mehr pflegen, wodurch die Darstellung an Interesse und Lebendigkeit nur gewinnen kann.

Im Zusammenhange mit diesen Auseinandersetzungen glaube ich noch anfügen zu sollen, daß die Tatsachen, die das Ende des Mittelalters und den Anfang der Neuzeit bilden sollen, vielfach solche sind, die eher auf die Welt-

geschichte und deren Epochenjahr anwendbar sind wie auf die Kirchengeschichte. Diese mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Entdeckung der neuen Welt, dem Auftreten Luthers, der Erfindung des Schießpulvers, der Veränderung der wirtschaftlichen Formen u. s. w. in der Weise in Verbindung zu bringen, daß man einen vielhundertjährigen Zeitabschnitt damit abschließen zu können glaubt, halte ich nicht für zweckentsprechend. Das Auftreten Luthers ist an sich für die Weltkirche von keiner andern Bedeutung wie das Erscheinen irgend eines anderen Häresiarchen. Daß seine Lehren so unendlich beklagenswerte Folgen gehabt haben, rechtfertigt jedoch nicht, daß man damit den Schluß des Mittelalters eingetreten sein läßt. Denn für das innere Leben der Kirche wirkten auch nach 1517 alle die Dinge noch fort, die diesem Häresiarchen einen so großen Zulauf verschafften. Erst dann endigte die mittelalterliche Zeit für die Kirche, als sie aus sich selbst heraus die Heilmittel geboren hatte, die eine bessere Zeit einleiteten, die einen Abschluß der Vergangenheit bedeuteten, ich meine die Satzungen des Konzils von Trient. Hier haben wir keine äußerlichen, keine weithergeholten Erklärungen zur Begründung des Epochenjahres zu geben; ein Jeder versteht und sieht klar ein, daß mit diesem eminent kirchlichen Ereignisse eine neue Zeit für die Kirche anbricht. Man lasse sich also nicht von der Weltgeschichte ins Schlepptau nehmen, sondern beurteile die Einteilung der Kirchengeschichte nach innerkirchlichen und wahrhaft kirchlichen Ereignissen von einschneidender Bedeutung. Es hat stets einen eigentümlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ein Häresiarch, der in der Zeit eines welt-, lebens- und kunstfrohen Papsttums auftrat, für uns Katholiken Veranlassung geboten hat, nach ihm unsere Kirchengeschichte einteilen zu sollen. Außer, daß ich es immer für sehr demütigend empfand, erschien es mir auch geradezu als falsch. Wie immer dem aber auch sei, es steht leider nicht so bald zu hoffen, daß die katholischen Kirchengeschichtschreiber

sich auf das natürliche Epochenjahr der Neuzeit, den Abschluß der Tridentinischen Kirchenversammlung, festlegen werden. Trotzdem hielt ich es für meine Pflicht in diesem Zusammenhange auf den genannten Umstand aufmerksam zu machen.

Nach diesen verschiedenen Vorschlägen gehe ich nun zur Besprechung des obengenannten Werkes von Marx über.

Ich schicke die Einteilung des Buches voran. Der erste Zeitraum (das christliche Altertum) wird von Marx in zwei Perioden geschieden: Die Zeit der Christenverfolgung bis zu Konstantins Edikt (313) und die Zeit der dogmatischen Kämpfe. Auf S. 5 bemerkt Verfasser über die zweite Periode, daß sie bis zum sechsten allgemeinen Konzil des Jahres 680 reiche. Der zweite Zeitraum (das Mittelalter) erfährt eine Dreiteilung: Von der Völkerwanderung bis zum Pontifikate Gregors VII., die Blütezeit der mittelalterlichen Kirche (1073—1307) und das Sinken des päpstlichen Ansehens — Verfall des Kaisertums (1307—1517). Diese Einteilung wird S. 5 folgendermaßen erklärt: „Das Mittelalter wird gewöhnlich berechnet vom Jahre 476—1517, d. h. vom Ende des weströmischen Reiches als dem Abschlusse der Völkerwanderung bis zur sogenannten Reformation. . . . Dieser Zeitraum zerfällt in drei Perioden: a) . . . von 680—1073 . . . Zeit der Bevormundung der Kirche von seiten des Staates; b) . . . 1073—1307 . . . Zeit der sogenannten ‚Papalhoheit‘; c) vom Avignoner Exil bis zur Glaubensspaltung (1307—1517) . . . Zeit der sogenannten Reformkonzilien“. Ich muß gestehen, daß ich mich in diesen Zeitbestimmungen (Völkerwanderung und 680!) nicht zurechtfinden kann; auch beanstande ich die Kennzeichnung der drei Perioden. Die Einteilung erscheint mir durchaus unbefriedigend. Es folgt dann der dritte Zeitraum (die Neuzeit) mit zwei Abschnitten: Zeit der kirchlichen Revolution (1517 bis 1789) und das Revolutionszeitalter (seit 1789). Die Bezeichnung der Periode von 1789 bis zur Gegenwart als die Zeit der politischen Revolution dürfte an sich schon

wenig zutreffend sein, in einem Handbuch der Kirchengeschichte aber ist sie völlig verfehlt; auch gegen die Kennzeichnung der ersten Periode machen sich schwere Bedenken geltend, die zum Teil schon oben in der Erörterung über den Schluß des Mittelalters angedeutet wurden. Die Kirchengeschichte ist nicht und darf nicht sein die Magd der Weltgeschichte. Für sie müssen Einteilungsgrundsätze aufgestellt werden, die aus dem innerkirchlichen Leben des ganzen Zeitraumes entnommen werden und die Kennzeichnung der Perioden, wenn man sie überhaupt beibehalten will, muß ausschließlich das kirchliche Leben ins Auge fassen. Das sind Anforderungen, die sich mit Gewalt aufdrängen, wenn man bedenkt, daß die Kirche über den Völkern und ihren Erlebnissen steht und alle Völker umfassen soll.

Auf Seite 1—16 erörtert der Verfasser in sechs Abschnitten den Begriff, die Einteilung, die Quellen die Hilfswissenschaften, die Methode und die Bearbeitungen der Kirchengeschichte. Grundsätzlich möchte ich bemerken, daß ich nicht einsehe, warum im 2. Abschnitte S. 3 der Islam ausgeschlossen wird, wenn Judentum und Heidentum ausdrücklich genannt werden. Seite 17 setzt die eigentliche Darstellung ein. Bezüglich der Form derselben ist zu bemerken, daß die Zeiträume in Kapitel und diese in Paragraphen abgeteilt sind. Je ein kurzer Abschnitt kennzeichnet den Inhalt des Kapitels, zu dem die allgemeinen Werke über dasselbe angemerkt werden. An der Spitze der Paragraphen steht die besondere Literatur in zwei Abteilungen, erst die Texte und Urkundensammlungen, dann die Darstellungen. Für gewöhnlich kommt im ersten Teile des Paragraphen in Großdruck der allgemeine, im zweiten, Groß- und Kleindruck gemischt, der besondere Inhalt zur Erörterung. Fußnoten, meist literaturgeschichtlicher Natur, begleiten fortlaufend den Text. Bei dieser an und für sich übersichtlichen Behandlungsweise ergeben sich naturgemäß Wiederholungen, die ziemlich viel Platz fortnehmen. Es muß der praktischen

Lehrerfahrung des Verfassers überlassen bleiben, zu entscheiden, ob diese Anordnung den Vorzug vor einer glatt durchlaufenden Darstellung, die häufig wiederkehrende Zusammenfassungen des unmittelbar folgenden Stoffes vermeidet, verdient. Die Frage der Raumersparnis dürfte bei einer derartigen Entschließung meiner Ansicht nach doch sehr erheblich in die Wagschale fallen.

Sieht man von zahlreichen, völlig entbehrlichen Fremdwörtern ab, so liest sich das Buch außerordentlich angenehm. Kleinere Unebenheiten des Stils sind selten und auch die häufigere Auslassung des Artikels wird nicht übermäßig störend empfunden. Nach dieser Richtung hat der Verfasser augenscheinlich große und erfolgreiche Mühe aufgewendet, was ich mit lebhafter Anerkennung deswegen besonders feststelle, weil es auch recht lederne, trockene Darstellungen gibt. Inhaltlich sind naturgemäß die einzelnen Paragraphen verschieden, je nachdem der Gegenstand den Sonderstudien des Verfassers näher lag oder nicht. Als besonders gelungen erscheint mir der große Abschnitt über Luther von Seite 483 bis 545. Ich habe selten eine bessere Zusammenfassung dieser bewegten Zeit, die natürlich auf Grund der neuesten Forschungen in einer zweiten Auflage nicht unwesentliche Veränderungen erfahren müßte, gelesen, wie hier. Ob sich dabie nicht Kürzungen empfehlen würden, ist eine andere Frage; so wie es geboten wird, verdient es unumwundene Anerkennung als Ganzes. Mit gleicher Anerkennung hebe ich den Abschnitt über die Bekehrung Deutschlands hervor, bedauere jedoch auf das allerlebhafteste, daß die Persönlichkeiten eines Bonifatius und seiner Mitarbeiter und Nachfolger viel zu knapp herausgearbeitet worden sind. Anstatt mancher längeren oder kürzeren Bemerkungen über die Reichsgeschichte, die sich in den Paragraphen zerstreut finden, hätte Marx deren Raum diesem Abschnitt zuteilen und ihn wesentlich umfangreicher ausgestalten müssen. Etwas über sieben Seiten für die Bekehrung Deutschland ist denn doch ziemlich stief-

mütterlich. Auf Seite 674 bis 687 wird von Kirche und Staat in Deutschland gehandelt und die gebotene Uebersicht ist ein kleines Kunstwerk; hinzufügen muß ich allerdings, daß gemäß meinen einleitenden Wünschen eigentlich der Hauptinhalt in das kanonische Recht zu verweisen wäre, um für die beiden folgenden Paragraphen etwas mehr Platz zu schaffen.

Wohltuend berührt die gesunde Kritik, die das ganze Werk durchzieht und den Verfasser eigentlich erst verläßt, wo lokale westdeutsche Ueberlieferungen in Frage kommen. Glaubte er durchschlagende Gründe für die Echtheit mancher Trierer und sonstiger Ueberlieferungen zu haben, so mußte Marx sie anführen; fehlten diese aber, wie es wirklich der Fall ist, so wäre es besser gewesen, diese Ueberlieferungen nicht zu berühren. Der Gesamteindruck des Lehrbuches ist ein guter, ein zusammenfassendes Urteil muß feststellen, daß es auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruht und im Großen und Ganzen sauber durchgearbeitet ist. Eine größere Entschiedenheit in der Kritik mancher unhaltbaren Ueberlieferungen wäre sehr am Platze gewesen. Seite 60/61 bespricht Marx die Bedeutung des Martyriums für die Kirche und nennt in dem Absatz über die Zahl der Martyrer zwei Massenmartyrien, zunächst das der heil. Ursula und ihrer Gefährtinnen und dann das der thebäischen Legion. An erster Stelle hebe ich hervor, daß der Zusammenhang gar nicht erforderte, daß ein eigener Absatz mit dem fettgedruckten Stichworte Massenmartyrien eingeschaltet wurde; und weiterhin erkennt man, trotz des Fragezeichens hinter der Zahl 11.000, daß Marx statt 11 oder 12 Martyrerinnen hier wirklich einen Massenmord annimmt, ohne auch nur anzudeuten, wie er sich die plötzliche Ansammlung so zahlreicher Jungfrauen zustande gekommen denkt. Ich möchte ganz entschieden befürworten, diesen wenig glücklichen und dazu unnötigen Absatz in der zweiten Auflage ganz zu

streichen. Die Zeiten sind nicht mehr dazu angetan, um solchen Ballast noch mitzuschleppen. Zu Absatz 4 auf S. 62 empfehle ich die Schriften und Aufsätze von Pio Franchi dei Cavallieri genau nachzusehen.

Um keine falschen Anschauungen aufkommen zu lassen, muß dringend verlangt werden, daß der Absatz über die Bulle Unam Sanctam S. 335 in einer zweiten Auflage anders gefaßt und mit Leos XIII. grundlegender Auseinandersetzung über das Verhältnis der beiden Gewalten in Verbindung gebracht werde. Die wenigen Zeilen, die der Verfasser bietet, erscheinen mir völlig unzureichend. Das Gleiche gilt von der Ordensgründung des heiligen Franziskus. Die neuere Literatur darüber — fratres de poenitentia, dritter Orden, erster Orden, zeitliches Verhältnis derselben zu einander und andere wichtige Fragen — fehlt, soweit ich es übersehe, vollständig. Zu knapp ist auch das tiefgehende Zerwürfnis zwischen den Bettelorden und dem Weltklerus dargestellt (S. 364). Irreführend ist die Bemerkung S. 391, daß die Kardinäle 1289 eigene Einkünfte sowie deren selbständige Verwaltung erhielten. Georg Hüffer wird bis zur Ausgabe einer zweiten Auflage dieses Lehrbuches seine Studien über das heilige Haus in Loreto wohl veröffentlicht haben, so daß darnach die Bemerkung S. 397 wird verbessert werden können. Auf S. 399 suche ich vergeblich den Namen eines Bernward von Hildesheim und S. 411 lese ich eine Kennzeichnung Klemens VI., die in ihrer Knappheit Bedenken erregen muß. Von der umfangreichen neueren Literatur über Savonarola ist S. 460 nichts angeführt; das ist einigermaßen befremdend. Die Bemerkungen über Servitia minuta und Annaten S. 463 sind nicht ganz richtig, ebenso nicht die Angaben über das Rosenkranzgebet S. 476. Nachdem die drei Bände Schäfers über den Protestantismus in Spanien erschienen waren, hätte der Abschnitt über die spanische Inquisition und derjenige über den Protestantismus in Spanien (S 574) ganz anders gefaßt werden müssen.

Die Angaben über ständige Nuntiaturen auf Seite 588 weichen von denjenigen auf Seite 629 nicht unerheblich ab. In § 135 werden revolutionäre Bestrebungen in der Kirche zur Darstellung gebracht und mit dem Gallikanismus begonnen, ohne auf die vorbildlichen englischen Bewegungen, die an anderer Stelle nur bis zum 12. Jahrhundert erörtert werden, mit einem Worte einzugehen. Der 18. Februar 1407 und einige andere Daten hätten namentlich erwähnt und dabei das Gleichartige, aber auch das Trennende in den Bestrebungen Englands und Frankreichs scharf herausgearbeitet werden müssen; für den Gallikanismus ist übrigens die bequemste Sammlung die von Mention, documents (1893), die Marx nicht kennt. Indem ich auf die Anführung anderer Dinge verzichte und bemerke, daß von vielen Werken alte Auflagen, statt der vielfach verbesserten neuen, angeführt werden, sowie daß der Index sehr unregelmäßig bearbeitet ist, wende ich mich jetzt den Darlegungen des Verfassers über die Missionsarbeit der Kirche in den letzten Jahrhunderten zu.

Ich beginne mit dem Abschnitt Missionen in Asien und Afrika auf Seite 349 Die hierfür notierte Literatur ist sehr spärlich und von dem ehrwürdigsten Alter. Die neueren Werke, wie Friedrich Zarnckes Monographie über den Priesterkönig Johannes, Rockhill, The journey of William of Rubruck, von Richthofens drei Bände über China und andere sind dem Verfasser entgangen. Alexander III. sandte seinen Leibarzt Philipp nicht 1179 an den „Priesterkönig Johannes", sondern nach Ausweis von Jaffé 12,942 am 27. August 1177. Des weiteren behauptet Marx, daß das Christentum in China von 1368 ab vernichtet wurde. Die vier Erzbischöfe von Kambala, die von 1426 bis 1475 zu verzeichnen sind, dürften wohl auf das Gegenteil schließen lassen. Ein Oderich von Pordenone, ein Richard von Burgund, Martyrerbischof von Armalech († 1342), ein Jakob von Pontecorvo und viele andere hervorragende Männer dieser Zeit werden nicht einmal genannt. Gegenüber den auf $^{3}/_{4}$ Seiten zusammengedrängten Notizen des Verfassers

über die Missionierung Asiens und Afrikas während drei Jahrhunderte mache ich folgende einfache Feststellung: Ich zäh Missionsbischöfe Asiens bis zum Jahre 1500: Franziskan 261 Bischöfe und 61 Erzbischöfe und Patriarchen; Dominikan 220 Bischöfe und 60 Erzbischöfe und Patriarchen; Augustin 86 Bischöfe und 8 Erzbischöfe; Karmeliter 33 Bischöfe un 12 Erzbischöfe; Benediktiner 30 Bischöfe und 3 Erzbischöfe un Cisterzienser 23 Bischöfe und 5 Erzbischöfe. Diese nackten Zahle schließen eine solche Summe von heldenhafter und erfolgreiche Tätigkeit ein, daß man sich wirklich wundern muß, wie i einem sonst gut gearbeiteten Lehrbuch eine so armselig und dazu noch vielfach unrichtige Darstellung ihren Pla finden konnte.

Indem ich gelegentlich eingestreute Bemerkungen über di Gründung der Propaganda und ähnliches übergehe, wende i mich zu § 132: Die äußeren Missionen. Es wi darin der Zeitraum vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zu französischen Revolution behandelt und zwar auf 4½ Druck seiten. Je ein kleiner Abschnitt ist Ostindien, Japan, China Afrika und Amerika gewidmet. Außer einer Lebensbeschreibun des heil. Franz Xaver von 1900 sind die neuesten ver zeichneten Werke aus den Jahren 1885, 1883 und 1881. Vo der gewaltigen Literatur der letzten Jahre hat Marx de Anscheine nach nichts benutzt. Diese Literaturangaben des Wer sind für den Kenner von hohem Interesse und man darf si über die ausnehmend dürftige Leistung nicht verwundern. I verzichte darauf, die großen Lücken in der Darstellung an zugeben wobei ich selbstverständlich nur ganz wichtige Be gebnisse im Auge habe, und hebe hervor, daß die Missionierung Afrikas mit genau fünf Zeilen abgemacht wird. Von den wenigen gebotenen Zahlen sind einige falsch und die Eroberung fast ganz Mittel- und Südamerikas für das Christentum w mit einigen zusammenhanglosen Bemerkungen erledigt. We derartige, für die Kirche so hochbedeutsame Tatsachen in die Weise mißhandelt werden, muß wirklich einmal ein schar Wort gesprochen werden.

Mexiko als selbständige Republik bezw. als Kaiserrei wird S. 718/19 behandelt. Ich wende natürlich nichts dageg

daß die von Pius IX. vorgenommene Neueinteilung des
des in 3 Erzbistümer und 15 Bistümer erwähnt wird. Ich
s es aber merkwürdig finden, daß der heutige Stand der
rarchie von 7 Erzbistümern und 23 Bistümern mit keiner
be erwähnt wird. Ueber Brasilien wird an gleicher Stelle
chtet und gesagt, daß dort 1 Erzbistum und 11 Bistümer
ehen. Das ist falsch; wir zählen vielmehr 2 Erzbistümer
18 Bistümer. Ueber die anderen Staaten Südamerikas
alten wir einige allgemeine Redensarten und wenige positive
gaben, ohne jedoch auch nur ein Wort über die kirchliche
teilung oder gar über das südamerikanische Nationalkonzil
1900 oder die zahlreichen Diözesan- oder Provinzialsynoden
bieten. Das ist ein fast unverzeihliches Vorgehen, wenn es
um Landstriche handelt, die über 56 Millionen Katholiken
weisen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika gibt es
Erzbistümer und 71 (nicht 69) Bistümer und — was
Marx nicht anführt (S. 722) — 3 apostolische Vikariate und
apostolische Präfektur. Im Jahre 1829 waren 11 (nicht 8),
846 waren 24 (nicht 22) und 1856 waren 27 (nicht 26)
istümer dort. In Britisch-Amerika gibt es 8 (nicht 7) Erz-
istümer. Die Missionsarbeit in Skandinavien wird S. 725
it ein paar Sätzen abgemacht, die keinerlei Bild von dem
ahren Stand der Dinge geben.

Endlich haben wir noch den § 158 Ausbreitung und
egenwärtiger Bestand der Kirche. Am liebsten möchte
gerade darüber nichts niederschreiben, wenn ich es nicht für
ne strenge Pflicht hielte, den Finger auf die Wunde zu legen.
n Literatur wird — man bedenke, daß es sich um den
egenwärtigen Bestand der Kirche handelt — außer dem
rchiv für Kirchenrecht 58. 2 ff. nur angeführt ein Werk
on 1846, eines von 1890 und eines von 1895 sowie die
tholischen Missionen nebst den Annales de la propagation
e la foi. Das Werk über die Beraubung der Propaganda
nd Hübner kommen nicht in Frage. Aus der ganzen Dar-
ellung ergibt sich, daß die beiden Missionszeitschriften, wenn
berhaupt, nur in der oberflächlichsten Weise benutzt worden
nd Die gesamte übrige unendlich reiche Literatur ist gar

nicht zu Rate gezogen worden. Außerdem macht sich gelegentlich ein Optimismus geltend, der durch die Tatsachen in keiner Weise gerechtfertigt wird. Dieser wichtige Gegenstand wird auf, sage und schreibe, vier Seiten abgemacht. Und wenn das Gebotene nur richtig wäre! Es ist verhältnismäßig belanglos, daß der österreichische Schutz der Missionen in Egypten und dem Sudan nicht erwähnt wird. Die neue kirchliche Einteilung Ostindiens in Vikariate setzt mit dem 3. Juli 1832, nicht erst 1834 ein. Das Patriarchat Goa hat vier (nicht 3) Suffragane; Macao ist ausgelassen. „Im britischen Gebiete", heißt es, „erhob der Papst gleichzeitig die Vikariate von Agra, Bombay, Verapoli, Madras, Kalkutta und Colombo (Ceylon) zu Erzbistümern, ohne noch die ihnen unterzuordnenden Bistümer zu bestimmen." Weiteres über diesen Punkt erfahren wir nicht. Das ist ein starkes Stück! Unter den neuen Erzbistümern fehlt zunächst Pondichery. Dann sind die Suffraganbistümer, von wenigen späteren Gründungen abgesehen, alle in den Jahren 1886 und 1887 errichtet worden. Mußte das nicht gesagt werden und — von Goa abgesehen — die Zahl von 7 Erzbistümern u. 19 Bistümern nebst 4 apostolischen Präfekturen angegeben werden, wenn der Verfasser die Hierarchie überhaupt berührte? Vorderindien hat 2 (nicht 1,6) Millionen Katholiken und Hinterindien 1 Million (nicht 828,000) Katholiken. In den chinesischen Missionen wirken „zumeist Franziskaner, dann auch die Lazaristen, Jesuiten, Dominikaner, Priester des Pariser und Mailänder Seminars und Missionäre von Steyl". Natürlich ist diese Aufzählung unvollständig und die Franziskaner herrschen nicht vor, denn sie hatten zur Zeit des Erscheinens des Buches 239, dagegen das Pariser Seminar 434 und die Jesuiten 234 Missionäre in China. Die Angabe der Gesamtsumme der Missionare mit 1385 hätte auch keinen Schaden angerichtet, wenn der Verfasser doch von diesen Dingen sprach. Die ausnahmsweise spärlichen Fortschritte des Katholizismus in Japan — nach 40 Jahren nur 55091! — als eine bedeutende Verbreitung des Christentums zu bezeichnen, ist durchaus eigenartig. „Die japanische Mission scheint die erfreulichste Zukunft zu haben", ist ein Satz, der aus einer wohl entschuldbaren Verkennung der Verhältnisse entsprungen ist. Der Absatz über

Asien schließt, ohne daß der orientalischen Riten auch nur mit einem einzigen Worte gedacht worden wäre In dem ganzen Buche ist überhaupt — wenn ich mich nicht täusche — keinerlei zusammenfassende Darstellung der Geschichte der unierten Orientalen gegeben worden. Die wenigen zerstreuten Bemerkungen kommen ganz und gar nicht in Betracht.

Ganze 17 Zeilen behandeln die afrikanischen Missionen. Die Kirchenprovinz Algier, das Erzbistum Karthago und das Bistum St. Dénys werden genannt. Von den Bistümern Las Palmas, Funchal, Sao Thiago do Cabo Verde, Angra, Sao Thomé, Santa Cruz do Reino do Angola e Congo, San Cristobal de la Laguna, Port Louis und Port Victoria kein Wort. Von der Prälatur nullius Moçambique will ich gar nicht reden. Dann aber noch die 29 apostolischen Vikariate und 25 apostolischen Präfekturen, die es 1902 gab, wo sind diese geblieben? Es hätte nur zwei Zeilen ausgemacht, wenn der Verfasser dem Leser einen allgemeinen Begriff gegeben hätte, dadurch daß er mitteilte: Afrika zählt 3'205,250 (nicht 2,7 Mill.) Katholiken, 800 Weltpriester, 2164 Regularpriester und 2745 Ordensfrauen. Bei dem Mangel jeglicher sonstiger Angaben wäre eine solche freudig begrüßt worden. In Afrika wirken außer dem Weltklerus 18 oder 19 verschiedene Kongregationen, nicht bloß vier, wie der Verfasser behauptet. Ich verzichte darauf, noch andere Punkte anzuführen.

Was Australien angeht, so bietet Marx uns 11 Zeilen. „Im Jahre 1874 wurden schon zwei Kirchenprovinzen eingerichtet. Das erste Provinzialkonzil ward 1844 zu Sydney, das zweite 1869 zu Melbourne gehalten" Es erscheint mir ziemlich schwer, im Jahre 1844 eine solche Versammlung abzuhalten, wenn die beiden ersten Kirchenprovinzen erst 1874 gegründet wurden. In Wahrheit liegt die Sache so, daß die Provinz Sydney 1842 und die Provinz Melbourne 1874 errichtet wurde. Das erste Provinzialkonzil konnte darum wirklich vom 10.—12. September 1844 tagen. Was alles in den 6 Kirchenprovinzen mit 18 Bistümern, 3 apostolischen Vikariaten und einer Prälatur nullius, sowie in den 10 Vikariaten, 4 Präfekturen und 1 Mission der ozeanischen Inseln geschehen ist, davon erfahren wir aber auch rein gar nichts.

Endlich folgt ein Abschnitt betitelt: Gegenwärtiger Bestand, und dafür wird auf Neher, Conspectus, und Hübner, Statistische Tafeln (1901), verwiesen. Neher ist 1895 erschienen, das vorliegende Lehrbuch 1903; man könnte also erwarten, daß etwas Vollkommeneres wie die veralteten Angaben Nehers geboten würde. Im Uebrigen verstehe ich auch die von Marx gebotenen Zahlen nicht ganz: 962 Bistümer in 200 Kirchenprovinzen. Außer den 6 orientalischen Patriarchalprovinzen und dem lateinischen Patriarchat von Jerusalem gibt es heute nur 165 Kirchenprovinzen;[1] um so weniger konnte es vor ein paar Jahren 200 geben. Der Unterschied von 35 Kirchenprovinzen ist ein ganz gewaltiger, die weiteren gebotenen Zahlen sind auch nur zumteil richtig. Was die Katholikenzahl auf der ganzen Welt angeht, so war vor Erscheinen des Lehrbuches eine endgiltige Uebersicht veröffentlicht worden, die Marx nicht benutzt hat. Die Gesamtsumme beträgt nicht 240 und nicht 257,5 Millionen, sondern 265 $^1/_3$ Millionen; rechnet man eine Kleinigkeit für diejenigen hinzu, die für die Zählung

1) Zählt man die drei Metropolen Athen, Karthago und Durazzo hiezu, die allerdings nur Titularsuffraganate haben, also nur im weitesten Sinne Metropolen sind, so ergibt sich die Zahl 168. Früher gehörte auch Candia (Residenz in La Canea) hinzu. Dieser Sitz ist jedoch jetzt dem Erzbischofe von Smyrna unterstellt. — Im Uebrigen ist es mir nicht verständlich, warum Marx sich irgendwo die obigen Angaben entlehnt, obschon jedes Jahr im Monate Januar oder Februar die amtliche Zusammenstellung und Zählung der hierarchischen Sitze aus dem päpstlichen Staatshandbuche Gerarchia Cattolica von den größeren Zeitungen der ganzen Welt veröffentlicht wird. Er lebt doch nicht an einem vom Verkehr unberührten Orte; ihm stehen darum diese Dinge so gut zur Verfügung, wie einem jeden anderen. Der tiefere Grund für solche Fehler ist wohl der, daß das Werk vor der endgiltigen Drucklegung nicht auf die Höhe des Standes der Literatur des Jahres 1901 oder 1902 geführt worden ist. Auch an anderen von mir nicht einzeln erwähnten Dingen kann man das erkennen. Damit ist aber einem Werke nicht gedient, das seine Daseinsberechtigung gegenüber den schon bestehenden durch besondere Güte erweisen muß.

nicht faßbar waren, so sind es rund 270 Mill. Für Deutschland gibt Marx die Zahlen von 1898 und für Preußen diejenigen von 1895!

Mancher dürfte vielleicht denken, daß ich mit den hier besprochenen Abschnitten des vorliegenden Buches zu strenge ins Gericht gegangen wäre. Eine einzige Ueberlegung wird jedoch erweisen, daß dem nicht so ist. Wenn Marx sich auf den Standpunkt stellen sollte, daß er für die Missionen genügend Raum in seinem Buche gelassen habe, so hätte er für diese paar Seiten ganz selbstverständlich um so eher wahre Kabinetsstücke von genauer und inhaltreicher Arbeit liefern müssen, um den Mangel an Ausdehnung durch Form und gediegenen Inhalt zu ersetzen. Das ist nicht nur nicht geschehen, sondern im ganzen Bande gibt es keine Abteilung, die größere Mängel an Zuverlässigkeit und Beherrschung des Stoffes zeigt, wie die Geschichte der äußeren Missionen. Da Marx lediglich das Unglück hat, als Paradigma zu dienen, um ein ernstes Wort in wichtiger Sache zu sprechen, so habe ich gerade seine Ausführungen genauer durchgenommen. Ich werde in Zukunft alle neuen Handbücher oder Neuauflagen von älteren Werken genau auf dieses Kapitel hin ansehen und meine Meinung darüber sagen und sie begründen.

Ich bin nun nicht so anspruchsvoll, daß ich verlange, ein Jeder solle das schöne Jahrbuch Le Clergé français (France, Colonies françaises, Alsace Lorraine) von Maure in Tours oder die Guia ecclesiastica de España, oder gar The Madras Catholic Directory and general annual Register und den Australasian Catholic Directory kennen; aber andere Nachschlagewerke müßten doch zu Rate gezogen werden. Unter diese rechne ich z. B. die folgenden: La Gerarchia Cattolica, den Annuaire Pontifical von Battandier, den Annuario Ecclesiastico, den Taschenkalender für den katholischen Klerus, Fromme's Kalender für den katholischen Klerus, La France Ecclésiastique, Mappa das dioceses, The Irish Catholic Directory, die Missiones Catholicae, The (English) Catholic Directory, The Catholic Directory for the Clergy and Laity in Scotland, das Jahrbuch der Société des Missions Etrangères, The (American) Catholic Directory, den Gothaischen

Hofkalender und ähnliche Veröffentlichungen. Man fragt sich, zu welchem Zwecke im Jahre 1902 eine ganz eingehende Beschreibung des katholischen Erdkreises nebst den umfangreichsten statistischen Nachweisungen veröffentlicht worden ist, wenn solche Dinge einfach nicht benutzt werden?

Da weitere Kreise für statistische Untersuchungen katholischer Fragen dem Anscheine nach nicht zu haben sind, so müssen die Kirchenhistoriker alle erreichbaren Einzeldaten sammeln und verarbeiten, um dadurch vielen ihrer Ausführungen eine wesentlich solidere Grundlage zu geben, als sich durch die schönsten Sätze erreichen läßt. Die Wirkung genau berechneter Zahlen ist stets eine brutale, um mich so auszudrücken, wie ich mit Unterstützung von Professor Sägmüller auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Ravensburg ausführte, ohne jedoch im damals vorliegenden Fall einen Erfolg zu erzielen. Die Schwierigkeit der Bearbeitung des Zahlenmaterials darf kein Grund sein, demselben in der Kirchengeschichte aus dem Wege zu gehen.

Ich will hiermit meine Ausführungen schließen, indem ich herhorhebe, daß dieselben zwar aus Anlaß des Marxschen Lehrbuches und im Anschlusse an dieses gemacht wurden, daß sie aber dem ganzen Zusammenhange nach sich durchaus nicht an seine Adresse allein wenden. Ich füge auch noch hinzu, daß ich mich in den allermeisten Punkten mit mehreren hervorragenden Lehrern der Kirchengeschichte durchaus einer Meinung weiß. Es wäre mir eine besondere Freude, wenn ich dazu beigetragen haben würde, eine an sich wichtige und in privaten Kreisen oft erörterte Frage ihrer Beantwortung näher zu rücken.

Paul Maria Baumgarten.

LVIII.

Zwei römische Publikationen der Görres-Gesellschaft.

1. Im Laufe des Jahres 1903 hat die Görres-Gesellschaft zwei neue Veröffentlichungen aus Licht gestellt, welche sich mit Perioden der deutschen Kirchengeschichte befassen, über welche auch der kleinste Beitrag dankbar angenommen wird. Professor Schlecht zeichnet in seiner auf äußerst fleißiger Benützung des Vatikanischen Geheimarchivs beruhenden Arbeit das Bild eines Mannes, dessen Lebensgang bis auf seinen Namen herab bis zur Unkenntlichkeit entstellt war. Es ist der Erzbischof Andrea Zamometic aus Granea in Albanien,[1]) berühmt, oder deutlicher gesprochen, im höchsten Grade berüchtigt, durch seinen Basler Konzilsversuch vom Jahre 1482. In dem Vorwort verbreitet der kenntnisreiche Verfasser sich über das Entstehen seiner Arbeit und die Gründe der Zerlegung in zwei Bände. Nachdem in der Einleitung mit umfassender Gelehrsamkeit die Feststellung des Namens, der Heimat, des Bischofssitzes erfolgt ist, wird in fünf Kapiteln gehandelt über: 1) Dominikanerbruder und Erzbischof. 2) Der kaiserliche Gesandte. 3) Der Konflikt. 4) Die Konzilsverkündigung. 5) Helfer und Gegner. Der Ausgang des Erzbischofs ist dem zweiten Band vorbehalten.

Was dieses Buch in hohem Maße auszeichnet, ist der außerordentliche Reichtum der Anmerkungen, welche der Ver-

---

1) Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. In Verbindung mit ihrem Historischen Institut in Rom, herausgegeben von der Görres-Gesellschaft. VIII. Band. Andrea Zamometic und der Basler Konzilsversuch vom Jahre 1482 von Joseph Schlecht. Erster Band. Paderborn, Schöningh. 1903. Lex. 8. XII, 170, 163* S. M. 12.

fasser in erster Linie den römischen Archiven, sodann denen vieler andern Städte Italiens entnehmen konnte. Welche Geduld und Arbeitskraft solche Unternehmungen bedingen, vermag derjenige zu ermessen, dem es selbst beschieden war, im päpstlichen Archiv Forschungen geschichtlicher Natur anzustellen. Nicht nur auf Zamometic selbst, sondern auch auf eine lange Reihe von Personen, die mit ihm in Verbindung standen, fällt hier scharfes Licht. Nur zwei, welche dem Westen des Reiches angehören, seien genannt: Johann Ockel aus dem Sprengel von Lüttich und Pater Rumagen aus der Diözese Trier. Da der Held des Buches nach seiner diplomatischen Tätigkeit und nach seinem unheilvollen Beginnen in Basel in ganz besonderer Weise der deutschen Kirchengeschichte angehört, so gewährten auch deutsche Büchereien, wie München und Basel, reiche Ausbeute. Basel spendete den Originaldruck der Konzilsproklamation, welche in kritischer Ausgabe im Anhange abgedruckt ist. Hervorzuheben sind auch die zahlreichen Einblattdrucke, die vom Verfasser aufgefunden und benützt wurden.

Das Kapitel: Der kaiserliche Gesandte, führt uns in das innerste Getriebe der damaligen weltlichen und kirchlichen Politik, welche kein erfreuliches Bild darbietet. Die menschlichen Leidenschaften treiben ihr frevles Spiel. Mit Anklagen seitens der Deutschen gegen die römische Kurie hätte man indeß vorsichtig sein sollen. Wer das Gemälde, welches der Verfasser vom Kardinal Heßler entwirft, eingehend prüft, wird gerne bekennen: Beide Teile hatten Grund, reuig an ihre Brust zu schlagen. Auf viele Erscheinungen in der deutschen Kirche jener Tage, namentlich mit Bezug auf die Vergebung der Pfründen in den Stiften und auch Pfarreien, wie Bacherach am Rhein beweist, fallen schwarze Schatten. Was aber die genannte Konzilsproklamation betrifft, so ruft dieselbe einen recht kläglichen Eindruck hervor. Nicht selten erhebt sich die Frage: Ist der Verfasser ernst zu nehmen? Auch wer zu den entschiedensten Gegnern Sixtus' IV gehört, empfindet sofort den Haß, der hier die Feder geführt. Mit Schriftstücken solcher Art läßt sich dem Heiligen Stuhl nicht beikommen. Sie sind würdig der Vergessenheit überliefert zu werden. Die Urkunden im Anhang verdienen eingehende Beachtung.

2. Zweimal bereits hat Professor Kirsch sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das päpstliche Finanzwesen des ausgehenden Mittelalters durch Literalien des Vatikanischen Geheimarchivs zu beleuchten. Zunächst geschah dies durch „die päpstlichen Kollektorien in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts“, sodann in dem Werke: „Die Rückkehr der Päpste

Urban V. und Gregor XI. von Avignon nach Rom. Auszüge aus den Kameralregistern des vatikanischen Archivs". Eine willkommene Ergänzung dieser Bände wird in der neuen Arbeit[1]) dem wissenschaftlichen Forscher dargeboten. Dieselbe legt in gleicher Weise Zeugnis ab von den kostbaren Urkunden des vatikanischen Archivs, betreffend die deutsche Kirche in den wirren Zeiten der avignonesischen Papstresidenz und der getrübten Beziehungen zwischen Pontifikat und Kaisertum, sodann von dem unermüdlichen Fleiße des Herausgebers mit Bezug auf die Förderung der katholischen Wissenschaft.

Nach der Einleitung, welche in gedrängter Kürze kirchengeschichtlich und kirchenrechtlich den Begriff der Annaten beleuchtet und sodann die päpstlichen Kameralregister mit Bezug auf die Annaten der deutschen Pfründen und die Verwaltung dieser Annaten einer Prüfung unterzieht, gliedert sich die Arbeit in vier Teile: 1. Auszüge aus den verschiedenen Registern der Kamera über Annatengelder deutscher Pfründen aus den Jahren 1323 bis 1360. 2. Rechnung des Kammerklerikers Eblo de Mederio über seine Einnahmen aus den Annaten deutscher Pfründen vom 29. Juni 1356 bis 19. Dez. 1360. 3. Bruchstücke eines Registers von Suppliken über deutsche Pfründen. 4. Register der Notare Arnaldus Johannis und Arnaldus Gaucelini über die Annaten deutscher Pfründen von April 1360 bis Februar 1361.

Wiederholt betont der gelehrte Herausgeber den ergänzenden Charakter seiner neuen Veröffentlichung. Der Widerstand, welchen die Anwendung des päpstlichen Besteuerungsrechts der Pfründen im 14. Jahrhundert in Deutschland erfuhr, bewog die apostolische Kammer zu einem neuen Verfahren, indem sie den Pfründnern erlaubte, anstatt in die Hände der päpstlichen Kollektoren, an der Kammer bei der Kurie selbst die Taxen zu entrichten. Aus der Anwendung dieses Verfahrens sind die in diesem Bande veröffentlichten Materialien entsprungen. Bald sind es Auszüge aus Pfründeregistern der apostolischen Kammer, bald aus den Quittungsregistern des päpstlichen Kammerers Gasbert de Leval, Erzbischofs von Arles. Mehr als alle anderen Mitteilungen dünken uns diese letzteren geeignet, ein Bild des damaligen Geschäftsganges zu zeichnen. In schier

1) Die päpstlichen Annaten in Deutschland während des XIV. Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Joh. Peter Kirsch, o. ö. Professor an der Universität Freiburg i. d. Schweiz. Erster Band: von Johann XXII. bis Innocenz VI. Paderborn, Schöningh 1903. Lex. 8. LVI. 344 S. ℳ 13.

endlosen Reihen ziehen sich dahin (S. 47—200) die Auszüge aus den Registern des Kammerklerikers Eblo de Mederio während der Jahre 1356 bis 1360. Und den Schluß bilden die Register über die Annaten deutscher Pfründen in verschiedenen Diözesen 1360 bis 1361.

Diese Auszüge aus den päpstlichen Registern lassen erkennen, welche Ausdehnung das damalige Besteuerungsrecht und in erster Linie die Reservationen der Päpste genommen hatten. Nicht blos zahlreiche Pfründen und Dignitäten in Dom- und Stiftskirchen waren vorbehalten. Das Reservationsrecht umfaßte einfache Kaplaneien und Pfarrkirchen. Daß die bei der apostolischen Kammer hinsichtlich der in diesem Bande so oft angeführten üblichen Verhandlungen über Ausgleiche zwischen den Forderungen der Beamten und den Anträgen der zu besteuernden Pfründner die Besetzung der Stellen ungebührlich in die Länge ziehen und die Ausübung der Seelsorge schädigen mußten, unterliegt keinem Zweifel. Indeß bleibt zu beachten, daß die durch die italienischen Wirren den Päpsten aufgedrungene Notwendigkeit der Residenz in Avignon und die Befriedigung der Bedürfnisse der allgemeinen Kirche, für die man sich regelmäßig an den Heiligen Stuhl wendet, zu dieser Ausdehnung der Besteuerung geführt haben. In irgendwelcher Form wird diese Erscheinung sich stets erhalten.

Der neue Band versetzt uns mitten in die Diözesen des alten Deutschen Reiches von Riga bis Basel. Selbst Schweden ist nicht ausgenommen. Hier lagen die Verhältnisse manchenorts in dem Grade ungünstig, daß nur durch Besetzung der Pfründen auf dem Wege der Reservation eine Besitzergreifung durch Laien und in deren Gefolge der gänzliche Verlust derselben sich abwenden ließ (S. 280). Allerdings erscheint der Osten Deutschlands nicht ausgeschlossen. Indeß überwiegend treten uns die Sprengel in den westlichen Teilen des Reiches entgegen, welche für die Beamten des Reiches leichter zu erreichen waren. Die Eigennamen deutscher Personen, Sprengel und Pfarrkirchen hat der Herausgeber unverändert wiedergegeben. Die Namen der letzteren sind aber durchgehend derart geschrieben, daß man sie kaum wiederzuerkennen vermag. Wahrscheinlich liegt darin der Grund, daß im Register unter die Diözesen als solche Aufnahme gefunden haben.

Die fleißige Arbeit ist geeignet, den Freunden der deutschen Kirchengeschichte reiche Belehrungen zu gewähren.

A. B.

LIX.

Die Aera Manteuffel.

Der erste dieses Monats (Oktober) brachte uns ein von vielen nicht beachtetes Jubiläum, den 25jährigen Geburtstag der Einführung der Statthalterschaft in Elsaß-Lothringen und der Neugestaltung des Landesausschusses. Der seit jenem Datum verflossene Zeitraum von 25 Jahren ist eine für die innere Entwicklung des Reichslandes höchst wichtige Epoche. Da ist es wohl passend, auf die ersten Jahre desselben einen eingehenden Rückblick zu werfen und uns ein Bild von dieser wichtigen Periode vor Augen zu führen. Dieser Versuch wird uns erleichtert durch ein vor 4 Monaten unter obigem Titel erschienenes Buch,[1]) das zur Verfasserin hat die Gemahlin des vor 3 Jahren in den Ruhestand getretenen elsaß-lothringischen Staatssekretärs Max v. Puttkamer. Als solche stand die Verfasserin inmitten der leitenden Kreise des Landes und ist daher in der Lage, die Ereignisse der letztverflossenen Zeit gründlich zu kennen. Alberta v. P. ist eine durch ihre formgewandten Dichtungen in weiten Kreisen wohl bekannte Schriftstellerin.

1) Die Aera Manteuffel. Federzeichnungen aus Elsaß-Lothringen. Von Alberta von Puttkamer unter Mitwirkung von Staatssekretär a. D. Max von Puttkamer. Stuttgart und Leipzig Deutsche Verlagsanstalt.

Das vorliegende Buch zeichnet sich außerdem aus durch eine rühmliche Vorurteilslosigkeit oder Voraussetzungslosigkeit der Verfasserin, die einfach und schlicht in schöner und fesselnder Sprache die Geschehnisse der Aera Manteuffel (1. Oktober 1879 — 17. Juni 1885), die sie selbst, teilweise tätigen Einfluß ausübend, durchlebt hat, uns erzählt.

Im Nachstehenden folgen wir ihrer Darstellung, indem wir uns an einzelnen Stellen Aenderungen und Ergänzungen gestatten, soweit wir sie auf Grund unserer Erfahrungen und Beobachtungen für richtig halten.

Vor dem 1. Oktober 1879 stand Elsaß-Lothringen unter der Verwaltung eines Präsidenten und zwar von Möllers. Sein System trug die Signatur des in Preußen wehenden Kulturkampfes, der gewaltige Wellen naturgemäß auch nach dem Reichslande schlug und der zu vier Fünftel katholischen Bevölkerung die Einverleibung des Landes in Deutschland nicht als eine gerade angenehme Aenderung des Schicksals erscheinen ließ. Viele von protestantischem oder kirchenfeindlichem Fanatismus angehauchte Beamte höherer und niederer Stellung vermeinten, die katholische Kirche in Elsaß-Lothringen vernichten oder doch ihren segenbringenden Einfluß zu Gunsten des Protestantismus beeinträchtigen zu können. Diesem obstruktiven Unternehmen sollte namentlich das höhere Schulwesen dienstbar gemacht werden. Dies wurde das weite Tummelfeld, auf dem ein wüster Katholikenhaß sein Unwesen trieb — nicht zum Segen des deutschen Vaterlandes. Leiter des Schulwesens war der aus reinprotestantischem Lande berufene Schulrat, später Ministerialrat Dr. Baumeister, der für katholisches Wesen kein Verständnis zeigte. Ihm wurde ohne Widerspruch die Aeußerung nachgesagt, er wolle durch seine Gestaltung des Schulwesens der katholischen Kirche in Elsaß-Lothringen die Lebensadern unterbinden. Und ein anderer protestantischer Schulmann rief unter Hinblick auf das Ueberfluten des preußischen Kulturkampfes nach dem Reichslande vergnügt die Worte

aus: „Es ist jetzt eine Lust zu leben." Es wurden mehr protestantische als katholische Lehrer berufen, protestantische Lese- und Geschichtsbücher eingeführt, die bischöflichen kleinen Seminarien in Straßburg, Zillisheim und Finstingen geschlossen. Zum Schaden der Germanisation konnte ein großer Teil der katholischen Eltern ihre Kinder einer konfessionell so mißgestalteten Schule nicht anvertrauen; überall zeigte sich eine starke Mißstimmung der Katholiken, während bezüglich der Schule die Protestanten im allgemeinen zufrieden waren.

Aber auf dem rein politischen und materiellen Gebiete zeigte sich auch bei den Protestanten ebenso wie bei den Katholiken große Unzufriedenheit. Diejenigen Elsaß-Lothringer, die als Nichtprotestler in loyaler Weise die Bestimmungen des Frankfurter Friedens, also die Einverleibung der Reichslande in Deutschland, anerkannten, strebten mit wenigen Ausnahmen die Autonomie Elsaß-Lothringens an, da sie nicht in Preußen aufgehen wollten; es bildete sich die Autonomistenpartei, die bis in die Aera Manteuffel eine nachhaltige Rolle in der elsaß-lothringischen Politik spielte, dann aber allmählich zerfiel. Diese fand offene oder stillschweigende Unterstützung an den meisten kleinen Staaten, die mit Eifersucht gegen Preußen befürchteten, Elsaß-Lothringen möchte eine preußische Provinz und dadurch Preußens Uebergewicht auch in Süddeutschland noch größer und für die dortigen Sonderrechte gefährlicher werden. So reifte nun allmählich der Gedanke, Elsaß-Lothringen eine größere Selbständigkeit zu geben. Am 1. Oktober 1879 trat das neue Verfassungsgesetz in Kraft, durch das einem Statthalter als persönlichem Vertreter des Kaisers eine Reihe landesherrlicher, dem Kaiser allein zustehender Rechte und die bis dahin dem deutschen Reichskanzler für Elsaß-Lothringen überwiesenen Befugnisse übertragen wurden. Gleichzeitig wurde die Zahl der Mitglieder des schon seit wenigen Jahren bestehenden Landesausschusses von 30 auf 58 erhöht, aber ein

so schlechtes, die Mitwirkung des Volkes fast gänzlich aufhebendes Wahlgesetz erlassen, daß man nicht ohne eine gewisse Berechtigung die elsaß-lothringische Volksvertretung als ein „Rentnerparlament“ zu bezeichnen pflegt.

Es war ein glücklicher Griff Kaiser Wilhelms I., der es überhaupt verstand, für seine Ideen meist die tüchtigsten Männer zu wählen, den greisen Feldmarschall Manteuffel mit der verantwortungsvollen Stelle des (ersten) Statthalters Elsaß-Lothringens zu betrauen, ein Vertrauen, das der Statthalter voll und ganz gerechtfertigt hat. In einem Alter, wo andere sich der Ruhe hingeben, griff Manteuffel — er war bereits 70 Jahre alt — die hohe Aufgabe, die ihm der schönste Vertrauensbeweis seines kaiserlichen Herrn war, mit jugendlicher Begeisterung auf. Von seinem Charakter entwirft die Verfasserin in wenigen kurzen Strichen ein anschauliches Bild, das gewissermaßen eine Verteidigung seines Wesens gegen seine späteren so zahlreichen Kritiker und Nörgler ist; persönliche Feinde hatte der edle Mann nicht. Er war in der Politik ein self-made man.

„Manteuffel griff die Dinge ganz eigenartig, jedenfalls frei von jeder schematischen oder hergebrachten Art an. Seine reiche Persönlichkeit, die ebenso viel hatte vom Wesen eines frischen, energisch handelnden Kriegsmannes, wie vom wägenden Diplomaten, ebenso viel vom Philosophen, der aus den Ereignissen des Lebens sein klares Fazit zieht, wie vom Mystiker, der glaubt, aus den Instinkten seines eigenartig bewegten Gefühlslebens sich die Gesetze für sein Handeln nehmen zu müssen, sprach sich sehr interessant in seinem gesamten Wirken aus. Seine Lieblingsgestalt in Geschichte und Dichtung war Wallenstein, und der Stern- und Schicksalsglaube des Friedländers erschien ihm durchaus nicht befremdend oder unverständlich“ (S. 34). . . . „Manteuffels Gestalt hat etwas Ueberragendes, Bedeutendes. In dem sinnenden, milden und doch feurig-durchdringenden Blick seines Auges lag viel von jener stillen und geduldigen Weisheit des Lebens, die, weil sie alles erkennt und versteht, auch milde urteilt und verzeiht“ (S. 182).

Vor allem war der erste Statthalter eine tief religiöse Natur, gewissermaßen Pietist; er „gehörte der streng-orthodoxen Richtung des evangelischen Kirchenglaubens an. Und wie er sein Eigenpersönlichstes in die Behandlung jeder politischen, religiösen oder sozialen Frage hineintrug, so nahm er auch mit seinem bestimmt geprägten religiösen Ich Stellung in Kirchen- und Schulfragen des Reichslandes und legte dementsprechend seine persönlichen Anschauungen unwillkürlich seinen Amtshandlungen zu Grunde" (S. 99). Ein wahrhaft religiöser Mann hat aber Achtung auch vor der religiösen Ueberzeugung anderer, selbst wenn sie von der seinigen wesentlich abweicht. So verstand es Manteuffel, auch dem religiösen Empfinden der elsaß-lothringischen Katholiken nachzufühlen und strebte mit Eifer darnach, ihren Wünschen möglichst gerecht zu werden. Wenn dies ihm nur zum Teil gelungen ist, so ist daran nicht der Mangel guten Willens auf seiner Seite schuld, sondern die starke Macht der Verhältnisse, die auch sein fester Wille in so kurzer Zeit nicht beseitigen konnte. Sein Verhalten in konfessionellen Dingen hob sich somit sehr vorteilhaft gegen die vorausgegangene Zeit ab und erwarb ihm rasch die Sympathien der zu vier Fünftel katholischen, hinsichtlich der Behandlung ihrer religiösen Bedürfnisse nicht verwöhnten Bevölkerung. Ein freundschaftliches, teilweise intimes Verhältnis bildete sich bald zwischen ihm und den beiden ebenfalls greisen Bischöfen des Landes, namentlich dem Bischof von Metz, Dupont des Loges. Selbst die Nichtannahme eines auf Betreiben Manteuffels letzterem vom Kaiser verliehenen hohen Ordens im Dezember 1882, die in der deutschen und französischen Presse großes Aufsehen erregte und manch hämische und spöttische Bemerkungen dem Marschall eintrug, vermochte keine Trübung dieses Freundschaftsbundes hervorzurufen (S. 115 ff.). Den Metzer Oberhirten fragte er oft mündlich und schriftlich um Rat, wie aus einer

großen, von der Verfasserin mitgeteilten Zahl von Briefen beider Männer hervorgeht.

Zuerst wurden einige kleinere, aber doch wichtige und die Germanisation im edlen Sinne des Wortes fördernde Zugeständnisse auf dem Gebiete der Schule gemacht, so z. B. die Wiedereröffnung des kleinen Seminars (jetzt bischöflichen Gymnasiums) in Zillisheim im April 1880; in Straßburg wurde im April 1883 die Gründung des bischöflichen Gymnasiums gestattet; das mittlere Schulwesen (Lehrerseminare, Präparandenschulen u. s. w.) wurde wieder konfessionell. Aber die Ausführung der dahin zielenden Bestimmungen fiel, wohl ohne Zutun des Statthalters, zu Ungunsten der Katholiken aus, indem die mittleren Schulen Straßburgs alle (Lehrerseminar, Lehrerinnenseminar, Präparandenschule) protestantisch sind, während die katholischen Anstalten dieser Gattung in der Provinz untergebracht wurden. An die höheren Schulen (Gymnasien und Realschulen) wurden, um auch hier einigermaßen den Katholiken gerecht zu werden, mehr katholische Lehrer als vorher berufen, während die Universität dem Einwirken des Statthalters entzogen blieb und ihren fast ausschließlich protestantischen und jüdischen Charakter sich wahrte.

Auch suchte Manteuffel dadurch, daß er persönlich mit der Bevölkerung in Verbindung trat, als besorgter Vater die Bedürfnisse des Landes und die Stimmung der Einwohner kennen zu lernen. Dies Ziel erreichte er durch zahlreiche Reisen in alle Teile des Landes, sowie durch seine chevalereske Gepflogenheit, in Betätigung edler Gastlichkeit fast jeden Abend Gesellschaft zu geben und dazu auch hervorragende Einheimische einzuladen. Dies war aber nicht nach dem Sinne eines großen Teiles der Beamtenschaft, namentlich nicht nach dem Sinne und Wunsche seines ersten Staatssekretärs Herzog, einer eigensinnigen, nach Selbständigkeit strebenden und in preußischen Kulturkampfsideen lebenden Bureaukratennatur, welcher der Statthalter selbst

den Grundsatz vorwarf: „Le roi règne, mais il ne gouverne pas.“ Es waren zwei disharmonierende, für ein ruhiges und erfolgreiches Zusammenwirken nicht geeignete Charaktere: „Manteuffel, die energische, tatfreudige Soldatennatur, ein Staatsmann, dessen Verwaltungskenntnisse empirischen Wesens waren und dessen Taten und Entschlüsse mehr dem impulsiv lebendigen Gefühl, als der besonnen erwägenden Verständigkeit entsprangen; und daneben (der Staatssekretär) Herzog, der kühle, gemessene Bureaukrat, der korrekte Theoretiker, der Denker am grünen Tisch! Und der einzige, ihrem geistigen Wesen gemeinsame Zug, der autokratische, mußte diese so verschiedenen Männer nur noch mehr von einander entfernen“ (S. 63). Einer mußte weichen; Herzog erhielt am 9. Juli 1880 seinen Abschied und wurde ersetzt durch Herrn Hoffmann, „einen Mann von einer milden Schmiegsamkeit und einem willigen Anerkennen der Vorherrschaftsstellung des Statthalters“. Auch die Stellung des Leiters des höheren Schulwesens, des Ministerialrats Baumeister, geriet ins Wanken, so daß er im Frühjahr 1882 seinen Abschied erhielt und durch ein Kollegium, den Oberschulrat für Elsaß-Lothringen, ersetzt wurde.

Das maßvolle, zielbewußte, mit Energie und Milde gepaarte Vorgehen des Statthalters rief aber Opposition von zwei entgegengesetzten Seiten hervor. Einmal fürchteten die damals noch sehr zahlreichen Protestler, die noch immer einen baldigen Rückfall Elsaß-Lothringens an Frankreich erhofften, eine Verminderung ihres Einflusses bei der im allgemeinen verständigen Bevölkerung, die sich infolge der Maßnahmen des Statthalters allmählich mit der Einverleibung in das Deutsche Reich auszusöhnen begann; sie taten alles, was in ihren Kräften stand, den versöhnenden, werbenden und gewinnenden Einfluß des klugen Statthalters zu vernichten. Noch mehr Widerstand leistete das altdeutsche Beamtentum, das unter v. Möllers Bureaukratismus einer großen Selbstherrlichkeit sich erfreut hatte und bei dem

beständigen latenten Gegensatz zwischen Einheimischen und Eingewanderten sich wohl befand. Diese Herren glaubten, der Statthalter müsse nach Art orientalischer Herrscher so hoch über der ganzen Verwaltungsmaschine stehen, daß er niemals persönlich bei bureaukratischen Maßnahmen eingreife. Namentlich sahen sie es mit innerem Ingrimm, daß der Statthalter persönlich mit den Alteingesessenen in Fühlung trat; sie meinten, er dürfe sein Urteil sich nur nach den Berichten der untergeordneten Organe, niemals nach seinen eigenen Beobachtungen und Erkundigungen bilden. Beide Oppositionsgattungen fanden einen gemeinsamen Boden, ihrem Widerspruchsgeiste Luft zu verschaffen, nämlich bei den Reichstagswahlen der Jahre 1881 und 1884. Auf einen im Sinne der Germanisation günstigen Ausfall derselben hatte der Statthalter allzusehr seinen Trumpf gesetzt, um durch sie auch eine äußere Rechtfertigung seiner versöhnlichen Regierungspolitik zu erhalten. Aber die Wählermassen bilden eine inkommensurable Größe, auf die man nicht bauen kann. Dies sollte auch Manteuffel erleben. Beide Wahlen fielen im ganzen Lande im Sinne der Protestler aus. Es ist schon oft betont worden, daß hieran nicht blos die alteingesessene Bevölkerung, sondern auch das unzufriedene Beamtentum Schuld war. Der Schreiber dieser Zeilen war selbst Zeuge, wie in einer größeren Gesellschaft von Beamten die Parole ausgegeben wurde, nur protestlerisch zu wählen, damit der Statthalter durch den in Altdeutschland Aufsehen erregenden ungünstigen Ausfall der Wahlen in der Durchführung seiner Versöhnungspolitik behindert werde. Diese Anwendung des Grundsatzes: „Der Zweck heiligt die Mittel" trug ihre Früchte und bereitete dem edlen Manne in der Tat viele Schwierigkeiten.

Der Widerspruch der Beamten wußte sich aber auch noch in anderer Weise öffentlich zu äußern. Kurz nach der erwähnten Verabschiedung Herzogs, im September und Oktober desselben Jahres 1880, wehte ein scharfer Wind

gegen den Statthalter in den tonangebenden Zeitungen Deutschlands. Altdeutsche Blätter, vor allem die Bannerträger im Kulturkampf. „Kölnische Zeitung" und „Weserzeitung", griffen mit maßloser Schärfe und Unsachlichkeit die Regierungs- und Verwaltungspolitik Manteuffels an und prägten das auf Verleumdung hinzielende Wort „Notabelnwirtschaft des Statthalters". Aber nichts ist ungerechter als der durch dieses Wort dem Statthalter gemachte Vorwurf. Dieser paßt viel eher auf die Zeit nach seinem Tode. Denn da erst, nicht unter Manteuffel, wurden in die höhere Verwaltung „Notabeln" vom Geburts- und Geldadel (vgl. die Unterstaatssekretäre Zorn von Bulach und Petri, Gestütsdirektor Baron Charpentier) eingeschoben oder wurden mit Ueberspringen von Zwischenämtern außergewöhnlich schnell zu den höchsten Beamtenstellen befördert, z. B. die Bezirkspräsidenten Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst und Graf Zeppelin (und im kirchlichen Bereiche der Weihbischof und Generalvikar Zorn von Bulach, für den eigens eine dritte, besonders besoldete Generalvikariatsstelle geschaffen wurde). Solche außerordentliche Beförderungen von „Notabeln", durch die gewissenhafte, im Dienste bewährte und ergraute Beamte ihre berechtigten Hoffnungen auf Beförderung und besser Besoldung getäuscht sahen, sind aus der Zeit Manteuffels unbekannt; bei seinem feinen Gefühl für Gerechtigkeit wären sie unmöglich gewesen. Jegliche Art von Nepotismus war ihm verhaßt.

Gegen die boshaften Angriffe erstanden natürlich dem Statthalter auch begeisterte Verteidiger, namentlich in dem stets schlagfertigen, federgewandten Chefredakteur der „Elsaß-lothringischen Zeitung", Herrn Jacobi. Am besten aber verteidigte der Statthalter sich selbst in einer seiner vielen von idealem Schwunge getragenen Reden, die sogar in der ausländischen Presse beachtet wurden, indem man sie für „klassisch und hochbedeutend" erklärte und an ihnen namentlich die knappe, klare Prägung der Gedanken und die wohltuende Wärme bewunderte. Bei einem am 6. Dezember 1880 zu

Ehren des Landesausschusses gegebenen Diner sagte er unter anderem (S. 73):

„Die Blätter beschuldigen mich, daß ich die unter mir dienenden Beamten nicht vertrete. Dreist werfe ich hier eine mehr als fünfzigjährige Vergangenheit in die Wagschale. Handlungen blind vertreten aus dem Grunde, weil es Handlungen von Beamten sind, das will das deutsche Beamtentum selbst nicht, und das steht auch nicht in meinem Dienstkatechismus. — Die Blätter klagen ferner, daß ich vollständig unter dem Einfluß der hochwürdigsten Bischöfe von Straßburg und Metz stände. Beide Herren Bischöfe sind mit noch höherem Alter gesegnet, als ich es bin. Daß ich gegen diese höflich, zuvorkommend, rücksichtsvoll verfahre, beruht in meiner Erziehung; daß ich die Stellung und Gerechtsame der Kirche anerkenne, beruht in den Landesgesetzen und in meiner Ueberzeugung. Daß ich aber, wenn Anforderungen der Kirche über das Gesetz hinausgehen und mit den Rechten des Staates in Kollision geraten sollten, die Rechte des Staates aufrecht halte, beruht auf meinem Eide und somit auf meiner Pflicht gegen Gott".

Bei diesem Kampfe gegen den Statthalter erregte Verwunderung und vielfach auch Mißbilligung die auffällige Tatsache, daß ein altelsässisches Mitglied des Landesausschusses, der katholische Baron Hugo Zorn von Bulach, die Partei der unzufriedenen Beamten ergriff. Dieser damals noch recht jugendliche Mann, dem es mit seiner erwarteten Beförderung in eine höhere Beamtenstellung bei dem charakterisierten Gerechtigkeitssinne Manteuffels wohl zu langsam ging, verurteilte in einer Sitzung des Landesausschusses am 13. Dezember 1883 in scharfer, ja verletzender Weise des Statthalters Verwaltungspolitik, indem er dem bureaukratischen System v. Möllers größere Erfolge und größere Fortschritte in der Entwicklung des Landes zusprach (!!) und Manteuffel zum Vorwurf machte, daß deutsche Beamte mit seiner Verwaltung oder, wie der Abgeordnete es zu benennen beliebte, mit seinem „régiment personnel" nicht zufrieden seien (S. 143 ff). „Das ganze Bild der (von Bulach ge-

schilderten) Lage war in stark ins Düstere übertriebenen Linien gesehen". Diese Rede des „temperamentvollen Politikers", die das „Maßvolle vermissen ließ" und „scharfpersönliche Noten" gegen den Statthalter enthielt, bewirkte namentlich bei den Katholiken peinliches Aufsehen, stieß im Hause selbst auf heftigen Widerspruch und hatte sogar eine wichtige Aktion des Statthalters im Gefolge, die nach Berlin an den Kaiser gerichtet war. „Manteuffel fragte nämlich bei Wilhelm I. an, ob er einen Bericht über diese Angelegenheit befehle", erhielt aber eine verneinende Antwort zugleich mit einem neuen Vertrauensbeweis. Damit begnügte sich aber der Statthalter nicht. Da die Bulach'sche Kritik, die „nicht in den Grenzen der Gerechtigkeit und sachlich maßvollen Erwägung geblieben war", sich als die Sprecherin eines großen Teiles der reichsländischen Bevölkerung aufgespielt hatte, so sah er sich zu einer Verteidigung der großen Oeffentlichkeit gegenüber gezwungen und „suchte hiefür einen Raum mit möglichst weithin hallender Akustik", indem er die Form eines nachher in der Presse veröffentlichten Interviews wählte, dessen „Antworten von Manteuffel herrühren". Die dem Statthalter Genugtuung verschaffende Antwort des Landesausschusses blieb nicht aus, indem der Abgeordnete Mieg Köchlin, Bürgermeister der Industriestadt Mülhausen, bald nachher in einer Sitzung erklärte: „Die Angriffe gegen den Statthalter seien nur als die persönliche Meinung des Herrn von Bulach anzusehen und nicht als die Ansicht des Landesausschusses. Das Land würde dem Statthalter dankbar sein, wenn er seine Politik der Milde fortführe". Herr von Bulach ist seit Anfang der 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts Unterstaatssekretär für Landwirtschaft, eine Stelle, die, nachdem sie früher einmal bestanden hatte, unter dem zweiten Statthalter neuerdings geschaffen wurde.

Derartige, wenn man näher zuschaut, grundlose Angriffe vermochten nicht das Vertrauen des Kaisers und der reichsländischen Bevölkerung in die das wahre Wohl des

Landes fördernde, vom Geiste der Milde und Versöhnlichkeit getragene Regierungstätigkeit Manteuffels zu erschüttern. Diese tröstliche Beobachtung war für ihn ein Ansporn, immer mehr und intensiver, wenn auch bedächtiger und ruhiger seine Kräfte in den Dienst des Landes zu stellen.

In der ersten Zeit seiner Statthalterschaft sah man ihn gewöhnlich aufrecht mit elastischen Schritten und frohen Mutes über den Broglie- und andere Plätze der Stadt schreiten. Doch allmählich beugte sich auch bei ihm die Gestalt, der sonst blitzende Blick seines Auges war nicht mehr so zuversichtlich, eine Folge nicht nur des zunehmenden Alters, sondern weit mehr der vielen bitteren Enttäuschungen, die seinem uneigennützigen, edlen Streben durch hinterlistige Preßangriffe und den Widerstand eines Teiles der ihm unterstellten Beamtenschaft bereitet wurden. Er fühlte sich unwohl und begab sich zur Wiederherstellung seiner Kräfte nach seinem Lieblingserholungsort Karlsbad. Hier ereilte ihn der Tod am 17. Juni 1885, indem er, um mit Bismarck zu sprechen, „in den Sihlen" starb. Mit fürstlichen Ehren wurde er auf seinem Dotationsgut zu Topper beigesetzt.

Manch Edles und Segenbringendes schuf er, das, von der Verfasserin des Buches aufgeführt, hier nicht näher besprochen werden kann, so namentlich die im allgemeinen vortreffliche Neugestaltung des höheren Schulwesens. Seine Schöpfungen existieren jetzt noch und tragen herrliche Früchte. Insbesondere ist die langsam, aber stetig und sicher fortschreitende Aussöhnung der Elsaß-Lothringer mit der Annexion sein Werk; mit staatsmännigem Blick hat er die zu diesem Ziele führenden Wege gezeigt und selbst erfolgreich beschritten.

Das ist der Eindruck, den die mehrmalige Lektüre des schönen, ansprechenden Buches in uns hervorgerufen hat; er deckt sich mit den Beobachtungen, die wir selbst während einer langjährigen, noch in die Zeit v. Möllers zurückreichenden Tätigkeit im Reichslande gewonnen haben. Das soll uns

aber nicht abhalten, einzelne Punkte zu erwähnen, wo wir mit der Verfasserin nicht übereinstimmen.

Das von Manteuffel am 20. Juni 1883 erlassene, auf den Beratungen einer von ihm eingesetzten Kommission beruhende Regulativ für die höheren Schulen beseitigte mit einem kurzen Federstrich die Realgymnasien in Elsaß-Lothringen; hierüber schrieb der Statthalter am 7. Juli 1883 an den Gemahl der Verfasserin: „Ich habe den Unterschied zwischen Realgymnasium und Realschule nicht einmal gekannt und mich nur gefreut, daß ich „Realgymnasium“ nicht las, weil ich wußte, daß unsere Kadettenanstalten nach solchen organisiert sind und ich seit 30 Jahren hiergegen gekämpft hatte. Ich bin mein Leben lang gegen solche Zwitterzustände gewesen“. Hierbei ist doch zu beachten, daß diese Schulgattung in den übrigen deutschen Staaten bestehen blieb und daß sie deshalb mit Rücksicht auf die studierenden Söhne derjenigen Familien, die aus Altdeutschland nach dem Reichsland versetzt werden, nicht so leichthin aufgegeben werden durfte; schon viele Eltern sind hiedurch in große Verlegenheit gebracht worden. Sodann wäre gerade sie am meisten geeignet gewesen, die Elsaß-Lothringer, die an den starken Betrieb der exakten Wissenschaften in Frankreich gewöhnt waren, mit dem deutschen, mehr die klassischen Sprachen betonenden Schulwesen zu befreunden. Diese Gewöhnung ist infolge des nun 20 Jahre lang dauernden Fehlens dieser Schulgattung nur ganz allmählich herbeigeführt worden und jetzt noch nicht völlig erreicht. Schon aus diesem Grunde irrt die Verfasserin mit der Behauptung (S. 125), daß „bei der einheimischen Bevölkerung nie ein besonderes Bedürfnis nach Wiedereinführung dieser Schulgattung hervorgetreten und daß infolgedessen die Realgymnasien bis heute nicht wieder ins Leben getreten seien“. Ueber die Frage, ob diese Schulart für das Reichsland Bedürfnis ist, lese man, abgesehen von dem bereits Gesagten, Zöllners Schrift: „Die neuesten Schulreformbestrebungen

und das neue Regulativ für die höheren Schulen in Elsaß-Lothringen" (Colmar 1883) und die beiden Abhandlungen Theobald *Zieglers*, der von der Verfasserin so sehr gepriesen wird: „Die Fragen der Schulreform" (1891) und „Das Realgymnasium" (1894). Auch der Berliner Philosoph Prof. Paulsen tritt für diese Gattung von Lehranstalten ein, wenn er sie die Schule der Zukunft nennt. Inzwischen ist an *acht* reichsländischen Gymnasien in aller Stille und im Widerspruch mit dem noch giltigen Regulativ das der Realschule entsprechende *Realprogymnasium* wieder erstanden, indem Schüler der Unter- und Obertertia und der Untersekunda vom Griechischen entbunden sind und statt dessen Unterricht in der englischen Sprache und in der Chemie bezw. Rechnen erhalten; diesen darf das Einjährig-Freiwilligen-Zeugnis ausgestellt werden. Es ist das freilich jene Zwittergestalt des Realgymnasiums, die von besonnenen Schulmännern schon oft und mit Recht getadelt worden ist, weil dabei die Schüler des Gymnasiums und Realgymnasiums in den übrigen Fächern vereinigt sind und beide Arten unter derselben Direktion stehen, woraus für beide offenkundige Nachteile erwachsen.

Die Verfasserin behauptet (S. 12 und sonst), daß die Ernennung des Straßburger Domherrn und Münsterpfarrers *Korum* zum Bischof von Trier im Jahre 1880 auf Manteuffels Empfehlung in Berlin zurückzuführen sei. Damit stellt sie sich in die Reihe jener, die diese Frage etwas abseits von dem historischen Verlauf der Dinge behandeln und bei diesem angeblichen Faktum die Hauptrolle der Freiin *Isabella*, Manteuffels Tochter, zuweisen. Wir wissen aus durchaus zuverlässiger Quelle, daß das Märchen unwahr ist. Die Verfasserin selbst erklärt (S. 89), daß der Statthalter zweimal die von Rom aus in Vorschlag gebrachte Ernennung des ihm ungeeignet erscheinenden Herrn Korum zum Koadjutor in Straßburg und dann in Metz cum iure succedendi verhindert habe. Da aber Herr

Korum in Rom persona gratissima und für einen deutschen Bischofsstuhl ausersehen war, so wurde, als man mit der Besetzung des lange verwaisten Bischofsstuhles in Trier einen der ersten Schritte zur Beilegung des Kulturkampfes seitens Preußen tat, Korum von Rom aus der preußischen Regierung für Trier präsentiert. Manteuffel, bei dem dieserhalb angefragt wurde, hat Korums Beförderung weder befürwortet noch verhindert, verhielt sich vielmehr aus mancherlei Gründen in dieser Frage neutral. Von Bismarck aber wurde Roms Kandidat sofort angenommen, um dadurch einen ihm unbequemen preußischen Priester, der sich im Kulturkampfe hohe Verdienste um die Kirche erworben hatte und daher schon lange eines Bischofsstuhles würdig erschien, auf die Seite zu drücken. M. W.

LX.

Drei Dramen Sudermanns.

Johannes. Die Ehre. Sodoms Ende.

(Schluß.)

Das erste Stück, mit dem unser Dichter zugleich einen außerordentlichen Erfolg errang, war „Die Ehre". Das ungewöhnliche Talent, einen beliebigen Stoff mit dem glänzendsten Effekt auszustatten, packend und wahr zu schildern und die Szenen mit technischer, französischen Mustern abgelernter Meisterschaft auseinander zu entwickeln und aneinander zu schließen, von weither schon seine Absichten vorzubereiten, alle diese Vorzüge, die reifer und maßvoller in „Johannes", dem späteren Schauspiel, auftreten, begegnen uns schon in diesem Drama in vollster

Entwicklung; gleich der erste Akt: die Familie Heinecke, ist als Schilderung eine ganz köstliche Leistung. Sudermann ist hier außerdem nicht so zweideutig wie in „Johannes“; seine Lebensanschauungen treten klarer hervor. Bei „Johannes“ konnten die Anhänger der „modernen“ Moral dem Dichter allenfalls sagen: nun ja, wir verstehen uns doch, — und die Anhänger der alten Moral waren entweder von Anfang an zufriedengestellt, oder wenn sie zweifelten — dann konnten sie zu ihrem Troste „das Beste annehmen“. Mag man darüber denken wie man will, so etwas ist jedenfalls hier nicht möglich. Freilich, ein Dramatiker hat es immer leicht, seine persönliche Meinung im einzelnen zu verschleiern — auf Rede folgt ja immer Gegenrede —; trotzdem, wo er aus voller Seele schreibt und keine Nebenabsichten ihn verwirren, zeigt er uns doch im ganzen und oft auch ebenso klar im einzelnen, wie das Rüstzeug seines Geistes beschaffen ist und mit was für einer Firma er gestempelt ist.

Also im vorliegenden Vierakter will uns Sudermann begreiflich machen, was die Ehre ist oder was sie nicht ist. Wenn somit der Vorhang fällt, haben wir erstens einen vergnügten Abend hinter uns, und zweitens nehmen wir eine weise Lehre mit nach Hause. Das erstere ganz gewiß, denn Sudermann ist immer wahr, immer spannend, immer interessant. Aber mit dem zweiten ist es nichts, wir erleiden eine arge Enttäuschung und bleiben so „klug als wie zuvor“.

Robert Heinecke, der junge Vertreter des Kommerzienrates Mühlingks, ist nach langer Abwesenheit soeben aus Ostindien nach Hause gekommen. Er ist ein gutes Herz, ein braver Sohn, der innig an Vater, Mutter und Geschwistern hängt. Während aber seine Familie in ihrem Wesen die gleiche geblieben ist, hat er sich selbst in den verflossenen neun Jahren gänzlich in seinen Anschauungen und allen seinen Lebensbegriffen geändert, und zwar ohne es selbst gewahr zu werden. Jetzt, wo er voller Sehnsucht

und Liebe seine Heimat umfassen will, kommt es ihm aber mit doppeltem Schmerze zum Bewußtsein, daß er ihr fremd geworden und sie ihm. Das ist ein menschlich interessanter und in sich dankbarer Stoff. Es ist der Ehrenpunkt nun, der dazu berufen ist, ihm allmählich die Augen darüber zu öffnen, welch eine Kluft zwischen ihm und seinen Angehörigen gähnt. Freilich für unüberbrückbar hält er sie vorerst nicht. Im Gegenteil, mit der Verzweiflung eines um seine höchsten Güter kämpfenden Menschen ringt er um das, was er seine und seiner Familie Ehre nennt, solange als nur noch eine Faser sein Herz mit den Seinigen verbindet. Erst als das letzte Band, die Liebe zu seiner Schwester Alma, zerreißt, ist er frei und sieht ein, daß es „unmöglich ist, zu leimen, was Zeit und Schicksal zerbrochen".

Der erste Akt schildert uns seine Aufnahme in die Familie und seinen Verkehr mit ihr. Freudestrahlend eilt er in die Arme seiner Eltern. Aber der Jubel sollte nicht langlebig werden. Eine Meinungsverschiedenheit über den Ehrenpunkt hat er bald mit seiner Mutter: „Mutter, ihr sollt doch keine Geschenke annehmen von dem Lakai der Mühlingks!" „Wir sind arme Leute, mein Kind; wir müssen froh sein, wenn wir was kriegen. Das wäre ja Hochmut und Verschwendung." Seine weiteren guten Lehren über Ehrgefühl werden kühl abgewiesen: „Du scheinst hier wohl alles von oberst zu unterst kehren zu wollen?" Bleiern fällt ihm das aufs Gemüt. Er versteht es nicht, wie die Seinigen eine solche Niedrigkeit der Gesinnungen an den Tag legen können, es zerwühlt seine Seele, daß er von denen, die er liebt, noch als Störenfried betrachtet wird. „Ich glaubte zur Heimat zurückzukehren und stehe einer fremden Welt gegenüber, in der ich kaum zu atmen wage". So lautet der schwere Seufzer, der sich seiner Brust entringt. Im weiteren Verlaufe des Gespräches fängt aber dazu noch ein fürchterlicher Verdacht an in seiner Seele aufzusteigen: Alma, seine Lieblingsschwester, sei von Kurt, dem Sohne des Kommer-

zienrates, verführt worden! Er sucht den Gedanken niederzukämpfen, aber er schlägt dennoch tiefer und tiefer seine Wurzeln. Der erste Akt ist ein drastisch und sicher entworfenes Sittenbild; für das Spiel ist diese Exposition so klar wie ein Schlachtplan.

Der Familie Heinecke steht als Kontrast die Familie der Mühlingks gegenüber, die vornehme Familie des Vorderhauses. Bevor wir aber ihr unsere Aufmerksamkeit zuwenden, müssen wir noch die allegorische Person betrachten, die zwischen beiden vermittelt.

Allegorische Person? und dazu in einem so derb realistischen Drama? Nein, nicht ganz allegorisch, das ist wahr, das ist der Graf Trast-Saarberg, der Kaffeekönig, nicht, aber er streift die Allegorie doch, wenigstens mit dem Aermel, wie er selbst sagen würde. Er ist nämlich die Personifikation des praktischen, ganz nüchternen Menschenverstandes, des reinsten Opportunismus. Er spielt die Rolle des Chors der alten Tragödien, er ist schlechthin „derjenige, welcher" alles weiß und zu ordnen versteht, das Sprachrohr Sudermanns. Stößt sein Freund Robert irgendwo auf eine moralische Sandbank, der Kaffeekönig macht ihn wieder flott, und drohen die anderen Figuren in ihrer Beschränktheit das Spiel wiederum zu verknäueln, dieser Aristoteles lotst den Kahn schon auf die rechte Fährte zur Seligkeit. Ohne Trast ginge es gar nicht, Sudermann hat ihm viel zu danken. Ohne ihn würde das Thema von der Ehre gar nicht ordentlich durchberaten werden können, — und das alles, trotzdem er eine zufällige Figur und in die eigentliche Handlung gar nicht verwickelt ist. Es geht darum auch keinerlei dramatische Aenderung mit ihm vor, er bleibt derselbe am Schlusse wie am Anfang. Das ist ein großer Fehler des Stückes, daß die Ehrenfrage nicht allein aus dem Konflikte heraus ihre Lösung findet, sondern dieselbe durch Hülfe eines philosophierenden Strohmannes „herausraisoniert" werden muß.

Weß Geisteskind dieser König von „Kaffeesackes Gnaden“ ist, zeigt er uns gleich anfangs. „Mein Herz schlägt stets in dem Takte, welchen die Sitte des Landes verlangt, dessen Gastfreundschaft ich genieße. . . . Im Orient halte ich mir einen Harem, in Italien steige ich bei Mondschein über Gartenmauern, in Frankreich bezahle ich die Schneiderrechnung, und — Gott! — in Deutschland reise ich den Rückweg zur Tugend. — Ganz folgerichtig. Im Orient liebt man mit den Sinnen, in Italien mit der Fantasie, in Frankreich mit dem Geldbeutel, in Deutschland mit dem Gewissen. (?) . . .“ In der Tat, opportuner kann man sein Leben gar nicht gestalten. Sein eigentlicher Gott und Schutzpatron ist nämlich „das Götzenbild Ganesas, der, wie du weißt auf einer Ratte reitet, der Gott des Erfolges“. Ein passenderes Bild konnte Sudermann für seinen Klienten gar nicht finden. Aber nicht blos für ihn. Armut ist die größte Plage, Reichtum ist das höchste Glück. Alle Figuren des Stückes läßt Sudermann auf der „Ratte“ reiten, vielleicht mit Ausnahme Roberts und Lenorens, der Tochter Mühlingks. Sowohl die Heineckes wie die Mühlingks haben keinen andern Gott vor ihrem Gewissen als — Ganesa. Kein einziger von der ganzen Gesellschaft verrät auch nur eine Ahnung von einer höheren sittlichen Weltordnung, von der Beurteilung der menschlichen Handlungen vom Standpunkte einer höheren Norm, sondern sie kennen bloß rein äußerliche, alltägliche Gesichtspunkte. Wie sollte es aber übrigens möglich sein, mit einer solchen Truppe den Ehrbegriff zu erläutern? Falls es Sudermann belieben sollte, einen wahren Ehrbegriff aufzustellen, worauf in aller Welt sollte der basieren, worauf sich stützen, da keine sittliche Grundlage dafür vorhanden?

Eine gute Bemerkung, die Graf Trast am Ende des ersten Aktes seinem Freunde Robert zur Erwägung gibt, müssen wir noch verzeichnen. Er sagt: „Laß den Deinen ihre Weltauffassung, du wirst sie nicht mehr ändern. Im Uebrigen,

pack deine Koffer! Die Sache liegt so einfach wie möglich — für uns, die wir das Kastenwesen an der Quelle studiert haben. Dieselben Kasten gibts auch hier . . . was sie aber hier unüberbrückbar trennt, das sind die Klüfte des Empfindens. Jede Kaste hat ihre eigene Ehre, ihre eigenen Ideale. . . .“ Das, was hier Kaste genannt wird, ist nichts anderes, als was wir im gewöhnlichen Leben „Stand“ nennen. Die gesonderten Berufe eines jeden Standes bedingen auch verschiedene Gewohnheiten, Eigentümlichkeiten und zwar mit Naturnotwendigkeit. Durch äußere Willkür gesellen sich aber der notwendigen Eigenart auch andere Eigentümlichkeiten hinzu, die nur von der menschlichen Laune herrühren und sowohl Sachen wie Begriffe betreffen können, die Allgemeingut sind. Ein solches allgemeines Gut wäre auch die Ehre, aber es gibt Kasten, welche sie ganz für sich beschlagnahmen, also einen wirklich sozialen Raub begehen. Darin liegt das Unrecht, welches noch obendrein dazu beiträgt, die Klüfte unüberbrückbarer zu machen. Denn dies Unrecht wird aufgenommen in das „hohe Standesbewußtsein“ und gehört dazu ebensogut, wie die niedrigen Lebensbegriffe zu dem Kastenbewußtsein der Heineckes gehören. Das ist richtig, daß diese Tatsachen bestehen. Richtig ist auch, daß es Robert nie gelingen wird, die Weltauffassung der Seinen zu ändern, nur ist in beiden Fällen das eine wie das andere eine Abkehr von der christlichen Moral.

Die Familie Mühlingk ist gerade in dieser Lage. Wie bei den Heineckes die Armut und die drückende Sorge um das tägliche Brot jede höhere Anschauung erstickt, so hat im Vorderhause nur das Geld Bedeutung. Wer Geld hat, hat Einfluß, der bedeutet was, der ist ein Mann von Ehre, den man respektieren muß. Kurt, ihr hoffnungsvoller Sprößling, ist so ein Ehrenmann, und dazu ein Lebemann, — das geht ja ganz gut zusammen. Ueber die Eltern macht er sich heimlich lustig; die Verführung des armen Mädchens aus dem Hinterhause, die Vernichtung des ehrlichen Namens

eines anderen — was ficht ihn das an, er darf sich das erlauben. Wie man sieht, ist das Vorderhaus durchaus nicht als Kontrast zu dem Hinterhause gehalten; äußerlich ist wohl ein Unterschied zwischen diesen Menschen, innerlich eigentlich nicht, sittliche Grundsätze gibts hier so wenig wie dort.

In den Freunden Kurts endlich, Reserveleutnant Lothar Brandt und Hugo Stengel, wird der Leutnants-Ehrenkodex scharf karrikiert; die einzelnen Blätter desselben werden von der Dialektik des welterfahrenen, reifen Trast mit grimmigem Spotte in tausend Fetzen gerissen. Nur sind leider die Schlüsse Trasts hin und wieder ebenso wurmstichig, wie die seiner Gegner. In einem ihrer Redescharmützel dieses zweiten Aktes erklärt er kurz: „Es gibt gar keine Ehre. Das, was wir gemeinhin Ehre nennen, ist wohl nichts als der Schatten, den wir werfen, wenn die Sonne der öffentlichen Achtung uns bescheint. ... Nun liegt es außerdem im Wesen der sogenannten Ehre, daß sie nur von Wenigen, einem Häuflein Halbgötter, besessen werden darf, denn sie ist ein Luxusgefühl, das in demselben Maße an Wert verliert, in dem der Pöbel wagt, es sich anzueignen". Am Anfange des vierten Aktes unterscheidet Trast ganz richtig zwischen einer inneren und äußeren Ehre. Die innere Ehre — „das, was du Robert, deine Ehre nennst, dieses Gemisch aus — Scham, aus — Taktgefühl, aus — Rechtlichkeit und Stolz, das, was du dir durch ein Leben voll guter Gesittung und Pflichttreue anerzogen hast, kann dir durch eine Bubentat ebensowenig genommen werden, wie etwa deine Herzensgüte oder deine Urteilskraft. . . . Mit jener Sorte von Ehre, die schon der lässig geworfene Handschuh irgend eines fashionablen Rowdys zu zerschmettern vermag, hast du nichts gemein". Gewiß, diese Ehre mag immerhin bestehen, aber es ist nicht viel mit ihr anzufangen, er spricht weiter nicht von ihr — das ist eine unverdiente Geringschätzung derselben — aber worauf es ihm vor allem ankommt, eine

wahre äußere Ehre gibt es nicht anders, als in der Gestalt jenes Schattens, an dessen Größe und Ausdehnung wir moralisch unschuldig sind, er rührt eben her vom Wohlgefallen der Sonne der öffentlichen Achtung. Daß die „Ehre“ in der Welt tatsächlich vielfach nach diesem Schema ausgeteilt wird, ist leider nur zu wahr. Die Behauptungen Trafts wären unumstößlich, wollte er damit nur Tatsachen angeben. Aber das ist der Fehler, in seinem Munde wird die Tatsache zur „Theorie“. Und als allgemein aufgestellte Theorie ist sein Satz falsch. Nach dem Christentum hat jedermann seinen Nächsten positiv zu achten und zu ehren als seinen Mitmenschen, als Ebenbild Gottes — wenigstens insofern — und auf diese Achtung hat ein jeder ein unveräußerliches Recht, und wer sie verweigert, begeht einen Diebstahl. Das ist die göttliche Ordnung, und diese Ordnung steht über der von Sudermanns Kaffeekrämer. Daraus, daß jene Tatsachen vielfach bestehen, folgt eben noch lange nicht ihre Berechtigung.

Man hat Sudermann vorgeworfen, daß er nirgends eine wahre Ehre der falschen gegenübergestellt. Als wenn das ein bloßes Versäumnis wäre! Das zeugt von einem gänzlichen Verkennen der Absichten Sudermanns. Sudermann ist viel konsequenter als manche seiner Beurteiler. Wie ließe sich von wahrer Ehre reden, wo die wahren Normen derselben fehlen? Es gibt keine, und man kann ein „wackerer Kerl“ sein ohne sie. Nun wozu braucht man sie dann noch? und ein „wackerer Kerl“ wird man durch — die Pflicht, denn Pflicht und Ehre sind so ziemlich dieselben Dinge, wie wir am Schluß belehrt werden!

Der III. Akt ist mit derselben technischen Meisterschaft behandelt wie der erste, nur besitzt er mehr eigentliche dramatische Bewegtheit. Es kommt die Katastrophe im Hinterhaus zum Austrag. Der Realismus und die Schärfe, der die Heineckes charakterisiert sind, könnten nicht übertroffen

werden; es ist der drastischeste Ausschnitt aus dem Leben, der sich denken läßt.

Robert hat vom Sohne des Vorderhauses das Versprechen der Genugtuung erhalten. Zum Duell darf er sich nicht versteigen — „was wird sonst aus diesen hier, wenn ich falle. . . . Ich fürchte, ich darf mir den Luxus nicht gestatten, so was wie eine Ehre zu haben!" O gewiß doch; die Ehre ist eben kein Luxus, wohl aber das Duell, das mit der Ehre nichts zu tun hat. Und schließlich auch, wenn er nicht fiele, „die Kinderseele, die er mir in den Schmutz getreten hat, kann er mir nicht wiedergeben, und andere Genugtuung brauche ich nicht!" Das ist eine edle Gesinnung; wie der Dichter überhaupt sich bemüht hat, Robert mit den besten natürlichen Anlagen auszustatten. Sodann gelingt es ihm, die Eltern zu überzeugen, daß sie Alma strenge behandeln müssen. Damit soll auch gleich der Anfang gemacht werden. Sie soll jetzt schrubben, Stube kehren, Stiefel putzen, anstatt mit Kurt auszufahren oder auf den Maskenball zu gehen oder Singübung zu halten. Das setzt einen ergötzlichen kleinen Morgenspektakel ab. Darauf sucht er die Eltern zu überreden, es wäre das beste, sie gingen mit ihm nach Indien, dort könnte er sie mit seiner Hände Arbeit ernähren. (Auch das nach Wunsch.) Er zieht sich zurück mit dem Bewußtsein, auch das mit Glück in Ordnung gebracht zu haben. Aber der Umschlag tritt ein mit umgehender Schnelligkeit, und stellt unwiderruflich für ihn die ganze Heimatwelt auf den Kopf. In seiner Abwesenheit nämlich erscheint der Herr Kommerzienrat. In der Tasche hat er die „Genugtuung" bei sich. 40,000 Mark Schmerzensgeld! Alle die Heineckes schwimmen in lauter Glückseligkeit. „Nach Indien gehen wir nicht"; und Alma ist ebensoschnell das vielgeliebte Glückskind. Jetzt darf sie ausfahren, auf den Maskenball gehen, mit ihr ist jetzt alles in Ordnung. Robert, der bald zurückkommt, erfährt zu seinem unsäglichen Schrecken das Vorgefallene. Er wird kurzerhand als böser Störenfried

abgetan. Jetzt ist auch das letzte Band zerrissen, das ih mit dieser Heimat verband.

Das ist ein Schauspiel für Götter. Psychologisch i dieser Umschlag nicht allein durchaus motiviert, sondern auc mit dem pikantesten Bühneneffekt in Mimik und Dialo ausgestattet. Die ganze Familie reitet auf Ganesas Ratte Robert glaubte sie von diesem edlen Zelter herabgehoben z haben, — da tauchen die „40,000“ am Horizont auf, flug sitzen alle wieder auf. Eine erbärmlichere und zugleic komischere Prinzipienlosigkeit läßt sich gar nicht denken; e ist auch nicht die Spur einer tieferen Auffassung vorhanden Aber, wie sollen wir uns erst aus unserem Staunen erholen, wenn es nun gar Sudermann einfallen sollte, mit de Heineckes zu sympathisieren? Und so ist es in de Tat! Zu Anfang des nächsten Aktes spricht er aus de Orakelmunde Trasts das Urteil. Robert sei von Anfang a in Unrecht gewesen, lautet das kategorische Verdikt Trasts. Wie konnte er verlangen, daß seine Eltern aus den Ge wohnheiten herausträten, in denen sie von jeher geleb hätten? „Sage nicht, Robert, daß die Deinen schlechte sind als du und ich. . . . Sie sind anders, weite nichts. . . . In ihren Herzen wohnt ein Empfinden, da dir fremd ist, in ihren Köpfen malt sich ein Weltbild, da du nicht verstehst. Sie darum zu verurteilen, wäre vorwitz und beschränkt. . . . Und damit du's endlich weißt, me Sohn, in dem Kampfe gegen die Deinen bist du v Anfang bis zu Ende im Unrecht gewesen . . . Du verlan daß sie dir zuliebe von heut auf morgen einfach aus Haut fahren sollen, die ihnen von Anbeginn glatt und schlank auf dem Leibe gesessen hat. . . .“ Hier tritt die seichte Weltauffassung Sudermanns nackt an die Oberflä che. Also „sie sind anders, weiter nichts“. Ihre Anschauu ngsweise ist also gerade so berechtigt wie irgend eine and ere. Das ist hier mit ausdrücklichen Worten konstatiert. T rast hat Recht, wenn er sagt, es sei schwer, von heut auf

morgen aus der Haut zu fahren, die einem so lange glatt auf dem Leibe gesessen. Ja, das ist richtig, auch wenn diese Haut noch so schmutzig, noch so rissig ist, aber darum ist derjenige, welcher verlangt, daß sie überhaupt ihre Gewohnheiten ändern, weder unbescheiden noch im Unrecht. Eine solche Anschauungsweise schlägt aller Sittlichkeit gerade ins Gesicht. Damit wir aber ja im Klaren sind, fährt Trast fort mit seiner Moralphilosophie: „Und deiner Schwester ist vom Hause Mühlingk tatsächlich die Ehre wiedergegeben worden, die Ehre nämlich, welche sie gebrauchen kann. — Denn jedes Ding auf Erden hat seinen Tauschwert. . . . Die Ehre des Vorderhauses wird vielleicht mit Blut bezahlt — vielleicht sage ich —, die Ehre des Hinterhauses ist schon mit einem kleinen Kapital in integrum restituiert. . . . Welchen anderen Sinn hätte die Jungfrauenehre, um die es sich hier handelt, als dem künftigen Gatten eine gewisse Mitgift von Herzensreinheit, von Wahrhaftigkeit und Neigung zu verbürgen? Denn nur zum Zwecke der Heirat ist sie da. . . . Nun frage gefälligst in der Sphäre nach, der du entstammst, ob deine Schwester mit dem Kapital, das ihr heute in den Schoß fiel, nicht eine viel begehrenswertere Partie geworden ist, als sie jemals gewesen.“ Also mit der Jungfrauenehre ist es nicht so heikel zu nehmen, sie ist nur für die Heirat da; mit „40,000“ ist sie für das Hinterhaus nicht allein gut bezahlt, nein, Alma ist begehrenswerter denn je! Ja gewiß, wenn wir alle nichts als Darwinsche Evolutionstiere wären, ja, wenn wir alle ebenso ehrfürchtige Nachbeter der Evolutionsmoral Herbert Spencers wären, wie Trast und Sudermann. Sudermanns Grundsätze können aus dem, was er hier bietet, gar nicht zweifelhaft sein. Sie treten auf nicht blos mit großer Klarheit, nein, mit einer wahrhaft verblüffenden Sicherheit und Selbstverständlichkeit; und mit der nämlichen Selbstverständlichkeit werden sie von dem modernen Theaterpublikum genossen. Wer etwa noch Bedenken haben sollte,

der wird betäubt durch die glänzende theatralische Mache, und dann geht es wie bei Wilhelm Busch in Max und Moritz: Hahn und Hühner schlucken munter — jeder ein Stück herunter.

Herr Graf, Sie sind wirklich eine interessante Persönlichkeit. Ich nannte Sie zuerst spöttisch eine Allegorie; aber nein, wie falsch war das! Sie haben den unverfälschten sogenannten „Erdengeruch", den alle freien Geister so hoch schätzen; Sie sind von Fleisch und Blut und Bein, viel mehr noch als alle wir Rückständigen! — Der Herr ist jetzt ein Mann mit „ergrauendem Kopf und langem blonden Barte, zwischen Vierzig und Fünfzig, mit lässig-fremdländischer Eleganz gekleidet". Er hat wohl in seiner Muße fleißig Darwin und Spencer gelesen? Mag wohl sein. Er war immer ein klarer Kopf, dazu noch die Erfahrung, und der Geschäftssinn tut das übrige. Ja, er hat viel Erfahrung, sogar eine ganz beachtenswerte Vorgeschichte, die allein schon ihn zum Professor der Ehre berechtigen würde. Er war Leutnant, spielte, verlor, konnte nicht bezahlen. Damit war er in seiner Kaste unmöglich geworden. Ihm war die Ehre der Kaste abhanden gekommen. Seine mitleidsvollen Kameraden, um ihm zu helfen, schossen das Geld — nicht zusammen (sie hatten vielleicht auch keins), sondern legten ihm den geladenen Revolver auf den Tisch. Würde er sich die Kugel durch den Kopf gejagt haben, hätte man ihn mit Glanz und klingendem Spiel begraben, die Ehrensalve über das Grab abgefeuert: die Ehre wäre gerettet! Aber Trast war vernünftiger. Seine Kaste hatte er allerdings verloren, und die Kastenehre — er ließ sie ziehen. Dafür zum Entgelt lächelte ihm Ganesa, und als reich gewordener Kaffeekönig braucht er keine Ehrensalven. Hier verdient er gewiß unseren Beifall; er hat hier richtig gehandelt, aber er hat nur die Instinkte des Geschäftsmannes ... Daß diese ihm hier einen Weg gewiesen haben, der im ganzen mit dem zusammenfällt, welchen die Rücksicht auf das g

liche Gesetz ihm gewiesen haben würde, ist ein Zufall, nichts mehr und nichts weniger; denn wie unzulänglich, ja unfähig sein Kaufmannsgeist ist, die höheren sittlichen Güter des Menschen in sich zu würdigen, haben wir gesehen. Sie sind alle blos „Tauschobjekte", im buchstäblichen Sinne nicht anders denn Kaffee, Baumwolle, Mehl, Kartoffeln.

Der vierte Akt fällt ab gegen den dritten, ebenso wie der zweite gegen den ersten. Ueberhaupt ist die Schilderung des Vorderhauses flau im Vergleiche zu der des Hinterhauses. Zunächst hat Trast, der Unermüdliche, mehrere wichtige Obliegenheiten zu erfüllen. Vor allem bearbeitet er Robert, doch nicht zur Pistole zu greifen, und führt zu dem Zwecke die oben besprochenen Gründe ins Feld, wobei er sich zum Schlusse einen kleinen Geschäftskniff erlaubt, auf den wir doch aufmerksam machen müssen. Er behauptet auf einmal kühn, Roberts Ehre sei gar nicht gekränkt worden: die innere Ehre nicht, das ist ja selbstverständlich; und die äußere? nein, auch die nicht! Denn die äußere Ehre seines Namens sei viel zu gut, als daß sie durch einen Rowdy zerschmettert werden könnte! Robert kann das nicht recht begreifen, ja — und wir auch nicht. Aber dieser Unterschied besteht zwischen Robert und uns: Robert muß schließlich nachgeben, oder wie er sich ausdrückt „aus der Not eine Tugend machen", während wir den Herrn, wenn er auch ein wohlmeinender Freund ist, doch für einen aller sittlichen Grundsätze entblößten Schwindler halten. Er reitet mit Ganesa auf der Ratte und läßt sich „von den Ereignissen schaukeln", das ist sein ganzer Katechismus.

Die zweite Aufgabe, die er zu erledigen hat, ist, die Lenore in ihrer Liebesneigung zu Robert zu befestigen: „Bleiben Sie sich treu!" Jawohl. Sodann wird, zum unwiderruflich letzten Male, der Ehrenkodex des Reserveleutnants abgetan. Es ist mit Recht bitter gegeißelt, wie solche Tagediebe sich herausnehmen, einen Mann wie Trast, der doch immerhin ein Mann unverdrossener Arbeit ist und

einer, der etwas kann, — sich gegenüber als „nicht satisfaktionsfähig" zu erklären, und zwar deswegen, weil er vor 30 Jahren wegen übrigens längst bezahlter Spielschulden das Regiment verlassen mußte! Das ist aus dem Leben gegriffen.

Robert hat darauf geschäftliche Abrechnung vor Mühlingk und Sohn abzulegen. Von seinem Freunde Trast hat er 40,000 Mark erhalten, um sie dem Kommerzienrat vor die Füße zu werfen; das ist seine Genugtuung, obwohl auch diese ihm eine Kränkung zuzieht. Er mag sich trösten, es eilt jetzt dem Ende zu. Für seine Heimat erhält er einen Ersatz in Lenore, — sehr gut! — und wird zu guter Letzt von Trast adoptiert — ebenfalls sehr gut! — und diese letzte Nachricht bewirkt in einem Nu bei Herrn und Frau Mühlingk den komplettesten Umschlag der Gesinnung: „Ach warum haben Sie uns das nicht früher gesagt?" — Stürmische Heiterkeit! —

Bevor wir von „der Ehre" Abschied nehmen, können wir einen Gedanken nicht unterdrücken, der sich uns bei der Lesung dieses Stückes öfters aufgedrängt hat, der Gedanke an Freytags ‚Soll und Haben'. Es erinnerte Robert Heinecke an Wilhelm Wolfart, der ebenfalls als ehrlicher Kommis mit der Hände saurer Arbeit sich in die Höhe schwingt und zum Lohne die Schwester seines Chefs heimführt. Graf Trast besitzt Verwandtschaft mit seinem Standesbruder v. Fink; Fink ist ebenfalls der Freund und Mentor des Kommis; er ist ebenso gewandt und flott wie jener. Auch der Kastengeist ist in Freytags Roman nicht ohne Bedeutung. Fink spielt dem Kastenhochmut einen guten Streich bei der Gelegenheit, wo er Wilhelm das kleine Stück sandigen Landes in Amerika notariell übermacht, und darauf ihn als Besitzer eines überseeischen Gutes in der hohen Gesellschaft ausspielt. Da wird der arme Schlucker von Kommis honoriert, seine Ehrenaktien steigen zu schwindelhafter Höhe, ähnlich wie es hier geschieht, wo Trast Robert adoptiert, und die Mühlingks

rufen in choro: Ach, hätten Sie uns das früher gesagt! Damit ist übrigens kein Tadel ausgesprochen, mehr als eine völlig äußere Aehnlichkeit wäre das nicht; dem Geiste nach sind sie unter sich himmelweit verschieden. —

Die Weltauffassung Sudermanns fußt auf der modernen Entwicklungstheorie. Der Mensch ist nichts als ein höher entwickeltes Tier; alles Ueberirdische ist nur Wahnidee; wir gehören mit Leib und Seele der Erde an, auf der wir leben. In der eigenen Natur liegen alle Gesetze, nach denen man sich zu richten hat; ihre Triebe und Bedürfnisse sind, weil sie eben Gaben der Natur sind, ohne weiteres gut und heilig, und niemandem ist der Mensch Rechenschaft schuldig als sich selbst und der Natur. In der „Ehre“ sind diese Ideen vor allem in der Rolle des Trast recht klar ausgesprochen, aber auch der Schilderung der Heineckes liegen sie zu Grunde. Philosophieren wie der gräfliche Krämer können sie allerdings nicht, aber sie sind dennoch *eines* Vaters Kinder.

In „*Sodoms Ende*“ ist in dieser Beziehung ein bedeutungsvoller Unterschied gemacht worden, zwischen der „Gesellschaft“, d. h. den Menschen höherer Bildung, und den gewöhnlichen, niederen Leuten. Die Genies und alle höheren Geister sind da erhaben über die alte Moral, sie sind längst jenseits von Gut und Böse, während das Volk der Philister noch einen Anflug christlicher Vernunft und christlichen Gewissens hat. Insofern ist Sudermann in „Sodoms Ende“ wahrer als in der „Ehre“. Es muß aber wohl beachtet werden, daß es die gewöhnlichen Menschen, gerade die Philister sind, welche die guten Grundsätze vertreten; sie sind ihnen eben in der Jugend beigebracht worden; selbständige Rechenschaft darüber konnten sie sich nicht geben: das Leben, so sagt ein moderner Prophet, hat eben auch das unaufgeklärte Gesindel nötig! Die „Gebildeten“ dagegen haben sich zur Freiheit durchgerungen; von einem Gewissen

haben sie keine Bisse mehr zu fürchten, sie scheuen höchstens das Gerede, den Skandal.

Willy Janikow ist ein großer, genialer Künstler. Er hat ein großes, geniales Bild gemalt: „Sodoms Ende“. Es ist sein erstes Opus. Adah Barczinowski sah das Bi... und kaufte es — Veni, vidi, vici — und sie kaufte au... den Künstler. So können nur Weiber kaufen. Das wur... für ihn aber ein Verhängnis. Es liegt ein tief tragisch... Gedanke darin, daß sein erstes Bild, das ihn berühmt mach... so daß seine verarmten Eltern Hoffnung schöpften, zuglei... sein Untergang wurde, „Sodoms Ende“ war der Anfa... seines eigenen Sodoms, das Grab aller Hoffnung. Er ... zu schwach, der Sphinx zu entlaufen, deren Tatzen ihn ... fürchterlich zerfleischen. Seine Freunde ermuntern ihn, ... bleibt schwach; eine neue Treulosigkeit gegen ein unschuldig... Wesen bringt das Maß endlich zum Ueberfließen.

Das ist unleugbar eine meisterliche Stoffwahl, ... Thema, das nach dramatischer Einkleidung förmlich schr... Die Ketten der Sünde brechen, über die eigene Schwä... triumphieren, das ist eine große Aufgabe, wenn auch ke... unmögliche, für einen gefallenen Menschen. Geht er a... unter in dem Kampfe, dann muß sein Untergang ... Charakter der Sühne erhalten, er muß untergehend d... Ideale, dem ewigen Sterne huldigen und einsehen, ... in der Abkehr von seinem Lichte nur Ruin und Str... lauert.

Ja wohl, wenn man nach einem Sterne steuert, we... man ein Ideal über sich sieht. Wer aber sagt: „Leib ... ich ganz und gar“, wem der Mensch nichts mehr ist als ... schnurrendes Uhrwerk, für den haben auch die menschlic... Handlungen blos die Bedeutung rein physischer Geschehnis... der läßt auch seine Helden, wenn sie an dem, was ... Sünde nennen, zu Grunde gehen, nicht zu Grunde gehen ... an Sünde, als an einem Fluche, sondern eher ...

unglücklichen zeitlich physischen Konsequenzen.
diesem Geiste ist Sodoms Ende gedichtet.
Willy Janikow lebt in einer „Hexenküche" als geistig
leiblich Gefangener. Eine Hexenküche nennt mit Recht
sarkastische Beobachter Weiße diese Gesellschaft, denn
ist sie von den giftigen Wirbelwinden böser Zungen,
los bis zum Uebermaß erfreut sie sich an zweifelhaften
en, an bissigem Klatsch, am Tanze, am guten Essen.
h, ein schönes, kluges Weib, ist Willys Irrlicht geworden
hat ihn hierhingelockt. Weß Geistes Tochter sie ist,
sie scharf bei ihrem ersten Auftreten: „Gibt es etwas
eres, Ersehnenswerteres als das seelische Ineinander-
en, die ideale Gütergemeinschaft zwischen einem Mann
einem Weibe?" Riemann, der gute Geist Willys, Pro-
r und solider Philister, wie Sudermann ihn charakterisiert,
ortet naiv: „Wenn das Weib sein Weib, und der
n ihr Mann ist, gewiß nicht". Ach wie dumm! Alle
n, und weßhalb? In dieser Gesellschaft erscheint eben
Natürliche als Witz und der Witz als das Natürliche!"
Soeben, einige Szenen vorher, ist eine sehr wichtige
ge von hoher Bedeutsamkeit auch für das Spiel ab-
ndelt worden. Woran geht der Mensch zu Grunde?
ht . . . paßt auf! — Am Weibe geht der Mann zu
nde!" Und warum geht der Mann am Weibe zu
nde? „Weil nicht alle die lichten Höhen der Menschheit
chen können, auf denen Goethe, Bismarck, Bleichröder
n". Und diese lichten Höhen der Menschheit? Das
die lichten Höhen geistiger Harmonie, die es erlaubt,
in die tiefsten Wasser, selbst wenn sie nicht klar sind,
Seele mit Lust untertauchen zu lassen. Ein solcher Geist
durch nichts erschüttert, er ist im Gleichgewicht.
ts gibt ihm den „Knick", er kann nicht moralisch unter-
n. Mehr sagt uns Sudermann über diese Höhen leider
Ein anderer, noch ziemlich moderner Schriftsteller er-
t zum Glücke die Beschreibung wenigstens insofern, als

er uns schön ausmalt, wie die großen Geister sich da oben genial benehmen. „Wer viel produziert, konsumiert auch viel. . . . . Tut er das nicht, so verbraucht er sich selber. Wenn man sich wundert, daß ein genialer Mensch so viel mehr konsumiert, so empfinden wir eine Neigung dabei, unseren großen Männern alle unbezahlten Schneiderrechnungen, alle gebrochenen Tassen und Mädchenherzen auf das Konto zu setzen . . . und über den Leichtsinn Goethes . . . die Dotationsfähigkeit Bismarcks die Augen zu verdrehen“. Das ist aber doch das verkehrteste, was man tun kann, denn das alles setzt sich um „in unsterbliche Melodien, und herrliche Gesänge, in Perlen von Bildern und fruchtbaren Gedanken, — in Provinzen, Freiheit, Macht und Größe“. (Friedrich Pecht: Deutsche Künstler, XIX. Jahrhundert II, 114 ff.) Sprich „Amen“, lieber Leser, zu diesen schönen Sätzen. Das ist aber gerade das Verhängnis Willys. Er ist ein Genie; er hat starken Drang zu konsumieren, er kann sich sogar bei Gelegenheit dotieren lassen — aber er wird dennoch mit seiner Seele nicht fertig, er kann das alles nicht „umsetzen“.

In diesem Lichte zeigt er sich in den ersten Hauptszenen, in denen sein Jugendfreund Riemann sein Gewissen erforscht. „Bestien sind wir alle, meint Willy, es kommt nur darauf an, daß unser Fell schön getigert sei. Und eine besonders schön getigerte Bestie nennen wir Persönlichkeit“. Das ist ein Grundsatz. Aber dabei reicht seine innere moralische Kraft nicht für ihn aus. Er ist Weiberjäger mit Erfolg, aber doch — „wenn man nur satt würde“, seufzt er wiederholt. Er fühlt sich öde, leer, unglücklich, ja bis zu dem Grade, daß er eine geheime Angst fühlt, er weiß selbst nicht wovor. Der Philister nennt das: „verbummelt bist du“, aber für das Genie ist es „der faustische Rausch“. Noch unumwundener enthüllt er uns seine Seele Adah gegenüber. Mit der Stimmung der getigerten Bestie ist es bei ihm nicht weit her. Es peinigt ihn das üble Gerede der Welt, ihre Witze. Es ist ihm nicht zu Mute, wie einem ehrlichen

Menschen. „Ich kann nicht schaffen“; er hat keine Kraft. Er ist voller Mißmut und kann sich nicht losringen. „Wir freien Geister dürfen uns was erlauben“, tröstet ihn seine Freundin. Aber Willy ist eben kein freier Geist, er kann nicht über die Menschen und sich selbst hinwegspringen; „ich werde unfreier von Tag zu Tag“. Er steht nicht auf den Höhen reiner Menschheit, er muß seine Lüste ganz in sich hineintrinken, er kann sie nicht wieder los werden in Gestalt von „Perlen, von Bildern oder unsterblichen Melodien oder herrlichen Gesängen!“

Die Kräfte, welche den verlorenen Sohn aus dem Sumpfe ziehen wollen, sind seine Mutter und Riemann, die nüchterne Vernünftigkeit. Adah ist sogar bereit, ihn frei ziehen zu lassen; sie versucht obendrein eine wohlanständige Heirat zwischen ihm und ihrer Nichte zustande zu bringen. Aber der Sumpf erweist sich als stärker, der hält ihn zurück an allen Fasern. Nur zwei Dinge könnten ihn darum jetzt noch retten, wo die Mutterliebe zu schwach ist und die Vernunft bei ihm keinen Halt mehr findet. Eine Retterin wäre eben jene „Freiheit der großen Geister“, ihre absolute Skrupellosigkeit, ihre sogenannte Seelenharmonie — das wäre eine herkulische Kraft, mit der man nicht untergeht; aber an die reicht Willy nicht hinan; — oder vielleicht sittlich christliche Grundsätze! Sittlich christliche Grundsätze? Pah, so was gibt es hier gar nicht.

Im Hause der Janikows, unter demselben Dache mit Willy, lebt eine Waise, die Tochter von Willys verstorbenem Meister, sein Vermächtnis an seinen Lieblingsschüler, das er hüten und schirmen soll. Sie ist die einfältigste Unschuld und reizendste Kindlichkeit. Das Klärchen ist schon so gut wie verlobt mit einem gewissen Kramer, der ebenfalls bei Janikows wohnt. Einen Freund Willys kann man ihn nicht nennen, aber er hat viel Gutes für ihn getan. „Er hat für Willy gearbeitet Tag und Nacht, ist rumgegangen in der Stadt und hat Geld für ihn geborgt, — für ihn ge-

hungert und gefroren, er hat sein Leben verpfuscht um seinetwillen, als Willy noch nichts war in der Welt". Einen Freund Willys kann man ihn nicht nennen, — dazu hat er zu viel für Willy getan — er hat sich eigentlich zum Sklaven eines Herrenmenschen gemacht, eines Genies — eines Unwürdigen. Aber ein gutes Herz hat er dennoch gehabt. Wie sieht er wohl im Aeußern aus? Es ist bezeichnend, gerade wie Riemanns Gestalt philiströs verlangt wird, ähnlich jene Kramers: „vierschrötige Erscheinung, bartlos des Gesicht, Stiernacken. — Bewegungen linkisch. Zu kurze Beinkleider, zu weiter Halskragen, schiefgetretene Absätze, …ide goldene Uhrkette um den Hals". Beschreibt Sudermann so den Adonis? Lieber noch einen Kramer zum Gemahl, als ein von hundert schmutzigen Weiberhänden verknetetes Genie! Aber so dürfen wir gar nicht denken. Wir sollen keine Sympathie mit ihm haben; wir sollen über ihn schmunzeln, wie seine Beine eine Spanne zu weit aus den Beinkleidern hervorgucken, und wie er auf schiefen Absätzen daherrudert. Und sein gutes Herz? Das gute Herz — nun, er gehört ja doch zum Volk mit blöden Augen — das gute Herz ist sehr nützlich, das Genie hat solche immer nötig: es wird daher ruhig von Willy konsumiert und — nach dem Ausdruck Pechts — tritt ein in den Stoffwechsel des Genies!

Der Dichter hat den Konflikt nun folgendermaßen zugespitzt. Willy ist schließlich, weniger durch die Bemühungen Riemanns oder der Mutter, als durch das energische Eingreifen Adahs im Begriffe, seinen Fuß aus dem verhängnisvollen Bannkreise wieder auf sicheren Boden zu setzen. Die rettende Ehe mit Kitty ist so gut wie fertig, da vernichtet ein blutig schrecklicher Streich, den er selbst gegen sein Haupt gerichtet, nicht bloß die schwächliche Hoffnung auf Auferstehung, sondern fegt ihn selbst vom Erdboden weg.

Was ist denn geschehen? Er hat die unschuldige Blume geknickt, das Klärchen für seine Lust mißbraucht. Damit ist sein Loos entschieden, das Maß seiner Taten voll. Mit

gewöhnlicher psychologischer Meisterschaft hat Sudermann
sen Prozeß dargestellt. An warnenden Stimmen hatte es
langem schon nicht gefehlt. „Halte wenigstens dein
enes Nest rein“, hatte Riemann gewarnt. Willy selbst
te sich: „ich wäre ein Schuft und Verräter, wenn ich
als . . .“, er bemerkt also selber den drohenden Finger
der Wolke der Nemesis. Er willigt sogar ein, für
mer ein Wörtchen bei ihr einzulegen, „ich will was Gutes
ten, und sehen, wie schön ichs kann“. Ja, wie schön kann
? Das ist ein tragisches Wort aus seinem eigenen
nde. Dabei geht er selbst im Verlaufe des nachfolgenden
spräches mit dem Klärchen in dem Genusse dieser lieblichen
schuld so weit als eben nur möglich, so weit, daß er
ennt: Gott sei Dank, der Versuchung hätte ich noch
ade widerstanden! Was Wunder, wenn er in der nächsten
cht, vom Diner Adahs heimkehrend, in die Grube der
rsuchung, die sich von neuem öffnet, fröhlich hineinstürzt:
Morgen wird der Schmutz über mir zusammenschlagen“.
se düstere Prophezeiung sollte flugs in Erfüllung gehen.

Wäre Willy einer der freien Geister auf den Höhen
Olymp, dann würde er sich ruhig sagen, „ich habe das
rchen konsumiert, ich darf mir's erlauben, es kleidet mich;
rochene Mädchenherzen, uh! zerbrochene Kaffeetassen!“
lly ist kein freier Geist, ja kein Geist, kein Genie über-
upt, wenn auch Sudermann das Gegenteil sagt Denn
Genie hat Schaffensungestüm und — schafft. Nietzsche
merkt an einer Stelle „Wollust: dem Gesindel das langsame
uer, auf dem es verbrannt wird; allem wurmichten Holze,
n stinkenden Lumpen der bereite Brunst- und Brodelofen.
ollust: für die freien Herzen unschuldig und
ei, das Gartenglück der Erde, aller Zukunfts
nkesüberschwang an das Jetzt'. Diese letzteren Phrasen
Herrenmenschen führt Willy wohl im Munde, aber er
ein „Halb- und Halber“, der, ohne seinem Stolze zu nahe
treten, ruhig die lieben Kosenamen aus dem ersten Satze

Nietzsches sich zu Gemüte führen kann. Das Klärchen wird als Leiche aus dem Kanal gezogen, der am neuen Atelier Willys vorbeifließt, und dann in sein Haus gebracht. Das raubt ihm den letzten Rest seines Verstandes; höchste Erregung, Wahnsinn und Ende.

Dieser Mensch ist zugrunde gegangen an seinen Lastern und seiner Energielosigkeit. Man täusche sich aber ja nicht vor, daß Sudermann damit eine eigentliche moralische Wirkung erzielen wollte, eine „*Katharsis Pathematon*" nach Aristoteles. Oh nein! noch kurz vor dem Einbrechen der Katastrophe gibt uns der Dichter eine Lektion über verschiedene moralische Begriffe, die ganz mit denen des Grafen Trast aus „der Ehre" übereinstimmen. „. . . die Liebe — ?" Antwort: „es gibt keine Liebe — es gibt blos *Nerven*". „. . . das Schicksal — ?" Antwort: „es gibt kein Schicksal — es gibt blos *Nerven!*" „. . . die Pflichten — ?" Antwort: „es gibt keine Pflichten — es gibt blos *Nerven*". *Und über die Schwierigkeiten hinaus, die uns die Nerven machen, hilft* „ein Achselzucken, — ein Gelächter, bei Nacht ein bischen Sulfonal — bei Tag ein lasches Liegenbleiben auf der Chaiselongue!" So ein Achselzucken, so ein Gelächter würde Willy gerettet haben, ach mehr hätte es gar nicht bedurft. Klärchens Tod hätte seine Nerven dann nicht geniert, — zerbrochene Kaffeetassen! Herr Weiße und Frau Adah aber kennen das Rezept ganz gut und praktizieren es nach bestem Vermögen.

Wo hat denn aber Sudermann alle diese Weisheit gefunden? Bei Herbert Spencer steht sie, dem Moralisten der Evolutionstheorie. „Die durch alle früheren Erfahrungen der menschlichen Rassen organisierten und konsolidierten Erfahrungen von dem *Nützlichen* haben entsprechende *Nervenmodifikationen* hervorgebracht, die durch fortgesetzte Vererbung und Anhäufung zu gewissen moralischen Anschauungen geworden sind, zu Gefühlen, dem rechten und schlechten Handeln entsprechend, die aber in der individuellen Erfahrung

keine Grundlage zu haben scheinen".[1]) Also jetzt nur munter. Es handelt sich bei den „moralischen Anschauungen", wie z. B. „Gewissen", nur um Erfahrungen von dem Nützlichen, um Nervenmodifikationen. O, hätte das liebe Klärchen das nur geahnt! Wer stürzt sich denn wegen ein bischen Nervenmodifikation in den Kanal? Das ist töricht. Wie viel klüger ist doch Alma Heinecke. Und dieser gesegnete Riemann mit seinen Moralpredigten, mit seiner verdammten Vernünftigkeit, dieser Unglücksmensch! Das ist gerade der Fluch der spießbürgerlichen Vernunft, das ist der Fluch des Christentums überhaupt, daß sie den Menschen schwach und feige und unglücklich machen mit dem — „Gewissen"! Die sind zur Hälfte wenigstens Schuld am Unheil! Denn, wer sich nicht schuldig fühlt, den drückt auch keine Schuld nieder!

Einige nennen „Sodoms Ende" ein Anklagestück, gerichtet gegen die Gesellschaft. Allein es ist nur die Gesellschaft gezeichnet mit ihren eigenen Farben, so daß die Anklage, falls sie vorhanden ist, nur in der Klarheit und Wahrheit liegen kann, mit der die Farben aufgetragen sind. Drastischer, greifbarer, malerischer als Sudermann kann niemand schildern, aber daraus entsteht hier noch keine Anklage, wo die ganze, nicht allein dem Spiel zu Grunde gelegte, sondern auch in Worten klar geprägte Weltanschauung ganz das Gegenteil sagt. Es ist schwer zu erklären, wie eine Anklage zustande käme bei einem Dichter, welcher Tugend, moralische Pflicht, Gewissen nach Spencer als konsolidierte Nervenmodifikation ansieht.

Was sollen wir aber dann dem Ganzen für einen Gedanken, für eine Lehre entnehmen? Es handelt sich offenbar um das Zugrundegehen eines Genies, eines hoch begabten Menschen an den Gewohnheiten der höheren Gesellschaft. Warum ging Janikow zu Grunde? Weil in seinem

---

1) Prinzipien der Ethik. II. T., 4. Anh. Das Gewissen bei Thieren. S. 336.

Munde die Schlagwörter der freien Geister bloß Phrasen, bloß Lügen waren, sie waren nicht Tat geworden. Sie müssen aber Tat werden wie bei Goethe, Wagner, wie bei Trast, Weiße, Adah! Solche Menschen gehen nicht unter! Welch philisterhafte, wahrhaft himmelschreiende Seichtigkeit!

Diese Ideen hat Sudermann mit einer vollendeten Dialogkunst wiedergegeben. In der Schilderung entwickelt er hier, wie in seinen anderen Stücken, eine glänzende Fertigkeit. Die Familie Janikow und Adahs ganzer Hexensabbat, vor dem Tanze, nach dem Diner, alles ist mit unnachahmlicher Sicherheit aus dem Leben selbst wie herausgeschnitten und auf die Bühne verpflanzt. Beide Parteien sind gleich charakteristisch individuell durchgeführt. An farbensatten Kontrasten ist kein Mangel, besonders im IV. Akt, wo Festtrubel und Herzensqual ergreifend mit einander wechseln. Mit seiner blendenden theatralischen Mache betäubt Sudermann jede Kritik des Zuschauers. Dazu tritt in diesem Stück außerdem eine tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens, nicht nur wie es sich geberdet auf Alltagswegen, sondern auch in seinen dunkeln, unberechenbaren Sprüngen. Eine der am meisten in die Augen fallenden Eigenschaften der Sudermannschen Darstellungsweise ist die außerordentliche Klarheit und Durchsichtigkeit. Wärme, Herz, Schwung und Begeisterung finden sich hier nicht, dafür um so mehr der kalte, nicht gerade tiefe, aber doch alles in seine Teile zerlegende Verstand. Ohne eine gewisse Ironie ist diese Klarheit eigentlich nie, ja sie streift oft die hämische Karrikatur; sie ist nie optimistisch, sie will keine weichen Gefühle erwecken und erwartet auch keine Besserung, — und der Meister fühlt sich, wie mit einem leisen Gelächter, selber als Bruder und Blutsverwandter der Menschen, die er schafft!

Viel Talent vergeudet für eine verlorene Sache. Die bleibenden, ewigen Ideen sind nicht seine Sache. Das Christentum ist zu nichts mehr nütze, höchstens wirkt es nur

schädlich auf die freien Geister. Er sucht seine Welt aus den Gedanken zu bauen, die er aus den seichten Brunnen willkürlicher Hypothesen holt, deren einzige Prärogative darin besteht, daß man sie modern nennt. Der Trank darum, den seine Dichtungen uns kredenzen, ist nichts denn ein giftiger Schnaps aus funkelndem Glase.

Exaten. J. Sörensen.

LXI.

Jüdische Statistik.

Von Dr. Hans Rost, Augsburg.

„Und Moses und Aaron sammelten die ganze Gemeine, am ersten Tag des anderen Monats, und rechneten sie nach ihrer Geburt, nach ihren Geschlechtern und Väter Häusern und Namen, von zwanzig Jahren an und drüber von Haupt zu Haupt, wie der Herr Moses geboten hatte, und zählten sie in der Wüste Sinai." Ueber 3000 Jahre sind verflossen, als das noch einheitliche Volk Israel einer Zählung unterworfen wurde. Seitdem sind die Juden ihrem verheißenen Geschick zufolge über die ganze Welt zerstreut und es scheint auf den ersten Blick ein wahnwitziger Gedanke zu sein, die nach allen Richtungen versprengten Volksteile der jüdischen Rasse einer erfolgreichen Zählung unterwerfen zu wollen. Jüdischem Unternehmungsgeist ist auch dieses Wagestück gelungen. Allerdings nicht in der Form einer nur diesen Zweck ins Auge faßenden internationalen Zählung. Dazu gebricht es an einer einheitlichen, die Juden aller Länder umfassenden statistischen Zentrale. Gleichwohl hat der kosmopolitische Charakter des Judentums, das Zusammengehörigkeitsbewußtsein der jüdischen

Rasse eine zuverlässige Verwirklichung jüdischer Statistik möglich gemacht.

Im März 1902 wurde von Berlin aus ein Aufruf erlassen zur Errichtung eines Bureaus für Statistik des jüdischen Volkes. Im Mai desselben Jahres kam die Organisation zustande durch Gründung eines „Vereins für jüdische Statistik". Dem Verein ist der Zweck zu Grunde gelegt, die Kenntnis der Verhältnisse aller Gruppen des jüdischen Volkes durch Herstellung und stetige Fortführung einer systematischen Statistik und Demographie derselben zu ermöglichen und zu fördern. Seinen Zweck sucht der Verein zu erreichen durch Hebung des vorhandenen Materials zur jüdischen Statistik und Bearbeitung des nachkommenden, durch eigene Erhebungen, durch Ernennung korrespondierender Mitglieder und durch eine Anzahl sonstiger geeigneter Maßnahmen. Die Zentrale des Vereins ist in Berlin. Außerhalb Berlins bestehen Zweigvereine, die der Berliner Zentrale unterstehen. Solche Sektionen sind zur Zeit in Wien, Lemberg, Odessa, Warschau, Tomsk, Philippopel, Bern und Hamburg; Vertrauensmänner und Korrespondenten in Straßburg, Posen, Breslau, München, Zürich, Wilna, Pinsk, St Petersburg, Amsterdam, Cincinnati und New-York.

Jüdische Institutionen verschiedenster Art und Färbung haben zur Durchführung dieser Ziele die Hand gereicht. Zum ersten Male ist es gelungen, fast sämtliche große jüdische Organisationen zu gemeinsamer Tätigkeit zu gewinnen. Die erste sichtbare Frucht solcher Wirksamkeit liegt bereits in einem ansehnlichen Bande vor, der von jüdischem Fleiße und jüdischer Arbeitszähigkeit ein beredtes Zeugnis ablegt.[1] Denn es gehörten unentwegte Anstrengungen dazu, die Fülle des Inhalts zusammenzutragen und nach statistischen Gesichtspunkten zu verarbeiten. Die Absichten des „Vereins für

1) Jüdische Statistik, herausgegeb. vom „Verein für jüdische Statistik" unter Redaktion von Dr. Alfred Nossig. Berlin, 1903. Jüdischer Verlag.

jüdische Statistik" begeben sich übrigens dankenswerter Weise über die in dem Titel ausgedrückten Ziele hinaus. Die Veröffentlichungen sollen der jüdischen Demographie in weitester Auffassung gewidmet sein. Sie werden sich also nicht nur auf die Zusammenstellung trockener Ziffern beschränken, sondern den Stand und die Verhältnisse der jüdischen Bevölkerung allseitig schildern, die Ursachen derselben prüfen, die wahrscheinliche Richtung ihrer spontanen Entwicklung feststellen und auf die geeigneten Mittel zur rationellsten Regelung dieser Entwicklung hinweisen. Von dieser höheren und zugleich praktischeren Auffassung ausgehend, will der „Verein f. jüd. St." zunächst die **Grundlagen für die Linderung des jüdischen Massenelends** schaffen. Daher galt die vorliegende erste Sammelarbeit in erster Linie der Erforschung der Verhältnisse jenes bedrängten Teiles des jüdischen Volkes, welcher in seinen Heimatsländern die Existenzgrundlagen immer mehr verliert und zur Auswanderung gezwungen ist. Berufene Autoren verfolgten in ihren Originalarbeiten die Lage des mobilen jüdischen Weltproletariats auf seiner Wanderung aus dem Osten nach dem europäischen Westen und Amerika einerseits, nach dem Orient anderseits.

Das Wiedererwachen der jüdischen Solidarität, die Renaissance des jüdischen Nationalbewußtseins seit den Tagen der blutigen Verfolgungen in Rußland und der neuen Form der alten Judeophobie, des Antisemitismus, hat als bedeutsamstes Postulat des jüdischen Nationalbewußtseins die Idee einer Statistik des jüdischen Volkes erkannt. Da regten sich denn gebieterisch eine Unmenge von Fragen über das Wesen des Judentums von heute; es wurden Fragen laut: Was heißt heute Jude sein? Sind die Juden eine Religionsgemeinschaft oder auch eine Nation? Wie empfindet die Mehrheit des Judentums? Wie viele Juden gibt es auf der Weltoberfläche? Wo leben sie, unter welchen Bedingungen? Wie sehen sie aus, womit beschäftigen sie sich? Welche

Stellung nehmen die Juden im Leben der Völker ein in Hinsicht auf das Wirtschaftsleben, auf politische Verhältnisse, auf Moral und andere Momente? Wie steht es mit der Berechtigung des Antisemitismus? Alle diese Fragen bilden die psychologischen Motive zu einer jüdischen Statistik.

Unter diesen Gesichtspunkten wird die Statistik zur Basis aller jüdischen Hilfsaktionen und aller rationellen jüdischen Politik. Aber auch das Interesse der nichtjüdischen Völker ist mit einer derartigen wissenschaftlichen Erforschung des Judentums gefördert. Die Juden sind in einer jeden größeren Völkergruppe ein nicht zu unterschätzendes soziales Element.

Ein nicht minder lebhaftes Interesse an der Demographie der Juden hat die Wissenschaft. In theologischer, historischer und anthropologischer Beziehung ist die jüdische Rasse ein Objekt des fesselndsten und ergiebigsten Studiums.

Die Herstellung einer vollständigen Demographie des jüdischen Stammes erfordert eine umfassende Berücksichtigung nachstehender Rubriken: 1. Bevölkerungsstatistik; 2. Anthropologische und ethnographische Statistik; 3. Gesundheitsstatistik; 4. Wirtschaftsstatistik; 5. Statistik des sozialen Lebens; 6. Statistik des religiösen Lebens; 7. Moralstatistik; 8. Statistik des geistigen Lebens; 9. Politische Statistik; 10. Vermischtes. Um aber dieses Ziel erreichen zu können, ist eine ausgedehnte Organisation ein unbedingtes Erfordernis. Zum Zwecke einer erschöpfenden jüdischen Statistik muß in jedem Lande, wo Juden leben, ein statistisches Bureau errichtet werden; die Bureaux der einzelnen Länder verbleiben in steter Verbindung mit einem Zentralbureau. Das Zentralbureau gibt die Hauptlinien der Forschung an, versendet Instruktionen und Formulare und übernimmt die endgültige Redaktion der Berichte, insoweit dieselbe nicht von den Landesbureaux erledigt würde.

Um eine jüdische Statistik in diesem monumentalen Sinne zu schaffen, dazu ist das materielle, moralische und

geistige Zusammenwirken des gesamten jüdischen Volkes nötig. Bevor jedoch diese Organisation zu Stande kommt, läßt sich eine jüdische Statistik in bescheidenerem Maße schaffen. Gruppen von Freunden der jüdischen Statistik können zunächst eine möglich erschöpfende Bibliographie der jüdischen Statistik herstellen, um sich über das bereits vorhandene Material zu informieren. Alsdann könnte das vorhandene, in öffentlichen Publikationen, Monographien und Zeitschriften bearbeitete Material behoben und einer neuerlichen systematischen Bearbeitung nach den Gesichtspunkten der jüdischen Gesamtstatistik unterworfen werden. Eine derartige provisorische Statistik des Judentums ist die nächste Etappe, die der neuentstandene Verein für jüdische Statistik und seine Sektionen in den verschiedenen Ländern zu erreichen bemüht sind.

Aus den bisherigen ausführlichen Darlegungen läßt sich erkennen, daß die Verwirklichung des Gedankens einer jüdischen Weltstatistik in gangbare und zu Erfolg führende Wege geleitet ist. Bei der ganz enormen und vielseitigen Verflechtung der Juden in das Leben aller Völker der Erde, bei der hohen Bedeutung, die dem Judentum namentlich in wirtschaftlicher Beziehung zukommt, werden die Kreise der Wissenschaft nicht weniger wie die der Politik den in Aussicht stehenden Publikationen mit Spannung entgegensehen. Manches den Juden gegenüber begangene Unrecht kann dadurch ausgelöscht, aber auch manche Schäden des jüdischen Elementes im Volks- und Wirtschaftsleben der Nationen können bei objektiver Darstellung der Ergebnisse und ihrer voreingenommenen Deutung erkannt und fruktifiziert werden.

Was nunmehr die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit anlangt, so bringt das vorliegende Buch bereits eine ziemlich weit ausgedehnte systematische Bibliographie der jüdischen Statistik. Zunächst werden im allgemeinen Publikationen mitgeteilt, welche sich auf die Verhältnisse der Juden in mehreren oder allen von ihnen bewohnten Ländern beziehen. Der Hauptteil der Bibliographie ist den einzelnen Staaten

und Ländern gewidmet. Die Anordnung des reichhaltigen Stoffes ist nach den oben zergliederten 10 Unterabteilungen der Gesamtstatistik getroffen. Das mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit zusammengetragene Material ist amtlichen Publikationen, Büchern, Zeitschriften und sonstigen Quellen entnommen. Diese erste Serie, die noch weiter ausgebaut werden wird, bietet dem Forscher für die verschiedensten Spezialgebiete, namentlich in bevölkerungs-, wirtschafts- und moralstatistischer Hinsicht eine dankbare Handhabe.

An weiteren wertvollen statistischen Arbeiten jüdischer Organisationen, die in dem Buche enthalten sind, seien angeführt die Untersuchungen über die Lage der Juden in Rußland. Einen für den deutschen Leser näherliegenden Aufsatz hat eine Mannheimer Loge bearbeiten lassen. Er beschreibt eine Enquete über die wirtschaftliche Lage der jüdischen Landbevölkerung in Baden. Da den Juden bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit das Handwerk und die Beamtenlaufbahn verschlossen war, blieb ihnen als Lebensunterhalt nur der Zwischenhandel in Geld, in Grund und Boden, in Vieh, Getreide ꝛc. übrig. Die Enquete erstreckte sich auf 93 Gemeinden mit jüdischen Haushaltungen. In der Hauptsache leben die Juden vom Zwischenhandel, und zwar von der Beschäftigung in nachfolgenden Berufsarten: 36,9 % vom Viehhandel, 23,9 % von Warengeschäften, 9,6 % vom Handel mit Landesprodukten, 7,5 % vom Maklerberuf, 7,5 % vom Hausierhandel, 6,6 % vom Großhandel; dazu kommen noch 5,5 % im Handwerk, 1,7 % in Lohnarbeit, 0,8 % in der Landwirtschaft. Weitere statistische Erhebungen über die Berufswahl der jüdischen Jugend in den Landgemeinden Badens lassen deutlich erkennen, wie die jüdische Jugend den aussichtsreichsten Berufen, die ihnen offen stehen, zuströmt. Der Zugang von jungen Leuten in den letzten 5 Jahren betrug zum Kaufmannsstand 60,0 %, zum Viehhandel 17,2 %, zum Handwerk 16,2 %, zum Universitätsstudium 4,9 %, zum Polytechnikum 0,5 %, zum

Ackerbau 0,6 %. Ein Vergleich mit den vorhin aufgezählten Berufsarten der jüdischen Bevölkerung beweist, daß der bevorzugteste Erwerbszweig, der Viehhandel, von den jungen Leuten nicht halb so stark mehr begehrt wird als früher. Die Rentabilität dieses Berufes ist infolge gesetzlicher Beschränkungen und der Bildung bäuerlicher Genossenschaften außerordentlich zurückgegangen.

Als besonders bemerkenswert darf noch erwähnend herausgegriffen werden die Enquete über die Lage der jüdischen Bevölkerung Galiziens, die namentlich mit dem Kulturzustande der dortigen Juden bekannt macht; ferner eine Enquete unter den westeuropäischen jüdischen Studierenden. Ein Stimmungsbild über die wirtschaftliche Not in Rußland bietet die ziffermäßig belegte Skizze über das jüdische Elend in Odessa. Die Juden im Königreich Polen werden in Hinsicht auf ihre sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnisse untersucht. Die Schilderungen über Reinlichkeit, Kleidung, Erziehung und Ernährung des polnischen Juden sind hochinteressant zu lesen. Die Zusammensetzung der Mahlzeiten z. B. ist außerordentlich bescheiden; Brot, ein Stückchen Hering und die sogen. „jüdischen Früchte“, Zwiebel, Rettich, Gurken, das ist alles. Unter den gekochten Gerichten überwiegen Kartoffeln, Grütze und Klöße; Milch wird äußerst wenig genossen, weil die Frommen bei Christen gekaufte Milch nicht trinken. Noch seltener wird Fleisch gegessen, da das koschere sehr teuer ist. Auffallend ist ferner, was über die Ehen mitgeteilt wird. In den breiten jüdischen Massen gebe es fast kein Ehepaar, das sich aus Liebe geheiratet hätte. Ueber die Ehen der Kinder entscheiden noch heute die Eltern. Als Richtschnur dienen hiebei wirtschaftliche und ideelle Rücksichten, wie Reichtum der Familie, Abstammung von Rabbinern u. s. w. Diese durch Heiratsvermittler geknüpften, von den Eltern oft gegen den Willen der jungen Leute durchgeführten Verbindungen, können leicht geschieden werden. Ehescheidungen sind bei den polnischen

Juden sehr verbreitet. Charakteristisch sind die sogenannten Eventualscheidungen durch den Ortsrabbiner, wenn die Juden in den Krieg ziehen oder nach Amerika auswandern.

Eine kurze Skizze befaßt sich mit der Wanderung der galizischen Juden. Ein großer Teil dieser Auswanderung wird in Argentinien und Brasilien als Opfer des Mädchenhandels angetroffen. Zwar wird der Mädchenhandel als eine schmähliche Handlung bezeichnet, doch muß die Wahrheit über diese traurige Tatsache dahin ergänzt werden, daß es fast ausschließlich nach den Zeugnissen erfahrener Autoren Juden sind, die den Handel mit ihrem eigenen Fleisch betreiben. Schamlosigkeit ist eben der Hauptcharakterzug dieser und mancher Juden.

Unter den größeren Aufsätzen ragen noch besonders hervor die Darlegungen über die Gesundheitszustände der eingewanderten jüdischen Bevölkerung New-Yorks; ferner über das jüdische Proletariat in Frankreich; ferner eine sehr ausführliche bevölkerungs- und berufsstatistische Skizze der Bevölkerung Palästinas.

In Anbetracht der vielen Millionen Menschen bildet die Zahl der Juden einen fast verschwindenden Bruchteil. Gleichwohl war und ist ihre Bedeutung zu allen Zeiten und fast überall keineswegs belanglos. Das Wirtschaftsleben vieler Nationen wird von den Juden in der nachhaltigsten Weise beeinflußt. Das Kultur- und Geistesleben wird von jüdischem Geiste heutigentags nicht unwesentlich mitbestimmt. Die Presse mit den verschiedensten Zwecken ist fast ausschließlich eine Domäne des Judentums, wenn man von der konfessionell gefärbten Presse absieht. Auf den Kathedern unserer Hochschulen dozieren jüdische Professoren in den verschiedensten Wissenschaftsgebieten. Manche Sparten des vielgliedrigen Wirtschaftslebens, insbesondere im Handel sind durchgängig von Juden beherrscht. Im politischen Leben der Nationen sind scharfe Gegenströmungen gegen den überwuchernden Einfluß des jüdischen Kapitals und des jüdischen

Geistes entstanden. ob zu Recht oder Unrecht, sei hier nicht untersucht. Es ist jedenfalls nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, alle Kulturvölker der Gegenwart stehen stark im Banne jüdischen Wesens.

Diese in kurzen Zügen gezeichnete Bedeutung des Judentums wird umso auffälliger, wenn man bedenkt, daß dieser Einfluß nur von verhältnismäßig wenigen Individuen ausgeht. Für die Beurteilung der Bedeutung des Judentums im Weltleben der Völker ist daher die Kenntnis ihrer zahlenmäßigen Stärke sehr wissenswert. Die jüdische Statistik gibt hierüber Aufschluß in dem letzten Abschnitte, der von der Zahl, Verteilung und Zunahme der Juden auf der Erde handelt. Das Buch bringt sogar eine Statistik der Juden im Altertum, die einmal wegen der wissenschaftlichen Ergebnisse einer derartigen historisch-statistischen Schätzung, sodann auch wegen der Methode des Verfahrens gewiß von allgemeinem Interesse ist.

Jakob soll mit 70 Angehörigen zu Joseph nach Aegypten gezogen sein; 430 Jahre später kehrten 600,000 Männer und Jünglinge von dort zurück. Und zwar fand man nach der Zählung am Berge Sinai im Stamme Ruben 46,500, im Stamme Simeon 59,300, Gad 45,650, Judah 74,600, Issachar 54,000, Sebulon 57,400, Ephraim 40,500, Manasse 32,200, Benjamin 35,400, Dan 62,700, Asser 41,500, Naphtali 53,400 über 20jährige. In allen 12 Stämmen zusammen 603,150 über 20jährige. (Alles was männlich war, von 20 Jahren und drüber und ins Heer zu ziehen taugte.) Im Stamme Levi zählte man 22,300 über 1 Monat alte Leviten männlichen Geschlechtes. Von diesen waren 8580 über 20 Jahre alt, daher zählte man im ganzen 611,730 über 20 Jahre alte Männer.

Die Zahl der Personen weiblichen Geschlechtes und der männlichen Jugend unter 20 Jahren kann man auf Grund von Schätzungen folgendermaßen berechnen: Die Zahl der über 20jährigen Leviten umfaßte 38,5% aller Männer

dieses Stammes; es entfällt demnach auf die Jugend unter 20 Jahren 61,5%. Nimmt man bei den übrigen Stämmen ein gleiches Verhältnis an, so erhalten wir die Zahl von 965,150 für die männliche Jugend unter 20 Jahren. Die Gesamtzahl der Männer betrug also: 612,000 über 20jährige, 965,000 unter 20jährige, zusammen 1'577,000.

Da die Zahl der Männer überwogen zu haben scheint, so können wir für die Frauen höchstens eine gleiche Anzahl annehmen; die Gesamtzahl der Juden am Sinai belief sich daher etwa auf 3'154,000. Die unter dem König David vorgenommene Zählung ergab etwa 4'000,000 Menschen.

Auch die Anzahl der heute lebenden Juden ist nur auf dem Wege der Schätzung zu ermitteln. Verschiedene Autoren haben eine einigermaßen glaubwürdige, auf Zählungs- und Schätzungsergebnissen basierende Uebersicht über Zahl und Verteilung der Juden auf der Erde zu entwerfen versucht. Die hier mitgeteilten Angaben werden in unserem Buche als die mutmaßlich zuverläßigsten hingestellt. Es leben darnach in Europa 8'518,280 Juden, und zwar in Rußland 5'082,34[illegible], in Oesterreich-Ungarn 1'994,378, in Deutschland 590,000, in Frankreich 86,000, in England 179,000, in den Niederlanden 103,988, in Rumänien 269,015, in der Türkei 82,27[illegible], in Italien 47,000, in Bulgarien 28,307, in der Schweiz 12,551, in Belgien 12,000, in anderen kleinen Staaten sind die Ziffern unbedeutend. In Asien beträgt die Summe 524,682, in Afrika 367,432, in Amerika 1'169,881, in Australien 16,975. Als Gesamtsumme ergibt sich eine Anzahl von 10'597,250 Juden auf der Welt.

Der Verein für jüdische Statistik hat sich durch die Herausgabe des vorliegenden, umfangreichen Werkes ein hohes Verdienst um unsere Kenntnis von dem Wesen des Judentums nach den mannigfaltigsten Seiten hin erworben. Wir konstatieren auch gerne die objektive Behandlung der aufgeführten und mitunter einem Juden nicht immer angenehmen Darlegungen. Das Buch ist der Ausfluß einer mustergültigen Organisation, auf welche die Juden mit Recht stolz sein dürfen.

LXII.

Eine katholische Zentralbibliothek für Deutschland.

Wie an der wachsenden Anzahl gelehrter Kongresse wahrzunehmen, werden die internationalen gelehrten Beziehungen immer reger. Damit wächst auch das Bedürfnis nach Erleichterung der wissenschaftlichen Arbeit durch Zentralstellen, Sammlungen u. s. w. So werden naturwissenschaftliche Beobachtungen durch internationale Vereinigungen in die Wege geleitet; so verbinden sich auf historisch-literarischem Gebiete Gelehrte verschiedener Länder zur Herausgabe von Sammelwerken; so plant man einen internationalen Katalog der gesamten wissenschaftlichen Literatur. Welch wichtige Rolle die großen Bibliotheken in diesen, wie überhaupt in den wissenschaftlichen Bestrebungen zu spielen berufen sind, bedarf keiner näheren Erklärung. Sie liefern ja das Material zum Aufbau; aus ihnen heraus wächst das wissenschaftliche Leben. Die große Bedeutung, welche die Bibliothek des Britischen Museums als Zentrum für das wissenschaftliche Leben Englands und der Nachbarländer einnimmt, ist bekannt.

Von unverkennbarem Nutzen müßte ein ähnlicher Konzentrationspunkt für die katholische Wissenschaft sein. Es gibt keine Bibliothek, die auch nur annähernd als ein solcher in Betracht käme.

Während nun die Bibliothek des Britischen Museums in der vollständigen Sammlung der Literatur Englands ein zufällig geographisch bestimmtes und im Grunde uferloses Ziel erstrebt, wie es auch die Berliner Königliche Bibliothek zeitweise, aber vergeblich, für die deutsche Literatur versuchte, geht unser Vorschlag auf ein sachlich fest umgrenztes, erreichbares Ziel: die Errichtung einer katholischen Zentralbibliothek für Deutschland.

Der Historiker wird sich vielleicht weniger von der Notwendigkeit einer solchen überzeugen. Bei der internationalen Bedeutung, welche die katholische Geschichtsschreibung in der vorzugsweise historischen Richtung unserer Zeit gewonnen hat, findet man auf allen guten Bibliotheken ihre Werke vertreten. Der Verismus, der nicht nur in der schöngeistigen Literatur herrscht, hat hier eine bessere Zeit und objektivere Anschauungen herbeiführen helfen.

Anders steht es in Theologie und Philosophie. Wenn wir in diesen für den Katholiken wichtigsten Gebieten nicht mehr und nicht wieder auf der Höhe stehen, wie es der Bedeutung und der Universalität des Katholizismus entspricht, so wollen wir die Ursachen davon nicht von neuem erörtern; nur auf einen Punkt sei hingewiesen:

Die wissenschaftliche Wiedererneuerung, die auf die Aufklärung und den Josephinismus in den ersten beiden Dritteln des vorigen Jahrhunderts in der katholischen Theologie folgte, hat keinen eigentlichen Fortgang gefunden. Trotz mancher Fehlgriffe und Irrungen jener durch die Romantik und die idealistische Philosophie beeinflußten Zeit ist das immerhin zu beklagen. Hat doch die katholische Wissenschaft sich noch immer aus anfänglichen Unklarheiten zur lichten Wahrheit durchzuringen verstanden, so daß schließlich ein Bau entstand, dessen wunderbare Harmonie die größte und einfachste Apologetik ist. Beispiele dafür sind die Entwicklung der Dogmatik von Clemens und Origenes zu

ohannes Damascenus einerseits und von Cyprianus zu
homas von Aquin andererseits. In der mystischen Theo-
gie sehen wir eine ähnliche Entwicklung von Pseudo-
ionysius Areopagita über Scaramelli zu der sich in unserer
eit anbahnenden Klarheit.

Um den spekulativen Irrgängen der ersten Jahrzehnte
iszuweichen, trat jenen anfänglichen, vielfach unklaren Be-
rebungen zur Erneuerung des katholischen Geistes- und
erzenslebens mit Beginn der zweiten Hälfte des Jahr-
nderts eine sehr berechtigte Richtung gegenüber, welche
fast verloren gegangene Tradition der Scholastik wieder-
winnen wollte. Unter dem hieraus sich ergebenden Gegen-
in der theologischen Arbeit und in dem ausbrechenden
itisch kulturellen Kampfe litt die ruhige Entwicklung der
ssenschaft Not.

Es wäre eine dankenswerte Aufgabe, den Zusammen-
ng mit der Arbeit jener noch jungen Vergangenheit
der herzustellen, manches bedeutende Werk, das uns nur
n Namen nach bekannt ist und auf welches hie und da
der Literatur wieder hingewiesen wird, dem Arbeitenden
gänglich zu machen, manchen vergessenen Namen wieder
Ehren zu bringen. Die Größe der Görres'schen Ge-
chtsauffassung, die ruhige Vornehmheit Möhlerscher
rschung, die theologische Tiefe Staudenmaierscher Speku-
ion können auch heute vorbildlich sein.

Die Tradition, die gesunde Fortbildung des Ueber-
mmenen, entspricht dem Prinzip des Katholizismus. Und
entspräche diesem auch die Vereinigung beider Richtungen:
positiven, historischen, mit den Errungenschaften der
holastik weiter wuchernden und der spekulativ forschenden.

In unseren Tagen regt sich auf so manchen Gebieten
tigen Lebens neue Tätigkeit, zu deren fruchtbarer Weiter-
twicklung es auch hier des Zusammenhanges mit der
holischen Literatur der Vergangenheit bedarf. Besonders

notwendig ist dieser Anschluß in einer Zeit, wo jede wissen-schaftliche Arbeit auch eine Weiterarbeit sein muß zur Erweiterung und Vertiefung der Erkenntnis.

Was aber gehört zu wissenschaftlicher Arbeit?

Neben der philosophischen Schulung, der Fähigkeit, die historische Methode anzuwenden, und der Akribie ist erforderlich, daß der Gelehrte auf den Schultern seiner Vorgänger stehe und auf deren Forschungen weiterbaue. Die vollständige Kenntnis der sein Thema behandelnden Literatur ist hierzu unerläßlich.

Wenn wir nun aber an der Hand eines älteren oder neueren Repertoriums der katholischen Literatur (z. B. Thesaurus librorum rei catholicae, 2 Bde., Würzburg 1848/50; Gla, Systematisch geordnetes Repertorium der katholisch-theologischen Literatur, bis jetzt zwei Bände, Paderborn 1894/1904) die uns bekannten, immerhin ziemlich reichhaltigen theologischen Bibliotheken durchmustern, so sind wir erstaunt über die enormen Lücken in deren Beständen. Nicht drei Seiten eines solchen Repertoriums mögen lückenlos vertreten sein.

Gehen wir auf eine öffentliche Bibliothek, so machen wir die Erfahrung, daß Werke katholischer Verfasser und Zeitschriften katholischer Richtung nur schwierig und in der zu einer bestimmten Arbeit nötigen Vollständigkeit überhaupt nicht zu erhalten sind.

Es gibt keine Bibliothek, welche die katholisch-theologische und philosophische Literatur des 19. Jahrhunderts in auch nur annähernder Vollständigkeit besäße oder sämtliche katholischen, wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften hielte. Hierbei sollen technische Schwierigkeiten, sowie andere, die in der Beschränkung des Etats für die Anschaffung und in der Beschränktheit des Ausstellungsraumes liegen, keineswegs übersehen werden. Aber hiermit sind Anklagen, wie sie in einem Artikel „Bibliotheksverwaltung und katholische Literatur"

(Liter. Beil. der Köln. Volksztg. 1903 Nr. 41) erhoben werden, nicht entkräftet. Zur weiteren Illustrierung der dort geschilderten Uebelstände sei noch folgendes angeführt: Der katholische Student kommt wissensdurstig auf die Universitätsbibliothek oder auf die öffentliche Bibliothek seiner Heimatstadt und verlangt das Werk eines katholischen Verfassers. Da tönt ihm entgegen: „Wer hat Ihnen das Buch empfohlen?" — Oder: „Dieses Buch ist mir unbekannt." (Antwort eines süddeutschen Universitätsbibliothekars auf die Frage nach einem Werke P. Wasmanns) — Oder aber: „Aus diesem Verlag haben wir nur sehr weniges." (Das geschichtliche Werk war zu einer von einem protestantischen Professor gestellten Examensarbeit erforderlich.) Manche mißliebigen historischen Bücher sind immer „verliehen". Bestenfalls wird das Buch mit einem ironischen Lächeln verabfolgt.

Bei solchen Erschwernissen wird selbst der prinzipiell Denkende im Verlangen nicht selten erlahmen.

Aus diesen unhaltbaren Zuständen ergibt sich, daß die Katholiken auch hier zur Selbsthilfe schreiten müssen.

Wie wäre nun die Ausgestaltung einer katholischen Zentralbibliothek für Deutschland zu denken?

Den Grundstock hätte zu bilden die gesamte katholische Literatur Deutschlands zunächst im 19. Jahrhundert auf dem Gebiet der Theologie, Philosophie, der Geschichte und schönen Literatur. Ein besonderes Augenmerk wäre dabei auf die vollständige Sammlung der katholischen Zeitschriften zu richten, auch jener, die es nur auf wenige Bände brachten (Beda Webers Deutschland; Sion; Damaris u. a.)

Die Beschaffung könnte in wenigen Jahren bewerkstelligt sein, da nach übersichtlicher Schätzung die Anzahl der Bände eine vierstellige Zahl nicht weit überschreiten würde.

Ein weiteres Erfordernis, wenn die Bibliothek ein nie versagendes Instrument für den Benutzer sein soll, ist die Erwerbung der laufenden katholischen Literatur. Sämtliche

katholischen Zeitschriften, denen ein wissenschaftlicher oder sonstiger Bildungswert zukommt, sind im Lesesaal aufzulegen.

An dritter Stelle ist die wissenschaftliche katholische Literatur des Auslandes vorerst in der Ausdehnung zu berücksichtigen, welche die Mittel gestatten.

Zuletzt kommen nicht spezifisch katholische Werke in Betracht, deren Stamm durch zu erwartende Schenkungen gebildet wird. Nach Maßgabe der verfügbaren Mittel wird dieser Teil der Bibliothek für die allgemeine Brauchbarkeit möglichst ausgestaltet. Kartelle mit anderen großen Bibliotheken entlasten diese Abteilung. Die fertige Biblothek denken wir uns derart, daß die katholische Literatur aller Kulturvölker in ihren wichtigen Erzeugnissen der Vergangenheit und Gegenwart hier vollständig vorhanden ist zum Gebrauche des Gelehrten sowohl als der Interessenten aller Stände und Berufe.

Als Zentralstelle muß unsere Bibliothek besonders leichte und günstige Versendungsbedingungen gewähren. Gegen Erstattung der Portokosten soll die gesamte vorhandene Literatur jedermann zu Gebote stehen; bei regelmäßiger Benützung wird statt dessen ein Jahresbeitrag erhoben.

Entsteht so im Wechselverkehr zwischen Bibliotheksverwaltung und Entleihern eine geistige Lebensgemeinschaft, so wird manches jetzt brach liegende Talent neue Anregung, Lust und Neigung zu weiterem Schaffen gewinnen, vielleicht zur längstersehnten Vollendung einer Jugendarbeit, an der das Interesse aus Mangel an literarischen Hülfsmitteln zu erlöschen drohte. Ein jeder, auch wenn er fern von den Quellen der Wissenschaft lebt, wird sich über den Stand seiner Frage orientieren können.

Ein weiterer Vorteil läge auch darin, daß kein nicht-katholischer Gelehrter mehr behaupten kann, die katholische Literatur sei ihm „nicht zugänglich" gewesen.

Woher sollen aber die Mittel kommen zur Verwirklichung dieses Planes?

Als im Jahre 1871 nach der Beschießung von Straßburg der Aufruf Barads durch die deutschen Lande ging, welcher zur Wiederbegründung der durch Feuer fast vernichteten Universitätsbibliothek aufforderte, da strömten von allen Seiten Geld und Büchergeschenke in Menge herbei, darunter die größten Seltenheiten. So zündete der Gedanke der wiedergewonnenen deutschen Einheit.

Sollte ein ähnlicher Aufruf an die Katholiken Deutschlands auf minder fruchtbaren Boden fallen?

Ein Stamm ständiger Mitglieder müßte sich bilden, Vermächtnisse von Geld und Büchern würden sich ihm anschließen. Auch die kleinste Privatbibliothek ist Dankes wert, Kloster- und Pfarrbibliotheken würden gern manchen wertvollen Band mit Erlaubnis der zuständigen Behörde beisteuern und ihn damit seinem Werte entsprechend einem großen Interessentenkreise zuführen. Rarissima, wie solche bei einem uns bekannten Pfarrhausbrand mit der Pfarrbibliothek zu Grunde gingen, wären in einer zentralen Sammlung leichter gegen derartige Gefahren geschützt.

Die Beschaffung der laufenden Literatur würde sehr erleichtert werden, wenn die katholischen Verlagsbuchhandlungen ihre Neuerscheinungen in einem Exemplar an die Bibliothek abgeben wollten. Diese Freigebigkeit würde sich durch das Bekanntwerden der katholischen Literatur in weiten Kreisen und durch die mit der Bibliothek gegebene Anregung zu geistigem Leben reichlich lohnen.

Ist einmal der Bestand und der dauernde Zuwachs gesichert, so kann die Verwaltung Doubletten an weniger reiche wissenschaftliche und Volksbibliotheken abgeben und so als eine Art literarischer Bonifatiusverein segensreich für die wissenschaftliche Diaspora wirken.

Eine letzte Frage erhebt sich. Wo soll die Zentralbibliothek errichtet werden und wer soll sie leiten?

Es ist eine Aufgabe für Jahrhunderte; sie darf nicht von rasch wechselnden Personen- und Ortsverhältnissen abhängig sein.

In den Händen der ehrwürdigen Väter vom Orden des hl. Benediktus wäre sie vortrefflich geborgen. Bei der säkularen Stellung des Benediktinerordens in der Wissenschaft bliebe unter ihrer Leitung die Tradition für Idee und Weiterführung auf lange Zukunft hinaus sicher gewahrt. Und Maria Laach, nicht fern vom Weltverkehr gelegen, dürfte als Heimstätte unserer Bibliothek leicht die Sympathie aller gewinnen.

Wenn unser Vorschlag Anklang fände, so könnte ein Werk entstehen, das, innerhalb der Universalidee der Kirche und auf Grund eines katholischen Bildungsideals, für die Gelehrten ein Mittelpunkt würde und ein neues Band der Einigung zur Erneuerung alter und zur Gewinnung neuer hoher Ziele. W. S.

LXIII

Politische Betrachtungen.

Tibet.

Den 24. Oktober 1904.

Ende Februar dieses Jahres ging dem englischen Parlament ein Blaubuch zu, welches über die Entwicklung der Vorgänge in Tibet ebenso genauen als interessanten Aufschluß zu geben geeignet war.

Zwischen die beiden indischen Fürstentümer Nepal und Bhotan schiebt sich wie ein Keil der indo-britische Vasallenstaat Sikkim hinein. Hauptorte sind die beiden Städte Tumlong und Gamtak, Residenz des britischen Vertreters ist Dardschiling; das Gebiet, welches etwa 30,000 Einwohner zählt, ist nicht umfangreich (ungefähr 6700 □ km), hat aber für England schon dadurch Bedeutung, daß es die Verbindung der Präsidentschaft Bengalen mit Tibet herstellt. Auch von Tibet streckt sich ein schmaler Strich Landes, das Djumbatal, wie eine Zunge zwischen Sikkim und Bhotan weit südlich vor. Als nun im Jahre 1889 (März) Sikkim von den Engländern okkupiert worden war, wurde England dadurch direkter Grenznachbar des größten Hochlandes der Erde. Diese Nachbarschaft gab natürlich sofort Anlaß zum Austrag von bereits bestehenden Grenzirrungen und wurden daher Verhandlungen mit Tibet, beziehungsweise mit dem chinesischen Oberherrn eingeleitet, welche im Jahre 1890

(17. März) zum Abschluß gelangten. Mit diesem Uebereinkommen hatte Sikkim endgiltig seine politische Unabhängigkeit verloren und war England der Gebieter geworden, welchem auch die Regelung der auswärtigen Beziehungen zufiel. In erster Linie jedoch war durch den Vertrag der freie Handelsverkehr zwischen Indien und Tibet zugestanden worden. Wenn aber England damals gehofft hatte, nunmehr den Durchfuhrhandel nach Tibet in die richtigen Bahnen geleitet zu haben, so erfüllte sich diese Erwartung zunächst nicht. Es bedurfte abermals großer Geduld seitens der englischen Regierung, bis es nach langwierigen Auseinandersetzungen gelang, in Yatung einen Markt für den englisch-tibetanischen Handel zu eröffnen (5. Dezember 1893). Und auch damit war noch nicht viel erreicht, denn mit asiatischer Hartnäckigkeit zögerten die Tibetaner, unterstützt natürlich von den chinesischen Diplomatenkünstlern, die endgiltige Feststellung der Grenzen hinaus, während andererseits Handelsplackereien den Engländern die volle Ausbeutung des Vertrages von 1893 nahezu unmöglich machten.

Die indische Regierung, welche wohl der Ansicht war, warten zu können, bewies den beiden Gegnern — dem Dalai Lama, wie dem Hofe von Peking — große Nachsicht, bis der Ausbruch des Burenkrieges auch hier die Situation änderte und ernster gestaltete. Aehnlich wie heute England die Festlegung Rußlands im japanischen Kriege zu unbehinderter Verfolgung seines Zieles gerade in Tibet ausnützt, hat Rußland die militärische Schwächung und Hilflosigkeit des britischen Weltreiches vom Winter 1899 an zu seinem Vorteil verwertet. Es hat sich nicht darauf beschränkt, in der Mandschurei festen Fuß zu fassen, es hat in seiner großzügigen asiatischen Politik überall seine Fäden gesponnen. So wurde die Welt plötzlich durch die Nachricht überrascht, daß eine Gesandtschaft des Dalai Lama bei Kaiser Nikolaus II. in Livadia erschienen und daselbst am 30. September 1900 empfangen worden sei. Daß diese und eine zweite Ge-

sandtschaft, welche sogar nach St. Petersburg kam und dort eine ungewöhnlich warme Aufnahme fand (Juni—Juli 1901) nicht ohne vorherige Vereinbarungen die weite Reise nach dem fernen Westen angetreten hatten, mußte in England ebenso wie in Rußland sofort begriffen werden. In der Tat war die Ankunft von Abgesandten des Dalai Lama am russischen Hofe ein großer beachtenswerter Sieg der russischen Diplomatie, dessen Tragweite nicht hoch genug eingeschätzt werden konnte. Wenn man die weltliche und religiöse Macht des Dalai Lama und seine vorherrschende Stellung im Bereiche der buddhistischen Religion bedenkt, mußte es für China sowohl, wie für England ein Ereignis von ganz außerordentlicher Bedeutung sein, daß russischer Einfluß sich dieses ungeheure geistige Gewicht zu nutzen machte.

Jetzt ward es plötzlich klar, warum der doch so kluge Dalai Lama den Vizekönig Lord Curzon in einer Weise genarrt hatte, daß man sein Benehmen — er hatte Briefe des Vizekönigs uneröffnet zurückgeschickt, dessen Geschenke aber zurückbehalten — direkt eine Provozierung nennen mußte.

In London erfaßte man sogleich den ganzen Ernst der Lage, die sich aus dem Umschwung der politischen Verhältnisse in Tibet ergeben. Es kam zu so lebhaften Erörterungen zwischen dem foreign office und St. Petersburg' daß man eine schärfere Sprache im diplomatischen Verkehre wohl schon lange nicht mehr erlebt hatte. Beide Parteien stellten Forderungen auf und bezeichneten wiederholt die äußersten Grenzen ihrer Nachgiebigkeit.

„Am 2. Februar 1903 endlich übergab die russische Regierung in London ein Memorandum: sie habe Nachricht erhalten, daß eine englische Expedition in das Dschumbatal eingedrungen sei, das wäre geeignet, eine Situation von beträchtlichem Ernste zu schaffen, und könnte, wenn der Fall eintrete, die kaiserliche Regierung nötigen, zu Maßregeln zu greifen, um ihre Interessen in diesem Gebiete aufrecht zu erhalten. . . Als

bald darnach, am 18. Februar, das Gespräch wiederum auf die tibetanischen Angelegenheiten kam, zeigte Lansdowne dem russischen Botschafter an einer Karte Mittelasiens, daß Lhassa verhältnismäßig nahe an Indien liege, daß dagegen der nächste russische Grenzpfahl mehr als 1000 Meilen entfernt sei. Wenn daher der russische Einfluß in Tibet zunehme und der britische zurückweiche, so sei das für Großbritanien beunruhigend. Jenes Gerücht von dem russisch-chinesischen Vertrage über Tibet behaupte sich, und er, Lansdowne, bedürfe daher einer kategorischen Erklärung. Als nun Benckendorff (der russische Gesandte in London) mit aller Entschiedenheit die Existenz eines Vertrages bestritt, erwiderte Lansdowne: das sei gut, denn wenn Rußland seine Tätigkeit auf diese Gebiete richten sollte, würde England eine noch größere Tätigkeit entwickeln und auf eine russische Expedition mit einer stärkeren Expedition antworten".[1])

Und diese Expedition ist nach weiteren ziemlich erregten Verhandlungen zwischen Lord Lansdowne und Graf Benckendorff, welch letzterer sich „eine in der diplomatischen Welt wohl unerhörte Behandlung" seitens des Ersteren hatte gefallen lassen müssen (17. November 1903), unter Younghusband „britischen Kommissär für Tibet in Grenzangelegenheiten", wirklich abgegangen; ein äußerer Anlaß hatte sich leicht gefunden.

Der gewünschte Erfolg für die Engländer ist scheinbar nicht ausgeblieben: am 4. August 1904 ist die heilige Stadt, Lhassa, in britischen Händen gewesen, der vor den heranrückenden Feinden rechtzeitig geflohene Dalai Lama wurde durch eine Bekanntmachung des chinesischen Amban für abgesetzt erklärt, an seiner Stelle aber der Taschi Lama von Schigatse zum geistlichen Oberhaupte der Tibetaner ernannt und die Verhältnisse Tibets zu England vertragsmäßig neu geregelt (7. September 1904). Was ein solcher unter dem Druck der militärischen

1) Aus der Berliner Kreuzzeitung vom 2. März 1904, Nr. 103.

Ueberlegenheit geschlossener Vertrag zu sagen hat, bedarf wohl keiner weiteren Ausschmückung: Tibet ist aus dem Suzeränitätsverhältnis Chinas in ein solches zu England getreten; England ist Herr von Tibet geworden. Für die freie Entwicklung des Handels ist gesorgt durch die Eröffnung von Märkten in drei Städten: Gyangtse, Kartok, Yatung, das den Osten Sikkims begrenzende wichtige Dschumbatal ist gewissermassen als Faustpfand den Engländern zur eventuellen Besetzung freigegeben, die Selbständigkeit Tibets nach außen durch die Verpflichtung, Gebietsteile nur mit englischer Genehmigung abzutreten oder ebenso handelspolitische Unternehmungen (Bau von Straßen, Eisenbahnen ꝛc.) durch auswärtige Staaten nur mit englischer Genehmigung durchzuführen, illusorisch geworden. Die Feststellung einer Entschädigungssumme soll zudem die Einhaltung des Uebereinkommens auch für die Zukunft sichern.

So ist denn der Triumph der englischen Presse über den von Younghusband diktierten Vertrag geradeso begreiflich, wie „der Ausbruch elementarer Wut in den Organen der öffentlichen Meinung Rußlands über den englischen Tibetfeldzug“ [1]) — noch vor der Einnahme der heiligen Stadt.

Es frägt sich nur, ob dieser Erfolg auch ein dauernder sein wird. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist über das endgültige Schicksal Tibets wohl noch nicht das letzte Wort gesprochen, gleichviel, ob der entsetzliche gegenwärtige Krieg in Ostasien einen Sieg oder eine Niederlage Rußlands bringen wird.

Niemand dürfte ja den Wunsch und das Bestreben Englands unverständlich finden, seine im Norden durch den Himalaya begrenzten indischen Territorien durch Ausdehnung seiner Gebietshoheit über das riesige Tibet zu schützen, nachdem Rußland von allen Seiten gegen Indien in der bedrohlichsten Weise vorrückt, und der weitsehende englische

1) Kölnische Volkszeitung vom 13. April 1904, Nr. 307.

Politiker wird das Drängen Lord Curzons nach energischem Vorgehen als eine Notwendigkeit bezeichnen müssen im Hinblick auf die offensichtlich geplante Umklammerung Indiens durch die russische Habgier. Aber zwei Momente erschweren einen durchschlagenden Erfolg Englands: die chinesische Diplomatie, die den Europäern noch lange nicht die letzte Niederlage bereitet hat, und die nie zu unterschätzende Macht des religiösen Fanatismus, und diese beiden Momente wird Rußland sich dienstbar zu machen wissen.

Als Younghusband und Macdonald in Lhassa den Friedensvertrag erzwangen, war China so sehr bereit, die englischen Wünsche zu unterstützen, daß man anzunehmen versucht war, es seien vorher Vereinbarungen zwischen London und Peking getroffen worden. Aber schon die bloße „zeitweise" Entsetzung des flüchtigen Dalai Lama mußte dem kühlen Beobachter verdächtig erscheinen, und dieser Verdacht verdichtet sich nahezu zur Gewißheit, wenn nun gemeldet wird, daß — China, das sich plötzlich seiner Suzeränität über Tibet erinnert, den Taotai von Tientsin nach Tibet geschickt habe und gleichzeitig die Anerkennung des Vertrages verweigert, nachdem das britische Expeditionskorps glücklich und verhältnismäßig mit heiler Haut den unendlich schwierigen Rückmarsch hinter sich hat, d. h. außer Landes ist. Daß der zweifellos angewendete russische Druck allein diese scheinbare Sinnesänderung hervorgerufen hat, dürfte angesichts der fortgesetzten Niederlagen Kuropatkins nicht anzunehmen sein.

Rußland wird, abgesehen von diplomatischen Vorstellungen in Peking, an einer Stelle einsetzen, wo der Erfolg am ehesten winken wird, und es hat auch hier in kluger Weise vorgebaut. In der Umgebung des Dalai Lama befindet sich ein Russe oder buddhistischer Buriate Dorschiew, von welchem schon lange die Rede geht, er sei ein Emissär der Regierung, eine Art Gesandter. Man wird wohl nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß diese russische Gesandtschaft

Folgeerscheinung ist jenes Besuches von Abgesandten des
i Lama bei Kaiser Nikolaus II. Was dessen Persönlichkeit
nwärtig zu bedeuten hat, welchen Einfluß sie auf den
ligen Beherrscher Tibets üben wird, das wird uns
eine nicht allzu ferne Zukunft erkennen lassen. Daß
der suspendierte Dalai Lama den Engländern noch
haffen machen wird, wenn er an den religiösen Fana-
us appelliert, wird auch in England nicht ohne geheime
ruhigung befürchtet werden.

In einem Artikel der Nowoje Wremja heißt es, „daß sich
uli jedes Jahres chinesische Pilger und Geistliche, manchmal
r Zahl von 100,000 Köpfen, in der heiligen Stadt der
golen, Urga, versammeln. Die buddhistische Welt trifft sich
nicht nur um zu beten, sondern auch zur Besprechung
öser Fragen. Die Hauptfrage soll diesmal die Tatsache
nglischen Invasion in Tibet bilden. Die Buddhisten sind
ordentlich erregt darüber und haben eine Nomadenkarawane
Lamas bis in das Zentrum der Mongolei vorgeschickt. Es
lt sich in erster Linie darum, selbst aus den entferntesten
n der buddhistischen Welt Hilfe heranzuholen, um bei
Gelegenheit Lhassa und dem Dalai Lama zu Hilfe zu
en. Der Schreiber versichert, daß Vorbereitungen getroffen
en für einen heiligen Krieg, an dem die russischen Buriaten
Mongolen ebenso wie die Anhänger des Dalai Lama im
rn Chinas und Indiens teilnehmen würden.“ [1])

Wenn man auch in Betracht zieht, daß in diesen
eilungen der Nowoje Wremja sich russische Hoffnungen
rspiegeln, so darf man sich doch nicht verhehlen:
ngt es dem Dalai Lama, die religiöse Begeisterung der
taner zu entflammen und zu seinen Gunsten zu ver-
en, dann wird England, dessen militärische Expedition
Land so schnell wieder hat verlassen müssen, noch lange
am Ziele seiner Wünsche sein.

[1]) Berliner Germania vom 23. September 1904 Nr. 219.

LXIV.

Jesuitenfabeln in neuer Auflage.[1]

Im Jahre 1891 hat P. B. Duhr die erste Aufl seiner oft genannten und vielbenutzten Jesuitenfabeln hera gegeben. Das treffliche Buch fand in weiteren Kreisen großen Anklang, daß bereits im J. 1892 eine neue Aufla erscheinen konnte. Diese zweite Auflage war blos ein u veränderter Abdruck der ersten; bei der dritten dagegen, d 1899 erschien, wurde eine vollständige Umarbeitung vorgenommen. Konnten doch darin die Früchte mehrerer wissenschaftlichen Reisen nach Frankreich, Italien und Spanien ausgiebige Verwertung finden. Besonders bot das große spanische Staatsarchiv im Simancas so wichtige Aktenstücke, daß durch diese allein verschiedene strittige Fragen endgültig gelöst oder doch der Lösung nahegebracht wurden. Auch die soeben erschienene vierte Auflage hat überall die bessernde und ergänzende Hand erfahren, wobei erneuerte Studien in den reichen Archiven und Bibliotheken Münchens vielfache Förderung gewährten. Nur wer sich die Mühe gibt, die neue Auflage mit der vom Jahre 1899 zu vergleichen, wird gewahr werden, wie sehr der Verfasser beflissen war, sein Werk zu vervollkommnen. Mehrere Aufsätze sind wissenschaftlich vertieft, da auf die ersten, vielfach ungedruckten

---

1) Jesuiten-Fabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte, von Bernhard Duhr S.J. Vierte verbesserte Auflage. Freiburg, Herder. 1904. XII, 975 S. M. 7.20; geb. 8.60.

Quellen zurückgegangen wird; überall finden sich Zusätze und Verbesserungen; stets wird die neueste Literatur berücksichtigt. Fabeln, die erst im Frühjahr 1904 aufgetaucht sind, werden bereits nach Gebühr gewürdigt; eine sorgsame Aufmerksamkeit wird auch den Tagesblättern gewidmet, die sich leider nur zu oft zur Verbreitung von allerhand Fabeln hergeben. In einigen Fällen hat Duhr sein Augenmerk auch auf zahlreiche kleinere Zeitungen gerichtet, um an dem einen und anderen Beispiele zu zeigen, wie dieselbe Fabel in kurzer Zeit die Runde durch ganz Deutschland machte. Dazu kommt dann noch ein sehr ausführliches Personen- und Sachregister, das den Gebrauch des umfangreichen Werkes nicht wenig erleichtert. So steht denn mit Sicherheit zu erwarten, daß das nützliche Buch in seinem neuen Gewande sich manche neue Freunde erwerben wird.

Duhrs „Jesuiten-Fabeln" verdienen übrigens den Beifall, der ihnen bisher reichlich zu teil geworden ist. Schon der Umstand, daß das Buch seit 1891 zum viertenmal aufgelegt wird, ist ein triftiger Beweis für dessen Gediegenheit und Brauchbarkeit. „Der Verfasser" — schreibt ein Referent im Literarischen Zentralblatt, Leipzig 1899, Nr. 27 — „operiert nüchtern und verständig, mit vollständiger Kenntnis der Literatur." Gerade dies „nüchterne und verständige", auf eingehenden Quellenstudien beruhende Verfahren, oder die „ruhige Sachlichkeit", welche die Norddeutsche Allg. Zeitung, Berlin 1899, Nr. 101, der dritten Auflage nachrühmt, verleiht der Arbeit Duhrs einen besonderen Wert. Mit lebhaftem Interesse folgt man dem Verfasser, wenn er die Anklagen der Gegner treu darlegt, um sie nachher ruhig, aber schlagend zu widerlegen. „Es ist unzweifelhaft", bemerkt weiter das Liter. Zentralblatt, „daß viele Gegner des Ordens durch die Ausführungen des Verfassers werden umgestimmt werden." Derartige sachkundige Erörterungen sind in der Tat durchaus geeignet, bei Gegnern, die guten Willens sind, manche Vorurteile zu beseitigen. Andererseits wird das Werk, als be-

quemes Nachschlagebuch, im Kampfe gegen diejenigen, welche glauben, daß man gegen die Jesuiten sich alles erlauben dürfe, vortreffliche Dienste leisten. Namentlich kann es den Vertretern der katholischen Presse nicht warm genug anempfohlen werden. Es ist für sie wie ein wohlausgerüstetes Arsenal, worin sie gegen alte und neue Geschichtslügen die entsprechenden Antworten bereitgestellt finden. Aber auch protestantischen Lesern wird es von nicht geringem Nutzen sein. „Duhrs Buch" — heißt es in der Liter. Beilage der Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung, Berlin 1899, Nr. 3 — „ist eine interessante Lektüre, die auch Evangelischen anzuraten ist, damit sie sich in ihrer Polemik gegen Rom vor widerlegten Vorwürfen hüten."

Leider wird diese Mahnung von manchen protestantischen Polemikern nicht befolgt; deshalb werden auch schon längst widerlegte Vorwürfe fort und fort wiederholt. Solche „Jesuitenfabeln in neuer Auflage" finden sich viele bei Duhr verzeichnet. Es dürfte von Interesse sein, hier einige davon namhaft zu machen.

Daß der hl. Ignatius einen Meineid geschworen habe, hat zuerst August von Druffel in einer 1879 gehaltenen Festrede der bayerischen Akademie der Wissenschaften behauptet. Dem Münchener altkatholischen Gelehrten wurde jedoch sofort nachgewiesen, daß er sich einer Verleumdung schuldig gemacht habe. In Duhrs Jesuitenfabeln vom Jahre 1899 wurde dies nochmals dargetan. Trotzdem verwertete Professor W. Busch-Tübingen das Fündlein in einem 1903 und 1904 an verschiedenen Orten gehaltenen Vortrag, um es „begreiflich" zu machen, daß sich die Staaten durch Gesetze gegen diesen verderbenbringenden Orden schützen (Duhr S. 36).

Die verratene Generalbeicht der Kaiserin Maria Theresia steht bereits in der ersten Auflage der Jesuitenfabeln. Selbst der Evangelische Bund sah sich genötigt in seinem „Anti-Duhr" (Leipzig 1895) zu erklären: „Die verratene Generalbeicht

der Kaiserin Maria Theresia gehört wirklich zu dem, was Duhr mit dem Ausdruck ‚Jesuitenfabeln' bezeichnet". Trotzdem wurde die Fabel wiederholt weiter verwertet, so im Jahre 1901 in der Los von Rom-Bewegung von dem protestantischen Prediger Haffner in Trebritz und in der § 2-Bewegung im Jahre 1903 z. B. von der Berliner Volkszeitung (Duhr 68). Noch mehr! Obschon der Evangelische Bund die verratene Generalbeicht 1895 als Fabel bezeichnet hatte, wurde doch 1903 die alte Geschichtslüge wieder aufgewärmt in dem „Protestantischen Taschenbuch" (S. 235), das der Magdeburger Prediger O Kohlschmidt „im Auftrage des Vorstandes des Evangelischen Bundes unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner" herausgibt. Die „Fachmänner" des Evangelischen Bundes scheinen nicht einmal die Schriften ihrer eigenen Firma zu kennen!

Die vielbesprochenen Monita secreta oder geheimen Verordnungen der Gesellschaft Jesu sind schon längst von zahlreichen jesuitenfeindlichen Forschern für eine Fälschung erklärt worden (Duhr 84 ff.). Im Jahre 1891 schrieb Prof. A. Harnack: „Es werden leider Fälschungen, wie die Monita secreta, noch immer gegen die Gesellschaft ausgebeutet. Wir Protestanten haben uns vor falschem Zeugnis gegen diese ‚Nächsten' zu hüten". Sogar der Evangelische Bund beteuerte 1895: „Die Monita secreta sind wirklich eine Jesuitenfabel". Trotzdem brachten in den Jahren 1903 und 1904 verschiedene Zeitungen, wie die Post (Berlin) und die Deutsche Warte (Dresden), spaltenlange Auszüge aus den Monita, um die Gesinnung der Jesuiten zu brandmarken. Glauben vielleicht diese Zeitungen, daß man im Kampfe gegen die Jesuiten das achte Gebot einfach beiseite setzen darf?

Wie wenig man sich in gewissen Kreisen den Jesuiten gegenüber um das achte Gebot zu kümmern scheint, ergibt sich aus der seltsamen Geschichte eines „schrecklichen Jesuiteneides" (Duhr 881 ff). Im Jahre 1891 durchlief einen Teil der deutschen Presse ein schrecklicher Eid, den jeder Jesuit

bei seiner Aufnahme in den Orden zu leisten hätte. Obgleich nun dieser Eid sofort in der ersten Auflage der Jesuitenfabeln als eine Fälschung erwiesen wurde, und selbst der Evangelische Bund im Jahre 1895 denselben für eine plumpe Fälschung erklärte, brachte doch im Jahre 1897 der Gustav-Adolf-Kalender auf das Jahr 1898 den Eid von neuem, um auf die fürchterliche Gefahr aufmerksam zu machen, welche dem Deutschen Reiche von der Rückberufung der Jesuiten drohe. Als diese Verleumdung dann ins rechte Licht gestellt wurde, bequemte sich endlich auch der „fabelreiche" (S. 928) Reichsbote, der den Eid 1891 verbreitet hatte, zum Geständnis: „Jetzt haben wir uns näher zu unterrichten gesucht, und das Resultat ist, daß der angebliche Eid tatsächlich nicht existiert". Im Jahre 1899 machte dann derselbe Eid von neuem die Runde durch zahlreiche deutsche Tagesblätter, von denen Duhr manche mit Namen anführt. In Sachsen wurde der Eid noch im Jahre 1903 als Gruselmittel gegen die Jesuiten verwandt; insbesondere erschien er wieder in dem zu Dresden gedruckten Gustav-Adolf-Kalender auf das Jahr 1904.

Aehnlich verhält es sich mit dem berüchtigten ungarischen „Fluchformular", einem angeblich von den Jesuiten herrührenden Glaubensbekenntnis (Duhr 113 ff.). „Es ist recht traurig", so meinte selbst der Evangelische Bund, „daß so abgetane Jesuitenfabeln auch heute noch mitunter aufgewärmt werden". Die „abgetane Jesuitenfabel" wird indessen fort und fort gegen die Jesuiten verwertet. Im Jahre 1897 (9. März) brachte ein „Gelehrter" der Münchener Neuesten Nachrichten das ganze Fluchformular „als historisch denkwürdiges Aktenstück" wieder zum Abdruck. Gerade sechs Jahre später, am 26. März 1903, suchten dieselben Münchener Neuesten Nachrichten mit demselben Fluchformular die Roheiten der Gegenreformation zu beweisen. Recht bezeichnend ist auch die Art und Weise, wie K. Mirbt, Professor der

Kirchengeschichte an der Universität Marburg, dieses Fluchformular behandelt. Im Jahre 1895 hat er dasselbe in seinen „Quellen zur Geschichte des Papsttums“ wörtlich abgedruckt. Nachträglich erklärte er in der christlichen Welt, 1895, 21. November: „Das ungarische Fluchformular halte ich für eine Fälschung“. Trotzdem hat Mirbt das Formular in die zweite Auflage der Quellen (1901) wieder aufgenommen, diesmal mit dem Beifügen, daß „für dessen Echtheit der wissenschaftliche Beweis nicht erbracht ist“. Treffend bemerkte gegen diese Modifizierung Prof. Funk (Tübinger Theol. Quartalschrift, 1903, 1. Heft), Mirbt habe „keinen Grund zu einer Beschwerde, wenn etwa katholischerseits die Fabel von Luthers Selbstmord mit einer ähnlichen zweideutigen Bemerkung wiederholt wird“. Ist doch die Unechtheit des Fluchformulars ebenso gründlich nachgewiesen, wie die Haltlosigkeit des Gerüchtes von Luthers Selbstmord.

Mit Mirbt, einem streitbaren Mitglied des Evangelischen Bundes, setzt sich übrigens Duhr mehrmals auseinander, so besonders bei der Besprechung der Jesuitenmoral, in welcher der Marburger Theologe „die denkbar größte Gefährdung der ethischen Grundsätze unserer Religion“ sehen will. Die Gründe, womit der protestantische Gelehrte seine Ansicht zu stützen sucht, sind allerdings nichts weniger als stichhaltig. Nicht mit Unrecht bemerkt Duhr (S. 457): „Mirbt ist wieder ein Beweis dafür, wie alle Regeln der Kritik mißachtet werden, wenn es sich um Jesuiten handelt. Seine Quellen sind durchgehends Quellen zweiter und dritter Hand, dabei meistens von ausgesprochenen Jesuitenfeinden herrührend. . . Da darf man sich freilich nicht wundern, daß das kritische Ergebnis ein Hohn auf die wissenschaftliche Forschung ist“. Mirbt hätte besser die Worte des hl. Augustinus beherzigen sollen: „Es gibt keine Methode, die mehr den Vorwurf der Willkürlichkeit und Verwegenheit verdient, als diejenige, welche die Meinung eines Buches bei denen erfragt, welche

dem Verfasser dieses Buches aus irgend einer Ursache feindlich gegenüberstehen" (De utilitate credendi c. 4). Unkritisches Verfahren wird dem Marburger Gelehrten noch an einer anderen Stelle (S. 877) vorgeworfen, „ein unkritisches Verfahren, das hier um so schlimmer ist, als es im Dienste der schlimmsten Intoleranz und gehässiger Verfolgung deutscher Mitbürger angewandt wird".

Große Kritiklosigkeit ist nun einmal bei manchen Autoren an der Tagesordnung, wenn es sich um Verdächtigung der Jesuiten handelt. Man sollte meinen, daß die alte, von verschiedenen Historikern, wie Häusser, Ranke, Philippson, Droysen u. s. w., erhobene, aber schon längst widerlegte Beschuldigung, die Jesuitenoberen könnten ihre Untergebenen im Gehorsam zu einer Todsünde verpflichten, endgültig aufgegeben wäre. Allein die Christliche Welt hat im J. 1896 den Vorwurf wiederholt und neuerdings hat Lic. theol. Mücke die alte Geschichte wieder aufgewärmt. Derselbe schrieb im J. 1903, daß nach der Konstitution VI 5 „der Superior die Mitglieder zu jedweder Tod- oder läßlichen Sünde im Namen Jesu Christi anspornen dürfe" (Duhr 513 ff.). Und doch hatte auch von dieser Fabel der Evangelische Bund acht Jahre früher erklärt: „Es ist recht traurig, daß so abgetane Jesuitenfabeln auch heute noch mitunter aufgewärmt werden."

Noch trauriger ist es, daß Blätter, in deren Spalten irgend eine Fabel dementiert wurde, später dieselbe Fabel gedankenlos wieder aufnehmen. Ein lehrreiches Beispiel hierfür bietet die Frankfurter Zeitung (Duhr 895 ff.). Am 9. März 1898 brachte dies Blatt Schilderungen von der greulichen Behandlung der aus Cuba zurückkehrenden kranken Soldaten auf den Schiffen der „Transatlantischen Gesellschaft". Die Hauptschuld wurde den Jesuiten aufgebürdet, die als Eigentümer der „Transatlantischen Gesellschaft" ihre Menschenpflicht aus Geldgier verabsäumten. Wegen dieser Verleumdung

angegriffen, verteidigte sich die Frankf. Ztg. am 16. April 1898 mit neuen Beschuldigungen. Die Jesuiten seien nicht allein Eigentümer der „Transatlantischen Gesellschaft", sondern auch der Nordbahn, des großen Kaufhauses „Siglo", der riesigen Maschinenfabrik und Schiffswerft Maritima y Terrestre u. s. w. Am 3. Mai 1898 veröffentlichte die Frankf. Ztg. eine Berichtigung des Jesuitenprovinzials Jaime Vigo in Madrid. Kategorisch erklärte letzterer, die Behauptung der Frankf. Ztg., als seien die Jesuiten Eigentümer der genannten Unternehmungen, sei „in ihrem Ganzen und in allen ihren Teilen gänzlich unwahr". Die Jesuiten seien weder Eigentümer noch Teilhaber dieser Unternehmungen, noch ziehen sie daraus irgend einen Anteilgewinn. Trotzdem druckte am 20. Februar 1901 der Reichsbote die Fabel wieder ab. Im J. 1903 brachte die Korrespondenz des Evangelischen Bundes dasselbe Märchen von neuem, und allsogleich beeilten sich große und angesehene Tagesblätter, ihren Lesern von diesen fabelhaften Reichtümern der spanischen Jesuiten neue Kunde zu geben, so der Hamburger Korrespondent, die Tägliche Rundschau, das Leipziger Tageblatt, die Magdeburgische Zeitung, die Münchner Neuesten Nachrichten ꝛc. Im Jahre 1903 setzte sogar die Frankfurter Zeitung am 16. Dezember die vor fünf Jahren in ihren Spalten dementierte Fabel ihren Lesern nochmals vor. Aus der Frankf. Ztg. ging das Märchen über in die Zukunft (Berlin) vom 9. Januar 1904, und aus der Zukunft in die Münchner Neuesten Nachrichten vom 12. Januar. Auf ihrem neuen Siegeszuge gelangte dann die Fabel am 27. April 1904 beim Hamburger Fremdenblatt und am 1. Mai bei der Altenburger Zeitung an. Seitdem wird dieselbe Fabel wohl noch von manchen anderen Blättern weiter kolportiert worden sein.

Wie die spanischen Jesuiten, so scheinen auch die deutschen Väter schier unermeßliche Reichtümer zu besitzen. Sollen doch, wie die Berliner Morgenpost vom 22. März 1904

ihren Lesern erzählte, die Hypotheken auf ganze Stadtviertel im Herzen des teuersten Berlin in den Händen der Jesuiten sich befinden. Das darf uns durchaus nicht wundernehmen, wenn es wahr ist, was die Wartburg am 22. April 1904 zu berichten wußte, daß nämlich die Jesuiten 16 Milliarden Mark vorzugsweise bei der Berliner Kommerzienbank (eine Bank dieses Namens gibt es in Berlin nicht und hat es dort nie gegeben!) und bei Scherl & Komp. angelegt hätten. „Mit 16 Milliarden Mark oder 20 Milliarden Franken" — fügte die Wartburg zur Warnung des ‚deutschen Michel' bei — „kann ein General schon einen zweiten dreißigjährigen Krieg in die Wege leiten und auch durchführen" (Duhr 915 f.).

Daß der erste dreißigjährige Krieg, wie auch der deutsch-französische Krieg vom Jahre 1870 von den Jesuiten heraufbeschworen worden sei, hat noch jüngst (Oktober 1904) der Stadtpfarrer Traub aus Stuttgart in einer Versammlung des Evangelischen Bundes zu Mannheim behauptet; mit welchem Rechte, kann man bei Duhr 151 ff., 877 ff., nachlesen. Nachträglich suchte Traub seinen Vortrag gegen die Angriffe des Mannheimer Volksblattes zu verteidigen. Leider verwertet er in seiner Antwort, die im Mannheimer Generalanzeiger vom 12. Oktober 1904 erschien, „Quellen", die schon längst als Fälschungen nachgewiesen sind, so vor allem den Brief des Jesuiten Lamormaini vom 8. April 1625. Siegesgewiß ruft er seinem Kritiker zu, ob er denn diesen Brief für unecht erklären wolle. Hätte Traub sich die Mühe gegeben, Duhrs Jesuitenfabeln, die er nur vom Hörensagen zu kennen scheint, einzusehen, so würde er wohl die unkluge Frage nicht gestellt haben; denn jener Brief ist in der Tat unecht. Dies sagen nicht nur Jesuiten, sondern auch jesuitenfeindliche Forscher, wie Reusch und andere. R. Krebs, der 1890 in seiner „Politischen Publizistik der Jesuiten und ihrer Gegner" den Brief verwertet hatte, erklärte ausdrücklich zwei Jahre später, er habe sich von der

Unechtheit des Briefes nachträglich überzeugen müssen (Duhr 110 f., 512). Auch die Vorwürfe, die nach Traub Gustav Adolf den Jesuiten in Erfurt gemacht haben soll, sind nichts als ein Produkt protestantischer Phantasie (Duhr 211 ff.).

Man sieht, die oben erwähnte Mahnung der Deutsch-Evangelischen Kirchenzeitung, auch die Protestanten sollten die „Jesuitenfabeln" lesen, „damit sie sich in ihrer Polemik gegen Rom vor widerlegten Vorwürfen hüten, muß auch heute noch nachdrücklichst wiederholt werden. Sollte man die sehr vernünftige Mahnung in Zukunft besser befolgen, so würde Duhrs Schrift, wie die Norddeutsche Allgemeine Zeitung im Jahre 1899, Nr. 101, bemerkte, „zweifellos dazu beitragen, daß die Erbitterung des Kampfes widerstreitender Meinungen nicht durch Wiederholung haltloser, irrtümlicher Behauptungen noch mehr gesteigert wird". Duhr konnte denn auch mit Recht in dem Vorworte zur neuen Auflage erklären: „Das Buch soll nur der Wahrheit und dem Frieden dienen".

N. Paulus.

LXV.

Populärapologetik.

Sie war nie nötiger und angebrachter als jetzt. Der Masse christentumsfeindlicher Volksschriften und Flugblätter mußte von unserer Seite entgegengearbeitet werden. Neben Unternehmen älteren Datums hat nun auch der „Volksverein für das katholische Deutschland", Windthorsts glückliche Gründung, begonnen, eine Serie „Apologetische Tagesfragen" herauszugeben. Vor uns liegt bereits das 4. Heft: „Weltgrund und Menschheitsziel", das den Apologeten an der theologischen Fakultät zu Münster, Professor Mausbach, zum Verfasser hat;[1] derselbe hatte schon durch ein vorzügliches Bändchen über „einige Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung" die Serie auf das Glücklichste eingeleitet. Durch sie und das vorliegende neue Heft zeigt der Verfasser, daß er nicht nur unser bester Moraltheologe — den anderen trefflichen Kasuisten soll damit nicht zu nahe getreten werden —, sondern auch ein Apologet ist, der wie wenige das Geschick hat, in leicht faßlicher, durchsichtiger und eleganter

1) München-Gladbach, Zentralstelle des Volksvereins, 1904. 56 S. Preis 60 Pfg. 1. und 2. Auflage. — Vorher war erschienen Heft 1: „Einige Kernfragen christlicher Welt- und Lebensanschauung" von Dr. J. Mausbach. Heft 2: „Ist Christus der Sohn Gottes?" von Dr. A. Brüll. Heft 3: „Die geschichtliche Existenz Christi" von Dr. Fr. Meffert.

tellung schwierige Probleme spielend zu erörtern. Das ist larität im edelsten Sinne des Wortes, eine Darstellungs-, die auch ein intellektuell anspruchsvolleres Publikum digt. Schon der prägnante Titel deutet an, daß die Aus-ngen nicht für die untersten Volkskreise bestimmt sind. Thema wie das vorliegende läßt sich, zumal bei dem en Charakter der modernsten Einwände, nicht mit billigen gworten erledigen. Weltgrund — was ist nicht alles in Worte enthalten! Eine Reihe von „Problemen", die von modernen Denkern in der widerspruchvollsten Weise zu lösen cht werden; das große Welträtsel, das man vergebens zu ffern sucht, auf Wegen, die von der natürlichsten und ein-ten Lösungsweise abirren. Mausbach wendet sich im ersten der Schrift vor allem gegen die drei Hauptprinzipien modernen Weisheit: Kausalität, nicht Finalität! ibt in der Welt nur Ursachen, keine Zwecke! Evolution, t Erschaffung! Es gibt in der Natur nur Entwicklung, schöpferische Hervorbringung! Immanenz, nicht nszendenz! Es gibt eine Gottheit nur in der Welt, über der Welt!

Der Kampf um das sittliche Endziel ist der Gegen- des zweiten Teiles. Es sind überaus wertvolle Seiten, kurz und klar gefaßte Apologie des christlichen Sitten-zes. Die ganze Haltlosigkeit der materialistischen Auffassung Menschenlebens, in welcher der Verfasser eine der tiefsten zeln des Sozialismus erblickt, wird aufgedeckt, die absolute chtigung der christlichen Ethik teleologisch erwiesen, Moral Naturleben scharf geschieden, das positivistische Wohlfahrtsziel das Kulturideal als ungenügend dargestellt für die Be-dung der sittlichen Verpflichtung. „Nur die religiöse ündung der Moral befriedigt das Denken und Streben Menschen. Dem Naturforscher mag die Natur, dem iker die öffentliche Wohlfahrt, dem Künstler und Gelehrten Kultur als Moralprinzip ausreichen; der Mensch wird mit Augustinus seufzen: „Du hast uns geschaffen für , o Gott, und unser Herz ist unruhig, bis es ruht in Dir".

Und: „Auch wir sagen frohgemut: ‚Entwicklung des Lebe[illegible] Erhöhung des Typus Mensch!‘ Aber wahres Leben he[illegible] nicht gesunde Sinnlichkeit, sondern Vergeistigung, Vergöttlichun[illegible] Typus Mensch im höchsten Sinne heißt nicht Uebermens[illegible] sondern Kind und Ebenbild Gottes. — Auch wir hoffen a[illegible] ein Reich des Glückes und Friedens; aber wir erkennen, d[illegible] die Erde zu dürftig, das Erdendasein zu kurz ist, um alle [illegible] beglücken, daß nur der Unendliche reich genug ist, um alle [illegible] dem Strome seiner Wonne zu tränken. — Auch wir schätz[illegible] jeden Fortschritt der Kultur, jeden Sieg des Menschengeist[illegible] über die Schöpfung als einen Schritt weiter in der Entfaltu[illegible] des göttlichen Weltplans; aber wir sind uns bewußt, daß [illegible] Mensch als Herr der Schöpfung zugleich ihr Hohepriester [illegible], daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis, alles Aeußerli[illegible] nur ein Werkzeug ist, unsere Seele in der Ewigkeit festwurz[illegible] zu lassen“.

Ich habe selten eine apologetische Schrift mit größer[illegible] Vergnügen gelesen, als die neue Schrift Mausbachs. D[illegible] Bände schreibt man heute lieber, als daß man sie liest. [illegible] uns nottut auch auf apologetischem Gebiete für die wei[illegible] Kreise der Nichttheologen, ist gesunde Kost in mäßigen P[illegible] tionen und guter Zubereitung; das nährt und übersättigt ni[illegible].

— gr —

LXVI.

Martin Eisengrein und die Universität Ingolstadt (1562—1578).

Von Dr. Luzian Pfleger.

Für die alte bayerische Landesuniversität bedeuten die
hre, während welcher der bisher noch gar nicht ge-
digte Gelehrte Martin Eisengrein mit ihr in engster
bindung stand, eine Zeit mannigfaltiger innerer Vorgänge
Verwicklungen, die für die weitere Ausgestaltung der
chschule von grundlegender Bedeutung waren. Es war
Zeit der katholischen Restauration in Bayern, die Zeit,
welcher durch die Gunst des Herzogs Albrecht V. der
en der Gesellschaft Jesu an der Universität eine Stellung
unehmen begann, die ihm auf lange Zeit gesichert blieb.
e führende Rolle in der Universitätsgeschichte dieser Tage
lte der Gelehrte **Martin Eisengrein**.

Es ist nötig, über diesen, dem an anderer Stelle eine
gehende Monographie gewidmet werden soll, einige Notizen
auszuschicken, die uns mit seinen Lebensschicksalen vor
Berufung nach Ingolstadt bekannt machen. Martin
engrein[1]) wurde am 28. Dez. 1535 zu Stuttgart geboren
Sohn des protestantischen Bürgermeisters Martin Eisengrein
elbst. Auf der Stuttgarter Lateinschule erlernte er die
maniora und siedelte dann — wann, ist nicht zu be-

1) Für die folgenden Angaben verweise ich auf meine ausführliche, in nicht allzuferner Zeit erscheinende Monographie.

stimmen — an die Universität Tübingen über, wo er sich dem Studium der freien Künste und der Philosophie widmete. Auf väterlichen Wunsch wandte er sich dem der Jurisprudenz zu und ließ sich am 25. Mai 1553 an der juristischen Fakultät zu Ingolstadt immatrikulieren. Doch schon das nächste Jahr sah den jungen Studenten in der Kaiserstadt Wien.

Hier erwarb er im Mai 1554 in der artistischen Fakultät den Magistertitel, nicht ohne einige Schwierigkeiten, weil er durch ein etwas lockeres Leben und Schimpfen über die Professoren die Prüfungskommission gegen sich eingenommen hatte. Aber er war der Neffe des allmächtigen kaiserlichen Vizekanzlers Jakob Jonas, durch dessen Intervention die widerspenstigen Herren dem Kandidaten anstandslos den gewünschten Magistertitel verliehen. Die hohe Protektion, deren er sich erfreute, sowie der Ruf, den ihm größere lateinische Reden eintrugen, bewirkten, daß der junge Gelehrte bereits im Jahre 1555 zum Professor der Beredsamkeit an der Wiener Universität ernannt wurde. Zwei Jahre später erscheint er daselbst als Professor der Naturphilosophie.

Daß er Protestant war, hinderte nicht, daß er in den stiftungsgemäß katholischen Lehrkörper der Wiener Hochschule aufgenommen wurde. Unter dem toleranten Regiment Ferdinands I. gingen solche Sachen leicht von statten. Aber für Eisengrein nahte der Zeitpunkt heran, wo er der Konfession seines Vaters den Rücken kehren sollte, um zur alten Kirche zurückzutreten. Er wurde katholisch, vielleicht schon gegen Ende des Jahres 1558. Die katholische Umgebung, der Verkehr mit den einflußreichen Verwandten und ganz besonders mit den Wiener Jesuiten brachten ihn zu diesem Schritte, den er, wie aus seinem ganzen späteren Lebenswerk zu schließen ist, mit voller Ueberzeugung tat und nie bereute.

Der Bruch mit dem Protestantismus war ein völliger; der ehemalige Protestant wurde einer der eifrigsten Ver-

fechter der alten katholischen Lehre, in ihm erhielt der nach dem Trienter Konzil sich aufraffende Katholizismus, vor allem in Bayern, eine seiner festesten Stützen. Noch in Wien gab der Konvertit Proben von dem Eifer, mit dem er der Erhaltung und Ausbreitung des alten Glaubens alle seine Kräfte widmete. Die protestantischen Elemente aus der Hochschule zu verdrängen, war das nächste Ziel, das er mit Beharrlichkeit verfolgte. Er gab dem Kaiser Mittel und Wege an, wie dies am förderlichsten geschehen könnte, und Ferdinand war anfänglich auch gesonnen, auf Eisengreins Vorschläge einzugehen. Allein im kaiserlichen Rate wußten „etliche kalte und nit eifrige Räte" die Durchführung derselben zu hintertreiben.[1]) Aber Eisengrein gab seine Bestrebungen nicht auf. Was er nicht selbst durchzusetzen vermochte, suchte er durch den damaligen päpstlichen Legaten in Wien, den Kardinal Hosius, dessen Gunst der übereifrige Konvertit erworben hatte, zu bewirken, indem er diesen fortwährend drängte, beim Kaiser unausgesetzt die Ausschließung der Protestanten aus der Universität zu verlangen. Der Kaiser wußte, daß Eisengrein hinter Hosius stand, und war, da er den Frieden liebte, darüber nicht wenig ungehalten. Während er früher Eisengrein begünstigt hatte, indem er ihn auf das Studium der Theologie hinwies und ihm an der Stephanskirche ein Kanonikat — am 6. November 1559 — erwirkte, wandte er seine Gunst von ihm allmählich ab. Eisengrein, der sich 1560 hatte zum Priester weihen lassen und nachher auch die Stelle eines Dompredigers bekleidete, sah ein, daß in der Donaustadt nicht das geeignete Feld sei, wo er seinen Eifer für die katholische Sache nach Wunsch betätigen könne. Darum folgte er um so lieber einem Rufe, den Herzog Albrecht V. von Bayern an ihn ergehen ließ.

1) Nach einem Briefe Eisengreins an Herzog Albrecht vom 30. Nov. 1573, im Münchener Allgem. Reichsarchiv (im folgenden als R. A. bezeichnet). Oest. Relig.-Akten t. X. P. 1. f. 84—91. Original.

I.

Als Professor in Ingolstadt 1562–1570.

Seit dem Jahre 1560 stand an der Spitze der Hochschule zu Ingolstadt Friedrich Staphylus. Einst Melanchthons Freund und Professor an der Königsberger Universität, war er im Jahre 1552 zum Katholizismus übergetreten und, nach vorübergehender Stellung in Kaiser Ferdinands Dienst, 1558 von Herzog Albrecht von Bayern zu seinem Rat ernannt und endlich 1560 als Professor und herzoglicher Superintendent an die bayerischen Universität Ingolstadt berufen worden.[1] In dieser Stellung lag dem Konvertiten vor allem daran, durch Berufung tüchtiger, gut katholischer Männer das Ansehen der Universität zu heben. In Bayern selbst war bei den damals herrschenden traurigen religiösen Verhältnissen kein Ueberfluß an hervorragenden Kräften, zumal für die theologische Fakultät.[2] Staphylus mußte sein Augenmerk nach außen richten. Durch Kardinal Hosius und auch durch seine eigenen Beziehungen zum kaiserlichen Hofe war er wohl auf Eisengrein aufmerksam gemacht worden. Er trug Sorge, eine so junge und tüchtige Kraft für den Dienst des Herzogs von Bayern zu gewinnen.[3] In Wien legte man Eisengreins Weggang ohnehin keine Schwierigkeit in den Weg.

Zu Anfang des Jahres 1562 finden wir Martin Eisengrein in Ingolstadt, wo ihm Herzog Albrecht die Pfarrei St. Moritz übertrug.[4] Eine Professur an der Hochschu[le]

1) Ueber ihn vergl. Paulus im Freib. Kirchenlexikon XI, 730 f.

2) Riezler, Geschichte Baierns IV, 568.

3) Fr. Staphyli, Caesarei quondam Consiliarii in causa religionis sparsim editi libri in unum volumen digesti. Ingolstadii 1593, in der Vita Staphyli, f.** 4.

4) Val. Rotmar, Almae Ingolstadiensis Academiae tom. primus inchoatus primum a M. Valentino Rotmaro, iam vero post immaturum ipsius obitum . . . absolutum a M. Joanne Engerdo. Ingolst. 1581. f. 122 a.

scheint er anfänglich nicht sogleich bekleidet zu haben. Wenn er gleichwohl im April desselben Jahres für das laufende Sommersemester zum Rektor der Universität gewählt wurde,[1]) so erklärt sich das aus seiner Stellung als Universitätspfarrer, da die Pfarrei St. Moritz seit 1522 der Universität inkorporiert war.[2]) Zudem war gerade im Jahre 1562 die Lehrtätigkeit wegen der herrschenden Pest fast ganz eingestellt.[3]) Erst bei Beginn des Wintersemesters erscheint Eisengrein als Lektor. Als solcher wurde er am 10. Oktober 1562 von der theologischen Fakultät zur Erwerbung der sogenannten Formatur, der Erwerbung des höchsten baccalaureischen Grades, zugelassen.[4])

Die etwas rasch aufgenommene theologische Bildung, die Eisengrein in Wien erworben hatte, mochte ihm wohl nicht hinreichend genug erscheinen, um mit Erfolg den Kampf gegen die Neuerung aufnehmen zu können. Hier in Ingolstadt suchte er nun die Lücken seines theologischen Wissens auszufüllen und sich ganz in das Studium der Theologie einzuleben. Den ersten Teil des theologischen Baccalaureats — den Baccalaureus biblicus — hatte er allem Anscheine nach noch in Wien erworben. In Ingolstadt erlangte er den zweiten; am 8. Juli 1563 wurde er unter dem Dekanat des Alphons Pisanus zur Formatur promoviert.[5]) Am

1) Rotmar, Annales Ingolst. Academiae. Ingolst. 1580. f. 131 b.

2) Die Akten im R. A. Ingolstad. I, 38, 46.

3) K. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilian-Universität in Ingolstadt-Landshut-München. München 1872. I, 276.

4) Matricula Collegii Theologici in inclyta academia Ingolstadiensi, ab anno 1472 usque ad annum 1599 inclusive. Hs. in der Bibliothek des Georgianums zu München, f. 103 b: Sexto Idus Octobris anni huius [1562] Reverendus et dignitate praestans vir D Martinus Eisengreinius ad D. Mauritium parochus et id temporis lector Scholae Ingolstadiensis concordibus patrum suffragiis admissus est ad formaturam (ut vocare solemus) in professione theologica.

5) Ebenda f. 105 a.

9. November desselben Jahres stellte er sich der Fakultät zur Erlangung der Lizenziatenwürde, und zwei Tage darauf wurde ihm dieselbe erteilt, nachdem er statutengemäß die Prüfung über die Sentenzen des Lombarden bestanden hatte.[1]

Jetzt ernannte ihn der Herzog zu seinem Rat und übertrug ihm die lieblich gelegene Probstei Moosburg.[2] Im folgenden Jahr sodann, unterm 24. Januar 1564, befahl Albrecht dem Superintendenten Staphylus, neben dem Doktor Klenck auch Martin Eisengrein in die theologische Fakultät aufzunehmen.[3]

Mit Staphylus selbst war Eisengrein durch ein inniges Freundschaftsverhältnis verbunden, und Staphylus' früher Tod — er starb am 5. März 1564 — war für ihn ein schwerer Schlag. Während dessen kurzer Krankheit besuchte er ihn oft, und als er schon in Todesnöten lag, fragte er ihn, um gegnerischen Verleumdungen zuvorzukommen, in Gegenwart mehrerer Professoren, ob er alle Sekten, besonders aber die neueren, verabscheue und im katholischen Glauben sterben wolle.[4] Er hielt ihm die erste Leichenrede vor versammelter Universität;[5] aus jedem Satze derselben spricht der persönliche Schmerz über den Verlust des ihm teuren Mannes, mit dem er gleiche Lebensschicksale und gleiche Gesinnungen teilte. Die Anhänglichkeit an ihn dauerte auch über das Grab hinaus und übertrug sich auf die Söhne des Staphylus, deren sich Eisengrein auf das liebevollste annahm. Noch 13 Jahre später — 1577 — gedachte einer derselben, der Jurist Johann Staphylus, in den

1) Ebenda f. 106a. Dekan war damals Theander.

2) Rotmar, Almae Ingolst. Acad. f. 122a.

3) Prantl, II, 248.

4) Kurtzer Bericht vom katholischen Abscheiden D. Friderici Staphyli. Durch Rudolphen Clencken, Saxonem, Theologum. Ingolstadii 1564. Bl. C2b, C4a, Da.

5) Gedruckt in Orationes funebres quatuor in exequiis Magnifici Viri D. Friderici Staphyli . . . Ingolstadii habitae. Ingolstadii Anno MDLXIIII, Weissenhorn. f. 1—14.

wärmsten Ausdrücken des Freundschaftsbundes, das den Pfarrer von St. Moritz „wie einen treuen Achates“ mit seinem verstorbenen Vater verbunden hatte, und er dankte ihm für das unausgesetzte Wohlwollen, das er den Kindern gegenüber an den Tag gelegt hatte. [1])

Wie einst an der Universität zu Wien, so wachte Eisengrein auch an der Ingolstädter Hochschule eifersüchtig über die Reinerhaltung des katholischen Glaubens und suchte rücksichtslos auch die leiseste Regung des Protestantismus zu unterdrücken. Mit unverhohlener Freude berichtet er am 11. Juni 1568 dem Kardinal Hosius, wie durch die Wachsamkeit der Väter der Gesellschaft Jesu und auch durch seine eigene Arbeit — mea quoque qualicumque opera — die katholische Religion zunimmt, und daß jeder, der das Tridentinische Glaubensbekenntnis abzulegen sich weigere, auf Befehl des Herzogs sofort des Landes verwiesen werde. So hätten sie auch vor wenigen Tagen den Mathematiker Philipp Apian, der sich nicht zum Tridentinum bekennen wollte, aus Bayern vertreiben lassen. [2]) Apian selbst vergaß

1) In der Dedikation seiner Thesen in Staphyli libri digesti l. c. col. 1502.

2) „Hic enim catholica religio et Romanae ecclesiae authoritas etiam invitis viciuis nostris et ipsis inferorum portis in dies magis magisque crescit, et patrum societatis vigilantissima et mea quoque qualicumque opera ita iam crescit, tantaque in pretio habetur, ut qui professionem fidei secundum formulam a Pio IIII. praescriptam facere renuat, imperio Illustrissimi ducis nostri statim proscribatur. Sicuti ante paucos dies praestantissimum professorem mathematicae apud nos et propter patris memoriam celebrem, Philippum Appianum, edere hanc professionem nolentem, tota Bavaria exire iussimus. Eisengrein an Hosius, Datae raptim Ingolstadii die 11. Junii anno 68. Original im Bischöfl. Archiv zu Frauenburg (Ermland), mir gütig mitgeteilt durch den Hochw. Bischöfl. Geheimsekretär. Ueber Apians Vertreibung aus Ingolstadt s. Siegmund Günther, im Jahrb. für Münchener Geschichte II (1888) 240 ff.

Eisengrein den Streich nicht, den er ihm damit gespielt hatte. Als er im Jahre darauf in Wien weilte und bei einem Mahle im Hause des Grafen Ernfried von Ortenburg erfuhr, daß Eisengrein — der als kaiserlicher Hofprediger auch in Wien war — wider die Wiener Universitätsprofessoren, die sich an der Fronleichnamsprozession nicht beteiligen wollten, an den Kanzler Zasius geschrieben habe, rief er erregt über den offenen Tisch: „Der Eisengrein kann nit feiern; er wollt gern allhie auch eine spanische Inquisition anrichten, wie zu Baierland.“[1] Im Jahre 1565 wurde Eisengrein mit Dr. Theander zum Büchercensor für deutsche Druckwerke ernannt.[2]

Für das Wintersemester 1564 wurde Eisengrein am 18. Oktober abermals zum Rektor der Hochschule erwählt.[3] Da der Superintendent Staphylus tot war und keinen Nachfolger erhalten hatte, war für Eisengrein das Rektorat mehr als ein Ehrenamt. Zumal in den augenblicklichen Zeitläuften, wo schwere innere Verwicklungen den Bestand der Universität zu erschüttern drohten. Wenn die Schwierigkeiten doch behoben wurden, so liegt ein gut Teil des Verdienstes an der Klugheit des Rektors, der mit klarem Blicke die kritische Lage überschaute. Es handelte sich damals um einen ernsten Konflikt zwischen den dem Lehrkörper der Universität angehörenden Mitgliedern der Gesellschaft Jesu[4]

1) Aus eimem Brief Eisengreins an Herzog Albrecht, Wien 1563, 11. Juni, Orig. R.A. Oest. Relig.-Akt. III, 3 f. 249. Der Brief enthält über Apian noch folgende bemerkenswerte Stelle: „Apian hat kein Provisionsgeld vom Kaiser erhalten, für die descriptio Bavariae hat ihm der Kaiser ain munusculum offeriert. Er hält aber noch an und glaubt wenigstens 50 fl Provision herauszuschlagen und den Titel eines Mathematikus Caesareus“.

2) Prantl I, 303.

3) Nach der Originalmatrikel, Hs. im Archiv der Universität München.

4) Ueber ihren Einzug in Bayern s. Riezler, Gesch. Baierns, IV, 565 f. Dazu E. Gothein, Ignatius von Loyola und die Gegenreformation. Halle 1895. S. 698 ff. Janssen-Pastor IV[16], (1896) 416 f.

und den weltlichen Professoren. Seitdem im Jahre 1556 die Jesuiten im Lehrverband der Hochschule Eingang gefunden hatten [1]) und allmählich mehr Lehrstühle bekamen, fehlte es nicht an Reibereien zwischen beiden Parteien [2]) Die weltlichen Professoren glaubten die Freiheit und das Gedeihen der Universität beeinträchtigt durch ein weiteres Eindringen des jesuitischen Einflusses. Die Reibereien nahmen im Jahre 1564 einen ernstern Charakter an, als die Regierung den freigewordenen Lehrstuhl der Philosophie dem Jesuiten Arboreus übertragen hatte. Die artistische Fakultät, die ferneres Eindringen von Ordensmitgliedern fürchtete, beschwerte sich bei dem herzoglichen Rate Vend, daß die Jesuiten von jedem ankommenden Studenten den Eid auf das tridentinische Glaubensbekenntnis forderten, was Erbitterung erzeuge und der Frequenz schade. Zum offenen Bruch kam es aber erst, als die Väter der Gesellschaft Jesu beschlossen, die Karzerräumlichkeiten im alten Kollegium zu Krankenzimmern umzuwandeln, der Universität allerdings andere Karzerräume herzustellen. Als die Hochschule sich diesem Eingriff in ihre Rechte energisch widersetzte, befahl der Herzog in einem ungnädigen Schreiben, den Jesuiten den Karzer zu überlassen. Nun sandte die Universität unterm 9. Dezember ein gegen die Jesuiten gerichtetes Rechtfertigungsschreiben an den Herzog ein, dessen scharfe Sprache noch überboten wurde durch das Gutachten, mit dem die Universität den Juristen Nikolaus Everhard am 16. Dezember 1564 nach München schickte. [3]) Diesmal hatte die Universität mehr Erfolg mit ihrer Eingabe, und der herzogliche Bescheid, mit dem Everhard am 22. Dezember nach Ingolstadt zurück-

1) Canisius hatte schon früher theologische Vorlesungen daselbst gehalten.

2) S. darüber Prantl I, 228 f., dessen Darlegungen aber mit Vorsicht aufzunehmen sind.

3) Die Instructio abgedruckt bei Prantl II. 251 f. nr. 83. Vergl. auch die Darstellung I, 230.

lehrte, bedeutete für sie einstweilen einen vollen Sieg. Die Karzerfrage war dahin erledigt, daß im alten Kolleg den Jesuiten nichts eingeräumt werde. Nur auf einen schriftlichen Befehl des Herzogs hin solle man den Patres Folge geben, wo sie lästig werden, solle man ihnen Widerstand leisten, sie dürfen die theologische und philosophische Fakultät nicht ganz an sich ziehen, und Ordensmitglieder müssen bei ihrem Eintritt in die Fakultät akademische Grade nachweisen. Für einen Neubau des Archivs, dessen Räumlichkeiten den Jesuiten überlassen werden sollten, werde gesorgt.

Schon vor Heimkehr des Juristen Everhard hatte Eisengrein durchgesetzt, daß das Archivgebäude den Vätern der Gesellschaft überlassen werde. Er teilte dies unterm 27. Dez. dem herzoglichen Kanzler Simon Eck mit und gab diesem Anweisung, wie nach dem herzoglichem Bescheid der Friede am besten bewahrt werden könne. Bei den Jesuiten sei der Glaube zu erwecken, daß die bereits getroffenen oder noch zu treffenden Bestimmungen einzig und allein von der Regierung ausgingen, sie dürfen nicht wissen, daß sie von Everhard vorgeschlagen sind. Sonst werden sie immer der Universitätspartei etwas nachtragen. Außerdem möge der Kanzler bewirken daß die Patres die lateinischen Vorträge, die sie zu Nutz und Ehre der Hochschule gehalten, seit einiger Zeit aber unterlassen hatten, wieder aufnehmen. Solche finden an keiner deutschen Hochschule statt. Wenn sich die Väter über schlechten Besuch beklagen, so könne dem abgeholfen werden durch den obligatorisch gemachten Besuch seitens der herzoglichen Stipendiaten.[1])

So wurde der „Artistenkrieg", wie er in den Annalen der Hochschule genannt wird,[2]) einstweilen beigelegt

1) Aus dem Schreiben Eisengreins an Eck, Datae raptim in festo S. Joh. Ao. 64, Original in Lipowski's handschr. Collectaneen zur bayrischen Gelehrtengeschichte auf der Münchener Staatsbibliothek cod. bav. 2200.

2) Mederer, Annales Ingolstad. Academiae. Ingolst. 178 1, 306.

Aber nicht für lange. Er erneuerte sich in anderer Form im Jahre 1567 als die jesuitischen Artistenprofessoren auch die Teilnahme an den Senatssitzungen verlangten. Auch in diesem Streite spielte Eisengrein, der vom Herzoge mit Peter Canisius als Schiedsrichter aufgestellt war, eine vermittelnde Rolle. Bei einem Friedensmahle einigten sich beide Parteien in der Weise, daß die Jesuiten Arborens und Ursinus, beide Artisten, aus dem Senate ausschieden und unter Beibehaltung ihrer Vorlesungen bloß bei öffentlichen Akten als Fakultätsmitglieder erscheinen sollten.[1]) Aber auch dies war nur ein vorübergehender Erfolg der weltlichen Artisten. Das folgende Jahrzehnt sollte ihnen den Kampf weniger leicht machen, wie die weiteren Ausführungen lehren werden, und Martin Eisengrein sollte es abermals beschieden sein, dabei in amtlicher Stellung zu figurieren. Wenn er in dieser ersten Zeit eine weniger bedeutende Rolle an der Hochschule selbst spielte, so liegt der Grund in der überraschenden Vielseitigkeit seiner Tätigkeit, die in diesen Jahren durch ganz andere Aufgaben noch in Anspruch genommen war. So führten ihn die Jahre 1563 und 1564 als Abgesandten nach Wien, wo er am kaiserlichen Hof an religiös-politischen Konferenzen teilnahm.[2]) Kaum zurückgekehrt, treffen wir ihn auf der Salzburger Provinzialsynode, dann führt ihn 1566 der Befehl des Herzogs als Gesandten nach Rom in Sachen der Freisingischen Bischofsangelegenheit des Herzogs Ernst, bei welcher Gelegenheit seine Ingolstädter Kollegen Vitus Jakobäus, Professor der Poesie, und der Hellenist Hannard Gamerius der Sitte der Zeit entsprechend ihm poetische Abschiedsgrüße mit auf den Weg gaben.[3])

---

1) Archiv der Universität O. I. Nr. 4, 6 u. 9. S. auch Prantl I, 232.

2) Vergl. darüber meine Monographie, auch für das Folgende.

3) Carmina propemptica in honorem Rev. et Nobilis viri D. Martini Eisengreinii, SS. Theologiae Licentiati, Praepositi Mos-

Von 1568—69 weilte er in Wien als kaiserlicher Hofprediger, und war bei alledem noch überaus tätig als Seelsorger in Ingolstadt, dessen kernige und vorzügliche Predigten in ganz Bayern berühmt waren. Berücksichtigt man überdies noch eine reiche literarische Tätigkeit im Dienste der katholischen Reaktion, — das Schriftenverzeichnis aus diesem ersten Jahrzehnt umfaßt nicht weniger als 17 Nummern — sowie zeitraubende Kirchenvisitationen in verdächtigen Gegenden, die er im Auftrag des Herzogs unternahm, so versteht man, wenn nur spärliche Notizen aus den ersten Jahren seiner akademischen Laufbahn zu Ingolstadt vorliegen. Die akademische Tätigkeit war selbst eine dürftige. Doch wird gerühmt, daß sein Lehrvortrag ein ausgezeichneter, klarer und feiner war.[1] Als Dekan der theologischen Fakultät erließ er im Jahre 1568 viele für den Betrieb des theologischen Studiums vorteilhafte Statuten; besonders ordnete er an, daß keinem im notorischen Konkubinat lebenden Kleriker ein theologischer Grad erteilt würde.[2] Einen ganz anderen Umfang nahm seine Wirksamkeit an der Universität seit dem Jahr 1570.

II.

Als Superintendent der Hochschule 1570—78.

Seit Staphylus' Tode (1564) war von der herzoglichen Regierung der Ingolstädter Hochschule kein „Superintendent" mehr gegeben worden. Vielleicht, weil die Eigentümlichkeit

---

burgensis, ac. Ill. Bavariae Principis Consiliarii etc. . . . cum Ingolst. Romam discederet. Mense Januario Anno MDLXVI. Ingolstadii ex officina Vueissenborniana. 4°. 6 Bll. Auf der Münchener Universitätsbibliothek.

1) „subtilitate, acumine, dignitate ac sanctimonia cum in schola tum in pro suggestu publice docuit". Rotmar, Orationes funebres quatuor in obitum . . . Martini Eisengreinii, Ingolst. 1578. f. Ca.

2) Rotmar, Almae Ingolst. Acad. 142b.

dieses Amtes Unzuträglichkeiten im Gefolge gehabt hatten die man nicht wieder heraufbeschwören wollte. Der Superintendent ist Stellvertreter des Landesfürsten, er hat auf das genaueste die Befolgung der Statuten zu überwachen, hat die letzte Stimme in den akademischen Sitzungen, soll den Fleiß der Professoren kontrollieren lassen, das Rechnungswesen beaufsichtigen und überhaupt für das Wohl der Anstalt Sorge tragen.[1]) Bei so weitgehenden Befugnissen begreift man, daß die Universität gegen die Stellung des Staphylus remonstrierte, und daß man im herzoglichen Rate nach Staphylus Tod vorderhand an eine Wiederbesetzung des Postens nicht dachte.

Aber die unerquicklichen Streitigkeiten zwischen dem Laienelement der Hochschule und den Jesuiten während der nächstfolgenden Jahre und die Absichten, die der dem Jesuitenorden immer freundlicher gegenüberstehende Herzog zu verwirklichen gedachte, ließen in München schließlich die Ernennung eines zweiten Superintendenten als wünschenswert und ersprießlich erscheinen. Herzog Albrecht suchte endlich das, was die Universität bisher immer hatte verhindern wollen, ins Werk zu setzen: nämlich mit dem Pädagogium — Gymnasium — den Ingolstädter Jesuiten einen ganzen philosophischen Kursus einzuräumen. Daß die Sache bei den gespannten Verhältnissen an der Universität mit bedeutenden Schwierigkeiten verbunden sein würde, war vorauszusehen. Ihre Ausführung mußte darum in die Hände eines tatkräftigen, unparteiischen und durch besonderes Ansehen hervorragenden Mannes gelegt werden, der zu dem Ende mit besonderen Vollmachten ausgestattet würde. Man griff darum wieder zurück zum Institut eines Superintendenten — jetzt mit dem Titel „Inspektor" versehen, — und ernannte zu dem Amte den Professor Eisengrein. Sein konziliantes, liebenswürdiges,

1) S. Prantl I, 285.

gerades und offenes Wesen machte ihn für diese Stellung besonders geeignet.[1])

Er nahm die neue, verantwortungsvolle Würde an. Am 20. Oktober 1570 wurde in München vom Herzog das Ernennungsdekret ausgestellt.[2])

Dieses besagt, der Herzog, der sich die Wohlfahrt der hohen Schule zu Ingolstadt als eines trefflichen Kleinods seiner Fürstentümer angelegen sein lasse, habe befunden, daß es nötig sei, an der Universität einen ansehnlichen Mann zu haben, der sich der Universitätssachen annehme. Die mit den Schulangelegenheiten betrauten Räte können anderer Geschäfte halber sich weniger damit befassen. Eisengrein solle die „Inspektion“ der Universität übernehmen. In Kraft dieses Amtes muß ihm Gehorsam geleistet werden, wie dem Herzog selbst, da er dessen Stelle vertritt. In Rats- und anderen Versammlungen gebührt ihm deshalb die nächste Stelle nach dem Rektor. Ihm muß auch alles, was des Einsehens der Regierung bedarf, mitgeteilt werden. Doch kann Eisengrein als „Gehilfen“ aus dem Gremium der Universität den Jesuiten und Theologieprofessor Peltanus, den Juristen Nikolaus Everhard und den Cammerer Wolfgang Zettel zuziehen, die ihn im Falle persönlicher Verhinderung vertreten dürfen.

Die letzte Bestimmung war offenbar auf Eisengreins besonderen Wunsch beigesetzt worden. Er wollte dadurch die Unzuträglichkeiten, die dem Staphylus aus seiner selbstherrlichen Stellung erwachsen waren, vermeiden und durch Zuziehung von Universitätsmitgliedern dem Inspektionsamte etwas von dem odiosen Charakter nehmen, der ihm anhaftete. Am 3. November 1570 trat er die [illegible]

1) Prantl I, 287 bezeugt, daß E. in diesem Amte „nicht durch seine Bildung, sondern vor allem durch sein liebenswürdiges und mildes Auftreten wenigstens die persönliche Zuneigung [illegible] gewann“.

2) Dasselbe in der Erneuerung von 1576 bei Prantl II, 302.

Stellung an.[1]) Sie sollte ihm bald genug saure Tage bringen.

Schon zu Beginn des folgenden Jahres 1571 sollte das Pädagogium und der philosophische Kursus den Jesuiten übertragen werden. Die Nachricht hiervon war begreiflicherweise geeignet, in den Kreisen der Professoren hochgradige Erregung zu veranlassen. Man wußte nichts genaues, wie und unter welchen Bedingungen die neue Einrichtung zustande käme, welche neuen Rechte dadurch der Gesellschaft Jesu auf Kosten der Freiheiten der weltlichen Professoren eingeräumt würden. Es verdroß diese auch – ganz natürlich –, daß sie in der Angelegenheit nicht zu Rate gezogen worden waren, um so mehr als die Uebertragung eine teilweise Reform der Studienordnung mit sich brachte. Nun kamen die Fakultätsmitglieder zu Eisengrein, der im Auftrage des Herzogs die Sache ins Werk richten sollte, um ihm ihre Bedenken über das „reformationis negotium" mitzuteilen.

Eisengreins Lage war keine angenehme; er stand zwischen zwei Parteien, beiden zugleich konnte er es nicht recht machen. Unparteiisch, wie er war und wie es seine Stellung erforderte, erkannte er den Professoren das Recht zu, in der Sache ein Wort mitzusprechen. Er wünschte dies sogar, um dadurch späteren Zwistigkeiten vorzubeugen. Denn gerade dieses Geheimhalten hatte bei den Professoren wieder das alte Mißtrauen geweckt, als wollten die Jesuiten sich nicht mit den vom Hofe zu München ihnen zugestandenen Rechten begnügen,[2]) sondern zum Nachteil der Universität und der weltlichen Lehrer weitere Befugnisse anstreben. So überliefen sie täglich Eisengrein mit Fragen und allerlei Bedenken, und zwar nicht nur jene, die von vornherein den Jesuiten nicht hold waren, sondern selbst ihre ausgesprochenen

---

1) Archiv der Universität D. III. Nr. 7, fol. 245b.

2) Der ursprüngliche Entwurf der reformatio ist leider im Wortlaut nicht erhalten; vergl. Prantl I, 233.

Freunde, wie Lonaeus Boscius und Albert Hunger. Eisengrein hörte ruhig ihre Auseinandersetzungen an und suchte ihnen gerecht zu werden. Er glaubte die Schwierigkeiten auf gütlichem Wege selbst beilegen zu können, ohne die herzoglichen Räte damit zu behelligen. Als ihn am 12. Januar 1571 der Jesuitenprovinzial Paul Hoffäus besuchte, legte er ihm die Sachlage mit aller Offenheit dar und gab ihm zu verstehen, daß im Interesse des neuen Werkes und des Ordens eine friedliche Verständigung mit dem Universitätskörper eine Notwendigkeit sei. Hoffäus erklärte sich völlig damit einverstanden und verlangte, die Professoren sollten ihre Bedenken und Schwierigkeiten in einer Denkschrift niederlegen, auf welche die Jesuiten ausführlich antworten würden. Eisengrein teilte diesen Bescheid denen von der Universität mit, diese jedoch wünschten lieber eine mündliche freundschaftliche Beratung mit dem Provinzial, welcher sofort davon benachrichtigt wurde, aber dem Superintendenten eine abschlägige Antwort zuschickte. Und als Eisengrein selbst in das Jesuitenkollegium fuhr, um Hoffäus noch einmal freundlichst zur Teilnahme an der Unterredung zu bewegen, war dieser nicht mehr in Ingolstadt. Er wäre nach München verreist, sagte der Pförtner, und Professor P. Peltanus berichtete, er sei plötzlich nach Augsburg beordert worden. Damit waren Eisengreins friedliche Pläne ins Wasser gefallen. „Und wie ich heut vermeine, die Sache friedlich dahin zu dirigieren, so ist mein guter Provinzial schon zum Tor hinaus", schrieb er noch an demselben Tage in bitterem Tone dem Kanzler Simon Eck, dem er in einem langen Schreiben die bisher geschilderten Vorgänge darstellte;[1]) er bittet ihn aber „um Gotteswillen" den Jesuiten nichts von diesem seinem Briefe mitzuteilen.

Er halte für angebracht, den Kanzler von der Lage der Dinge zu unterrichten, da er seine und der Räte Ansicht

1) Vergl. den Brief Eisengreins an Simon Eck, Ingolstadt 13. Jan. 1571. Original im R. A. Jesuitica Ing. 1359/I f. 188.

vorher hören wolle, damit er, Eisengrein, „post festum“, wenn dergleichen Schwierigkeiten sich ergäben, bei Hof und bei der Universität nicht allein die Schuld daran beigemessen bekäme. Er persönlich sei vollständig von der Trefflichkeit des herzoglichen Planes überzeugt und halte die Errichtung des Pädagogiums und des Kursus für eine gute und der Universität förderliche Sache. Aber um des Friedens willen und um die Professoren zufrieden zu stellen, habe er dem Provinzial folgende Mittel vorgeschlagen:

Erstens soll der Kursus seinen Fortgang haben. Damit aber die weltlichen Philosophieprofessoren auch Hörer hätten und „nit den Stühlen und Bänken lesen müssen“, und weil es Anlaß zu Neid gebe, wenn blos die Vorlesungen der Jesuiten für die Hörer obligatorisch sind, wird man die Bestimmung treffen, daß jene, welche die Grade zu erlangen wünschen, auch den Professor der Ethik und Mathematik hören müssen; wer Griechisch dazu studiere, „solle auch seines praemii nit beraubt werden“. Zudem wird es gut sein, wenn die Professoren des Kursus nicht drei, sondern nur zwei Stunden lesen wollten und darüber am andern Tag Exerzitien und Repetitionen anstellten; denn wenn drei lesen und jeder drei Stunden, halten sie den ganzen scholastischen Kurs und jene, die auf die Grade reflektieren, auf, indem sie ihnen die Zeit nehmen, den Ethiker und Mathematiker zu hören. Damit war Hoffäus anscheinend zufrieden.

Zweitens ist es für den Frieden wünschenswert, daß die zwei Professoren des Kursus ihren Anteil an den Promotionsgeldern aus freien Stücken ihren weltlichen Kollegen überlassen, da sonst die übliche Taxe, weil jetzt statt zweier mehrere Examinatoren vorhanden sind, für den einzelnen geringer ausfalle. Auch das ließ sich der Provinzial gefallen.

Drittens: Für solche, die nicht den ganzen Kursus hören wollen, „sondern blos ein compendium dialecticae, wie die Schulmeister, Dorfpfaffen und dergleichen Studenten, die nie Magister werden“, soll eine dialektische Vorlesung besonders gelesen werden. Dagegen sträubte sich Hoffäus anfangs, gab aber schließlich, wenn es nicht anders ginge, doch nach. Was dann das Pädagogium betrifft, so verursacht bei den Herren

der Universität das am meisten Kopfzerbrechen, daß jeder ankommende Student den Jesuiten zugewiesen und von ihnen examiniert werden, auch die Vorlesungen nur nach ihrem Gutdünken wählen müsse, was doch der Hochschule nur zum Schaden gereicht, den Jesuiten aber Haß einträgt. Deshalb habe er, Eisengrein, vorgeschlagen, daß dieses Examen dem Rektor und den vier Dekanen anheimgestellt werde, die einen Jesuiten beiziehen. Auch dies verwarf der Provinzial nicht, ebenso billigte er den Vorschlag, daß Studenten mit eigenen Präzeptoren sich daheim von diesen unterrichten lassen könnten, damit man nicht sage, es könnte sich neben den Jesuiten kein ehrlicher Mann mehr ernähren. Auch würde es sich schlecht ausnehmen, wenn in Ingolstadt keine Magister, Pädagogen und Privatpräzeptoren wären, was doch an allen Hochschulen Brauch und Sitte sei.

Da ferner nicht nur Protestanten, sondern auch Katholiken ausdrücklich verbieten, daß ihre Söhne zu den Jesuiten in die Schule gehen, weil sie fürchten, daß sie zum Eintritt in den Orden beredet werden können, und da besonders viele junge Adelige, die aus Sachsen und anderen Gegenden kommen, gleich wieder abziehen werden, und er, Eisengrein, bis jetzt noch nicht eingesehen habe, daß Herzog Albrecht den Lutherischen die Tür seiner Hochschule verschließen wolle, so halte er es für das Beste, den Rektor mit den vier Dekanen oder auch den Superintendenten zu ermächtigen, nach Zeit und Gelegenheit einen in das Pädagogium zu weisen oder ihm einen Präzeptor zu geben und die Erlaubnis zum Besuch anderer öffentlicher Vorlesungen. Das gefiel dem Provinzial offensichtlich nicht, auch das nicht, daß Philipp Menzel [1]) weiter Poesie fortlese, und selbst wenn ihn der Herzog zu Absolvierung seiner Studien nach Italien beurlaube, so gereiche es doch zur Ehre der Hochschule, wenn sie jederzeit einen Professor der Poesie hätte, „der contra haereticos ein carmen ejaculieren möchte“.

1) Philipp Menzel, 1568 Nachfolger des Vitus Jakobäus, ging 1571 nach Italien, um Medizin zu studieren und kehrte 1574 als Professor der Medizin nach Ingolstadt zurück. Prantl I, 333.

Alle diese Vorschläge unterbreitete Eisengrein dem Kanzler Simon Eck und bat ihn, daß die Publikation dieser Reform dem Rektor aufgetragen werde, da man sie sonst für das Werk des Superintendenten oder der Jesuiten halten würde. Wenn es Rektor und Senat publizieren, laute es viel besser.

Eisengreins Brief an den Kanzler hatte Erfolg. Man fand es schließlich auch am Hof selbstverständlich, die Universität in dieser Angelegenheit um ihre Meinung zu befragen. Eine Abordnung der Hochschule, bestehend aus den Professoren Albert Hunger, Kaspar Lagus, Richard Ossanäus und Adam Landau, erhielt bei dem Kanzler und dem Herzog eine Audienz, um ihre Bedenken vorzubringen. Einige Tage darauf drängte die Universität in einem Schreiben an Eck auf endgültigen Bescheid, da unter den Studenten und Bürgern und auch außerhalb des Landes die bevorstehende Reform großes Aufsehen errege, so daß zu besorgen sei, es werde eine bedeutende Anzahl Scholaren wegziehen, wenn die Resolution nicht bald erfolge.[1])

(Schluß folgt.)

---

1) Vergl. das Schreiben der Universität an Simon Eck vom 24. Jan. 1571, M. R.A. Jesuitica Ing. 1359/1 fol. 197. Orig.

LXVII.

Rußland und die Mandschurei.

Der Bau der transsibirischen Bahn, durch welche Europa mit dem fernsten Osten verbunden worden, ist als Meisterstück der Ingenieurkunst und als eine glänzende Lösung der zivilisatorischen Aufgabe gefeiert worden, durch den Bau einer Eisenbahn eines der fruchtbarsten Länder dem russischen Reich anzugliedern und für die zahlreichen russischen Auswanderer, die, so hofft man, in der Mandschurei sich niederlassen werden, wichtige Stützpunkte zu schaffen. Die Yankees haben uns daran gewöhnt, wie man in Einöden Städte anlegt, öffentliche Gebäude und Wohnhäuser errichtet, bevor die Bevölkerung, welche in den Städten wohnen soll, erschienen ist. Sie haben sich in ihren Spekulationen selten verrechnet; aber eine Eisenbahn von Tausenden von Meilen zu bauen, bevor auch nur einige Tausende von Ansiedlern in der Mandschurei sich niedergelassen hatten, dazu hätten sie sich nie und nimmer verstiegen; denn sie sind ebenso praktisch als kühn und fragen sich stets: „Wird das Unternehmen sich auch rentieren?" Der Russe ist über solche Kleinigkeiten erhaben und läßt sich von politischen Beweggründen bestimmen. Wird, fragt er sich, der Bau das russische Prestige erhöhen? Wird der Asiate sich eine höhere Vorstellung von unseren unerschöpflichen Hilfsquellen und unserer Macht bilden? —

Wenn er nach dem Bau der Eisenbahn zur Ueberzeugung gelangt, daß er der Umarmung und Umklammerung durch Rußland sich nicht erwehren kann, dann ist alles für uns gewonnen.

Es läßt sich nicht leugnen: nicht nur Asiaten wurden geblendet, sondern auch Europäer und wollten auf die Gegenvorstellungen erfahrener Männer nicht hören. Zu letzteren zählt Weale,[1]) der im Herbst des Jahres 1903 die Mandschurei bereist hat. Viele Dinge, die er vorausgesagt hat, sind seither eingetroffen. Wir glauben den Dank unserer Leser zu verdienen, wenn wir in unseren Ausführungen uns häufig auf dieses Werk beziehen.

Als kommerzielles Unternehmen war der Bau der Eisenbahn von vornherein verfehlt. Der Bericht vom Jahre 1902 ergab ein Defizit von 3'727,000 Pfd. Sterl; suchen wir uns zu erklären, wie dies gekommen ist. Für den Bau der Eisenbahn wurden meist Chinesen verwendet; die wenigen Russen waren die Aufseher und walteten ihres Amtes recht schlecht. Die Russen zahlten, um Arbeiter anzulocken, 50 % zuviel und nahmen auf den Kostenpunkt gar keine Rücksicht. Was sie an Ort und Stelle hätten fabrizieren können, ließen sie von weither kommen, von England, von den Vereinigten Staaten und Deutschland. Infolge der Bestechlichkeit der Beamten mußten die Lieferanten den Preis von Kohlen oder Maschinerien erhöhen und die Differenz dem russischen Beamten oder Ingenieur überlassen. Weigerten

1) Manchu and Muscovite by Bl. Putnam Weale, being Letters from Manchuria written during the autumn of 1903, with an historical sketch. 20 p. 552. London, Macmillan, 1904. — „Oh, c'est bien la Russie ça, allez", sagt der Franzose und wünscht sich zu dem Bündnis Frankreichs mit Rußland Glück. „Das sollten wir bei uns in Kiautschau und Schantung eigentlich auch so machen", seufzt der Deutsche und verwünscht Bebel und alle Parlamentarier, welche die Ausgaben für die Kolonien beschnitten wissen wollen.

sie sich, so wurden ihre Waren als ungenügend abgewiesen. Die Stationen sind oft viele Meilen von den Dörfern und Städten entfernt und entbehren der Güterschuppen und Güterbahnhöfe. Da die Diebe die Stationen unsicher machen, ziehen die Eingeborenen es vor, ihre Waren auf Frachtwagen oder in Booten und Schiffen, oder auch durch Maultiere zu versenden. In den Luxuszügen von Dalny nach St. Petersburg finden sich oft nur 3—5 Passagiere erster Klasse. Es ist der Eisenbahnverwaltung noch nicht gelungen, den Thee- und Seidenhandel mit Rußland und dem übrigen Europa an sich zu reißen, obgleich Thee und Seide infolge der langen Seereise leiden. Die Züge sind sehr unpünktlich, verspäten sich nicht nur stunden-, sondern tagelang. Die Disziplin läßt viel zu wünschen übrig; die Lokomotivführer sind oft betrunken und streiken, bis man sie durch ein Geldgeschenk besänftigt. Obgleich die Gehälter der Beamten sehr gering sind, sind doch die Kosten weit größer als auf anderen Bahnlinien. Die Zahl der Wächter, welche im Kriege eine Abteilung des Heeres bilden könnten, beträgt für die Mandschu-Bahnstrecke von 1500 Seemeilen ungefähr 20,000 Mann. Hätte die Eisenbahngesellschaft einen der alten Verkehrswege benutzt und statt eingleisiger mehrgleisige Bahnen angelegt, die Fracht herabgesetzt, die Geschwindigkeit beschleunigt und bei der Anlegung der Bahn kommerzielle Zwecke nicht mit strategischen und politischen verquickt, dann hätte sie mit der Zeit einen großen Gewinn erzielt und die Bahn zur Hauptverkehrsstraße des Landes gemacht. Der Bau war jedenfalls verfrüht, denn die rasche Vollendung der Bahn mußte die Eingeborenen mit Mißtrauen und Furcht erfüllen. Sie sahen in ihr nicht ohne Grund den Vorboten einer ihnen bevorstehenden Annexion. Da sie die Bahn nicht zerstören konnten, beschlossen sie, sich derselben nur im Notfalle zu bedienen und den Verkehr mit dem russischen Personal zu vermeiden. So ist es gekommen, daß die an der Eisenbahn beschäftigten oder mit

den russischen Beamten verkehrenden Chinesen nicht Eingeborene der Mandschurei, nicht Angehörige der höheren Kasten, sondern ungebildete Chinesen aus den übrigen Provinzen sind, die wegen ihrer niedrigen Kaste verachtet sind. Der Russe ist gutmütig und sehr redselig und von der Steifheit und dem Dünkel des Engländers weit entfernt; seine Sprache ist viel leichter als die englische. Unter den Chinesen gibt es viele, die geläufig russisch sprechen, wenige, die das Englische korrekt sprechen lernen. Diese Umstände erleichtern den Verkehr der beiden Rassen, um so mehr, da der Chinese sich viel gefallen läßt, wenn er Geld verdienen kann. Für geschäftliche Beziehungen ist dem chinesischen Arbeiter und Kaufmann der Russe willkommen, aber zu freundschaftlichem Verkehr, zu Einladungen in sein Haus kommt es nie. Das weibliche Geschlecht vermeidet nicht nur den Verkehr mit den Russen, was ja auch in anderen Ländern des Orients vorkommt, sondern flüchtet sich in Schlupfwinkel, wenn ein russischer Soldat in die Nähe kommt. Der russische Soldat erfreut sich eines so schlechten Rufes, daß seine bloße Gegenwart das weibliche Geschlecht mit Abschen erfüllt. Soviel die Sittlichkeit der Chinesen zu wünschen läßt, so empört sich doch ihr Gefühl gegen die Prostitution ihrer Frauen und Töchter des Geldes wegen. Ueber die Immoralität der Russen im fernen Asien und ihre Trunksucht brauchen wir kein Wort zu verlieren; die Laster gehen gewöhnlich Hand in Hand und können sich im fernen Osten weit mehr breit machen, da selbst die verheirateten Beamten und Offiziere von ihren Frauen in der Regel nicht begleitet sind und gleich den Unverheirateten ihre Mätressen halten, die aus aller Herren Länder zugewandert sind und im Osten ihr unsauberes Handwerk treiben. Wollust und Habsucht, Koketterie und Grausamkeiten halten sich bei diesen verworfenen Geschöpfen die Wage, die ihren Liebhaber ausplündern und dann einem andern sich hingeben. Die europäischen Freudenmädchen mit ihren

Zuhältern sind Mittelpunkte der Ansteckung und des geistigen Siechtums. Port Arthur, Karbin, kurz alle die Städte, in denen zahlreiche Russen leben, zeigen, wie weit entfernt diese Beamten und Offiziere davon sind, Träger der Zivilisation und des Christentums zu sein.

Man hat viel Aufhebens von der russischen Bank gemacht, die auch in der Mandschurei ihre Zweigbanken hat, und deren Bedeutung gewaltig übertrieben. Die Chinesen zeigen kein besonderes Verlangen ihr Geld in der russischen Bank anzulegen, das russische Geld dem chinesischen vorzuziehen. Nur mit großem Widerstreben nahmen die von den Russen beschäftigten chinesischen Arbeiter und Handelsleute den russischen Papierrubel an und waren von jeher darauf bedacht, denselben gegen Silber einzuwechseln. In Shanghai, Tientsin und Chifu wird das russische Papiergeld sofort in Silber umgewechselt; auf den Märkten der Eingeborenen wird der Rubel nicht angenommen. Die Russen haben sich vergeblich bemüht, den Silberrubel, der kein russisches Gepräge trägt, zu verbannen: noch weniger ist es ihnen gelungen, den Verkehr der chinesischen Beamten mit Peking zu unterbrechen, die an den Staat zu entrichtenden Steuern sich selbst anzueignen. Die chinesischen Beamten sind für die schwerfälligen Russen viel zu schlau und wissen deren Anschläge zu vereiteln; obgleich letztere durch Gewalt in den Besitz der Telegraphen gelangt sind, so können sie nicht verhindern, daß manche Telegramme nach Peking geschickt werden, von denen sie keine Kunde erhalten. Die Masse des Volkes kümmert sich im Grunde wenig, wer zu gebieten habe, wenn ihre Interessen nicht geschädigt werden; die chinesischen Beamten dagegen sind von Haß gegen die Russen erfüllt.

Der Russe steht auf keiner höheren Stufe der Zivilisation als der Chinese. Letzterer hat sich im Verkehr mit Engländern, Franzosen und Deutschen von der modernen Kultur das kaufmännische Geschick und die Erfahrung Europas mehr

angeeignet als der Russe und besitzt dank seiner Erziehung und tausendjähriger Traditionen Fähigkeiten und Fertigkeiten, die der unentwickelte Slave erst sich noch erwerben muß. In Australien, in den Vereinigten Staaten Amerikas hat man in der Ausschließung der chinesischen Arbeiter das Heil und den Schutz der eingebornen Arbeiter erblickt und geltend gemacht, daß die australischen und amerikanischen Arbeiter in einen Wettbewerb mit den Chinesen nicht eintreten könnten, weil letztere länger arbeiteten und weit weniger für ihren Unterhalt brauchten. Aus ähnlichen Gründen bekämpfen die englischen Arbeiter die Einführung chinesischer Kulis nach Südafrika. Wie kann der plumpe gestiefelte Slave mit dem rastlos arbeitenden, vor nichts zurückschreckenden Chinesen sich messen? Die eigentlichen Mandschus, bei denen wie bei den Russen die vis inertiae eine große Rolle spielt, weil sie Jahrhunderte lang fast ausschließlich das Kriegshandwerk betrieben haben, kommen hier nicht in Betracht, denn sie belaufen sich in der Mandschurei nicht über anderthalb Millionen Seelen, die übrigen 18 Millionen sind entweder Chinesen (ungefähr 17 Millionen), Mongolen, Tataren. Abgesehen von der Armee und den Eisenbahnbeamten, die ein Sonderleben führen, zählt man in der eigentlichen Mandschurei 20,000 Zivilisten und 22,000 in der von den Russen gepachteten Provinz Kwangtung. Seit der Vollendung der Bahnlinie und der Bauten in Dalny und Karbin hat die russische Zivilbevölkerung stetig abgenommen. Manche russischen Geschäftshäuser sind eingegangen, weil sie mit den chinesischen nicht konkurrieren konnten.

Da die Mandschurei verhältnismäßig wenige fruchtbare Strecken besitzt, die nicht bereits angebaut sind, so müßte die russische Regierung die jetzigen Eigentümer unter irgend welchem Vorwand aus ihren Wohnsitzen vertreiben und ihre Ländereien den russischen Besiedlern anweisen, zu gleicher Zeit aber Sorge tragen, daß diese russischen Güter nie und nimmer an die Chinesen zurückfallen könnten. Das ist unter den

jetzigen Umständen unmöglich: die Chinesen und die europäischen Mächte würden dagegen protestieren. Nach einem Siege über die Japaner könnten die Russen allenfalls sich über diese Proteste hinwegsetzen; aber dem Bauern wäre doch nicht geholfen, denn er würde in Abhängigkeit von den Wucherern gehalten, d. h. in eine noch schlimmere Knechtschaft geraten, als jene in Rußland war, der er entronnen ist.

Die Russen haben anstatt ihren Mißerfolg anzuerkennen und die Mandschurei gemäß den den übrigen Mächten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu räumen, ihre Stellung in dem Lande, das für sie bereits so verhängnisvoll geworden ist, nur noch mehr zu befestigen gesucht. Der Krieg mit Japan war ihnen in gewisser Beziehung willkommen, weil ein Kampf mit der winzigen Macht ihnen einen Besitztitel auf die Mandschurei und Korea verlieh. Es ist freilich anders gekommen, als sie erwartet hatten. Die verachteten Japaner haben sich zu Land und zu Wasser überlegen gezeigt. Die russische Flotte im fernen Osten ist im Kampf unterlegen, das russische Landheer hat eine Niederlage nach der andern erlitten und ist bis Mukden zurückgewichen. Dalny, Newchwang mit ihren herrlichen Werften und Arsenalen, die Festung Liaoyang, die Eisenbahn und das an Hülfsquellen aller Art so reiche Land bis hinauf nach Mukden befinden sich in den Händen der Japaner und dienen denselben nicht blos als eine Operationsbasis mit trefflichen Verteidigungslinien, sondern auch als eine Vorratskammer. So reich die Mandschurei ist, so werden doch Jahrzehnte nötig sein, bevor die Zinsen der von den Russen kontrahierten Schulden durch die Einkünfte des von ihnen wiedereroberten Landes gedeckt werden können. Von Heimzahlung des Kapitals kann keine Rede sein. Selbst wenn Rußland aus dem Kampfe mit Japan als Sieger hervorgeht und imstande ist, England und die Vereinigten Staaten vom Handel mit der Mandschurei auszuschließen, werden nicht die Slaven, sondern Deutsche und Franzosen, vor allem ab

die Chinesen den Hauptgewinn aus dem Handel mit dem Aus- und Binnenland ziehen. Den Russen fehlen die Kapitalien, die Geschäftskenntnis, das praktische Geschick, der Unternehmungsgeist. Die bisher in Rußland befolgte Methode, alles vom Staate zu erwarten, Ausländer mit der Leitung der staatlichen Fabriken zu betrauen, Privatunternehmer durch Gesetze und bis ins einzelne gehende Vorschriften zu beschränken, hat Industrie und Handel wahrlich nicht gefördert. Wenn man das gemeine Volk wie Sklaven erzieht und behandelt, wenn man jede Regung der Selbständigkeit unterdrückt, wenn man Passivität und eine an den Fatalismus grenzende Apathie als die höchste christliche Tugend empfiehlt, dann können die Schulen und höheren Lehranstalten keine wissenschaftlich gebildeten Offiziere, Ingenieure, keine tüchtigen Beamten, keine fähigen Verwalter, ja nicht einmal gute Kellner liefern. So erzählt uns Weale, wie auf einer russischen Dampfschiffslinie Chinesen die Oberkellner seien und die russischen Unterkellner ihre Ueberlegenheit fühlen ließen. Die Russen haben gleich den übrigen Slaven ein großes Sprachtalent; gleichwohl sind es nur sehr wenige, die des Chinesischen mächtig sind. Der Chinese ist freilich zu jedem Dienst bereit, wenn er dafür bezahlt wird; aber er ist doch zu sehr Patriot, als daß er Bedenken trüge, den Interessen seines Arbeitgebers entgegenzuhandeln, wenn es dem Vaterlande Vorteil brächte. Während die Engländer in Indien und anderswo in ihrem Mißtrauen zu weit gehen, sind die Russen, wie der gegenwärtige Krieg mit Japan zeigt, zu vertrauensselig. Eroberungen zu machen, große Länderstrecken zu annektieren, bevor die unterworfenen Stämme und Rassen sich mit den Eroberern amalgamiert, deren Sitten und Gewohnheiten angenommen haben, ist wirklich sehr gefährlich. Dadurch, daß man Mongolen, Turkomanen und Chinesen in die russische Armee einreiht, sie in die russische Uniform steckt, macht man sie nicht zu Russen, erreicht man nicht, daß sie ihr Leben für die russische Sache in die

Schanze schlagen. Die jüngsten Niederlagen sind nicht allein durch die Sorglosigkeit der Offiziere und die durch Unsittlichkeit der Soldaten verursachte Körperschwäche verschuldet, sondern auch durch die Apathie der Soldaten, welche eine Niederlage ihrer neuen Herren nicht ungern sehen. Man hat bei der Aushebung der Truppen unter den Stämmen Sibiriens und Mittelasiens keine Auswahl getroffen und geglaubt, daß jeder, den man in die russische Montur stecke, sofort ein Held werde. Das hat sich schrecklich gerächt. Selbst der Mutige wird durch den Feigen fortgezogen.

Rußland, so wird man einwenden, hat die Mandschurei für den Welthandel eröffnet und für die Bewohner des Landes die größten materiellen Segnungen verwirklicht. Die Ein- und Ausfuhr werden von Hosier auf 20'000,000 Pfd. berechnet. Nun ist der größte Hafen Newchwang, von dem jährlich 1'000,000 Tonnen von Bohnen ausgeführt werden, nicht von den Russen, sondern von den Engländern gegründet worden (1858); die russische Eisenbahn hat aber zur Förderung des Handels wenig beigetragen. Die Haupttransportmittel sind noch immer die Dschonke (ein flaches chinesisches Fahrzeug) und die Maultiere. Für den Strombau hat die russische Regierung nichts getan, obwohl er sehr lohnend wäre. Selbst den Räubern, die von Zeit zu Zeit die Straßen unsicher machen, haben die russischen Truppen das Handwerk nicht gelegt. Die Schilderung der Stadt Newchwang unter russischer Herrschaft, der Kontrast zwischen einst und jetzt mag bei Weale übertrieben sein; daß jedoch die Gegenwart so vieler russischen Soldaten und Verwaltungsbeamten, die keine Beschäftigung haben, störend sei, wird jeder zugeben. Die Eingeborenen benützen die unter englischer Oberleitung stehenden chinesischen Eisenbahnen, verschmähen aber die russischen, wenn sie der besseren Klasse angehören oder mit ihren Frauen oder Töchtern reisen, denn sie wollen nicht insultiert werden. Die Mandschurei

kann nie und nimmer eine neue Heimat für den russischen Siedler werden, es sei denn, daß die russischen Beamten und das ganze Verwaltungswesen reformiert werden, daß Schule und Kirche den Bauer bilden und veredeln und zu einem höheren Geistesleben anleiten. Bis dahin hat es freilich weite Wege. Die Mandschurei kann für Rußland kein zweites Indien werden, denn das Geheimnis, mit einer Handvoll von gebornen Engländern ein Reich von 300'000,000 Seelen zu regieren, haben die russischen Beamten noch nicht ergründet. Der russische Genius ist von dem englischen ganz verschieden. Mit der freien Betätigung seiner Kräfte das Maßhalten und die Selbstbeherrschung zu verbinden, ist nicht seine Sache. Wir gehen wohl kaum fehl mit unserer Behauptung, daß die von Rußland angestrebte Herrschaft des Ostens ein eitler Traum ist, der sich nur verwirklichen läßt, wenn Rußland sich den Gesetzen der modernen Zivilisation anbequemt und demokratische Institutionen ins Leben ruft. Dann ist aber auch Rußland nicht länger gefährlich. Wenn Rußland diese Lehre aus seiner Herrschaft in der Mandschurei zöge, wären die Summen, die diese Lehre gekostet hat, nicht zu hoch.

A.

LXVIII.

Mehr Katholiken an die Hochschulen!

Von Dr. Rhenanus.

Daß eine Hochschule mit ausgesprochen katholischem Charakter allen wissenschaftlichen Anforderungen der Gegenwart zu genügen vermag, zeigt das Beispiel von Löwen. Die katholische Universität Belgiens, welche vor kurzem den 60. Jahrestag ihrer Wiedererrichtung durch den belgischen Episkopat beging, nimmt zweifellos unter den Hochschulen des Landes die erste Stelle ein, nicht nur, was die Frequenz anlangt, sondern auch hinsichtlich der wissenschaftlichen Leistungen des Lehrkörpers wie der Studentenschaft und der Ausstattung mit allen wissenschaftlichen Hülfsmitteln. Mit berechtigtem Stolze konnte der Rektor Hebbelynck bei der jüngsten Eröffnung des Studienjahres darauf hinweisen, daß bei der Verteilung der großen Staatspreise und der Stipendien für wissenschaftliche Reisen die Universität Löwen seit ihrem Bestehen den Löwenanteil davongetragen hat. Es wird eben in Löwen ernst gearbeitet; der Löwener Durchschnittsstudent ist sicher dem deutschen Durschnittsstudenten ebenbürtig, wenn auch an den deutschen Hochschulen ein größerer Prozentsatz über den Durchschnitt hinausragender Studenten sich finden dürfte.

Die auf Gründung einer katholischen Universität im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches gerichteten Bestre-

bungen reichen schon weit zurück und sie sind nicht aufgegeben. Im benachbarten Oesterreich werden dieselben Bestrebungen neuerdings mit besonderem Eifer betrieben. Jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle erscheint die Erreichung des Zieles keineswegs ausgeschlossen; von staatlicher Seite werden dort unüberwindliche Hindernisse jedenfalls nicht erhoben. Mit voller Sicherheit aber kann man sagen, daß im Deutschen Reich die Gründung einer katholischen Universität schon an dem Widerstande der zunächst in Betracht kommenden staatlichen Faktoren scheitern wird, abgesehen von den sonstigen Schwierigkeiten, welche man vielfach zu unterschätzen geneigt ist. Jedenfalls können die deutschen Katholiken für ihre Anteilnahme an dem wissenschaftlichen Leben ihres Landes, wie es nun einmal an den Universitäten seinen Mittelpunkt hat, auf die Gründung einer spezifisch katholischen Universität nicht warten; die Zeit würde ihnen dabei zu lange werden.

Als in dem kirchenpolitischen Konflikte der 70er und 80er Jahre jungen katholischen Gelehrten die Möglichkeit des Eintrittes in die akademische Doktion nahezu abgeschnitten war, riefen diese Katholiken die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland ins Leben, welche auf eine mehr als 25 jährige fruchtbare Wirksamkeit zurückblickt und insbesondere in der Durchführung eigener wissenschaftlicher Unternehmungen (Philosophisches Jahrbuch, Historisches Jahrbuch, Römisches historisches Institut, Staatslexikon) sowie in der Unterstützung zahlreicher wissenschaftlicher Publikationen und tüchtiger junger Gelehrten beachtenswerte Resultate erzielt hat. Die von der Gesellschaft aufgewendeten Mittel belaufen sich weit über eine Million. Die Görres-Gesellschaft war als eine Art freier Akademie gedacht, aber sie hat nie die Absicht gehabt, an die Stelle der Universitäten sich zu setzen, vielmehr war es eines der Hauptziele der leitenden Persönlichkeiten möglichst

vielen jungen katholischen Gelehrten den Zugang zur Universität zu ermöglichen oder zu erleichtern.

Die Hindernisse, welche in den 70er und 80er Jahren dem Eintritt von jungen katholischen Gelehrten in die akademische Doktion entgegenstanden, waren manchmal geradezu unüberwindlich, insbesondere an solchen Universitäten unüberwindlich, denen sich naturgemäß junge katholische Gelehrte am ersten zuwandten. Es genügt, an die Bonner Erlebnisse des Freiherrn **von Hertling** zu erinnern, der in die Lage kam, sein 25. Semesterjubiläum als Privatdozent an der rheinischen Friedrich Wilhelms-Universität zu begehen. Erst Minister von Puttkamer „entdeckte" ihn während der kurzen Zeit, in welcher er das Kultusministerium inne hatte. (Er mußte es bald mit dem Ministerium des Innern vertauschen.) Herr v. Puttkamer hatte Gelegenheit, den Parlamentarier von Hertling im Reichstage kennen zu lernen und äußerte unverhohlen sein Erstaunen, daß ein solcher Mann es nicht zum Ordinarius auf einer preußischen Hochschule habe bringen können. Die Frucht dieses Erstaunens war, daß dem so lange übersehenen Privatdozenten ein Ordinariat in Breslau angeboten wurde; alsbald folgte ein Ruf nach München, den Freiherr von Hertling annahm.

Trotz der eigenen übeln Erfahrungen hat aber Niemand eindringlicher die Katholiken in Deutschland gemahnt, für eine bessere Vertretung an den Universitäten zu sorgen, als der heutige Vorsitzende der Görres-Gesellschaft. Er hat diese Mahnung in mehr als einer programmatischen Kundgebung bei Eröffnung der Generalversammlungen der Görres-Gesellschaft erlassen und sie besonders nachdrücklich in A[illegible]sätzen über das Thema „Katholizismus und Wissensch[illegible] wiederholt, welche er im letzten Hefte des Jahrgangs 1[illegible] und in den ersten Heften des Jahrgangs 1898 der Histori[illegible] politischen Blätter veröffentlicht hat. Eine gesteigerte We[illegible]schätzung der profanen Wissenschaften in allen katholis[illegible]

Kreisen sei, so führte der Verfasser in diesen Aufsätzen u. a. aus, die erste und notwendigste Voraussetzung für eine gesteigerte Beteiligung der Katholiken an wissenschaftlicher Forschung und höherer Lehrtätigkeit. Möge hier noch so viel auf Rechnung der ungünstigen Zeitverhältnisse, des Cliquenwesens an den Universitäten und der Abneigung liberaler Regierungen gegen glaubenstreue Katholiken gesetzt werden, es müsse gesagt werden, daß wir auch durch eigene Schuld hinter dem Maß von wissenschaftlicher Arbeit zurückgeblieben seien, das von uns füglich verlangt werden könne. Kein Zweifel, daß ein Mangel richtiger Wertschätzung der Profanwissenschaften und ihrer Vertreter, wie er sich bei so vielen sozial höher stehenden Katholiken finde, hiezu beigetragen habe. In unseren katholischen Kreisen begegneten wir nicht selten der Meinung, daß Lernen und Forschen an sich etwas Minderwertiges sei. Mit einer gewissen Geringschätzung spreche man dort von der „sogenannten deutschen Wissenschaft". Man frage, was denn nun bei all dem Aufwand von Gelehrsamkeit schließlich „herauskomme" und weit mehr als über wirkliche Errungenschaften freue man sich über die Fälle, wo vorschnell im Namen der Wissenschaft gemachte Aufstellungen sich als unhaltbar erweisen und zurückgenommen werden müßten. In Reden auf Volksversammlungen aber erscheine der „Gelehrte", der „Professor" nicht selten geradezu als komische Person. Frhr. von Hertling bezeichnete es daher als das Erste, „daß wir Alle, jeder nach seinen Kräften, bestrebt sind, in katholischen Kreisen eine gesteigerte Wertschätzung jeder wahrhaft wissenschaftlichen Betätigung zu wecken und zu fördern". „Wir brauchen die Wissenschaft, wir brauchen Gelehrte, wir müssen dafür sorgen, daß sich die Unsrigen mehr als bisher an dem Wettbewerb mit den Andersgläubigen beteiligen".

Ganz konkret ist einige Jahre später der ordentliche [ö]fentliche Professor der Chemie an der Universität Königs-

berg, Dr. Wilhelm Lossen, der Frage gegenübergetreten, [illegible]n, ob heute noch ein Fernbleiben der Katholiken von dem aka[illegible]demischen Lehramte in den Verhältnissen seine Rechtfertigung [illegible]g finde. Auf Grund eines umfangreichen Materials, bei dessen [illegible] Zusammentragung amtliche Quellen benutzt sind, gelang[illegible]t Prof. Lossen zu folgendem Ergebnis:

„Bis zur zweiten Hälfte der sechziger Jahre bestand ein[illegible] so geflissentliche Fernhaltung katholischer Dozenten von den Lehr[illegible]stühlen der preußischen Universitäten, daß das damals a[illegible]f katholischer Seite bestehende Mißtrauen gegen die Gerechtigkei[illegible]t und Parität der Unterrichtsverwaltung ein gerechtfertigtes wa[illegible]r. Diese Behandlung der Katholiken ändert sich mit dem an[illegible]geführten Zeitpunkt. Von da ab mehrt sich die Zahl der katho[illegible]lischen Ordinarien stetig, und zwar in stärkerem Maße als die[illegible]jenige der evangelischen. Es hat manche evangelische Professore[illegible]n gegeben, welche diese Aenderung angebahnt und wesentlich unte[illegible]stützt haben. Durch den Kulturkampf ist dieselbe in ihre[illegible]m Verlauf nicht in sichtlicher Weise beeinflußt worden. Daß s[illegible]ie aber nicht alsbald die Folge hatte, daß eine entsprechen[illegible]nd größere Zahl katholischer Gelehrten durch Habilitation den Zu[illegible]tritt zur akademischen Laufbahn suchte, daran trug vor alle[illegible] der Kulturkampf Schuld, in welchem das Vertrauen der Katho[illegible]liken zur Gerechtigkeit der Regierung auf jenem Gebiete auf[illegible] tiefste erschüttert wurde. Zu den Männern, welche in jene[illegible] Zeit ihrer katholischen Ueberzeugung wegen die unerhörteste[illegible] Zurücksetzung erfuhren, gehörten auch Gelehrte und akademische Lehrer. Auf Seite der Regierung standen und wirkten in den parlamentarischen Körperschaften und im öffentlichen Leben Universitätsprofessoren, von deren Wohlwollen die Beförderung katholischer Dozenten abhängig war. Es konnte nicht ausbleiben, daß deren Hoffnungen auf eine gerechte Würdigung ihrer wissenschaftlichen Leistungen gründlich zerstört wurden. Auch damals war das Mißtrauen in die Parität der Unterrichtsverwaltung ein begründetes. Unmöglich konnte das Vertrauen bei der Aenderung der kirchenpolitischen Haltung der Regierun[illegible] alsbald zurückkehren. Unerklärlich ist es nicht, daß auch heut[illegible]

noch das Andenken an jene Zeit nachwirkt. Zu bedauern ist aber, daß diese Nachwirkung auch heute noch eine Stärke zeigt, welche den inzwischen geänderten Verhältnissen nicht mehr entspricht. Daran tragen auch die Katholiken selbst Schuld".

Gegen die Gründung einer katholischen Universität in Preußen erhebt Professor Lossen schwerwiegende finanzielle Bedenken. Es müßten dauernd jährlich 2 Millionen Mark aufgebracht werden, etwa 4 % der von den Katholiken Preußens gezahlten direkten Steuern. Daß unter dem Eindruck einer durch außergewöhnliche Ereignisse hervorgerufenen Begeisterung alle sich einmütig ein solches Opfer auferlegten, wäre vielleicht möglich; unter gewöhnlichen Verhältnissen sei seiner Ansicht nach gar nicht daran zu denken. Hätten aber die Katholiken Preußens wirklich 2 Millionen jährlich für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung, so dürfte eine ganz andere Verwendung viel vorteilhafter sein. Mit dieser Summe könnte man 200 katholischen Gelehrten ein Jahresgehalt von 10,000 Mark geben, so daß sie, ohne auf Staatsmittel angewiesen zu sein, an unseren Universitäten, zu deren Unterhaltung die Katholiken ja ohnehin Steuern zahlten, sich als Gelehrte und Dozenten niederlassen und die reichen Mittel derselben benützen könnten. Aehnliche Verwendungen lägen nahe.

Professor Lossen hat, wie er im Vorwort ausspricht, seine sehr verdienstliche Schrift geschrieben, um darzutun, daß die in den Kreisen der Studierenden und jungen Gelehrten weit verbreitete, aber auch von vielen im reiferen Lebensalter stehenden ernst denkenden Männern geteilte und durch Aeußerungen einflußreicher Katholiken in Versammlungen, parlamentarischen Körperschaften und in der Presse genährte Meinung unzutreffend sei, daß lediglich einerseits Mangel an Parität seitens der Unterrichtsverwaltung, andererseits Vorurteile nichtkatholischer Gelehrten gegen die Katholiken schuld daran seien, daß die Zahl der letzteren an den

preußischen Universitäten bei weitem nicht der Zahl der Katholiken in der Bevölkerung entspricht. Er verkennt durchaus nicht und hat es auch selbst erfahren, daß teils seit früheren Zeiten bestehende und länger als gut festgehaltene Einrichtungen, teils auf evangelischer Seite bestehende Vorurteile lange Zeit hindurch den Katholiken den Eintritt in die akademische Laufbahn und das Fortkommen in derselben wesentlich erschwert haben, daß dadurch ein berechtigtes Mißtrauen gegen die Parität der Unterrichtsverwaltung und der Fakultäten erzeugt worden ist, welches naturgemäß nicht mit dem Augenblick aufhören konnte, in welchem die Ursache seines Entstehens zu schwinden begann; aber es ist ihm während der langen Reihe von Jahren, welche er der Universität angehörte, öfter und namentlich in der neueren Zeit so vorgekommen, als ob von katholischer Seite die angeführten Ursachen der Minderzahl der Katholiken in den Lehrkörpern der Universitäten überschätzt würden, als ob noch andere Umstände zum Vorhandensein derselben beitrügen.

In letzterer Hinsicht äußert sich Prof. Lossen teilweise in derselben Richtung, wie Freiherr v. Hertling in seinen oben angeführten Kundgebungen, und bringt dafür ein reiches Material bei; er liefert den Nachweis, daß von katholischer Seite die dem Eintritt katholischer junger Gelehrter in die akademische Laufbahn heute noch entgegenstehenden Schwierigkeiten überschätzt würden, in überzeugender Weise. Am schwersten fällt hier die Feststellung ins Gewicht, daß seit dem Jahre 1870 die Zahl der katholischen Ordinarien in den drei weltlichen Fakultäten zugenommen hat, und zwar nicht nur die absolute, sondern auch die relative Zahl derselben, während die absolute Zahl der katholischen Extraordinarien und Privatdozenten nicht in gleichem Maße gestiegen ist, die relative Zahl derselben sogar abgenommen hat. Von besonderem Interesse ist dann noch die Fest-

stellung, daß in keiner andern Fakultät das Mißverhältnis zwischen der Zahl der katholischen und nichtkatholischen Privatdozenten so groß ist als in der juristischen. Auf 25 Semester kommen 2 katholische gegenüber 50 nichtkatholischen Privatdozenten aus Preußen an allen preußischen Universitäten; zählt man die nicht aus Preußen stammenden Dozenten mit, so ist das Verhältnis wie 2:62; in Bonn, der Universität derjenigen Provinz, welche über 70 % katholische Einwohner zählt, hat sich zwischen 1869 und 1896/97 kein Katholik in der juristischen Fakultät habilitiert. Dabei ist gerade die Beförderung in der juristischen Fakultät viel günstiger als in der medizinischen und philosophischen. Daß es nicht an tüchtigen katholischen Juristen mangelt, zeigt der Umstand, daß von den 80 Ordinarien der juristischen Fakultät, welche in 25 Semestern in Preußen lehrten, 16—20 % katholisch waren, also relativ mehr als in den beiden anderen weltlichen Fakultäten; von jenen stammten freilich nur 7, also nicht die Hälfte, aus Preußen, 4 dagegen aus Bayern und 4 aus Oesterreich.

Speziell mit den Verhältnissen der juristischen Fakultäten hat sich auf der vom 10. bis 12. Oktober dieses Jahres in Mainz stattgehabten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft das Mitglied des Verwaltungsausschusses der Gesellschaft, Dr. Jul. Bachem, beschäftigt, und zwar in einem Referat, welches derselbe über die von ihm herausgegebene, vor kurzem zum Abschluß gelangte zweite Auflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft erstattete. Referent bemerkte in „einer Abschweifung, die aber eng mit der Sache zusammenhängt", unter anderm:

„Lassen Sie mich auch bei dieser Gelegenheit einen Gedanken aussprechen, dem ich in den Kreisen katholischer Studentenkorporationen schon wiederholt Ausdruck gegeben habe. Es ist eine auffallende und, wie mir scheint, sehr bedauerliche Erscheinung, daß wir so wenig katholische Dozenten für die

rechts- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen an den reichsdeutschen Hochschulen haben; für Völkerrecht z. B. mußten die Hauptmitarbeiter in Deutsch Oesterreich gesucht werden. Hier liegt die Schuld ganz zweifellos auf katholischer Seite selbst. Vor einigen Jahrzehnten konnte man sagen, daß es einem katholischen Privatdozenten aus sattsam bekannten Gründen sehr schwer geworden sein würde, seinen Weg zu machen. Heute ist das nicht mehr oder doch nicht mehr in solchem Maße der Fall, daß ein tüchtiger und strebsamer junger Jurist dadurch abgehalten werden dürfte, sich der akademischen Doktion zu widmen. Der Wandel der Zeiten wird drastisch dadurch illustriert, daß ein uns allen bekannter und von uns allen hochgeschätzter Gelehrter, der vor 25 Jahren in eine Fakultät einer rheinischen Hochschule nicht hineingelangen konnte, vor einigen Jahren an einer anderen Hochschule des Deutschen Reiches unter den schwierigsten Verhältnissen eine ganze Fakultät zustande zu bringen vermochte. Ich könnte junge katholische Gelehrte nennen, die auf dem rechts- und staatswissenschaftlichen Gebiete eine sehr rasche und gute Karriere gemacht haben. Und wir haben doch gerade unter den katholischen Juristen nicht wenige, die es auch eine längere Zeit ‚aushalten' könnten. In Rheinland und Westfalen z. B. ist, wenn ich nicht sehr irre, der Prozentsatz der katholischen Juristen im Verhältnis zu der Bevölkerungsziffer stärker als derjenige der protestantischen. Warum habilitieren sich nicht besonders veranlagte junge Leute für Staatsrecht und Völkerrecht? Müssen denn alle in die Rechtsanwaltschaft oder in die Magistratur eintreten? Ich stelle diese Frage erneut zur Erwägung derjenigen, welche es angeht."

Auf dem Kommers, welchen die vereinigten katholischen Studentenkorporationen im Frankfurter Hof zu Ehren der Görres-Gesellschaft veranstaltet hatten, kam Dr. Jul. Bachem nochmals auf sein Thema zurück, indem er die katholischen Studentenkorporationen aufforderte, sich rege und geschickt an allen gemeinsamen Angelegenheiten der Studentenschaft zu beteiligen und namentlich an dem wissenschaftlichen Leben

an den Hochschulen lebhaft Anteil zu nehmen. Das sei auch das beste Mittel, „den Andern" die Daseinsberechtigung der katholischen Studentenkorporationen darzutun. Die deutschen Katholiken hätten sich viel zu sehr von den Universitäten abdrängen lassen; an einigen Universitäten, wo sie früher mehr bedeuteten, erschienen sie fast vollständig ausgeschaltet. Redner dachte dabei wohl zunächst an die Universität Bonn und deren juristische Fakultät, in welcher, wie oben schon bemerkt, seit Jahrzehnten kein Katholik mehr als Privatdozent sich habilitirt hat.

Werden die fortgesetzten ernsten Mahnungen mitten im wissenschaftlichen Leben der deutschen Katholiken stehender Männer endlich Erfolg haben? Die Dinge stehen in der Tat so, daß einer wissenschaftlichen Betätigung junger katholischer Gelehrten an den Hochschulen keine Hindernisse mehr im Wege stehen, welche festes Wollen und tüchtiges Können nicht zu überwinden vermöchten. Wenn die deutschen Katholiken ferner in dem Maße wie bisher von den Hochschulen „ausgeschaltet" bleiben, so wird es in erster Linie ihre Schuld sein.

LXIX.

Zusammenhang der Weltpolitik.

An beiden Enden der gesitteten Welt, in der Mandschurei und in Marokko, bereiten sich Ereignisse vor, welche weit, weit über das hinausgreifen, was dort jetzt vorgeht. Gegen die Erwartung Vieler dauern die Mißerfolge der Russen auch in dem zweiten, mit der Schlacht bei Liaojang beginnenden Abschnitt des Krieges fort.

Ganz erschreckend, beunruhigend ist für Europa und Amerika, zu gewahren, daß die Japaner sich binnen kaum vierzig Jahren ganz auf die Höhe des Abendlandes geschwungen haben, wenigstens was wirtschaftliche, politische und besonders auch die kriegerischen Verhältnisse betrifft. Die Japaner haben sich mit einem Schlag als die erste Kriegsmacht Asiens betätigt, so zwar, daß ihren stillen Bundesgenossen — Nordamerika und England — einige Beklemmungen gekommen zu sein scheinen. Ein geschlagenes, nun für Jahre lahmgelegtes, in Kriegs- und anderen Wehen liegendes Rußland könnte aber Frankreich nur wenig, sehr wenig nützen.

Es zeigt sich dabei wieder, wie ferne Rußland Europa, und besonders dem befreundeten Frankreich liegt, trotz aller äußeren, politischen Beziehungen. Rußland hat nur sehr geringen wirtschaftlichen Verkehr mit Frankreich, in dessen Ausfuhrliste es mit 50 Millionen an letzter Stelle steht. Was

sollen 50 Millionen bei einer 4000 Millionen übersteigenden Aus- und Einfuhr? Als Kunden kann Frankreich Rußland entbehren, ohne es zu verspüren. England mit 1300, Belgien mit 7—800, Deutschland mit 500 Millionen Einfuhr aus Frankreich stehen diesem ungleich näher als Rußland. Das Schicksal dieser drei Länder kommt für Frankreich an erster Stelle in Betracht, da von den übrigen Staaten keiner für mehr als 2—300 Millionen daselbst kauft. Manche glauben, wirtschaftlich kann Frankreich, wie überhaupt das Abendland eher den Zerfall Rußlands wünschen. Denn die dadurch frei werdenden Länder würden sich meist unmittelbar an das Abendland lehnen, ihm ihre Grenzen öffnen, wodurch ein gewaltiger Aufschwung des wechselseitigen Verkehrs und Gewinnes eintreten müßte.

Namentlich französische und englische Blätter machen sich viel zu schaffen mit der Nebenbuhlerschaft des Deutschen Reiches und Englands in der Türkei und Persien. Sie berichten, anfangs Oktober sei, in größter Verschwiegenheit, eine englische Sendung von Bombay nach Persien abgegangen. Obwohl nur wissenschaftliche und Handelszwecke vorgeschützt wurden, sei dieselbe von einer starken, militärischen Bedeckung umgeben. Persien sucht dem Eindringen der Fremden, namentlich Engländer, vorzubeugen, indem es den Eingebornen verbietet, ohne Genehmigung der Regierung Ländereien oder Gerechtsame an Ausländer zu verkaufen. Deutschland sucht sich jetzt des Tigristales zu bemächtigen, wo reiche Erdölschichten zu Mossul und Kerbuk entdeckt wurden. Es ist schon einer der stärksten Teilbesitzer der Bagdadbahn, über die es sich Befugnisse sichert, um allmälig an den Persischen Golf zu gelangen. Die dortigen Ländereien sind persönliches Eigentum des Sultans, weßhalb Deutschland sich an Abdul-Hamid hält. Die von England bezahlten Wahabiten haben die türkisch-arabischen Truppen des Scheich Ebn Reschid, Vasall der Türkei, geschlagen. Dadurch fällt ein langer Küstenstrich, westlich im Persischen Golf, unter

die Herrschaft des Scheich Mubarek, treues Werkzeug des Lord Curzon, Vizekönigs von Indien. Deutschland verfolgt dasselbe Ziel, indem es durch die Bagdadbahn an den Persischen Golf gelangen will. Der Kaiser gebraucht seinen Einfluß in Konstantinopel, um allmälig sein Ziel zu erreichen. Jedoch England hat auch hier gegen Rußland zu arbeiten, dessen Einfluß in Teheran bis jetzt vorherrscht. Dieser Einfluß kann nur steigen durch die Eisenbahn vom Kaspischen Meer in das Innere Persiens, deren Bau Rußland zugestanden ist. Wegen der jetzigen Mißerfolge Rußlands vermag England dessen Einfluß in Persien um so nachdrücklicher zu bekämpfen.

Schon vor den Ereignissen in der Mandschurei hatte sich Frankreich mit England verständigt. Hauptursache ist die Unergiebigkeit des Bündnisses mit Rußland gewesen, dann auch die wirtschaftliche Frage, der bedeutende Handel mit England. Das Abkommen mit diesem hängt auch mit der Annäherung zu Italien — durch Zoll- und andere Abkommen — zusammen. Das gute Verhältnis zu England und Italien hebt auch die Stellung Frankreichs in Europa. Die Annäherung zu Italien ist zugleich ein Schachzug gegen Deutschland und den Vatikan, deren freundliche Beziehungen in Paris nicht mit besonders gutem Auge gesehen werden. Die große Stellung, welche sich das deutsche, treu zu Papst und Kirche haltende Zentrum in der ganzen Welt errungen, verstärkt die Lage des Papstes ungemein. Er ist jetzt weniger als seit langer Zeit auf die Freundschaft Frankreichs angewiesen, kann deßhalb mit um so mehr Entschiedenheit dem Tun der Combes und Genossen begegnen.

Dem Papst, Freund des mächtigen Deutschen Kaisers, außerdem in guten Beziehungen zu allen Mächten, kann man nicht so hochmütig begegnen, wie einst z. B. Ludwig XIV. seinen Vorgängern. Die Annäherung zu England und Italien soll übrigens Frankreich auch einen Rückhalt gegen Deutschland bieten. Deßhalb ist es auch politisch wiederum ganz

richtig, wenn Deutschland gute Beziehungen zum Papst pflegt, während Frankreich oder doch dessen Regierung mit dem Oberhaupt der Kirche gebrochen hat, sich sogar von letzterer zu scheiden droht.

Die Verständigung mit England drückt sich in einem Vertrag aus, dessen Opfer wiederum das von Frankreich seit zwei Jahrhunderten mißbrauchte und mißhandelte Spanien sein soll. Es werden in demselben mehrere strittige Verhältnisse in den Siedelländern geregelt, welche nur mindere Bedeutung haben. Von entscheidender Tragweite ist aber, daß beide Mächte sich im Mittelmeer abfinden. England erhält freie Hand in Egypten, wodurch Frankreich, trotz Vorbehalt seiner Rechte, den Weg, den Schlüssel zu seinen hinterasiatischen Besitzungen preisgibt. Dafür überläßt England Marokko an Frankreich. Betreffs Spanien stellt das Abkommen fest: „1) die Neutralisation der marokkanischen Küste zwischen Melilla und dem rechten Ufer des Jebu ist bestätigt; 2) die Présidios und alle gegenwärtig vorhandenen spanischen Niederlassungen bleiben unberührt; jegliche Ausdehnung der diesen Niederlassungen anhaftenden Rechte ist, in Einstimmung mit Frankreich, mit der marokkanischen Regierung zu verhandeln; 3) die Neutralität Ceuta's und der Stellungen gegenüber Gibraltar ist durch besondere Bestimmungen gesichert; 4) den wirtschaftlichen Interessen Spaniens wird durch Steuer- und Zollbegünstigungen entsprochen; 5) betreffenden Falles werden Spanier in den marokkanischen, unter Leitung Frankreichs neugestalteten Verwaltungen (z. B. Zölle) angestellt.“

Frankreich erhält also durch England eine völlige Vormundschaft, Oberherrlichkeit über Marokko. Es soll dessen Verwaltung umgestalten, für Sicherheit und Ordnung sorgen und die wirtschaftliche Erschließung, Ausnützung des Landes, vorab des Landstriches Magreb, in die Hand nehmen. Spanien darf sich ohne Einwilligung Frankreichs nicht regen. Wohin dies führt, sehen wir in Egypten, welches ganz

englisch, und in Tunis, welches ganz französisch geworden. Durch Geschichte, Erdlage und Volkswirtschaft wäre aber Spanien zu dieser Aufgabe berufen. Seit dem 15. Jahrhundert hat dasselbe sich an der marokkanischen Küste festgesetzt, mehrere siegreiche Feldzüge geführt, sich aber nicht ausdehnen können, da es durch die Eifersucht der anderen Mächte, namentlich Englands, daran verhindert wurde. Der durch die Herrsch- und Habgier der Bourbonen hervorgerufene Erbfolgekrieg zerrüttete Spanien, kostete ihm seine Besitzungen in den Niederlanden und Italien und machte es zum Vasallen Frankreichs. Es konnte nur zur Not sein Siedelreich noch einige Zeit behaupten, aber an Ausdehnung vor seiner Tür, in Marokko, war nicht mehr zu denken. Spanien war fortwährend in die Kriege Frankreichs verwickelt, wobei ihm stets nur Verluste erwuchsen. Durch Napoleon I. wurde es ganz zu einem Anhängsel Frankreichs. Seither bringt jedes Ereignis, jeder politische Umschwung, jede geistige und politische Strömung in Frankreich unfehlbar seinen Wiederhall, seine Wirkung in Spanien hervor. Die französischen Umwälzungen leben in Spanien weiter. Daher die vielen Putsche und Militär-Revolutionen, welche Spanien nicht zur Ruhe und Blüte kommen lassen. Die dritte Republik haust auch in Spanien.

Einer der republikanischen Führer, Morayta, Professor der Weltgeschichte zu Madrid, Abgeordneter, sagte einem Mitarbeiter des Européen (Paris) anfangs September: „Die Tage des klerikalen Ministeriums Maura sind gezählt. Mit Hilfe der Liberalen werden wir ihn über die Konkordatfrage stürzen. Mit den Liberalen verlangen wir die Austreibung der religiösen Orden, welche für Spanien ebenso eine soziale Gefahr bilden, wie in Frankreich. Wir zählen, daß die Liberalen wenn sie mit unserer Hilfe die Staatsgewalt erobert haben, Wort halten und die Mönche verjagen werden. Die Einführung der Republik wird nur noch eine Frage der Zeit sein, sobald die Republikaner am Ruder sind. Jedoch ist eine Revolution unmöglich ohne Mitwirkung des Heeres. Die Re-

blikaner gewinnen immer mehr Boden im Heer, das wir llständig für unsere Sache zu gewinnen hoffen."

Ueber Marokko sagt der republikanische Verfasser: „Die fentliche Meinung kümmert sich wenig darum; nur die polische Welt beschäftigt sich damit. Die Politiker aller Parteien id sehr unzufrieden mit dem englisch-französischen Abkommen, elches die berechtigten Ansprüche Spaniens opfert. Frankreich id England nehmen den Löwenanteil, werfen Spanien nur ien abgenagten Knochen hin. Man hätte Spanien Tanger ben sollen, als Gleichgewicht gegen England, welches Gibraltar sitzt. Der schmale Strich, den man uns gelassen, ist wenig uchtbar, von wilden Stämmen bewohnt." Also selbst die epublikaner, welche nur auf Umsturz, auf Zerrüttung des aterlandes sinnen, stemmen sich gegen die Abmachungen der iden befreundeten Mächte. Morayta klagt: „Unsere Diplomatie ar nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe; sie wußte nichts von m Vertrag der beiden Mächte. Die jetzigen Verhandlungen it Frankreich sind mühsam. Man wird eine Verständigung reichen. Jedoch in seiner jetzigen Lage, ohne Land- und Seeacht, muß Spanien sich fügen, ergeben. Wir sind deshalb rankreich nicht böse, das wir lieben und das nur seine eigene ache wahrt. Wir sind nur aufgebracht gegen unsere Diplomatie, welcher es an Einsicht fehlte."

Der englisch-französische Vertrag hat indessen die Folge habt, daß der König auf die schon verkündete Reise nach rankreich verzichtete und dieselbe auf nächstes Jahr verhoben hat. Es hätte einen gar zu schlimmen Eindruck rvorgebracht, es wäre ein Mangel an Selbstachtung wesen, wenn der König nach einem solchen Ereignis, nem solchen Schlag ins Gesicht Spaniens, sich in Paris itte feiern lassen, wo sein Vater vor zwanzig Jahren auf n Straßen ausgepfiffen und beschimpft wurde, weil er n einem Besuch beim deutschen Kaiser kam. Die Franzsen, wenigstens ein Teil derselben, sehen es als eine Beidigung, eine Herausforderung an, wenn Spanien Freundhaft mit Deutschland pflegt.

Die große Mehrheit, ja alle Spanier haben immer, seitdem sie die Mauren vertrieben, es als eine nationale Aufgabe angesehen, dieselben im eigenen Land zu besiegen, dieses in Besitz zu nehmen, zu bekehren, zu besiedeln.

Ein Spanier, Saturnio Jimenez, schrieb in der ‚Deutschen Monatschrift‘: „Zwanzig Jahre sind verflossen, und von unserem Siedelreich bleiben uns nur einige kümmerliche Reste in Guinea, an der marokkanischen Küste und in den Sandbänken des Rio de Oro. Und es gibt Politiker, welche sich rühmen, Spanien von seiner schweren Last befreit zu haben! Auf unsere eigenen Kräfte beschränkt, vermögen wir nichts. Das beste Mittel, ein Gegengewicht an der französischen Grenze aufzurichten, besteht darin, die Zaffarin-Inseln, an der Mündung des Meluya, als Kohlenstation an Deutschland zu verpachten. In Nordafrika werden die Franzosen immer als Feinde den Spaniern gegenüberstehen.“

In derselben Monatschrift schreibt ein deutscher Gelehrter, welcher die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt: „In den Augen der vaterländisch gesinnten Spanier galt Marokko stets als Rettanker der spanischen Macht. Man sagte sich: Wenn Spanien in seiner Nähe, an seiner Tür, ein fruchtbares Gebiet besitzt, wo es den Ueberschuß seiner Bevölkerung ansiedeln kann, darf es hoffen, zu den großen Mächten gezählt zu werden. Aber ein Spanien mit einem französischen Siedelland im Süden, dem französischen Mutterland im Norden, sinkt beinahe zu einem Einflußgebiet Frankreichs herab. Bei diesem Unternehmen zur Abwehr kann Deutschland, welches nirgendwo mit Spanien im Widerstreite steht, helfend mitwirken.“

Das Bündnis mit Deutschland und Oesterreich ist schon längst volkstümlich in ganz Spanien. Aber beide Reiche sind fern, während Frankreich und England ihm auf dem Nacken sitzen und schon seit zwei Jahrhunderten eifrig bestrebt sind, Spanien niederzuhalten, nicht wieder zu größerer Macht kommen zu lassen. Die größte Zeit Spaniens ist diejenige, wo es mit Deutschland im Bündnis, in politischer Ver-

bindung (durch die Habsburger) stand. Jetzt, wo Deutschland, wieder einig und mächtig, Frankreich zurückgedrängt hat, regen sich natürlich die Erinnerungen und Hoffnungen der Spanier wieder. Sie haben auch begriffen, daß sie selbst wieder mächtiger werden müssen, um ein begehrenswerter Bundesgenosse zu sein. Die Staatsordnung ist unter der Regierung der Königin-Regentin wieder erstarkt und dadurch auch ein wirtschaftlicher Aufschwung und in anderer Hinsicht ein Fortschritt zu bemerken. Der junge König scheint Einsicht und Entschlossenheit zu besitzen. Trotz aller Drohungen der Parteien hält er das konservative Ministerium Maura. Dasselbe hat schon einige ersprießliche Maßnahmen getroffen, namentlich durch Wiedereinführung der gesetzlichen Sonntagsruhe, welche allgemeinen Beifall gefunden hat und hoffentlich sich als erfolgreicher Anfang erweisen wird.

Spanien hat durch die jahrhundertelang auf die Siedelländer gerichtete Politik, dann durch von Frankreich eingeführte revolutionäre Zerrüttungen im Innern die Ausbreitung seiner eigenen Hilfsquellen vernachlässigt. Es ist 504,000 Flachkilometer groß, gegen Deutschland mit 540,000 und Frankreich mit 536,000, also fast gleichgestellt. Obwohl das Klima, besonders aber der Regenmangel einiger Striche Schwierigkeiten bieten, vermöchte Spanien, durch Ausnützung seiner Hilfsquellen, das Doppelte seiner jetzigen Einwohnerzahl (20—22 Millionen, vielleicht noch mehr, da die amtlichen Zählungen sehr mangelhaft sind) zu ernähren, also wohl eine Großmacht zu stellen. Freilich bedarf es hierzu langer und dauernder Anstrengungen.

Dieser Tage wurde an das Wort Thiers erinnert: „Mit der Eroberung Algiers verliert Frankreich sein politisches Ziel, erhält seine Politik eine andere Richtung". Thiers, ein Bewunderer Ludwigs XIV. und Napoleons I., war wie alle Franzosen auch in deren Politik aufgegangen. Für ihn

gab es nur eine Politik: die Eroberung der Rheingrenze, welche von Franz I. und Heinrich II. ab die Grundlage aller französischen Politik gewesen ist. Die Bourbonen und Napoleon I. gaben die Siedelländer, Indien, preis, um mit aller Macht sich auf Deutschland werfen zu können. Der spanische Erbfolgekrieg hatte den Zweck, Deutschland seines natürlichen Bundesgenossen zu berauben, Spanien zu einem Werkzeug Frankreichs gegen das Reich zu machen. Der Rhein ist unser Egypten, wurde (unter Ludwig Philipp) in der Kammer gerufen, als Frankreich sich an einem Zug nach dem Nilland beteiligen sollte. Die Eroberung Algiers (1830) wurde nur ausgeführt, um England zuvorzukommen. Seitdem war oftmals die Rede davon, diesen Besitz wiederum aufzugeben, um Geld und Streitkräfte für Europa, den Rhein, verfügbar zu halten. Freilich hat Algier mehrere Milliarden und hunderttausende Soldaten gekostet. Obwohl aber eine halbe Million Franzosen und Europäer sich dort niedergelassen, gibt es kaum 600,000 derselben in Algier. Die meisten europäischen Familien sterben aus.

Dies hat aber nicht verhindert, daß Frankreich sich weiter in Afrika ausgedehnt, jetzt einen großen Teil desselben besitzt und in Tombuktu zu Hause ist. Zum Glück haben sich die Verhältnisse für die Europäer allmälig gebessert.. Es war ein Meisterstück Bismarcks, daß er Tunis in die Hände Frankreichs gespielt und dessen Ausdehnung in Afrika auf jede Weise gefördert hat. Es wird noch längere Zeit dauern, bis Frankreich sein dortiges ungeheures Siedelreich wirtschaftlich emporgebracht haben wird. Aber dazu kommen muß es einmal. Marokko ist ein von der Natur reich gesegnetes Land. Aber es wird Frankreich Mühe und Opfer kosten, dasselbe nutzbar zu machen, zu beherrschen. Die Franzosen haben in Algier schweres Lehrgeld zahlen müssen, aber in Tunis ist ihnen das Werk der politischen, wirtschaftlichen und auch geistigen Beherrschung schnell und vorzüglich gelungen.

In Algier gedeihen die Spanier am besten von allen Europäern, mehren sich und kommen in jeder Hinsicht vorwärts. Also ein Grund mehr, um Marokko Spanien zu überlassen. Aber Frankreich wie England sind dagegen, weil dann Spanien auf beiden Seiten der Meerenge von Gibraltar herrschen würde. Frankreich hat noch einen andern Grund dies zu verhindern. In Algier wohnen die 100,000 Spanier fast ausschließlich in der an Marokko stoßenden Provinz Oran, welche für Frankreich nicht mehr zu halten wäre, wenn Marokko spanisch würde.

In Marokko wird man, worauf alle übrigen Großmächte halten sollen, alle Europäer ebenso zulassen müssen, wie die Franzosen. Dies wird auch den Spaniern zugute kommen. Ganz wie in Tunis mit den Italienern, wo deßhalb jetzt 40—50,000 derselben neben 25,000 Franzosen leben. Deutschland hat alle Ursache, Spanien in jeder Weise zu fördern, besonders auch was seine wirtschaftliche Entwicklung betrifft. Ein lebhafterer Austausch der Erzeugnisse beider Länder ist anzustreben, nach den Verhältnissen auch sehr möglich und ersprießlich.

Frankreich ist noch lange nicht genug in Afrika gebunden, um sich des Rheines zu entschlagen. Es gilt immer noch als Verrat am Vaterland, von einer Verständigung mit Deutschland zu reden. Gerade die äußersten Linken sind fleißig bei der Arbeit, Frankreich Bundesgenossen gegen Deutschland und Oesterreich zu verschaffen. Sie stehen in enger Verbindung mit Polen, Slaven, Ungarn, überhaupt allen Völkerschaften, welche sich durch ihre Feindseligkeit gegen Deutschland und Oesterreich hervortun. Namentlich die Tschechen zeichnen sich in dieser Beziehung aus. Bei jedem nationalen (Turn- u. s. w.) Fest oder solchen Kundgebungen erscheint eine tschechische Abordnung mit Uniform und Fahnen in Paris und wird dort gefeiert. „Franzosen und Tschechen sind zwei Herzen und ein Schlag, Freunde auf Leben und

Tod, gegen alle Feinde". So und ähnlich lauten die Beteuerungen, besonders auf Seiten der Tschechen, deren Gebahren an Hochverrat streift, eine Oesterreich hingeschleuderte Herausforderung bildet. Die Tschechen kehren immer hervor, daß 1871 einzig der böhmische Landtag Einspruch gegen die Rücknahme Elsaß-Lothringens erhoben hat.

Am 18. Oktober wurde in Paris der Sitz der Pariser Abteilung der kelto-slavischen Nation feierlich eingeweiht. Tscharey-Spiridowitsch, Vorstand der slavischen Gesellschaft zu Moskau, versicherte, der Bund bezwecke, Frankreich und Rußland ihren berechtigten Einfluß im Balkan zurückzugeben und den Frieden Europas zu sichern: „Dank seiner ruhmvollen Vergangenheit und seiner vorwiegenden Stellung in der Geschichte, verdient Frankreich die Seele der dreihundert Millionen Menschen zu sein, welche die vom Zaren verkündete Gerechtigkeit verteidigen. Der Bund wird die kleinen slavischen Völkerschaften heben und ihre Ausrottung verhindern".

LXX.

Ernst von Lasaulx.

Am 16. März des nächsten Jahres wird ein Säkulum verflossen sein, seitdem Ernst von Lasaulx in Koblenz geboren wurde, am 9. Mai 1861 ist er in München gestorben. Die Zahl derer, die ihm im Leben nahe standen oder mit ihm zusammengetroffen sind, ist vermutlich schon jetzt eine recht kleine geworden. Er war ein hochgefeierter akademischer Lehrer, aber eine Schule hat er nicht hinterlassen; er war Mitglied des Parlaments in der Paulskirche und dann viele Jahre Abgeordneter zum bayerischen Landtage, aber von den Parlamentariern spricht man nicht mehr, wenn sie von der Bühne abgetreten sind, die Nachwelt pflegt ihnen keine Kränze zu weihen. Der einzige Windthorst hat bisher eine Ausnahme von der Regel gebildet, weil er eben ganz einzigartig war. Um so mehr wird man Herrn Professor Stölzle, dem wir das gehaltvolle Werk über K. E. v. Baer verdanken, dafür erkenntlich sein, daß er in einem kürzlich erschienenen schönen Buche Lasaulx's Andenken erneuert hat.[1])

Dem Schlußkapitel hat der Verfasser als Motto den Ausspruch K. E. v. Baers vorgesetzt: „Was der Mensch im Laufe seines Lebens wirkt, hängt doch mehr von seinem Charakter ab als von dem Reichtum seines Wissens.“ Uebereinstimmend damit hat Lasaulx in seiner Rektoratsrede vom Juni 1857 gesagt, daß es in allen großen Momenten des männlichen Lebens viel mehr darauf ankomme, „was

---

1) Ernst von Lasaulx (1805 — 61), ein Lebensbild, dargestellt von Dr. Remigius Stölzle, ord. Professor der Philosophie an der Universität in Würzburg. Münster i. W. 1904. Aschendorff

einer ist, als was er weiß". Bei der Lektüre seiner Biographie gewinnt man den Eindruck, daß er selbst eine markante Persönlichkeit, ein ausgesprochener Charakter war, an dem man nicht achtlos vorübergehen konnte, vielleicht gerade wegen des Unausgeglichenen, das in ihm lag und sich geltend machte. Ein feiner Kenner des Altertums, ein Bewunderer griechischer Formschönheit, verfällt er nicht nur in seiner politischen Erstlingsschrift oder in vertrauten Briefen, sondern in öffentlicher Rede immer wieder in eine Maßlosigkeit des Ausdrucks, welche Kopfschütteln erregen muß. Die klassische Philologie ist seine Fachwissenschaft, er betreibt sie als Student in Bonn mit solchem Eifer, daß ihm darüber der von der Mutter ererbte fromme Glaube ins Wanken kommt, aber schon bald danach ist nicht mehr Athen das eigentliche Ziel seiner Sehnsucht, sondern Jerusalem; das Griechentum ist ihm ein schöner Irrtum geworden, und der Orient hat es ihm angetan. In einer seiner letzten Schriften ist er aber wieder völlig zu der alten Liebe zurückgekehrt. Jetzt nimmt er keinen Anstand, zu behaupten: „daß keine unter allen alttestamentlichen Persönlichkeiten ein so vollständiges Vorbild Christi ist als der Grieche Sokrates; und daß ebenso unzweifelhaft das Beste der christlichen Lebenslehre dem Hellenismus ungleich näher stehe als dem Judaismus." Zugleich aber hören wir, daß es nicht die Wissenschaft des klassischen Altertums war, der sein eigentliches Interesse galt, sondern die Philosophie.

Das gleiche impulsive Wesen zeigt sein politisches Verhalten. Aus dem Milieu seiner Koblenzer Jugendzeit bringt er eine gründliche Dosis Preußenhaß mit. Die Art, wie er ihm in seinen „Kritischen Bemerkungen zur Kölner Sache" (1838) Luft machte, wurde von Görres nicht gebilligt. Später berichtigte er das abschätzige Urteil, welches er damals und noch in der Frankfurter Nationalversammlung über Preußen gefällt hatte. Der Biograph rühmt Lasaulx's richtigen Blick und gesundes Urteil in politischen Dingen

und versäumt nicht, Belege dafür beizubringen; merkwürdig aber bleibt, wie sich der gleiche Mann in der politischen Redeweise zu vergreifen pflegte. Zwar berichtet Bernhard v. Meyer von sich, er sei stets bestrebt gewesen, sich auf der Zuhörertribüne einzufinden, wenn man wußte, daß Lasaulx in der Kammer sprechen werde, aber in Frankfurt war dieser von der Unruhe des Hauses unterbrochen und vom Präsidenten ersucht worden, sich kurz zu fassen. Ich bin gewiß, daß der deutsche Reichstag — und nicht erst in seiner heutigen Zusammensetzung — die langen geschichtsphilosophischen Exkurse mit den weithergeholten Analogien und den an Hegel erinnernden Konstruktionen einmütig abgelehnt haben würde.

Der Freimut, den er bei Gelegenheit des Lola-Handels bekundete und der seine zeitweilige Quieszierung zur Folge hatte, legt für seine sittliche Gesinnung das schönste Zeugnis ab, war aber durch seine Stellung als Universitätslehrer in keiner Weise veranlaßt, unklug, ja nach Lage der Dinge sogar unstatthaft. Für die Freiheit der Rede, der Lehre und der Presse ist er bis an sein Lebensende eingetreten, die Demokratie aber war ihm ein Greuel. Die Revolutionäre vom Jahre 1848 sind ihm Frevler und Tollhäusler, der öffentlichen Meinung möchte er gelegentlich „mit der Faust ins Gesicht schlagen", und er sehnt sich nach einem Tyrannen, „wenn nur einer da wäre".

Am meisten aber fällt das Unausgeglichene in Lasaulx's religiös-kirchlichen Anschauungen auf. Seitdem er die, wie es scheint, ganz kurze Periode des Zweifels und der Abkehr vom Glauben seiner Kindheit überwunden hatte, bekannte er oft und gerne seine christliche Ueberzeugung. Er wollte in der katholischen Kirche leben und sterben, und dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden. Auf der Rednertribüne erwies er sich als ein unerschrockener Verteidiger ihres Rechtes und ihrer Freiheit. Aber nicht nur, daß er damit eine oft rücksichtslose Kritik kirchlicher Autoritäten und Institutionen verband, er trug sich auch mit allerlei Ansichten und Lieblingsgedanken,

welche mit der kirchlichen Lehre tatsächlich unvereinbar waren und daher auch die Zensurierung mehrerer seiner Schriften nach sich zogen.

Was den Leser geneigt macht, über solche und ähnliche Widersprüche hinwegzusehen, was dem Lebenden viele herzliche Freundschaft erwarb, worüber sich mit den Freunden auch die Gegner in Uebereinstimmung befanden, das ist Lasaulx' vornehme Gesinnung und seine große Liebenswürdigkeit. Was er tat und redete, war nicht nach jedermanns Geschmack, eigensüchtige Motive aber hat ihm niemals jemand zugetraut und die Schroffheit, die er gelegentlich in öffentlicher Rede zur Schau trug, verschwand im persönlichen Verkehr. Aber ein undurchsichtiger Rest bleibt doch zurück. Vielleicht ist dies bei allen Menschen so, selbst bei denen, mit denen man im engsten Verkehr steht. Aber bei Lasaulx ist es doch in besonderem Grade der Fall. Er war ein liebevoller, guter Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater, dem die gleiche Liebe von den Seinigen entgegengebracht wurde. Um so mehr überrascht ein Wort, welches seine Schwester Amalie nach seinem Tode schrieb: „Ich glaube, daß ihm das Sterben nur momentan schwer geworden; denn er war doch innerlich ein so unendlich vereinsamtes Gemüt. Nicht ohne große Wehmut kann ich der Tatsache gedenken, wie so weniges sich doch für ihn verwirklicht hat, was er im Leben mit so reichen Hoffnungen und mühevollen Anstrengungen erstrebte." So möchte man schließlich noch mehr von ihm wissen, tiefer in sein eigentliches Wesen eindringen, und man sieht darum auch mit Spannung der vom Verfasser in Aussicht gestellten Darstellung von Lasaulx' Weltanschauung und wissenschaftlichen Leistungen entgegen.[1]

v. H.

1) Zwei Kleinigkeiten erlaube ich mir anzumerken. Fritz W., S. 111, ist Fr. Windischmann, der Exeget und Orientalist, welcher 1861 als Domkapitular in München starb. — Der S. 277 Anm. erwähnte Artikel in der wissenschaftlichen Beilage der Germania rührt nicht von mir her.

LXXI.

Karl Landsteiner.

Karl Landsteiner, der Propst von Nikolsburg in Mähren, de jüngst vom Gemeinderate der Reichshaupt- und Resi- z stadt Wien für sein ersprießliches Wirken mit der großen denen Salvatormedaille ausgezeichnet. Ist er auch schon Jahren in der mährischen Grenzstadt als oberster Seelen- e tätig, so betrachten ihn doch die Wiener als den rigen und im Herzen ist er denn auch Wiener und Nieder- rreicher geblieben. Mit unlösbaren Banden ist er mit Stätte für immer verbunden, auf der sein Leben und ichten durch so viele Jahre verankert war.[1])

Karl Borromäus Landsteiner wurde am 30. August 35 in Stoizendorf bei Eggenburg (Waldviertel) geboren,

---

1) Da in dem vorliegenden Aufsatze L.'s Lebensverhältnisse nur in charakteristischen Umrissen erörtert werden können, so sei auf folgende eingehende Darstellungen verwiesen: Wurzbach, Biographisches Lexikon (Ergänzungsband); Kehrein, Lexikon katholischer Schriftsteller. — Brühl, Dichterlexikon. — Heller, Mährens Männer der Gegenwart (Artikel L. von Professor E. Soffé); Kürschners Schriftstellerlexikon. — Heinrichson, Das literarische Deutschland. — Clausner, Unsere Dichter in Wort und Bild. — ‚Vaterland' v. 15. Mai 1904. — ‚Deutscher Hausschatz', 29. Jahrg., S. 229 ff. u. s. w. — In ‚Dichterstimmen', 1904 Heft 10, ein umfassender Aufsatz von Therese Rak.

wo sein Vater Verwalter der Klosterneuburger Stiftsherrschaft war. 1841 übersiedelten die Eltern nach Klosterneuburg, woselbst er die Stiftshauptschule besuchte. Die ersten sechs Klassen des Gymnasiums absolviert er sodann in Melk, wohin er als Sängerknabe gekommen war. Einer seiner Professoren war damals der jetzige Abt Karl. Als Novize des Piaristenordens besuchte er hierauf die 7. Gymnasialklasse in Krems und die 8. am Piaristengymnasium in Wien, woselbst er 1855 die Maturitätsprüfung ablegte. 1855/6 begann er seine theologischen Studien an der Wiener Universität, während er zugleich als Aushilfspräfekt im gräfl. Löwenburg'schen Konvikte verwendet wurde. Im Jahre 1859 erlebte er harte Prüfungen; sein Vater starb in Klosterneuburg und sein Bruder Anton fiel in der Schlacht von Solferino. Nachdem er 1860 zum Priester geweiht worden war (Primiz am 15. August in der Kirche Maria Treu), begann er seine philosophischen Studien an der Wiener Universität, woselbst er bei Rob. Zimmermann Philosophie, bei Aschbach, Jäger, Lorenz und Simony Geschichte und Geographie, bei Pfeiffer deutsche Literaturgeschichte hörte. Infolge des damals herrschenden Lehrermangels wurde er zugleich am Piaristengymnasium als Supplent verwendet, und zwar schon 1860/1 für Psychologie in der 8. Klasse an Stelle des von seinem Posten zurückgetretenen Direktors Leopold Schlecht, später auch für deutsche Sprache. Von 1864—1869 lehrte er die gleichen Gegenstände am Gymnasium in Krems; 2 Mär 1865 legte er das Staatsexamen „mit ausgezeichnetem Er folge" ab. Von 1869 bis 1886 wirkte er als Professor Piaristengymnasium in Wien, während welcher Zeit Anstalt verstaatlicht wurde und Landsteiner, wie mehr andere seiner geistlichen Kollegen, in den Weltpriestersta übertreten mußte, um die amtliche Gleichstellung mit d weltlichen Lehrern zu erlangen (Säkularisationsdekret de da Rom, 14. Februar 1873). Er wohnte aber auch weiterh in dem ihm lieb gewordenen Ordenshause und wirkte an

nach Tunlichkeit in der Seelsorge mit. Bei seinen zahlreichen Schülern, in denen er die Harmonie des Glaubens und Wissens wie selten ein Lehrer zu erzielen wußte, steht er bis heute in freundlichster Erinnerung; er war einer der gefeiertsten Lehrer des Piaristengymnasiums, nicht nur von der Schülerschaft, sondern auch vom Publikum hochgeschätzt, eine ‚anima candida', die mehr durch die Worte des Herzens, als durch die des nüchternen Verstandes ihre befruchtende Wirkung ausübte. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn auch für längere Zeit in den Gemeinderat Wiens, zum erstenmal 1876, zum zweitenmale 1879, zum drittenmale 1882, zum viertenmale 1885; jedesmal ward er mit imposanter Stimmenmehrheit im 8. Bezirk Wiens gewählt; er fungierte auch durch längere Zeit als Schriftführer im Gemeinderate, ebenso als Mitglied des Bezirksschulrates, der Mittelschuldeputation, der Pädagogiumsaufsichtskommission und der Armensektion; 1877 war er Obmannstellvertreter der durch geraume Zeit so einflußreichen Mittelpartei. Es wurde als Verlust von den Wienern empfunden, als er (Juli 1886) auf den Ehrenposten der Propstei Nikolsburg berufen wurde, nachdem er schon in Wien im Februar 1886 zum Konsistorialrat und zum Ehrendomherrn von St. Stephan ernannt wurde. Nichtsdestoweniger ist L. stets mit den geistigen Kreisen Wiens, das seine eigentliche Heimat geworden ist, in steter Fühlung geblieben und gar oft sucht er das gastliche Dach des Piaristenkollegiums auf. In der Politik hatte er in seiner neuen Sphäre wenig Glück. Sein naiver, gerader Sinn paßte nicht in das Nationalitätengezänke, in das er plötzlich in jener mährischen Grenzstadt, in welcher er von 1886 bis heute als oberster Seelenhirte wirkt, versetzt wurde. Unbekannt mit den tatsächlichen Verhältnissen wollte er eine Vermittlung zwischen den Deutschen und Czechen herbeiführen, die sich in Nikolsburg kampfbereit gegenüberstehen; zudem hatte er daselbst keine Gelegenheit, vielleicht auch keine Lust, die ihm völlig fremde czechische

Sprache zu erlernen, daher er von dem Klub der konservativen Großgrundbesitzer, wiewohl man ihm persönlich sehr zugetan war, nicht in den Landtag gewählt ward. Auch aus dem Nikolsburger Gemeindeausschuß, in den er zuerst einstimmig gewählt worden war, verschwand er. Den Deutschen ist er zu wenig deutsch, den Czechen zu wenig czechisch. Er ist eben ein deutsch-österreichischer Patriot und ein solcher hat im häßlichen Gezänke des Tages keinen Platz. —

Um so reicher ist das Innenleben des Priesters und Dichters geworden, der, nunmehr 70 Jahre alt, rüstig an Geist und Körper, jung im Herzen, resigniert in die Ferne ausblickt. Er bringt dieses Gefühl philosophischer Selbstzufriedenheit so schön in einem Gedichte zum Ausdruck, das er jüngst einem an einen Freund gerichteten Briefe anvertraute:

„Rings herrscht schon feierliches Schweigen;
Noch wärm' ich mich im Sonnenschein —,
Doch will der Tag sich langsam neigen,
Bald wird es dunkel um mich sein.

So will mein Lebenstag sich senken;
Ach, allzu schnell entfloh die Zeit.
Mit Wehmut muß ich des gedenken,
Daß so entschwand auch Freud und Leid.

Was mir das Schicksal hat gegeben,
Und war es Schönes, Großes auch —,
Es ist mir doch das ganze Leben
Ein Schatten nur, ein flücht'ger Hauch.

Nun wünsch ich nichts mehr als den Frieden,
Den mir die Welt nicht geben kann,
Ist der nur gnädig mir beschieden —,
Was kommt, erwart ich ruhig dann!

Es ist hier ja nicht der Zweck, Landsteiners vielseitige Tätigkeit in allen Einzelheiten zu würdigen. Hier nur noch einiges! Wiederholt hat er Pilgerzüge nach dem heiligen Lande und nach Lourdes geleitet. Die gewaltigen Eindrücke

die er auf seinen Reisen ins heilige Land gewonnen hat, gab er in zwei auf dem Spielplane des Wiener Urania-theaters befindlichen Projektionsvorträgen wieder: „Das heilige Land“ und „Die schönste Stadt der Erde“ (Konstantinopel). Dieselben wurden seit 1899 über 200 mal gegeben. Noch jetzt als Siebzigjähriger hat er sich an die Spitze des Komitees einer österreichischen Jerusalempilgerfahrt gestellt. Fürwahr ein jugendlicher Greis! Es wurde ihm denn auch im Jahre 1902 durch den hl. Vater das goldene Jerusalem-pilgerkreuz zuerkannt. Und was für Verdienste hat sich der rastlose Mann als Mitglied des Kuratoriums des Blinden-instituts in Brünn und Mitarbeiter werktätiger Menschenliebe bei so vielen anderen humanitären Instituten, sogar als langjähriger Führer der Idee des Tierschutzes erworben! Reiche Anerkennungen und Ehrungen wurden ihm zuteil, die höchste ist ihm aber in den Herzen aller derer, die ihn kennen, geworden. Landsteiners vielseitige Eigenart prägt sich vor allem dauernd in seiner reichen literarischen Arbeit aus, die ihm für alle Zeit eine bedeutsame Stellung in der deutschen und im besonderen der deutsch-österreichischen Literatur der letzten vierzig Jahre sichert.

I. Literarische Arbeit.

Landsteiner ist von jeher ein betrachtender, nach bestem Wissen und Meinen die ihn umgebende Außenwelt beurteilender Beobachter gewesen. Das aufgenommene Objekt assimiliert sich dann allerdings seiner von Grund aus lyrischen Naturveranlagung und erhält durch diese in jedem Falle einen spezifischen Einschlag von durchgeistigter, poetischer Stimmung. Der Dichter ist mitteilsam, vom Grunde des Herzens aus Optimist, der auch den Leiden der Welt stets tröstliche Seiten abzugewinnen weiß. Er wertet, was er da findet, in Goldmünzen um und ist, weil er einerseits der Wirklichkeit mit Liebe zur weiten Gotteswelt und Kenntnis

derselben und auch der Menschen nahetritt, andererseits stets seinen Stoff durch seine tiefe Empfindung, die er demselben mitzuteilen weiß, Realist und Idealist zugleich. Die Grundlage, von der er ausgeht, ist aber stets das reale Objekt und damit hat er in einer Zeit begonnen, in der diese echt moderne Methode des Denkens und Dichtens neu war. Diesem Hange entspricht auch die Neigung desselben von den jungen Tagen bis auf heute, Länder und Leute, auch soziale Verhältnisse derselben, von Grund auf aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Auf Grund einer genauen Kenntnis seiner Wanderfahrten könnten leicht die Beziehungen vieler seiner Dichtungen zu bestimmten Anlässen nachgewiesen werden; so fließt ihm Dichtung und Leben in eins zusammen; das letztere weiß er mit dem Zauber des ersteren zu verklären. Und Landsteiner ist ein weitgereister Mann, der vieles zu erzählen weiß. Wir finden ihn wiederholt in Deutschland, wo er in einigen Städten, so Freiburg im Breisgau, Jena, Weimar u. a. O. studienhalber längere Zeit verweilte, wiederholt in Italien und vor allem in der ewigen Stadt, zuerst 1883, da er den Wiener Erzbischof Cölestin Ganglbauer dorthin begleitete, wiederholt in Frankreich, zuerst 1868, zuletzt bei zwei Kongressen der Pariser Weltausstellung von 1900; mit Vorliebe besuchte er von jeher die unvergleichlichen Schönheiten der Alpenwelt; doch auch die Einsamkeit der ungarischen Pußta und der Felsenhänge der Tátra zogen ihn an. Dabei ist der fahrende Sänger, wie Adalbert Stifter, den er von jeher besonders hochhielt, ein Jünger der darstellenden Kunst gewesen; alles beschaut er mit dem Auge des Malers, wie er denn auch Führichs Unterricht in der Akademie der bildenden Künste zu Wien ein Jahr lang genossen hat. Das erklärt die Detailmalerei und das lebhafte Kolorit in seinen zahlreichen Schilderungen, den poetischen sowohl als den prosaischen, welche den Abglanz von Erlebtem und Selbstempfundenem und in gewissem Sinne Bruchstücke seiner eigenen Konfession bilden.

1. Epik. Es liegt in der Natur des Dichters, daß er zuerst als Erzähler seine literarische Laufbahn begonnen hat, und zwar als Romanschriftsteller, wie bezeichnend, daß er nach langer zeitlicher Unterbrechung, in reifem Mannesalter erst, wieder zu dieser Dichtungsgattung zurückgekehrt ist. 1901 hat er einen umfänglichen „sozialen Roman“, der viel Aufsehen erregt und bedeutsame Würdigung gefunden hat, „Die Geister des Sturmes“, geschrieben, und in der Erstlingszeit seines Dichtens hat er vier Romane, teilweise ähnlichen Genres, natürlich den Fragen einer verflossenen Zeit angepaßt, veröffentlicht: „Aus dem Leben eines Unbekannten“ (Freiburg, Herder, 1860; in 3. Aufl. in Woerls Reisebibliothek unter dem Titel „Trautheim“); „Die Kinder des Lichtes“ (Freiburg, Herder, 1861; in 2. Aufl. in Woerls Reisebibliothek unter dem Titel „Der Geist der Revolution“); „Edmund Fröhlich, der Abenteurer“ (Leipzig, Fleischner, 1862); „Vater Eisenhammer“ (Würzburg, Woerl, 1867—1868). Der letztgenannte Roman wurde von der Kritik als der beste der Jugendromane bezeichnet, die, verglichen mit den „Geistern des Sturmes“, durch die schärfere Tonart des jugendlichen Brausekopfes gekennzeichnet sind, indeß der erst an der Wende vom alten zum neuen Jahrhundert geschriebene Roman „Die Geister des Sturmes“, wiewohl er eine brennende, aufregende, höchst aktuelle Tagesfrage behandelt, in des Dichters ureigensten Optimismus, der ihm zur zweiten Natur geworden ist, ausklingt. Der im ganzen satirische Zug seiner von christlichen Ueberzeugungen getragenen Weltanschauung verwandelt sich schließlich in die Miene edler Menschenliebe.

Zwischen diesen Polen, welche die genannten großen Romane bilden, hat Landsteiners dichterische Schwungkraft sich auch zur Höhe poetischer epischer Erzählung erhoben: „Erwin“, ein „modernes Epos“ in flotten fünffüßigen Jamben, ein wienerisches Epos in bestem Sinne (Wien, Alfr. Hölder, 1874), hat so eigentlich Landsteiners Namen zu einem

populären gemacht. Es erregte in Wien bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen. Das war damals etwas Neues: Wiener Bilder und Wiener Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens, auch faule, sonst bisher nur Gegenstand der Lokalposse, wurden da in eine formvollendete Dichtung aus einem Gusse mit naturwahrer Porträtähnlichkeit hingeworfen. Die Person des Autors, der Lehrer, Geistlicher und Gemeinderat war, mußte nach den damaligen noch einigermaßen patriarchalischen Begriffen das Interesse an der Sache steigern. Landsteiner kannte sein Wien und die Wiener und Wienerinnen so genau, daß er sich an den von Lokalkolorit belebten Stoff ganz wohl wagen konnte; er hat mit Goethe und Uhland das intime Studium des Objektes, das er schildern will, gemein. Einige Jahre vorher (1869) hatte er ein Buch, betitelt „Die Kaiserstadt an der Donau“, geschrieben und in demselben gewichtige kulturhistorische Charakteristiken des Umundauf der Reichshauptstadt entworfen; die Politik von damals, auch die engherzige des Bezirksbergers, Volkstypen aller Art, Straßenfiguren, Kaufhäuser, Zinshäuser, das lustige Wien, so das Stuwersche Feuerwerk, sind hier Gegenstand naiver Schilderung, und ein späterer Schilderer der Kulturhistorie Wiens wird das in feuilletonist-elastischem Stile geschriebene Buch mit Erfolg als zeitgenössische Quelle zu Rate ziehen. So konnte denn Landsteiner auch in seinem Epos „Erwin“ mit der vollendeten Sicherheit des Weltmannes die nackte Wahrheit mit Fleisch und Bein zeichnen. Das waren genaue Studien, Bilder mit einer Verteilung von Licht und Schatten, wie sie auch mit leiblichem Auge im täglichen Leben nicht klarer geschaut werden konnten. Hier nur einige Beispiele! Gleich im ersten Gesange schildert er eine Gastgesellschaft im Hause eines Geldbarons:

„Doch willst du alles sein zugleich, sei reich!
In Wahrheit nichts, bist alles du dadurch.
Der Reichtum schließt des Ruhmes Pforten auf,
Er gibt dir Geist und macht die Satyrlarve
Zum schönen Angesicht des Liebesgottes.

Sei reich und alles huldigt dir — sei reich
Und dir zu Füßen liegt die ganze Welt. —
So drängte sich die Blüte der Gesellschaft
In Horens Säle. Huldreich lächelnd saß,
Die Brust bedeckt mit Ordenssternen, der
Minister hier; es glänzt die Uniform
Im Gegensatz zum schlichten Bürgerkleid.
Doktoren waren hier und Professoren,
Die Zier der Wissenschaft, der Schmuck der Künste,
Der Held der Bretter, die die Welt bedeuten,
Der Held der Blätter, die die Welt regieren,
Der Mandatar der öffentlichen Meinung —
Sie alle freuten sich des schönen Festes.
Und noch ein Schwarm von Namenlosen praßt
Bequem, durch keine Rücksicht auf die Stellung
Gebunden, schmatzend sich den Magen füllend:
Schmarotzerbrut. . . . . .
Und daß nichts fehle zu des Festes Glanz:
Erblüht im Saal ein holder Damenkranz;
Manch duftig Veilchen, reichgefüllte Rosen,
Die mit galanten Schmetterlingen kosen;
Die Tulpe, farbenprächtig, auch dazwischen;
Klatschröschen, die mit fröhlichem Geplauder
Den Trübsinn bannen und das Herz erfrischen.
Das wiegt und bläht sich, läßt die Aeuglein spielen
Nach allbekannten und versteckten Zielen. . . ."

Dieser Satire sei hinwiederum das anmutige Bild der Donaufahrt einer bunten Schar von Ausflüglern gegenübergestellt:

„. . . . Ein Dampfer trägt
Die lustige Gesellschaft auf der Donau
Bis an den Fuß des Berges, dessen Haupt
Der Babenberger altes Schlößlein ziert. . . .
Da lebt sich's gut, in diesem Land des Segens,
Und doppelt gut, wenn sich ein frohes Herz
Vergnüglich paart — mit frohem Appetit.
Der fehlt dem dicken Bäcker wahrlich nicht,
Der dem Vergnügungszug sich angeschlossen.
Nicht ungleich einem Faß an Umfang ist
Der Mann, dem eine magere Ehehälfte
Das Schicksal boshaft gab. . . ."

In der Zeichnung solcher Charakterfiguren war Landsteiner so recht auf seinem Boden. Hatte er schon vorher einmal gelegentlich eines Vortrages, in dem er Makart und Hamerling verglich, das Malerische und Anschauliche in der Sinnlichkeit, sobald sie sich im Rahmen des Schönen bewegt, an diesen beiden Genien der Kunst nachgewiesen und in überzeugender Weise diese gesunde Gegenständlichkeit als das Geheimnis ihrer tiefen Wirkung aufgezeigt, so hatte er selbst mit „Erwin“ durch die packende Darstellung des Wiener Lebens, und zwar hoher und niederer Sphären desselben, einen vorbildlichen Schritt für die Aneignung und Entwicklung moderner Ideen getan. Das Motiv der Dichtung, die trotz vielen Sturms und Drangs, dem ureigensten Optimismus des Dichters, in mildes Glück ausklingt, könnte ebensogut das Motiv eines ganz hochmodernen Poeten bilden. Er schildert, wie ein junger Mann von guten Anlagen des Geistes und Herzens in verpesteter Luft einer Welt von Trug und Schein fest verwoben, aber dann durch die Liebe zu einem braven, armen Mädchen geheilt und geläutert wird. Kürnberger bemerkt in einer geistreichen Kritik (Literarische Herzensgeschichten, Wien 1877), daß er damit den gesellschaftlichen Lügen der Großstadt eine scharfe „Strafode“ singt. Dieses Streben, Wahrheit und klare Anschauung, Bilder der Wirklichkeit in eine dramatisch aufgebaute Handlung zu flechten, war in der Zeit, da Landsteiner seinen „Erwin“ schrieb, in gewissem Sinne eine revolutionäre Tat; er ist sich selbst der Scheidewand, die ihn von den Romantikern oder Politikern in der Dichtkunst seines Zeitalters in Oesterreich trennt, vollkommen bewußt, wie er dies schroff in seinem Aufsatze „Nikolaus Lenau's Geistesprozeß“ (Gymn. Progr., 1868) zum Ausdrucke gebracht hat: „Die österreichischen Schriftsteller wollen selten Farbe bekennen. Sie sind sehr achtbare Männer, Beamte, Professoren, Militärs, Hofräte sogar, ihre Gedichte sind recht gelungen, recht formvollendet, recht herzlich, aber sie begeistern nicht,

sie reißen nicht fort. Es ist gewässerter Wein". Dieses Ringen unseres Dichters darnach, das Leben, wie es ist, mit seinem kräftigen Pulsschlage zu erfassen und diesen dichterisch den Herzen seiner Leser mitzuteilen, läßt ihn als einen echten Bahnbrecher moderner Kunst in Oesterreich erscheinen; seine lebenswahre Dichtung reißt hin und erwärmt auch insonderheit deßhalb, weil sie ein flammender Protest gegen die Lügenmaske des Zeitgeistes ist; gleich zu Anfang des „Erwin" lesen wir eine charakteristische Stelle, die uns zeigt, daß der Dichter weiß, daß er nicht eine Welt der Ideale, sondern der schnöden Wirklichkeit vor Augen hat:

„Beneidenswerte Dichter früh'rer Tage,
Euch wars vergönnt, der harten Wirklichkeit
Ein Schnippchen schlagend, mit der holden Dame,
Der Phantasie, bisweilen durchzugehn!
Wir Kinder einer neuen, strengen Zeit
Sind nicht so glücklich . . .!

Und doch hat der Dichter auch den Zauberhain betreten, aus dessen Schatten es keinen Ausblick in die schnöde Wirklichkeit gibt. „Marietta und Lorenzo, ein Idyll vom Karst" und zwar ein reizendes Liebesidyll (Leipzig, Rob. Claußner, 1889) in gereimten Jamben, liegt in Hinsicht seiner naiven Schilderung der Seelenzustände eines nach schweren Zeiten vereinigten Paares weitab von des Dichters „Erwin". Die Dichtung ist eine der wenigen epischen Landsteiners, die rein idealistisches Gepräge zeigt. Prächtige Naturbilder, eine leicht fließende elastische Sprache und echt herzliche Stimmungen haben das kleine Epos zu einer seiner beliebtesten Dichtungen gemacht; Kronprinzessin Erzherzogin Stephanie schrieb dem Dichter nach dem Erscheinen des Büchleins, daß dasselbe in ihr süße Erinnerungen geweckt habe. Wie schön führen den Leser die ersten Verse in die Karstwildnis ein:

„Den öden Karst durchheult der Borasturm;
Er tobt so wild einher, daß selbst der Geier,

Der droben sitzt im grauen Felsenturm,
Verdrossen starrt in düstre Nebelschleier,
Die reich gestickt mit spitzen Eiskristallen,
Erst um die wetterharten Kuppen wallen,
Und dann, vom rauhen Wind erfaßt, zerfetzt,
Gleich einer Meute, die der Jäger hetzt,
Hinfliehend über den Quarnero schweben . . ."

Landsteiners eigentliche Domäne war und blieb aber die Reflexion über Welt und Menschen; er erzählt gerne und mit Eifer, aber er will sich Dinge und Personen betrachten, und als geschickter Erzähler weiß er seine Betrachtungen so einzuflechten, daß die Tendenz nur wie ein leichtes Helldunkel sich über den poetischen Stoff legt. Meisterhaft verfährt er in diesem Sinne in dem Romane „Ein Jünger Ahasvers" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1900), in welchem er ein völlig originelles Motiv verwendet. Ein Glaubensloser liebt, wird von seiner strenggläubigen Braut zurückgewiesen; verzweifelnd wandert er nach den heiligen Stätten Palästinas und ändert seinen Sinn, worauf die glückliche Vereinigung der Liebenden erfolgt. Der Verfasser bringt lebendige Einzelschilderungen von Land und Leuten im Orient, ureigenste Erinnerungen an Selbstgesehenes und Selbsterlebtes.

Einen ganz neuen Boden betritt er mit dem „sozialen Roman: Die Geister des Sturmes" (Regensburg, Manz, 1902). Die „Geister des Sturmes" sind die Forderungen des arbeitenden Standes und der Dichter sucht zu den brennenden Fragen des Tages Stellung zu nehmen, in dieselben einzudringen und sie nach seinem besten Wissen und Gewissen zu beantworten. Seine Ueberzeugungen strebt er an einer seiner schaffenden Phantasie entsprungenen Handlung anschaulich zu machen. Herr v. Reden, ein reicher Fabrikbesitzer, hat Lori, die Tochter seines unglücklichen Bruders, an Kindesstatt angenommen. Dieser war als Arbeiterführer ins Elend geraten und hatte sich, seine Frau

und Loris Bruder in der Verzweiflung getötet. Lori ist ein Bild klassischer Schönheit geworden und Guntram entbrennt in Liebe zu ihr. Sie aber hat die Ideen des Vaters geerbt und ist von unversöhnlichem Hasse gegen die besitzende Klasse, mithin auch die Familie v. Reden und Guntram erfüllt. Dieser strebt nun auf alle Weise zur Lösung der Frage zu gelangen, wie denn am besten auf friedlichem Wege das Mißverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gelöst werden könne, ja er geht in dieser edlen Arbeit förmlich auf. Doch vergeblich ist sein Bemühen, auf diesem Umwege Lori zu gewinnen. Sie verläßt bei Nacht und Nebel das ihr nun einmal verhaßte Haus und Guntram begegnet ihr erst wieder als einer leitenden Persönlichkeit unter den Berliner Anarchisten. Die Redensche Fabrik wird unmittelbar darauf von den Anarchisten niedergebrannt und, da der alte Herr v. Reden aus Schreck über dieses Unglück plötzlich gestorben ist, hat nun Guntram als alleiniger Fabriksherr das Feld offen, seine Ausgleichsideale in die Tat umzusetzen; er führt in seiner Fabrik eine Reihe von Muster- und Wohlfahrtseinrichtungen ein, die tatsächlich gute Wirkung ausüben; er wird Abgeordneter, selbst Minister; da stellt sich ihm nochmals das fanatische Mädchen mit dem Revolver in den Weg. Die erste Kugel fehlt ihn, mit der zweiten erschießt sie sich selbst. Es mag bedenklich erscheinen, in dieser Handlung, welche durch charakteristische Symptome mitten in unsere Zeit und zwar auf österreichischen Boden gestellt ist (parlamentarische Sturmszenen u. s. w.), einen nicht vorhandenen Helden, nämlich einen Minister, der sich von der Pike auf zur Lösung solcher Fragen emporgerungen hat, einzuführen. Der Autor will damit offenbar nur zeigen, daß es so sein könnte; man mag diese Erfindung der dichterischen Phantasie ganz wohl in Kauf nehmen, da ja infolge der gewaltsamen Katastrophe die Lösung der Frage in Wirklichkeit nicht erfolgt; Guntram gelingt es eben nicht, den Haß des Mädchens, das nur eine Zertrümmerung der alten

Gesellschaftsordnung als Wendepunkt in der sozialen Frage erkennen will, zu versöhnen. Und hier steht der Dichter wieder vollkommen in der tatsächlichen Situation. Die Träger der Haupthandlung sind scharf umrissene Typen der Vertreter der verschiedenen Lehrmeinungen der gesellschaftlichen Fragen. Am weitesten stehen Guntram, dem es um die Sache ernst ist — er ist wohl das Konterfei des Autors selbst —, und der brutale Fabrikdirektor, der alle, auch berechtigte Forderungen der Arbeiter nur mit Gewaltmaßregeln beantwortet, von einander ab. Guntram steht auf dem Standpunkt, daß friedliche Reformen im Rahmen der bisherigen Gesellschaftsordnung möglich und geeignet seien, den Frieden zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herzustellen. Die Handlung des Romans ist von Anfang bis zu Ende mit Frische und Kraft, Schlag auf Schlag aufgerollt, so daß die Spannung derselben durch die vielseitig reflektierenden, zumeist dialogisch abgewickelten Momente nicht beeinträchtigt wird. Diese schmiegen sich geschickt an entscheidende Phasen des Romanstoffes. Die Charakteristik der handelnden Personen, auch der Nebenfiguren, ist meisterhaft. Die in die soziale Frage ungezwungen verwobenen Herzensgeschichten enthüllen reizende Bilder des Wiener, Berliner und Münchener Lebens, die allein schon den Roman interessant genug machen.

Landsteiner hat bereits einen langen Lebensweg hinter sich; gerade die „Geister des Sturmes“ beweisen, daß er auch heute noch mit klarem Blick die ihn umgebende Welt mustert und reinen Herzens, erfüllt von gutem Willen und unzerstörbarem Optimismus, sein Urteil klarlegt.

Der Dichter hat uns außer seinen großen Romanen eine bunte Reihe von Erzählungen und Novellen, die teils selbständig, teils in Zeitschriften und Kalendern [1]) erschienen

1) So in „Wiener Abendpost“; „Abendstunden“; „Oester. Gartenlaube“; „Alte und Neue Welt“; „Ueber Land und Meer“; „Glücksradkalender“; „Reichspostkalender“; „Kath. Schulvereins-

sind, beschert; es seien hier nur noch genannt: „Die Rose von Jericho“, Novelle (Aachen, Jakobi, 1866); „Anno dazumal“, Erzählung aus der Franzosenzeit Wiens (Wien, H. Kirsch, 1904, 2. Aufl.); „Mariša“ (Leipziger Illustr. Ztg. und Novellenbuch der Leipziger Illustr. Ztg., 1889); „Im Wächterhause“ (Leipziger Illustr. Ztg., 1891); „Ein Darlehen“; „Zwei Dickköpfe“; „Schulmeisters Töchterlein“; „Der arme Peter“; „Bettelstolz“; „Ein Wildfang“; „Eine Nacht unter den Wilden“; „Der tote Kamerad“; „Der Römerturm“ (preisgekrönt); „Ein braver Arbeiter“; „Die Frau des Arbeiters“; „Ein Flintenschuß“; „Das große Geheimnis“; „Der verborgene Schatz“; „Zwei Familien“; „Ein Mutterherz“; „Onkel Hieronymus“; „Auf festem Grunde“; „Heilsame Arzenei“; „Die Oberen und die Unteren“; „Irdisches Glück“; „Adler und Taube“; „Ein kritischer Tag“; „Die Lotosblume“; „Mali und Roserl“; „Lillis Schwalben“; „Minka“; „Ein Traum“; „Der Neapolitaner“; „Widhalm“ u. s. w.

2. Lyrik. Nicht oft hat sich der von den Objekten seiner Umgebung stets zu sinniger Reflexion angereizte Dichter vergönnt, sich frei dem Schwunge seiner Empfindungen zu überlassen. Er ist einer der echten Dichter, die nur dann schaffen, wenn der innere Trieb sie dazu veranlaßt. In den Höhen reiner Lyrik schwebt Landsteiner verhältnismäßig selten; ein kleines Bändchen umfaßt einen Teil seiner tiefempfundenen Offenbarungen, betitelt „Vor dem Abstieg“ (Wien, Alfr. Hölder 1898; die Sammlung war bereits 1895 in 1. Aufl. unter dem Titel „Im Walde“, 1896 in 2. Aufl. unter dem Titel „Weihnachtsgabe“ im gleichen Verlag erschienen). Was der Dichter dem Wald und seinen Vögeln abgelauscht hat, Begeisterung für die schöne Heimat, stille Sehnsucht, welche der

kalender“; „Grazer Arbeiterkalender“; „Jarischkalender“, den L. seit 1901 selbst herausgibt. Eine Sammlung des vielen Zerstreuten in mehrere Bändchen von Novellen und Erzählungen wäre wünschenswert.

Frühling ihm ebensosehr erweckt, wie der späte Herbst und Winter, sind die Gegenstände seines Liedes, das am meisten in Hinsicht seiner Kürze und des tiefen Inhalts an Uhland und von den Zeitgenossen an Martin Greif anklingt. Es sind Worte des Herzens, die deshalb auch den Weg zum Herzen finden; die rege Erfindung des Dichters, die in mannigfachen Varianten so vieles weckt, was in der Menschenbrust schlummert, weiß immer neue Töne anzuschlagen. Wie viel sagt er mit wenigen Worten in dem Gedichtchen „Am Grabe der Mutter", das hier als Muster für andere angeführt sei:

„Man sagt, die Abgestorb'nen leiden,
Wenn man sie allzusehr beklagt.
Drum, wenn wir trauern, sei's bescheiden,
Und nicht vermessen, nicht verzagt.

So will ich nicht mehr um dich weinen,
Dein Tränenkrug sei nicht zu schwer —
Doch ach, wie soll ich das vereinen,
Dein denken und nicht weinen mehr."

Mehrere Gedichte sind dem Preise seines lieben Wien geweiht, so „Die Stadt der Musik" und „Und Lorelei und Donaunixe". In ersterem singt er:

„Der Donau wie des Tanzes Wogen
Durchzittern jedes Herz in Wien,
Wo ja mit seinem Fidelbogen
Der Walzerkönig Strauß erschien.

Ein stetes Singen tönt und Klingen
Und alles wird hier zu Musik,
Als könnte mit Gesang bezwingen
Sein Weh der Mensch und sein Geschick."

Nur manchmal drängt sich auch dem Lyriker ein scharfe Bemerkung auf, so in dem Gedichte „Fin de siècle":

„Attischen Salzes entbehrt der Verkehr der modernen Gesellschaft;
Mehr noch als dieses bedarf edler Gemütlichkeit sie. . . ."

Und weiter:

„Selbst das schwache Geschlecht, es zeigt sich stark mit der Feder.
Stellt es den Männern sich gleich, raubt es das Beste — sich selbst.
In der Familie nur, da gebührt den Frauen die Herrschaft;
Niemand achtet sie mehr, drängen am Markt sie sich auf. ...“

Tiefernste Betrachtungen, klassisch nach Stil (Distichen) und Inhalt, gemahnend an Goethes „Römische Elegien“, umfaßt der Gedichtzyklus „Die ewige Stadt“ (Wien, Alfred Hölder, 1887; ursprünglich in der Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“ erschienen); das historische Element verschmilzt hier auf sinnige Weise mit den Empfindungen, die in dem Dichter während seines Aufenthaltes in Rom lebendig werden.

Landsteiners Lyrik ist zum großen Teil eine sangbare; daß so viele seiner Lieder vertont wurden, ist wohl der beste Beweis ihres poetischen Wertes.[1])

Des Dichters Bemühungen um den Tierschutz finden ihren Ausdruck in dem Zyklus „Edel sei der Mensch!“ (Wien, Alfred Hölder 1897). Den Zweck desselben kündigt er mit den einleitenden Worten an:

„Als Freund der Menschen, doch der Wesen auch,
Die selbst nicht klagen können, was sie leiden,
Sag ich in Versen, nach Poetenbrauch,
Was beiden frommt, freimütig, doch bescheiden“.

3. Drama. Des Dichters objektive Kraft machte sich auch in dramatischen Gestaltungen geltend, doch hat derselbe nur einen kleinen Teil seiner Schaffenskraft dieser Dichtungsgattung zugewendet, wie denn auch leider keine seiner diesbezüglichen Schöpfungen an einer größeren Bühne aufgeführt wurde. Das erste Produkt dieser Art ist das Lustspiel „Die

---

1) Folgende sind in Musik gesetzt: „Stete Sehnsucht“ (4 Gedichte) von Jörgen Melling; vorgetragen 1874 im Bösendorfersaale! „Ein Lied“ von Behr; „Frühlingstraum“ (für vierstimmigen Chor) und „Glöcklein im Herzen“ von Frei; „Morgenlied“ von Weinzierl und „Kaiserjubiläumslied“ von Jungmann.

Landtagskandidaten" (Würzburg, Woerl 1867). — Im Jahre 1883 faßte der Dichter anläßlich der Türkenfeier in Wien das Festspiel „Der Bürgermeister von Wien" ab, das in dem großen Rahmen der historischen Tat der Befreiung Wiens eine anmutige Herzensgeschichte mit getreuer lokalgeschichtlicher Kostümierung vorführt. — Einen Stoff von wahrhaft Klopstock'schem Wurfe, auch in der lapidaren Sprache des Dichters der Messiade geschrieben, behandelt er im „Antichrist" (Wien, Alfr. Hölder, 1891), das er „Trauerspiel der letzten Zeiten" benennt. Der Dichter äußert sich selbst in einem Nachworte über seine Idee. Er hält sich an die Weissagungen der heil. Schrift, hat also ein „christliches Schauspiel" im Sinne. Er konstruiert sich ein Idealbild der Zeit vor dem Weltende: Babylon ist wieder aufgebaut und ist die glänzende Hauptstadt eines Reiches, dessen sich der Antichrist bemächtigt. Von hier aus macht er sich zum Herrn der Welt; er besiegt die Heere und Flotten der christlichen Kulturvölker, erobert Rom, nimmt den Papst gefangen und tritt als „Messias" auf. Endlich ereilt ihn das Strafgericht Gottes: er wird vom Erzengel Michael in den Höllenabgrund gestürzt. Die Dichtung macht einen überwältigenden, fast opernhaften Eindruck. Weil, wie es der Ueberlieferung entspricht, der Antichrist als Jude aufgefaßt wurde, erlitt der Dichter heftige Angriffe, die ihm leider die Abfassung des Schlusses, der Darstellung des jüngsten Gerichtes, verleideten. — Die Severinuslegende wird in einem Liederspiel, „Der heilige Severin" (Wien, Hölder, 1896) behandelt, das vom Organisten Bauer in Musik gesetzt wurde

Von den vielen allegorischen Festspielen Gelegenheitsdichtungen im besten Sinne des Wortes, sei hier nur des aus Anlaß der Vermählung des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich abgefaßten gedacht: „Der Segenswunsch der Völker".

II. Gelehrte Arbeiten.

Des Dichters bürgerlicher Beruf als langjähriger Gymnasialprofessor brachte es von selbst mit sich, daß er sich von jeher auch mit gelehrten Arbeiten befaßte; sie sind meist in Programmaufsätzen niedergelegt, so die historischen Arbeiten: „Der österreichische Einheitsstaat in historischer Entwicklung“ (Progr. des Josefst. Gymn., 1863); „Otto I. im Kampf mit den deutschen Herzögen“ (Progr. des Kremser Gymn., 1867); ferner literarhistorische Essays, so „Lessing als Bibliothekar“ (Progr. des Josefstädter Gymn., 1860); „Nikolaus Lenaus Geistesprozeß“ (ebenda, 1861), „Niederösterreichische Dialektdichter“ (ebenda, 1869), „Ein österreichischer Schulmeister“ (Würth), mit Proben aus seinen Dichtungen (ebenda 1871); endlich kulturhistorische Studien, so „Reste des Heidenglaubens in Niederösterreich“ (Progr. des Kremser Gymn., 1868). Die letztere Arbeit gilt in Gelehrtenkreisen als eine grundlegende, und ebenso die selbständig erschienene Schrift „Ueber niederösterreichische Volksgebräuche“. Von den massenhaften sonstigen Studien und Kritiken Landsteiners seien hier nur folgende wichtigste genannt: „Hans Makart und Robert Hamerling. Eine vergleichende Studie“ (Wien, A. Hölder, 1869); „Ueber die österreichische Gymnasialreform“ (Oesterr. Gymn.-Ztschr., 1870); „Ueber Carnuntum“ (Blätter des Vereins für Landeskunde, 1864); „Kants Ding an sich“, welche Arbeit ihm den Titel eines römischen Ehrendoktors eintrug; „Joseph Wichner, eine literarhistorische Studie“ (Wien, H. Kirsch, 1903).

Ein unvergängliches Verdienst hat sich der Dichter durch die Pietät, mit der er halbvergessene Dichtungen anderer in Neuausgaben populär gemacht hat, erworben. So gab er 1875 das köstliche mundartliche Gedicht seines Ordensbruders Joseph Misson heraus: „Da Naz a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d'Fremd“ (Wien, Karl Gerolds Sohn, 1892, 4. Aufl.). Die niederösterreichische

Dialektdichtung, die durch J. G. Seidls „Flinserln“ das alldeutsche Bürgerrecht erworben hatte, fand in diesem reizenden Idyll zum erstenmale in der Form eines größeren Epos Verwendung. Als über Landsteiners Anregung an dem Geburtshause Missons in Mühlbach eine Gedenktafel enthüllt wurde, trug derselbe einige Gesänge aus dem „Naz“ unter freiem Himmel vor und die Gedenkfeier entwickelte sich zu einem wahren Volksfeste. Mühlbach hat denn auch Landsteiner zum Ehrenbürger ernannt.

Auch des verstorbenen Ordensbruders Podlahn launige „Erzählungen des Pfarrers von Kirchtal“ gab Landsteiner in neuer Auflage heraus (Wien, A. Hölder, 1878); dieselben wurden sogar ins Französische und Ungarische übersetzt.

Eine echt volkstümliche Tat war die Wiedererweckung der Höritzer Passionsspiele, woran unser Dichter einen hochbedeutsamen Anteil hatte. Von der zweiten Aufführung (1894) an kam sein Text, der eine Um- und Neubearbeitung von Vorhandenem ist, zur Verwendung. Derselbe lehnt sich hinsichtlich des Inhalts an P. Cochem und Gröllhesel, den Leineweber, der den ältesten Text schrieb, an, wobei aber die rein evangelische Leidensgeschichte als hauptsächlichste Quelle benützt wurde. Charakteristische Episoden der alten Fassungen, die als typische Schöpfungen des Volksgeistes empfunden wurden, blieben auch in der Neubearbeitung. Es sind dies allgemein menschliche, sentimentale Züge, mit welchen ja auch Klopstock sein unsterbliches Werk ausgestattet hat. Damit war eine Pflicht der Pietät und der Rücksicht auf die alte Physiognomie des Stückes zugleich erfüllt. Solche lyrisch-dramatische Einlagen sind das „Paradiesspiel“ mit dem Gottesgerichte, die dramatische Darstellung des Sündenfalles der ersten Menschen, „Pilger und Schäfer“, die dramatische Darstellung der Parabel vom guten Hirten, welche den größten Teil der Vormittagsvorstellung ausfüllen, ferner der „Abschied Jesu

von Maria". In psychologischer, literar-historischer und poetischer Hinsicht ist Landsteiners Text ein Meisterstück.

Landsteiner ist eine vielseitige Dichter- und Gelehrtennatur. Während eines Menschenalters hat er an der literarischen Geistesarbeit Deutsch-Oesterreichs rastlos mitgewirkt; die ihm angeborne Freizügigkeit seines Empfindens und Gestaltens hat ihn, der jederzeit offenen Herzens seine Wege geht, in den verschiedenen Phasen seines Schaffens auf die verschiedensten Gebiete geführt; als ein Beobachter und Schilderer der ihn umgebenden Wirklichkeit war er in früher Zeit ein unverkennbarer Bahnbrecher moderner Ideen, wobei er, wie dies von seinem Lebensberufe und seiner Ueberzeugung bedingt ist, jederzeit in der Folie christlicher Weltanschauung sich bewegt. Unbekümmert um den großen Strom, sieht er auch heute wie vormals in mildem Optimismus nach einer höheren Welt.

Wien. Dr. Karl Fuchs.

LXXII.

Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie.

„Es ist heute für jeden Gebildeten zur unabweisbaren Notwendigkeit geworden, daß er sich mit den Fortschritten und den Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft, insbesondere der Biologie, einigermaßen vertraut mache. Nur so wird es ihm möglich sein, sich zu orientieren im Kampfe der Geister, der entbrannt ist über die wichtigsten aus der Biologie hervorgewachsenen philosophischen Probleme, nämlich über die vergleichende Psychologie des Menschen und der Tiere und über die Entwicklungstheorie". Mit diesen Worten leitet der als Ameisenbiologe weiteren Kreisen bekannte Naturforscher Erich Wasmann S. J. sein neuestes Werk ein. Zur vergleichenden Psychologie des Menschen und der Tiere hat Wasmann in drei vorzüglichen Schriften Stellung genommen, nämlich in 1) „Instinkt und Intelligenz im Tierreich" [1899], 2) „Die psychischen Fähigkeiten der Ameisen" und 3) „Vergleichende Studien über das Seelenleben der Ameisen und der höheren Tiere" [1900]. Dem heute so viel verhandelten Problem der Entwicklungstheorie tritt Wasmann näher in dem vorliegenden Werke: „Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie".[1]) Er wendet sich in diesen Skizzen an weitere Kreise, aber auch Studierende der höheren Lehranstalten, welche Vorlesungen über Biologie und Descendenztheorie hören, werden diese Abhandlungen nicht ohne

1) Zweite vermehrte Auflage mit 40 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. Freiburg, Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1904. XII u. 323 S. Preis 5 ℳ

Nutzen lesen. Wie in den psychologischen Schriften, so ist auch hier der Standpunkt Wasmanns der des christlichen Naturforschers, der fest davon überzeugt ist, daß die natürliche Wahrheit niemals im wirklichen Widerspruche mit der übernatürlichen Offenbarung stehen könne, weil sie beide aus ein und derselben Quelle, aus der ewigen göttlichen Weisheit entspringen. Daher kann auch das Studium der modernen Biologie und Descendenztheorie, wenn es vorurteilslos betrieben wird, nur zur Verherrlichung Gottes dienen. Diese Grundsätze sind Wasmann die Leitsterne bei seinen Ausführungen. Ehe aber Wasmann die philosophischen Folgerungen aus den biologischen Tatsachen zieht, legt er den Stand der biologischen Forschung sorgfältig und exakt dar. Er macht uns bekannt mit dem Begriff und der ersten Entwicklung der Biologie, mit der Entwicklung der modernen Morphologie und ihrer mikroskopischen Zweige, mit der neuesten Entwicklung des Zellenbaues, läßt uns einen Blick in das Zellenleben, in die Gesetze der Zellteilung, die Zellteilung in ihrer Beziehung zur Befruchtung und Vererbung tun. Jetzt erst, nachdem wir die biologischen Tatsachen auf Grund der neuesten Forschung kennen gelernt haben, geht Wasmann dazu über, die Probleme zu beleuchten, welche aus der Biologie herausgewachsen sind.

Da kommt zunächst die Frage der Urzeugung zur Sprache. Wasmann weist überzeugend nach, daß die Unhaltbarkeit der Urzeugungstheorien durch die moderne Biologie bewiesen und die Schöpfungstheorie ein Postulat der Wissenschaft ist.

In einem weiteren Abschnitt entwickelt der Verfasser bedeutungsvolle Gedanken zur Enwicklungslehre. Er unterscheidet die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Darwinismus", betrachtet die Entwicklungstheorie als natürliche Folgerung aus der geologischen Entwicklung, zeigt die philosophischen und naturwissenschaftlichen Grenzmarken der Entwicklungstheorie auf und weist schließlich nach, wie Entwicklungstheorie und Schöpfungslehre wohl miteinander vereinbar sind.

Damit hat der Verfasser seine Sellung zum Problem: Konstanz- oder Descendenztheorie schon fixiert. Er führt aber noch spezielle Beweise für die Descendenztheorie an. Nur letztere vermöge das Zustandekommen der zweckmäßigen

Anpassungen durch natürliche Ursachen zu erklären und verherrliche daher auch die Weisheit und Macht des Schöpfers in höherem Grade.

Das Hauptinteresse an der Descendenzlehre hat sich von jeher auf ihre Anwendung auf den Menschen konzentriert. Daher widmet Wasmann der Frage nach der tierischen Abstammung des Menschen auch ein besonderes Kapitel. Er zeigt, daß die rein zoologische Auffassung des Menschen nicht haltbar ist. Der Mensch kann nach seiner psychischen Seite nicht durch natürliche Entwicklung, sondern nur durch Schöpfung entstanden sein. Dagegen bestehen gegen die Möglichkeit der tierischen Abstammung des menschlichen Körpers weder philosophische noch theologische Bedenken. Anders steht es freilich mit den tatsächlichen Beweisen für die tierische Abstammung. Dieselben sind durchweg als schwach zu bezeichnen, was in eingehender Kritik der einzelnen Beweise dargetan wird. Den gegenwärtigen Stand der bisherigen „naturwissenschaftlichen Beweise" für die tierische Abstammung des Menschen hat J. Reinke kurz und richtig charakterisiert mit den Worten: „Der Würde der Wissenschaft entspricht es allein, zu sagen, daß sie über den Ursprung des Menschen nichts weiß."

Zum Schlusse vergleicht Wasmann den Kampf des kopernikanischen Systems und des ptolemäischen mit dem heutigen Streit zwischen Konstanz- und Descendenztheorie. Der Sieg des kopernikanischen Systems tat der christlichen Weltanschauung keinen Eintrag. Ebensowenig bedeutet es eine Erschütterung derselben, wenn einst die Entwicklungstheorie Gemeingut der Wissenschaft geworden sein wird. Es braucht nicht besonders gesagt zu werden, daß Wasmann's Werk allen aufs angelegentlichste empfohlen werden kann, welche um die Harmonie von Gottesglaube und moderner Naturanschauung aufrichtig bemüht sind.

LXXIII.

Nachtrag zu dem Artikel über das Ergebnis der italienischen Konfessionszählung vom 10. Februar 1901.

Wir hatten in unserem diesbezüglichen Artikel [1]) auf den Widerspruch hingewiesen, der zwischen der auffallend geringen Zunahme der Protestanten in Italien und der großen Zahl der in die verschiedenen protestantischen Religionsgemeinschaften aufgenommenen Katholiken besteht Jetzt ist uns darüber von kompetenter Seite die folgende Erklärung zugegangen:

1) Unter den verschiedenen protestantischen Gemeinschaften Italiens hat nur die Waldenserkirche einen wirklich erheblichen Zuwachs aufzuweisen. Die Zahlenangaben der sogenannten „chiesa libera“ und der Methodisten sind nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen; in den früheren Jahresberichten derselben finden sich starke Uebertreibungen. Unter den Begriff „Anhänger“ wurde alles mögliche subsumiert; es genügte, wenn jemand nur antirömisch gesinnt war.

2) Der Zuwachs der Waldenser, der hauptsächlich im letzten Jahrzehnt eingetreten ist, ist größtenteils durch Auswanderung wieder verloren gegangen. Bis zum Jahre 1890 war diese Auswanderung größer als die jährliche Zunahme; erst seit dieser Zeit hat eine Vermehrung über die Auswanderung hinaus stattgefunden. Die Auswanderung erklärt sich aus dem Umstande, daß die Waldenser meist den ärmeren Schichten der Bevölkerung angehören. Sie halten aber auch im Ausland die Verbindung mit der heimischen Kirchenorganisation aufrecht. Die Angaben über die Gesamtzahl der Waldenser erstrecken sich vielfach auch auf diese auswärtigen

---

1) Heft 7. S. 508—16

Mitglieder, während sie in den Ziffern der Volkszählung natürlich nicht mit enthalten sind. In Südfrankreich (Nizza, Toulon, Marseille, Lyon u. s. w.) leben viele Waldenser; in den Vereinigten Staaten mehrere Tausend; in Südamerika 5–6000.

3) Unter den vom Statesmans year-book angegebenen 458 protestantischen „pastors and ministers“ befinden sich, wie wir vermutet hatten (vgl. Heft 7 S. 513), viele nicht ordinierte Religionsdiener. Die Zahl der akademisch gebildeten protestantischen Pfarrer beläuft sich in Italien höchstens auf 120. Der Rest besteht aus Gehilfen, die nur zum Teil akademisch vorgebildet sind, Evangelisten, Lehrern, Bibelboten u. s. w.

Miszelle.

Der Philosoph Franz von Baader gab seinem Schwiegersohne Ernst von Lasaulx, als dieser am 31. August 1835 mit seiner Tochter Julie von Baader in München sich vermählte, bei der Abreise nach Würzburg Maximen im Geiste Saint Martins mit, darunter folgende:

„Das Weib hilft dem Mann sich zu demütigen (descendieren), der Mann dem Weib sich zu erheben. Der Verlust des ersten Vermögens macht Stolz, Uebermut, der des zweiten Niederträchtigkeit oder Kleinmut.“

„Wie jeder Mensch das Gottes-Bild (die Androgyne) in sich wieder herstellen muß, so haben Vermählte diese Herstellung in solidum übernommen. — Hierauf beruht das Sakrament der Ehe“.

„La prière est la principale religion de l'homme, parce que c'est elle qui relie notre coeur à notre esprit (Zwei versammelt in Seinem Namen). — Eben darum sind Eheleute in solidum zum Gebet verbunden“.

LXXIV.

Martin Eisengrein und die Universität Ingolstadt (1562—1578).

Von Dr. Luzian Pfleger.

(Schluß.)

Die herzogliche Resolution erfolgte nun bald.

Am 30. Januar wurde sie Eisengrein zugesandt nebst einem an ihn gerichteten Schreiben Albrechts[1],) das ihm befahl, die Resolution vor dem feierlichen Publikationsakt im Senate zu verlesen, damit die Professoren wüßten, woran sie seien. Der Pater Provinzial der Jesuiten habe sich mit derselben zufrieden gegeben. Im ganzen war Albrecht den Aenderungsvorschlägen des Superintendenten und den Wünschen der Universität entgegengekommen. In seiner Resolution[2]) betont er, die Uebergabe des philosophischen Kursus und des Pädagogiums an die Jesuiten als Mitglieder der Universität geschehe um größerer Förderung des philosophischen Studiums willen, und damit die Studenten, die keine Präzeptoren hätten, doch irgend eine Studienanleitung besäßen. Auf die Bedenken der Professoren hin habe er bezüglich des philosophischen Kursus die Bestimmung getroffen, daß die Studierenden nicht im geringsten

1) Vom 30. Januar. Ebenda f. 199, Konzept.

2) M.R.A. Ebenda fol. 211 sqq. Abgedruckt bei Mederer, Codex diplom. 326 sq.

von dem Besuch der Barlesungen anderer Professoren abgehalten, ja von den Jesuiten zu fleißigem Besuch derselben aufgefordert würden. Auch in der Artistenfakultät seien die anderen Vorlesungen nicht abgeschafft, nach wie vor werde Ethik, Mathematik, Poesie, Griechisch und Rhetorik gelesen. Das Examen werde wöchentlich von den vier Dekanen und dem Superintendenten Eisengrein in Güte und Milde für die ankommenden Zöglinge abgehalten werden. Wer nicht nach den Graden trachtet, ist nicht an den Kursus gebunden, auch jene nicht, welche gleich nach ihrer Ankunft sich in die höheren Fakultäten einschreiben lassen. Auch stehen die Präzeptoren, die mit ehrlicher Leute Kinder an die Hochschule kommen, nicht unter dieser Ordnung, wiewohl es besser wäre, wenn sie ihre Schüler auch in das Pädagogium schickten. Diese wohlgemeinte Reform bezweckt nur, das Ansehen und den Ruhm der Universität zu heben. Die Jesuiten wollen durch die Uebernahme weder das an sich reißen, was den Mitgliedern der anderen Fakultäten zustehe, noch die ganze Schulregierung an sich bringen. Sie bleiben bei ihren alten Statuten, Rektor, Rat und Universität büßen nichts ein von ihrer Jurisdiktion. Wenn ein Jesuit im Dozieren oder sonstwo sich etwas zu Schulden kommen läßt, soll man bei dem Rektor der Jesuiten reklamieren oder die Sache weiter berichten. Die Einteilung der Vorlesungsstunden soll der anderen Artistenprofessoren halber so geschehen, daß ein Teil den anderen nicht hindere. Die Stipendiaten sind vor allen anderen dem Kursus unterworfen, die Obsorge dafür unterstehe dem Superintendenten. Auch für Aspiranten des geistlichen Berufes und die jungen Domherren, gleichviel ob mit oder ohne Präzeptoren, ist der Eintritt geboten. Körperliche Züchtigung ist nur in ganz schweren Fällen zulässig. Im Rat der Artisten haben die Jesuiten zwei Sitze, das Promotionsgeld überlassen sie ihren weltlichen Kollegen in Anbetracht deren geringer Besoldung.

Obschon diese Bedingungen im allgemeinen den von Eisengrein im Einverständnis mit der Universität gewünschten Maßnahmen entsprachen, befriedigten sie doch nicht alle Erwartungen und es fehlte nicht an Stimmen, die auch in

der neuen Fassung eine Quelle von allerhand Irrungen erblicken wollten; neue Zuschriften an den Hof blieben nicht aus.[1] Aber Albrecht drängte auf die Publikation seiner Reform; mit der Publikation und der üblichen Festrede war wider seinen Wunsch nun doch Eisengrein von dem Herzog betraut worden „als die erste Person, die die Sache am besten versteht".[2])

Das war für den Superintendenten eine heikle Aufgabe, zumal bei der gereizten Stimmung, mit der man dem neuen Werke entgegensah. Doch wußte er sich derselben mit großem Geschick zu entledigen.

Die Rede, mit der er am 19. Februar 1571 vor einer zahlreichen, aus Professoren, Studenten und sonstigen Neugierigen bestehenden Zuhörerschaft die Einrichtung des Kursus und des Pädagogiums eröffnete, war nach Inhalt und Form ein Meisterstück.[3]) In der klassischen Sprache Ciceros bewegt sich der populäre Kanzelredner noch eben so leicht, wie in den Lauten der von ihm mit Vorliebe gepflegten deutschen Muttersprache.

In geschickter Weise sucht er zuerst die durch die vielen in Umlauf gesetzten Gerüchte entstandene Aufregung zu beschwichtigen und nach alter Rednersitte das Wohlwollen seiner Zuhörer zu gewinnen. Nicht er spreche in eigenem Namen, der Herzog und der Senat haben ihn, den Widerstrebenden, heute zum Wortführer gemacht, um eine für das Gedeihen der Universität äußerst wichtige Angelegenheit zu erörtern. Er sehe

1) Vergl. Prantl I, 236 f.

2) Brief Albrechts an Eisengrein vom 30. Januar a. a. O.

3) Oratio qua nomine loco et authoritate . . . Principis Alberti . . . Cursus Philosophici ac Paedagogici in celeberrima Ingolstadiensi academia instauratio, eiusdemque causae, rationes atque utilitates, breviter et luculenter proponuntur: coram frequentissimo Professorum ac auditorum consessu, XI. Cal. Martii, Anno MDLXXI. recitata a M. Eisengrein. Ingolstadii, Weissenhorn 1571. 18 Bll. 4°.

viele mit Spannung lauschen, was seine Worte wohl bringen werden. Aber das sei nichts Neues, nichts Unerhörtes, nichts, was die alten gewohnten Verhältnisse der Hochschule auf den Kopf stellen würde. Nur die gute, alte Studienordnung, die vor Zeiten hier im Brauch war, solle wieder zur Geltung kommen. Worin bestehe sie? Einzig darin, daß Studenten derselben Disziplin nicht planlos die verschiedensten Vorlesungen hören, sondern bei einem und demselben Lehrer bleiben, die Grammatiker, die Humanisten, die Rhetoriker sollen bei dem einmal gewählten tüchtigen Professor ausharren und unter seiner Leitung sich die nötigen Kenntnisse erwerben. Nach dieser alten Ordnung werde die Philosophie so betrieben, daß Logik, Physik und Metaphysik streng von einander geschieden sind; solange man eines dieser Fächer betreibe, dürfe man nicht an das andere gehen. Das sei schon vorgeschrieben im alten Statutenkodex der Ingolstädter Universität; wenn der Herzog — dessen Person schiebt Eisengrein immer und immer wieder vor — diese Ordnung vorschreibe, lege er kein neues Joch auf. So werde es an allen Hochschulen gehalten, selbst an den protestantischen, deren Eifer für die Wissenschaften die Katholiken beschämen müsse. In Basel, Frankfurt, Tübingen, Leipzig, Heidelberg, Straßburg werden Grammatik, Humaniora, Rhetorik, Griechisch gesondert behandelt, und keinem gestatte man, sich mit anderem abzugeben, bevor er nicht den grundlegenden Studien, die vor allem zur Ausbildung der Jugend dienen, mit Erfolg obgelegen hat.

Es solle sich niemand abschrecken lassen durch das unbegründete Gerücht von einem Examen, das gleich nach Einführung der jetzigen Reform abzulegen sei. Die neue Ordnung gelte nur für jene, die noch in den Anfangsgründen der Humaniora stecken, und jene, welche die philosophischen Grade erlangen wollen, nicht aber für Studierende höherer Fakultäten. Die Schüler des Pädagogiums genießen alle Privilegien der Studenten; die Behandlung sei eine solche, wie sich für junge Männer zieme, von Prügelstrafen, wie böswillig verbreitet werde, könne keine Rede sein. Das neue Institut bezwecke nichts als das Wohl der Universität. Die bisherigen Professoren der Ethik, Mathematik, des Griechischen und Hebräischen werden auch weiter ihre Vorlesungen halten. Nur hat der

Herzog die Arbeit so verteilt, daß das Gebiet der übrigen Studien, deren Leitung größere Mühe und Hingebung verlange, als man von verheirateten Männern fordern könne, nämlich das Pädagogium und der philosophische Kursus, den Vätern der Gesellschaft Jesu übertragen werde, die ihre ganze ungeteilte Kraft dem Werke widmen können, und die auch an vielen anderen berühmten Gymnasien mit größtem Erfolge tätig seien. Der Herzog wisse ihre Verdienste in den Kollegien zu Köln, Mainz, Trier, Innsbruck, Dillingen, Wien, Prag und München zu schätzen, und habe beim Ordensgeneral in Rom dringend um Uebernahme des Pädagogiums durch den Orden ersucht. Die Väter werden nichts unversucht lassen, keine Arbeit sparen, um das Wohl der Studierenden in jeder Hinsicht zu fördern, denn nicht die eigene, sondern Gottes und der Hochschule zu Ingolstadt Ehre sei ihr einziges Ziel.

So schloß die fein stilisierte und mit diplomatischer Berechnung angelegte Rede [1]) des Superintendenten mit einem begeisterten Lob auf die Jesuiten, welche die Leitung des Pädagogiums und des Kursus bald antraten. Mochte Eisengreins kluge Rede momentan die Geister auch beruhigt haben, einen dauerhaften Frieden vermochte sie nicht zu schaffen. Schwierigkeiten und Konflikte ergaben sich nur zu bald.

Unterdessen erschien der bereits in Eisengreins Rede angekündigte, nunmehr in Kraft tretende Studien- und Lektionsplan im Drucke; [2]) es ist nicht ausgeschlossen, daß

---

1) Prantl hat sie nicht gekannt. 2) Unter dem Titel: Ordo studiorum et lectionum in quatuor facultatibus apud celeberrimam Academiam Ingolstadiensem, authoritate et decreto . . . Alberti . . . ducis renovatus et publice propositus sub initio anni 1571. Ingolstadii, Weissenhorn 1571. 17 Bll. 4°. Das Vorwort des Senats an den Leser datiert vom 13. März. Der Hauptinhalt desselben bei Prantl I, 323. Doch bemerkt Prantl mit Unrecht, daß bei den Jesuiten im Pädagogium das Griechische ausgeschlossen blieb. Im Ordo, unter der Rubrik

sein Entwurf vom Superintendenten selbst herrührt. Er baut sich in der Hauptsache auf den schon in Eisengreins Vorschlägen und der herzoglichen Resolution bekannt gegebenen Grundlagen auf.

Er gibt auch Aufschluß über Eisengreins eigene Lehrtätigkeit in der theologischen Fakultät. Danach erklärt er — „wenn es ihm die Amtsgeschäfte gestatten“ — die heilige Schrift des neuen Testamentes. Desgleichen wird er für solche, die für das theologische Studium nicht viel Zeit haben, am Anfang seiner Vorlesungen einen gedrängten Ueberblick über die ganze Theologie geben.[1])

Aber der Lehrer wurde selbst wieder zum Schüler. Dem Theologieprofessor fehlte bisher noch immer der höchste theologische Grad: der Doktortitel. Seitdem er sich die Lizenziatenwürde erworben hatte, konnte er im Gedränge seines vielbewegten Lebens, das ihn bald hierhin, bald dorthin führte, nie die Muße finden für die Studien, die zur höchsten theologischen Würde führten. Jetzt, wo eine neue amtliche Stellung ihn dauernd an Ingolstadt fesselte, durfte er daran denken, das Versäumte nachzuholen; ohnehin schien es das Ansehen des obersten Inspektors der Universität zu heischen, daß dieser seinen Kollegen in der wissenschaftlichen Rangordnung nicht nachstehe. So unterzog er sich denn Mitte Juli 1571 der unter dem Vorsitz des Jesuiten Peltanus stattfindenden öffentlichen Disputation.[2])

„Ordo in Pädagogio“ heißt es deutlich von den Rhetorikern: habebunt et quotidie in graecis literis publicam praelectionem; so auch bei den Humanisten. Vgl. Ordo fol. D 4 b.

1) Ordo fol. A 3 b. I. Facultas theologica. Prima lectio versabitur in Scripturarum S. Novi Testamenti explicatione, cui cum per publica licebit negotia praeerit M. Eisengreinius, Praepositus Pataviensis etc.

2) Rotmar, Almae Ingolstad. Acad. 124 a gibt den 10. Juli als Datum an, in anderem Zusammenhang den 16. Juli; f. 136 b.

Sie bewegte sich um jenes schwierige theologische Problem, dem Eisengrein seit Jahren seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte: um das Geheimnis der Rechtfertigung und die Gewißheit oder Ungewißheit der göttlichen Gnade. Und da verdient hervorgehoben zu werden, daß Eisengreins jetzige Aufstellungen ganz wesentlich von seinen früher vertretenen Ansichten abweichen.[1]) Hatte er ehedem im Eifer der Polemik sich bezüglich der subjektiven Gewißheit der Gnade in einer Weise geäußert, die mit dem katholischen Dogma nicht ganz harmonierte, so sieht man ihn jetzt eher die Ungewißheit der Gnade betonen, die jedoch dem katholischen Christen keine Ursache zur Verzweiflung werden könne. In 25 Thesen[2]) verteidigte er seine Ansichten in Gegenwart einer großen Zuhörerschaft mit glänzendem Erfolg, so daß die Promotion des Superintendenten für das akademische Publikum von Ingolstadt ein literarisches Ereignis bedeutete.[3])

1) Im Jahre 1568 hatte er über die Frage eine eigene Schrift veröffentlicht.

2) Die Thesen sind enthalten in folgender Schrift: Catholica de interna ac própria gratiae natura: tum de vario ac necessario eiusdem usu incertaque presentia disputatio Anno MDLXXI in Inclyta et Catholica Academia Ingolstadiana publice proposita. Ingolstadii. Ex Officina Weissenhorniana MDLXXI. 4°. 15 Bll. Der erste Teil umfaßt Thesen des Jesuiten Paulus Vizanus, Professors der Philosophie. Sodann kommen jene Eisengreins: Altera Quaestio Theologica. Cum multi aetate hac de praesenti iustitia ac gratiae certitudine multa nugentur, non absre in disputationem proponitur, num qua in hac vita huiusmodi certitudo extet, tum, si qua existat, quae nam illa sit? Dann folgen die 25 Thesen de secreto iustificationis mysterio incertaque divinae gratiae praesentia: disputationis huius pars quarta et postrema ... eodem Peltano praeside ac promotore, pridie quam suprema in Theologia Laurea donaretur, proponebat publiceque defendebat Martinus Eisengreinius, Sacrae Theologiae Licentiatus.

3) Rotmar l. c. Volo hic commemorare, quam augustus actus ille fuerit, quam omnia magnifica et splendida.

Das nächstfolgende Jahr, 1572, brachte dem Superintendenten weniger Erfreuliches. Die Streitigkeiten zwischen den Laienprofessoren und den Jesuiten brachen wieder aus. Schon der ganz kurze Bestand des Pädagogiums hatte Unzuträglichkeiten verschiedener Art gezeitigt. Bereits Ende 1571 hatte der Ordensprovinzial Hoffäus in 20 Punkten neue Befugnisse und Rechte für die Patres in Ingolstadt gefordert, die im herzoglichen Rate auch fast durchweg Bestätigung fanden.[1] Das machte natürlich wieder viel böses Blut bei den Professoren zu Ingolstadt. Man findet das leicht begreiflich, wenn man die ganze Angelegenheit mit unparteiischem Auge betrachtet. Die Professoren hegten die nicht unbegründete Furcht, daß ihnen bei der immer zunehmenden Machtsphäre der Jesuiten ein Recht nach dem andern abhanden kommen würde, daher ihre Eifersucht und ihr nicht immer kluges und besonnenes Vorgehen. Die Jesuiten andererseits wollten neben den Pflichten, die sie übernahmen, auch die entsprechenden Rechte, und wenn auch sie in diesem gegenseitigen Interessenkampfe nicht immer die rechte Mitte zu halten verstanden, und ihre Forderungen in manchem Punkte zu hoch schraubten, so war dies mehr das Werk des erregten Eifers als ihrer vielgerühmten Klugheit. Man fehlte, wie es bei solchen Gelegenheiten meistens zutrifft, auf beiden Seiten, das mußte nachmals auch der Herzog anerkennen.

Mitten zwischen beiden Parteien stand nun der Superintendent Eisengrein. In seiner streng rechtlichen Gesinnung sucht er keine auf Kosten der anderen zu stärken, das allein Ausschlaggebende für ihn war das Wohl der Universität,

1) Dieselben abgedruckt bei Prantl II, 267 f. Vergl. dazu die Verhandlungen bei Prantl I, 239 f. Die Punkte analysiert und zu verteidigen gesucht bei Ch. H. Verdière S.J., Histoire de l'université d'Ingolstadt. ... jusqu'à la paix de 1624. Paris 1887. II, 44 sq.

über das er kraft seines Amtes mit fast peinlicher Gewissenhaftigkeit wachte. Was diesem förderlich schien, fand seine Zustimmung, was ihm hinderlich war, mißbilligte er rückhaltlos, mochte es nun im Sonderinteresse der Universitätspartei oder der Jesuiten liegen.

Die herzogliche Antwort auf die 20 Forderungen des Hoffäus [1]) unterzog Eisengrein zunächst mit dem Juristen Everhard einer eingehenden Prüfung, in der Absicht, nachher mit einigen der vornehmsten Professoren eine Verständigung mit den Patres der Gesellschaft Jesu anzubahnen. Allein Everhard riet davon ab und war der Ansicht, blos den Kammerer Wolfgang Zettel in die Sache einzuweihen. Everhard selbst verfaßte ein schriftliches Gutachten über die Angelegenheit, worin er die berechtigten Wünsche der Universitätspartei niederzulegen glaubte. Wolle man die Sache im Senate verhandeln, so seien aufregende Szenen und Schimpfereien über die Herrschsucht der Jesuiten und ähnliche Klagen nicht zu vermeiden. Das Gutachten werde man an den Hof schicken. [2]) Eisengrein sah in diesem Vorschlag schließlich noch den besten Ausweg, um unnötigen öffentlichen Zwist zu verhindern, und er berichtete über dieses sein Vorgehen dem Kanzler Eck in einem Schreiben vom 4. Februar 1572. [3])

Darin legt er auch seine persönliche Ansicht über die unerquickliche Angelegenheit dar, „wie wohl daraus in viel weg anders nichts als Neid, Haß, Nachrede, Verkleinerung und Verfolgung zu gewarten, weil mir dann zugleich von denen von der Hohenschul und den Jesuiten widerfährt“. Etwa 15 Punkte von den Forderungen des Hoffäus gibt er als berechtigt ohne weiteres zu, weil sie den Jesuiten zur Er-

1) Responsum ad articulos Patris Provincialis in cod. bav. 2205 a fol. 80 sqq. (Münchener Staatsbibliothek.)

2) Das Gutachten vom Januar 1572, abgedruckt bei Prantl II, Nr. 90.

3) Eine Abschrift davon in cod. bav. 3018 f. 25 b, auf der Münchener Staatsbibliothek.

reichung ihrer Absichten förderlich, den Herren von der Universität aber nicht besonders schädlich seien. Was aber den zweiten Artikel betrifft, in welchem die Jesuiten die Strafgewalt über die Schüler des Pädagogiums und des Kursus für sich allein beanspruchen, so dürfe man dies ihnen auf keinen Fall zugestehen, weil es einerseits den Jesuiten nur Spott und üble Nachrede eintragen würde, andererseits aber daraus eine Quelle unaufhörlicher Reibereien und Zwistigkeiten entstünde. Weder in Ingolstadt noch an einer andern Hochschule sei es je erhört worden, daß die ordentlichen Professoren irgendwelche Jurisdiktion oder Strafgewalt über ihre Schüler hätten, die Auditorien sind frei wie die Zuhörer selbst. Der Wortlaut des achten Artikels übertrage aber den jesuitischen Professoren im Grund direkt die Relegationsbefugnis, die doch allein dem Rektor zustehe.[1] Der Herzog und seine Räte mögen dies wohl nicht beabsichtigen, aber die Professoren ziehen diese Konsequenz, und es werde schließlich so weit kommen, daß nicht nur die Lutherischen und viele auswärtige Katholiken, sondern auch die bayerischen Studierenden der Ingolstädter Hochschule fernbleiben, so daß zuletzt blos die Stipendiaten den einzigen Bestand der Universitätsstudenten bilden müssen. Und die hiesigen Jesuiten suchen — entgegen der offenbaren Absicht des Herzogs — ihre Strafgewalt in der angedeuteten Weise zu erweitern. Das liege aber durchaus nicht im Interesse der Schule, sondern gereiche ihr zum höchsten Schaden, und er, Eisengrein, fühle sich im Gewissen verpflichtet,

1) Der Artikel VIII in der Antwort des Herzogs lautet: Virgis et alio quovismodo quo praeceptores in suos discipulos recte utuntur, exclusione etiam agere licebit patribus in scholares negligentes incorrigeros. Graviora qualis est praesertim ex oppido et Academia publica eiectio, penes senatum manebunt cum eo qui dictus est iam, modo correctiones necessariae quovis tempore fieri optime et commodissime queant et Patribus liberum esse debeat, ad cohibendam discipulorum petulantiam seu temeritatem senatus academici autoritate et auxilio uti, qui iniuste repugnantes et protervos vel a schola eiiciat vel ad suam classem reverti compellat. Cod. bavar. 2205 a fol. 82 a.

den herzoglichen Rat zu ermahnen, die Bestimmungen des fraglichen Artikels dahin abzuschwächen, daß die Jesuiten die Koerzitivjurisdiktion blos über die Hörer des Pädagogiums hätten, die ohnedies noch unter der Rute stehen, aber keineswegs über die Hörer des philosophischen Kursus, worunter sich meistens Erwachsene, öfters Priester und alte fahrende Gesellen befinden. Sodann beschweren sich die von der Artistenfakultät bitter über den zehnten Artikel, der den Wolfgang Zettel und die Jesuiten allein in der Fakultät dulde, während doch nach dem früheren Vergleich je zwei Jesuiten und zwei Laien in der Artistenfakultät säßen. Zum Schlusse bittet Eisengrein den Kanzler, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, daß sowohl den Jesuiten, wie den anderen Professoren eine genau begrenzte Tätigkeitssphäre zugeteilt werde, um endgültig jede Gelegenheit zu ärgerlichem Zank aus dem Wege zu räumen. Sonst gehe jede Berufsfreudigkeit der Lehrer verloren, und Tüchtiges werde nicht geleistet. Von seinem Brief und seinen Vorschlägen solle Eck aber keiner der beiden Parteien Kenntnis geben.

Allein es kam anders, als Eisengrein hoffte. Er hatte auf die Verschwiegenheit Wolfgang Zettels gebaut, mit dem er im geheimen über die Artikel konferiert hatte, wurde aber bitter enttäuscht. Zettel wußte nichts Eiligeres zu tun, als unter dem Siegel der Verschwiegenheit diesem und jenem Professor von den neuen Forderungen der Jesuiten Mitteilungen zu machen. So wurde die Sache zum offenen Geheimnis in Professorenkreisen,[1]) und der Superintendent sah sich in die unangenehme Lage versetzt, nun doch die ganze heikele Angelegenheit im Senate zur Sprache und Diskussion zu bringen. Die Sitzung verlief ziemlich ruhig und ohne die anfangs befürchteten Zwischenfälle. Daß es jedoch dabei an einzelnen scharfen Bemerkungen gegen die Jesuiten nicht fehlte, war bei der Spannung der Geister selbstverständlich.

1) Dies nach Eisengreins Brief an Fend vom 28. Februar 1572, abschriftlich in Cod. bav 3018 f. 23 sq.

Im Jesuitenkollegium wußte man um diese Zusammenkunft, man war natürlich dort neugierig, zu erfahren, wie sich die Professoren zu den Forderungen des Provinzials verhalten hätten. So kam denn schon am andern Morgen der Theologe P. Peltanus, der mit Eisengrein schon lange befreundet war, zu diesem und setzte ihm mit Fragen solange zu, daß er mit der Wahrheit nicht länger hinter dem Berge hielt und ihm, wie er in einem Schreiben an Eck sagt, aus Liebe zu seiner Person und zum ganzen Orden die Stimmung mitteilte, die in der Versammlung gegen die Jesuiten zum Ausdruck gekommen sei, jedoch ohne bestimmte Namen zu nennen. Selbst „gutherzige" Elemente aus dem Professorenkollegium erblickten in dem Vorgehen der Jesuiten Stolz, Herrschsucht, Geiz und ähnliche Vorzüge. Peltanus, statt die vertrauliche Mitteilung für sich zu behalten, lief aber spornstreichs ins Kollegium und erzählte das eben Gehörte seinen Ordensbrüdern, natürlich nicht ohne die bei solchen Gelegenheiten unvermeidlichen Uebertreibungen. Die beleidigten Patres schickten schleunigst einen Bericht darüber an den Provinzial: die Professoren der Hochschule hegten böse Meinungen von den Jesuiten und verbreiteten allerlei ehrenrührige Gerüchte wider sie. Hoffäus machte sofort schriftliche Meldung bei dem Kanzler Eck.[1])

Eck war von diesen neuen Händeln auf das peinlichste berührt. Das, was ihm über die Professoren mitgeteilt worden war, ärgerte ihn höchlich. Dem Superintendenten selbst maß er in der ersten Aufregung ein gut Teil der Schuld bei, und ihm überschickte er unterm 22. Februar ein sehr schroff gehaltenes Schreiben:

Man hätte ihm — Eisengrein — das herzogliche Gutachten nur deshalb geschickt, auf daß er es mit einigen gemäßigten und einsichtigen Männern der Universität bezüglich seiner prak-

1) Alles nach Eisengreins Brief an Eck vom 24. Februar (Dominica Invocavit) 1572. Abschriftl. Cod. bav. 3018 f. 29 b.

tischen Durchführbarbeit durchgehen solle und dann in aller Stille wieder an den Hof schicke. Jetzt seien aber die Händel wieder da. Und das Netteste sei, daß man ihn, den Kanzler, verkleinere und verspotte, als sei er der Handlanger der Jesuiten, der tun müsse, was jene verlangen. Sei das der Dank dafür, daß er sich um die Hochschule und die Gehaltsaufbesserungen der Professoren so tatkräftig angenommen habe? Er habe die Händel satt und nehme sich ihrer nicht mehr an. So komme die Hochschule in schlechten Ruf, zumal wenn die Lehrer noch die Schüler aufstiften und abwendig machen; das könne dem Herzog sicher nicht gefallen. In dem beiliegenden fürstlichen Schreiben sei der Zorn nicht zu verkennen.[1])

Dieses Schreiben des Herzogs war ebenfalls an Eisengrein gerichtet. Wenn sich auch der ungnädige Ton desselben nicht gegen Eisengrein richtete, so fühlte sich dieser doch aufs tiefste dadurch betroffen, weil er ja, wenn auch ohne seine Schuld, die Veranlassung zu der ganzen Verwirrung gegeben hatte.

Der Herzog dankt in diesem Schreiben zunächst dem Superintendenten für sein Gutachten bezüglich der Forderungen des Hoffäus,[2]) mißbilligt aber auf das entschiedenste, daß Leute, die gar nicht um ihre Meinung gefragt wurden, sich mit so ungebührlichem Schreien um die Sache annähmen. Das Geschrei sei verfrüht, da sie doch nicht wissen, wie weit man überhaupt dem Provinzial entgegenkommen wolle. Uebrigens zeige das Benehmen der Professoren, wie wenig der Herzog sich auf ihren Gehorsam verlassen könne, wenn er in so schweren Zeiten seine freie Hand an der Universität gebrauchen wolle. Wenn er dem Provinzial nachgebe, so habe ihn die „unvermeidenlich Noth" dazu gedrängt, bei den weltlichen Professoren habe er zudem nie das gesehen, was er gerne gehabt hätte, ein guter Teil davon verharre auch jetzt noch bei dem alten Unfleiß und der alten Nachlässigkeit. Er habe nie daran gedacht, auf

1) Eck an Eisengrein, Friedberg 22. Februar. Ebenda f. 32.
2) Vergl das oben an Eck gerichtete Schreiben mit den Vorschlägen Eisengreins.

jemandes Begehren gefährliche Neuerungen an der Hochschule einzuführen auf Kosten einer einzelnen Partei: „daß aber etliche für sich selbst aus gefaßtem Wahn soviel Schreiens, Zusammenlauffens und Praktizierens verursachen, dadurch das ganz Schulwesen zerrüttet, die Jugend irre gemacht und der Universität merkliche Verkleinerung zugefügt würde, des könnten wir keinen Gefallen haben". Schließlich verlangte der Herzog von Eisengrein ein vereintes Gutachten der Universität,[1]) dabei soll aber jede vorgefaßte Meinung und Erbitterung aus dem Spiele bleiben.[2])

Diese beiden Schreiben versetzten den sich keiner Schuld bewußten Superintendenten in die größte Bestürzung. In aller Eile richtete er sofort zwei Schreiben an den Kanzler Eck.[3])

In dem einen erzählt er die schon oben berührten Vorgänge, wie es gekommen, daß er die Angelegenheit vor den ganzen Senat gebracht habe. Er bittet ihn, sich doch nicht gegen ihn verhetzen zu lassen. Wie er es auch angreife, immer beleidige er einen oder den andern Teil. Selbst Staphylus, dessen Schuhriemen aufzulösen er nicht würdig sei, sei diesen Schulzänkereien nicht immer gewachsen gewesen. Wenn man ihm, dem Kanzler, geschrieben hätte, an allen öffentlichen Mahlzeiten werde über die Jesuiten in jeder Tonart geschrieen, so sei das eitel Lüge; er könne es auf das Evangelium beschwören, daß weder Bürger noch Studenten, ja manche Professoren von dem Zwist zwischen der Universität und den Jesuiten Näheres

1) Ein schon vom 21. Februar datiertes Gutachten der Universität, das sehr scharf gegen die Jesuiten gehalten ist, in Cod. bavar. (oder Cod. lat. mon.) 2205 a 56 ff. Vergl. Prantl I, 248.

2) Albrecht an Eisengrein, Friedberg 22. Februar 1572. Abschrift in Cod. bav. 2205a f. 52.

3) Beide am selben Tage, 24. Februar. Abschriften Cod. bav. 3018 f. 29b u. f. 27. Dieses letztere ist in der Abschrift vom 4. Febr. datiert. Allein dem Inhalte des Briefes nach kann dieses Datum nicht stimmen, es muß viel später angesetzt werden, vielleicht auf den 24. Februar, da die geschilderten Ereignisse ganz gut in diese Zeit passen.

wissen. Wohl aber sei an einem Schmaus der Mediziner über den Superintendenten und Nikolaus Everhard tüchtig losgezogen worden, weil sie die berührten Artikel zuerst allein miteinander beraten hätten, ohne jemand beizuziehen.

Im andern Schreiben, das mit aller Wahrscheinlichkeit dem Herzog vor Augen kommen sollte, bestätigt er den Empfang des herzoglichen Schreibens, das ihn mit großem Schrecken erfüllt habe. Was für gnädige Schreiben habe er doch schon vom Herzog erhalten, und nun auf einmal dieser jähe Wechsel! Ob er jetzt ungeschickter geworden sei als früher? Doch habe er lange genug Sorge getragen, er würde in diesem schlüpfrigen Geschäft bei aller Anwendung „seines höchsten Witzes" einmal tüchtig hineinpatschen. Was ihn aber am meisten schmerze, sei der Verdacht, er sei der Anstifter der Professoren.[1]) Er könne aber vor Gott bezeugen, daß er jederzeit alles mögliche getan habe, daß Professoren und Jesuiten friedlich nebeneinander wohnen, denn er habe beide, die Universität sowohl als die Jesuiten, gleich lieb. Ob ein oder der andere Teil die Ehre habe, trage doch ihm nichts ein.

Vier Tage später, am 28. Februar, richtete Eisengrein an den herzoglichen Rat Fend, der ihm auch in einem unsanften Brief zugesetzt hatte, ein sehr aufgeregtes Schreiben, worin er dieselben Begebenheiten schildert und sich auf das bitterste über die Jesuiten beklagt, die ihn beim Herzog und seinen Räten als Friedensstörer zu verdächtigen suchen.

Das sei der Dank dafür, daß er sich vor einem Jahre um das Zustandekommen des Pädagogiums und des Kursus so abgemüht und die Eröffnungsrede gehalten habe. Und was liege da für ein Verbrechen vor, wenn die Universität ihre Sache vertritt? Sei das nicht mehr erlaubt? Von Lärm und Streit höre man nichts in Ingolstadt, mag der Provinzial noch so viel davon reden. Wenn der Macht der Jesuiten keine

---

1) Besonders wegen des erregten und scharfen Schreibens, das die Universität am 10. Februar an den Hof schickte. Cod. bav. 2205 a f. 40. Prantl I, 244.

bestimmten Grenzen gezogen werden, gehen sie immer weiter und werden nicht ruhen, bis sie alle andern beim Hof in Mißkredit gebracht, verdrängt und unter ihre Botmäßigkeit gezwungen haben.[1])

Das war die Sprache des tiefgekränkten, mißverstandenen und verdächtigten Mannes, der in diesem Brief seinem gepreßten Herzen Luft macht. Eisengrein muß triftige Gründe gehabt haben, daß er auf einmal eine solche Sprache führt gegen die Männer, deren Wohl und Ehre er stets und überall zu fördern gesucht hatte. Einen treueren Freund und beredteren Anwalt als ihn hatten die Jesuiten in ganz Bayern nicht gehabt. Wo sich nur Gelegenheit bot, versäumte er nicht, ihr Wirken und ihre Verdienste in das hellste Licht zu stellen. Bei Herzog Albrecht, bei Erzherzog Karl von Steiermark ebnete er ihnen die Wege, in Wien hatte er ihrer Tätigkeit die höchste Anerkennung gezollt, auf der Kanzel seiner Pfarrkirche ihnen das größte Lob gespendet,[2]) vor einem Jahre erst hatte er in seiner Eröffnungsrede bei Errichtung des Pädagogiums ihre Verdienste auf dem Gebiete des Schul- und Erziehungswesens mit glänzenden Worten gewürdigt — und jetzt eine so herbe und bittere Sprache! Sie kann nicht als Erguß eines momentan erregten Gemütes betrachtet werden, denn schon im vorhergehenden Briefe an Eck hatte er sich in ähnlichen Klagen ergangen; — auf jeden Fall war das Verhalten der Patres gegen den Superintendenten kein korrektes gewesen, wie sie auch in ihren Forderungen offenbar zu weit gegangen waren. Der Provinzial Hoffäus sah dies selbst ein, bereits am 25. Februar hatte er sich in einer Sitzung der herzoglichen Räte nachgiebig gezeigt, und in einem an ihn gerichteten Schreiben bedeutete ihm Herzog Albrecht: die

1) Briefe nr. 113. Vergl. auch Prantl I, 250.

2) Vergl. s. Schrift: Warer . . . Bericht von dem Ampt eines getrewen . . . Seelsorgers. Ingolstadt 1566. f. 6b.

Jesuiten seien in dem ganzen Handel etwas zu heftig gewesen, er möge dafür sorgen, daß sie nicht zu größerem Unwillen Ursache geben.[1])

An Eisengrein selbst erging ein überaus gnädiges Schreiben Albrechts;[2]) er solle sich wegen des früheren Briefes nicht beleidigt fühlen, die Vorwürfe hätten nicht seiner Person gegolten. Er habe ja nach seinem besten Ermessen gehandelt, man sei mit ihm ganz zufrieden. Der Zank solle doch einmal aufhören und die Sache im Senat endgültig zum Austrag gebracht werden.

Allein dazu kam es nicht. Die Gegensätze zwischen den Parteien erweiterten sich immer mehr, ein Friede war nicht mehr möglich.[3]) Am 17. Dezember 1572 suchte Albrecht abermals durch Eisengreins Vermittlung den Streit beizulegen, der sich besonders des Eides wegen erhoben hatte, den die Jesuiten nicht auf die Statuten der Universität leisten wollten. Eisengrein sollte jeder Partei einen Bevollmächtigten zustellen, der im Namen des Herzogs die Einigkeit wieder herstellen sollte. Die bald erscheinenden herzoglichen Räte würden sich der Sache annehmen. Eisengrein gab den Inhalt des herzoglichen Schreibens beiden Parteien bekannt, und für den Augenblick gelobte die Universitätspartei dem Befehle des Herzogs nachzukommen.[4]) Doch war das nur vorübergehend. Schon im Anfang des Jahres 1573 kam es zum offenen Bruch zwischen den Jesuiten und der philosophischen Fakultät. Unter diesen Umständen, die ein gedeihliches Wirken auch der Jesuiten ganz in Frage stellten, setzte der Provinzial es durch, daß anfangs 1573 das Pädagogium und der philosophische Kursus von Ingolstadt nach

1) Prantl I, 250 u. 251.

2) Am 23. März 1572. Cod. bav. 2205 f. 62. Cop. Prantl läßt es vom 13. März datieren — wohl ein Druckfehler.

3) Vergl. für den weiteren Fortgang der Streitigkeiten Prantl I, 252 ff.

4) Vergl. Briefe nr. 116 u. 117.

München übertragen wurde. Nur die der theologischen Fakultät angehörigen Ordensmitglieder blieben in Ingolstadt.[1])

Das war das Ende des unerquicklichen Streites, der mehr als ein Jahr lang gedauert hatte. Scheinbar hatte die Universitätspartei gesiegt, aber ihres Sieges sollte sie sich nicht freuen. Schwer lastete die Ungnade des Herzogs, der seinen Lieblingsgedanken vereitelt sah, auf der Hochschule, die doch in ihrem Bestand ganz von dem Fürsten abhängig war. Dazu kam, daß die Bürgerschaft der Stadt den Weggang der Jesuiten — sei es nun aus geschäftlichem oder edlerem Interesse — sehr unangenehm empfand, kurz, schon im Herbst 1575 wußte die Universität nichts besseres zu tun, als durch eine Deputation beim Herzog um die Rückkehr der Jesuiten zu bitten. Im folgenden Jahre kehrten sie wieder nach Ingolstadt zurück und bezogen das neue vom Herzog erbaute Kollegium. Ihre Professoren der philosophischen Fakultät erhielten nunmehr gleiche Rechte mit ihren weltlichen Kollegen, den Studierenden wurde freigestellt, bei Jesuiten oder Nichtjesuiten zu hören.[2])

Erst jetzt treten wieder geordnete Zustände an der Hochschule ein, und Eisengrein, dem durch einen herzoglichen Rezeß vom 26. November 1576 das Inspektoramt erneuert wurde,[3]) konnte seine ganze Tätigkeit ungestört auf die Aufrechterhaltung der Ordnung und die Förderung des Wohles der

1) Prantl I, 258. Von Interesse für die Beurteilung des Parteistandpunktes ist auch der Bericht des P. Pontanus v. 15. Sept. 1574 über die Aufhebung des Pädagogiums, M. R. A. Jesuitica in genere 82a (betitelt Annales Societatis Jesu ab anno 1573 bis 1579, es sind die litterae annuae), fol. 72.

2) Prantl I, 259. Der Annalist des Kollegs berichtet dazu: „Endlich sag ich das für gewiß, das von wegen der unsern widerankunft zue Ingoldstatt die anzal der Studenten nit wenig gemert ist worden". Annales Soc. Jesu ab anno 1573—79, M. R. A. Jesuitica in gen. 82 a, f. 240.

3) Bei Prantl II, 98.

Universität konzentrieren. Er führte ein strenges Regiment, die Zeitlage und die Verhältnisse besonders unter den Studenten[1]) erforderten es. Mit Genugtuung konnte er im Januar 1577 dem Hofrat Fend berichten, daß er während drei Wochen den Karzer beständig voll Studenten hatte, woraufhin die Hörsäle sich wieder merklich füllten. Das Mittel schien ihm so probat, daß er es auch für die Folgezeit immer anzuwenden versprach. In demselben Briefe betonte er, wie sehr ihm daran liege, die Universität zu reformieren und zur Blüte zu bringen, leider werde er aber durch einige, die nur Sonderinteressen verfolgen, in diesem seinem Bestreben verhindert, auch die Unterstützung vom Hofe her lasse zu lange auf sich warten. Auch seine Krankheit, die Gicht, die mit den Jahren immer häufiger an ihn herantrat, hinderte ihn oft in der energischen Durchführung seiner Absichten. Daß ihm der Ruhm der Universität über alles ging, beweist auch ein Schreiben an den Kanzler Eck,[2]) worin es heißt, es würde dem Herzog und dem ganzen Land nützlich sein, „wenn die Theologi Ingolstadienses numero et auctoritate mit den Parisiensibus et Lovaniensibus anfingen certieren".

Als Superintendent sorgte Eisengrein auch nach Kräften für das materielle Wohl der Professoren. In seinem rechtlichen, billig denkenden Sinn wünschte und verlangte er, daß jeder für seine Dienste entsprechend belohnt werde. So wollte, um nur einen Fall zu erwähnen, der Rechner Wolfgang Zettel dem Theologen Rudolph Clenck, der nur ein kleines Benefizium an St. Moritz besaß, für seine theologischen Vorlesungen ein von Eisengrein festgesetztes Gehalt von 200 Gulden nicht zahlen. Eisengrein jedoch ruhte nicht, bis durch fortgesetzte Schreiben nach München der geschädigte

1) Ueber das ärgerliche Leben unter den Studenten vgl. Prantl I, 347.

2) Vom 3. April 1573, Original im Kreisarchiv zu München, Gen.-Reg. 1254/1 Nr. 9. S. weiter unten.

Professor zu seinem Rechte kam.[1]) Aber auch die Studenten fanden bei ihm für ihre Anliegen ein offenes Ohr. Er ließ es sich angelegen sein, talentvolle, bedürftige Leute, die für die Zukunft etwas versprachen, in jeder Hinsicht, auch materiell, zu unterstützen. Sein Haus stand ihnen immer offen.[2])

Das größte Verdienst aber, das für jene Zeit nicht hoch genug angeschlagen werden kann, erwarb sich Eisengrein um die Universitätsbibliothek. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn er als ihr eigentlicher **Begründer** bezeichnet wird. Seine auch im Andrang der Geschäfte nie vernachlässigten literarischen Arbeiten hatten ihn von der unumgänglichen Notwendigkeit einer reichhaltigen öffentlichen Bibliothek überzeugt; er sah auch, daß eine solche für die Professoren im Interesse des Unterrichts und der Studien ein unabweisbares Bedürfnis sei; bei den kargen Besoldungen von damals war nicht jeder Professor imstande, sich selbst den nötigen Bedarf der Fachliteratur zu beschaffen. Die Hochschule besaß allerdings eine Bibliothek, allein sie konnte den gesteigerten Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprechen.[3])

Man muß nun Eisengreins Klugheit bewundern, mit der er die Bereicherung der Bibliothek anzubahnen verstand, ohne dabei die immer bedürftige Universitätskasse in Anspruch zu nehmen. Sein Freund, der hochgebildete Würzburger und Augsburger Domherr und spätere Bischof von Augsburg, Johann Egolph von Knöringen, war im Besitze eines überaus wertvollen Bücherschatzes. Nach dem Tode des berühmten Freiburger Humanisten Glareanus, mit dem Egolph während

1) Briefe an Eck und Fend vom 18. Januar 1572 (cod. bav. 3018 f. 25 b) und 25. Januar 1577, ibid. f. 43 b.

2) Vergl. die Vorrede Georg **Lauthers** zu Eisengreins Postill. Oder Christliche, wahre Evangelische Predigen und Außlegung aller Sontäglichen Evangelien, Maintz, Henrich Breem 1596.

3) Schon 1484 sind Bestimmungen über die Errichtung einer solchen getroffen. Ankäufe und kleinere Vermächtnisse vermehrten dieselbe um ein geringes. Vergl. **Prantl** I, 92, 139, 215.

er Freiburger Studienjahre intimen Verkehr gepflogen
te, kaufte er dessen reichhaltige und kostbare Bibliothek
; selbst ein großer Bücherfreund, vermehrte er Glareans
mmlung besonders durch deutsche Schriften. Daneben
te er sich auf seinen vielen Reisen, dank der reichen
ttel, über die er verfügte, der Sitte der Zeit gemäß eine
hhaltige „Kunstkammer" angelegt, voll allerlei Merk-
rdigkeiten aus dem Gebiet der Natur und Kunst, römische
ertümer, Urnen, Gemmen, Sarkophage, Waffen, Münzen,
mälde, Kunstwerke jeder Art.[1]) Ihn beredete nun Eisen-
in, alle diese Schätze der Ingolstädter Hochschule schenkungs-
se zu überlassen. Am 2. April 1573 fand der notarielle
enkungsakt in Augsburg statt in Gegenwart Eisengreins und
Professors Clenck.[2]) Egolph von Knöringen hatte außerdem
h eine jährliche vom Würzburger Hochstifte zu zahlende Rente
100 fl. ausgeworfen für die Besoldung eines Bibliothek-
ters. Nach den Bestimmungen des Stifters muß die
liothek, die nicht weniger als 6062 Bände zählte, in
em neuherzustellenden Raume aufgestellt werden und steht
er Oberaufsicht des Vizekanzlers und der vier Dekane,
che jährlich am Samstag nach Martini eine Visitation
ten, einem Seelenamt für den Stifter beiwohnen und

1) Vergl. über ihn Borinski, Allgemeine Zeitung, Beilage, 1883, Nr. 240 und 241. Auch Placidus Braun, Geschichte der Bischöfe von Augsburg IV, 1—30.

2) Eisengrein schreibt an Eck am 3. April 1573:
Gestern bin ich von Augspurg von dem Knöringen gekommen. Der hat coram notario et testibus alle seine büecher, seine Kunstkammer, guldin und silberine Pfennig, auch andere kostliche sachen und dazu auch alle seine silberine und verguldete Kelch, Meßgewand und ander sein Kirchenornat auch über solches 2000 fl. angelegt gelt, so jarlich 100 fl. Zins tragen, in mein und Dr. Clencken beisein zu seiner bibliotheca und der capel bei der Universität alhie verschaffen und doniret. Ist alles etlich taussent guldin wol werdt. . . . ." Original im Kreisarchiv München, Gen. Reg. 1254/1 Nr. 9. Auf diesen Brief hat mich Hr. P. Duhr S. J. aufmerksam gemacht, wofür herzlichen Dank.

dann ein Frühstück zu je einem halben Reichstaler bekommen.[1]) Das war wahrhaft fürstliche Freigebigkeit. Eisengrein trug Sorge, daß sie Nachahmer fand.

Am 2. Februar 1574[2]) starb sein Freund, der herzogliche Kanzler Thaddäus Eck. Seine reichhaltige Bücherei, die besonders deshalb reichhaltig war, weil sie die Büchersammlung seines berühmten Stiefbruders Johannes Eck[3]) enthielt, war Eisengrein wohl bekannt. Er säumte darum nicht, auch diese für die Hochschule zu gewinnen, und es gelang ihm in der Tat, die Erben des Kanzlers zur Herausgabe der Bibliothek für die Universität zu bewegen.[4]) Theologische Werke, besonders zahlreiche handschriftliche, und eine große Sammlung von Schriften historischen Inhalts verliehen der Bibliothek einen besonderen Wert.[5])

Nicht weniger hervorragend war die Bibliothek des Theologieprofessors Rudolph Clenck.[6]) Ehedem Protestant und Jurist, hatte er sich auf weiten Reisen eine sehr bedeutende Büchersammlung erworben. Eisengrein benützte die Freundschaft, die ihn seit Jahren mit dem sächsischen

---

1) Die Urkunde bei Mederer, Cod. dipl. 339. Der Katalog der Bibliothek Knöringens soll 1599 und 1605 gedruckt worden sein, so Borinski a. a. O., der sich auf Fabricius, Historie der Gelehrsamkeit III, S. 120 u. 866 beruft.

2) Wiedemann, Dr. Johann Eck (Regensburg 1865) S. 429 berichtet irrig am 31. Januar.

3) Simon Thadd. Eck war Stiefbruder des berühmten Ingolstädter Theologen. Vergl. Wiedemann, S. 425.

4) Rotmar, Almae Ingolst. Acad. 128a. Mederer II, 42. Spengel, Almanach der Ludwigs-Maximilians-Universität. München 1828. S. 68. Schwarz, Effigies historiae Bavariae in collegiis historico-politicis. s. l, 1731. p. 31.

5) Der von Simon Eck selbst angefertigte Katalog aus Clm 425 abgedruckt bei Wiedemann, Joh. Eck, S. 698—715.

6) Ueber ihn vgl. Prantl in der Allgem. Deutschen Biographie 4, 322; sowie meinen Artikel in den Histor.-polit. Bl. 132 (1903) S. 45—58; 90—101.

Konvertiten verband, dazu, daß er ihn gleichfalls bewog, seine Bücherschätze, die Elenck selbst auf 5000 Gulden schätzte, der Hochschule zu überweisen. Ehe dieser im Jahre 1577 eine Reise nach Braunschweig antrat, von der er nicht mehr zurückkommen sollte, schenkte er sie mit samt seinem literarischen Nachlaß vor versammelten Senate der Universität.[1]) Historische, theologische, juristische Werke, besonders aber gute Väterausgaben und neuere polemische Schriften bildeten den Bestand der Elenckschen Bibliothek,[2]) welche im Verein mit den beiden vorigen die Ingolstädter Universitätsbibliothek zu einer der reichhaltigsten im damaligen Deutschland machte.[3])

Daß der rührige Superintendent, der so eifrig andere zu Schenkungen vermochte, seine eigene ansehnliche Bücherei der Universität zuwandte, ist selbstverständlich.[4]) Wenn auch weder Schenkungsakt noch Bücherverzeichnis näher unterrichten über die Reichhaltigkeit seiner Sammlung, so erinnert doch heute noch gar manches alte Buch der Münchener Universitätsbibliothek mit dem Eisengreinischen Bücherzeichen — das Familienwappen darstellend — an den verdienstvollen Mann, dessen gesegneter Tätigkeit die jetzt so große und wertvolle Büchersammlung ihre ersten bedeutenden Anfänge verdankt.[5])

---

1) Rotmar l. c. 128b; Mederer II, 43.

2) Das Verzeichnis der Bücher derselben wurde Ende 1578 durch den Professor Bartholomäus Vischer angefertigt, aber ohne Ziel und Regel, und befindet sich Cod. ms. 522. 2°. auf der Münchener Universitätsbibliothek.

3) Cuius accessione tantum Bibliothecae nostrae comparatum est incrementum, ut iam pene cum omnibus aliis Germaniae et quidem Principum virorum Bibliothecis, excepto uno Boiorum Ducum incomparabili thesauro, possit certare. Rotmar l. c.

4) Rotmar l. c., Mederer l. c.

5) Von den Handschriften der Universitätsbibliothek stammen noch folgende Nummern aus dem Nachlaß Eisengreins: Cod. ms. 2°: 23; 4°: 12, 21, 23, 771. Ueber die ganze Angelegenheit vergl. auch

In der Zeit, die uns beschäftigt, war dem Superintendenten von Herzog Albrecht auch der ehrenvolle Auftrag zuteil geworden, die religiöse Ausbildung des Markgrafen Philipp von Baden zu überwachen, der zur Vollendung seiner Studien an der Universität zu Ingolstadt weilte.[1]) Der Herzog wollte aus seinem Neffen und Mündel[2]) einen Fürsten machen, der gleich ihm selbst die Grundsätze des Katholizismus in seiner späteren Regierung in Baden betätigen sollte Am 23. März 1572 war Markgraf Philipp mit seiner Begleitung in Ingolstadt immatrikuliert worden. Der Freisinger Kanonikus Johann Lechle führte die Aufsicht über die Studien des 13jährigen Fürsten. Im Sommersemester 1574 wurde er, was damals an manchen Universitäten für die Söhne fürstlicher Häuser Brauch war, zum Rektor gewählt, sicher auf das Betreiben Eisengreins, der in einem Schreiben vom 22. April desselben Jahres den diesem Vorhaben abgeneigten Herzog zur Einwilligung bestimmte.[3]) In der Instruktion für den Hofmeister Philipps, Hans Wolf von Preysing, war Eisengrein mit der Leitung des Studienplanes betraut worden.[4]) Am 7. Januar 1574 begann dann Eisengrein den religiösen Unterricht mit dem

---

meinen Aufsatz „Der Begründer der Münchener Universitätsbibliothek", in der Beilage zur Augsburger Postzeitung 1908, Nr. 23.

1) Vergl. dafür meinen Aufsatz: Aus der Studienzeit des Markgrafen Philipp II. von Baden, Zeitschr. für Geschichte des Oberrheins 1903, S. 696—704.

2) Philipp war der Sohn des 1569 in Frankreich gefallenen Markgrafen Philibert von Baden und von Albrechts Schwester Mechtilde.

3) Original im R. A. Bad. Akt. A nr. 8 f. 170.

4) „So soll der Präceptor mit dem Rathe des Herrn Probst Eisengreins . . . sich entschließen, wie die lernung und das studieren mit dem jungen Herrn anzustellen sei". Instruktion, datiert München den 18. März 1572. M. R. A. Baden A Nr. 8 fol. 130 bis 139.

Markgrafen, und zwar zuerst nach dem kleinen Katechismus des Canisius, dreimal wöchentlich. Späterhin kamen die religiösen Tages- und Kontroversfragen an die Reihe, mit denen Eisengrein seinen Zögling auf das beste vertraut machte. „Ich lasse den Markgrafen", schrieb Eisengrein dem Herzog, „viel schöne Historias aus der Kirchengeschichte und herrliche Stellen aus den Kirchenvätern zur Widerlegung der ketzerischen Ruchlosigkeit auswendig lernen und hübsch lustig rezitieren; er ist bei dieser gar geringen Zahl katholischer Fürsten ein Gewinn für ganz Deutschland und wird im Notfall Gut und Blut für die katholische Kirche einsetzen." Der Herzog tue ein gutes Werk, daß er Philipp so erziehen lasse, und er, Eisengrein, mache sich durch die Unterweisung dieses Fürsten mehr um die Kirche verdient, als durch eine scheinbar größere Arbeit. Gott wolle sein Gedeihen dazu geben. Der eifrige Lehrer hatte auch keinen Grund, mit seinem Schüler unzufrieden zu sein. Im Jahre 1576 widmete er ihm seine Verteidigungsschrift der katholischen Kirche [1]) und rühmt in dem Dedikationsschreiben die theologischen Kenntnisse des Markgrafen, der in allen Kontroversfragen auf das trefflichste Bescheid wüßte; er hebt die Schlagfertigkeit hervor, mit der Philipp während des Unterrichts den Gegenargumenten des Lehrers antwortete. Er wünscht ihm, daß er dieselben katholischen Gesinnungen, die er im Unterrichte gezeigt, auch später als Regent behalten möge, er solle das bewahren, was er bei ihm gelernt habe, denn das sei der pure, lautere katholische Glaube. Als Zeichen seiner Ergebenheit biete er ihm gegenwärtige Schrift an, er möge sie fleißig studieren.

Nicht sehr lange darauf, als der Markgraf diese Schrift seines Lehrers entgegengenommen hatte, verließ er Ingolstadt; bereits im Februar 1577 trat er in seinen badischen

1) Ecclesia catholica novatorum calumniis per iudices omni exceptione maiores . . . vindicata a M. Eisengrein. Ingolstadii 1576.

Landen die Regierung an. Daß die Lehren Eisengreins auf fruchtbaren Boden fielen, zeigt die Geschichte, die in dem Markgrafen Philipp II. nichts weniger als einen Begünstiger des Protestantismus erblickt.[1])

Die letzten Jahre der Wirksamkeit Martin Eisengreins an der Universität waren durch Zeiten schwerer Krankheit getrübt. Obwohl er im kräftigsten Mannesalter stand, so waren seine Kräfte doch vor der Zeit aufgerieben, hauptsächlich durch die rastlose und vielgestaltige Tätigkeit, die mannigfachen Reisen und diplomatischen Sendungen, das angestrengte pastorale Wirken der früheren Jahre. Um sich ganz der Hochschule widmen zu können, hatte er schon im Jahre 1572 seine Ingolstädter Pfarrei abgegeben, und wenn er 1573 auch auf einer Salzburger Synode, 1574 auf dem Regensburger Reichstage weilte, so kann man doch sagen, daß seine letzten Lebensjahre ganz durch die weniger aufreibende Tätigkeit des ständig in Ingolstadt weilenden Superintendenten in Anspruch genommen waren. Auch jetzt füllte ein reiches literarisches Schaffen die freie Zeit. Im Jahre 1573, dann wieder im folgenden, stellten sich bei ihm die Gichtanfälle, die ihn schon in Wien, während seines Aufenthaltes am Kaiserhofe im Jahre 1569, monatelang ans Bett gefesselt hatten, wieder ein. War er schon 1573 so krank gewesen, daß er sein Testament machte, worin er sein Vermögen für gute Zwecke bestimmte,[2]) so bannte ihn das Jahr 1576 dauernd ans Krankenlager, das er nicht mehr verlassen sollte.

Am 4. Mai 1578 starb er zu Ingolstadt, umgeben von seinen Freunden, denen gegenüber er sein treues Festhalten am katholischen Glauben beteuert hatte, eines sanften

---

1) Vergl. Allgem. Deutsche Biographie 25, 759 ff.

2) Nach einem Schreiben Eisengreins an Erasmus Fend, Altötting, 26. Mai 1573, Original im Münchener Kreisarchiv, Gen.-Reg. 1254/1 Nr. 1.

und ruhigen Todes. Schon am Montag, den 5. Mai, fand die Beisetzung des Hingeschiedenen statt. Es war ein Trauertag für die Universität. Sie verlor in Martin Eisengrein einen Mann, der ihr mit ganzer Seele zugetan war und der mit kluger Berechnung ihre Geschicke durch die Fährlichkeiten innerer Zwiste geleitet hatte. Vor sämtlichen Mitgliedern der Hochschule wies Valentin Rotmar, der mit der ersten Trauerrede betraut war, auf die Schwere des Verlustes hin und rühmte im Rahmen eines kurzen Lebensbildes die großen Verdienste des Toten auf dem Gebiete der Religion und des Wissens, seine Tugenden und den erbaulichen Tod. Fünf Tage später pries der Jesuit Johann Holonius seinen Glauben und seine Gottesliebe. Und am siebenten Tage rühmte der Konvertit und Pfarrer Kaspar Franck Eisengreins großen Eifer für die Erhaltung und Propaganda des Katholizismus, seine Bedeutung als Prediger, seine Frömmigkeit. In ähnlicher Weise ließ sich am dreißigsten Tage der Theologe Albert Hunger vernehmen.[1])

Die sterblichen Ueberreste Eisengreins fanden ihre letzte Ruhestätte vor dem Hochaltar der Stadtpfarrkirche U. L. Frau zu Ingolstadt. Eine eiserne Platte im Fußboden erinnerte an den Verblichenen mit folgender Aufschrift:

Martini Eisengreinii Theologi quicquid mortale fuit et terrenum, hic in terrae parentis gremio depositum, resuscitationis novissimam expectat placide tubam. De te quid fiet, amice Lector cogita. Vixit annos 42, menses 4, dies 7. Obdormivit in Christo III. Non. Maii, anno salutis humanae MDLXXVIII.[2])

1) Alle diese Reden bei Rotmar, Oratt. funebres l. c.

2) Bei Rotmar, Almae Ingolst. Acad. l. c. 129a. Die Tafel in Lichtdruck bei A. Schmid, Geschichte des Georgianums in München. Regensburg 1894. S. 43.

LXXV.

Die Verachtung der Frau beim hl. Antonin.

Im 133. Bande dieser Blätter habe ich einen Aufsatz veröffentlicht über die Stellung des Aegidius Albertinus zur Frau und zur Ehe. Angesichts der vielen Lobsprüche, die Albertinus der Ehe und dem weiblichen Geschlechte spendet, fand ich es befremdlich, daß gelehrte Forscher nicht anstehen, diesen Autor als einen Verächter der Ehe und der Frau hinzustellen. Ich habe auch zu erklären gesucht, wie man dazu kommen konnte, dem Albertinus Ansichten zuzuschreiben, die er selber mit aller Entschiedenheit zurückweist. Man hat nämlich, was Albertinus hie und da Ungünstiges über das weibliche Geschlecht aussagt, verallgemeinert und übertrieben; die Lobsprüche dagegen, die er öfter der Ehe und dem weiblichen Geschlechte spendet, hat man ganz unbeachtet gelassen. Dabei bemerkte ich, daß man in derselben einseitigen Weise nicht selten auch mittelalterliche Schriftsteller zu Verächtern der Frau und der Ehe gestempelt hätte. Als Beispiel zitierte ich in einer Anmerkung Dr. Crohns, der in einer jüngst erschienenen Abhandlung zwei ausgezeichnete italienische Dominikaner, den sel. Johann Dominici und den hl. Antonin von Florenz, als ganz maßlose Verächter des weiblichen Geschlechts hingestellt habe. „Crohns hat indessen“, fügte ich bei, „unterlassen, hervorzuheben, daß die beiden Dominikaner von den

‚bösen Weibern‘ sprechen und nicht von dem Weibe überhaupt. Antonin lehrt ausdrücklich, daß man das weibliche Geschlecht nicht verachten dürfe.“ Gegen diese kurze Anmerkung wendet sich Hr. Crohns in der folgenden, am 5. November eingesandten Erwiderung, die mir eine sehr willkommene Gelegenheit bietet, die Stellung des hl. Antonin zum weiblichen Geschlecht etwas näher zu beleuchten.

Erwiderung.

Herr N. Paulus hat im Bd. 133 S. 604 Anm. 2 dieser Zeitschrift mir zur Last gelegt, ich hätte in meinem Aufsatz „Die Summa theologica des Antonin von Florenz und die Schätzung des Weibes im Hexenhammer“ „unterlassen, hervorzuheben“, daß Antonin und Johann Dominici in dem Kapitel von Antonins Summa, welches, wie ich in meiner Schrift nachweise, den Verfassern des Hexenhammers das Material geliefert hat, um das „Hexentreiben“ auf das weibliche Geschlecht zuzuspitzen, nur von „den bösen Weibern sprechen“ und nicht von dem Weibe überhaupt.

Ich erwidere folgendes: Das betreffende Kapitel des Antoninischen Werkes trägt den Titel: „De diversis vitiis mulierum“ (über verschiedene Laster der Weiber). Antonin läßt dem Alphabet inklusive Kommentar, welches den Hauptteil des Kapitels bildet und dessen Inhalt nach seiner Angabe auf Dominici zurückgeht, eine Art Einleitung vorangehen, in welcher er hauptsächlich Kap. VII V. 27 des Predigers kommentiert und immer von dem Weibe überhaupt spricht. „Die Frau wird bitterer als der Tod genannt“, heißt es z. B., „weil der körperliche Tod ein offener, schrecklicher Feind ist, die Frau dagegen ein verführerischer und versteckter“; sie wird „ein Fanggarn der Jäger, das ist der Dämonen genannt“, weil sie durch Betören des Gesichtssinnes oder des Ohres ihre Künste übt u. s. w. Die Worte Habakuks: „ihr Angesicht ist wie ein Glutwind“ werden, wie ich nachgewiesen habe, fälschlich auf das Weib bezogen, und es wird nach derselben Quelle fälschlich eine Angel des Teufels genannt (der Prophet bespricht die Chaldäer, nicht das Weib und den

Teufel). In dem Alphabet selbst wird vom Anfang bis zu Ende das Weib überhaupt besprochen; ist ausnahmsweise nur das böse Weib gemeint, so wird es ausdrücklich hervorgehoben. Die Frau bildet einen Gegensatz zum Manne, wird es unter anderm gesagt, weil sie aus einer krummen Rippe geschaffen ist (also auf Grund ihres Ursprunges selbst); schon die Etymologie des Wortes femina, Frau (also der Name des ganzen Geschlechts), bezeugt „vielleicht" — der Verf. schrickt diesmal sogar selbst zurück —, daß sie ungläubig ist. Nach Lactantius wird mitgeteilt, daß ein Weib niemals Philosophie verstanden habe, „Themiste allein ausgenommen". Für die Behauptung, daß die Frau „glühender Haß" ist, werden aus der Bibel Sarah, Rachel, Martha u. a. angeführt, für das Epithet „Eitelkeit der Eitelkeiten" Pelagia, die die Kirche heilig erklärt hat; nach Secundus und Petrus Ravennas, welche beide von der Frau überhaupt sprechen, wird sie als „unersättliches Tier", als „der Name des Grabes" geschildert. So geht es das ganze Alphabet hindurch, bis wir zum letzten Buchstaben gelangen: Sie ist „das Urbild der Eifersucht". „Das ist nun das Alphabet von de… bösen Weibern", heißt es ferner . . ., „und weil Salomon mit allzu glühender Liebe sich den Weibern hingab (es wird also nochmals von den Weibern überhaupt gesprochen), so lernte er von ihnen ihre Schlechtigkeit" (eigentlich … böse Lehre).

Die Worte „Alphabetum de malis mulieribus" lauten … zu deutsch, wie Herr Paulus richtig übersetzt und ich oben … angeführt habe, „das Alphabet von den bösen Weibern … nicht aber von den bösen Weibern. Dem Satze einen solchen Sinn zu geben, wie es Herr Paulus tut, heißt Anton … (resp. Antonin und Dominici) jede Logik und Konsequenz ab… sprechen.

Hjalmar Crohns.

Replik.

Es handelt sich hier um die Frage, ob der hl. Anton … in dem Kapitel, worin er im Anschluß an Dominici na… den Buchstaben des Alphabets die verschiedenen Laster …

Weiber schildert,[1]) alle Frauen im Auge hat oder blos die bösen im Gegensatz zu den guten. Hierüber wird uns der Heilige selber am besten Aufschluß geben können. Nun erklärt aber Antonin am Schlusse des Kapitels:

Hoc igitur alphabetum est de malis mulieribus . . . Sed mulier timens Deum ipsa laudabitur. „Dies Alphabet ist also von den bösen Weibern, von welchen und deren Lehre es im Buche Jesus Sirach heißt: Sei nicht eifersüchtig auf das Weib an deinem Busen, damit sie die böse Lehre, die du ihr gibst, nicht gegen dich übe (9, 1); denn alle Bosheit ist gering gegen die Bosheit eines Weibes (25, 26). . . Dagegen wird das gottesfürchtige Weib gelobt werden, wie im letzten Kapitel der Sprüche Salomons zu lesen ist. Aber nicht nur alle Weiber, sondern auch alle Männer und Engel wurden übertroffen an Heiligkeit von der glorreichen Jungfrau Maria, zu der daher das Wort gesprochen wurde: Du bist gebenedeit unter den Weibern. Es lehrt auch Hieronymus: Alles Unheil, das der Fluch, der über Eva, die Ursache dieses Alphabets, ausgesprochen wurde, nach sich zog, ist durch die Benedeiung Mariä wieder aufgehoben worden. . . . Deshalb wird in den Schriften des alten Testaments wegen der Eva und deren Nachahmerinnen von den Weibern viel Böses ausgesagt, im neuen Testament dagegen wegen Maria viel Gutes."

Der Schlußsatz: „Dies Alphabet ist also von den bösen Weibern", mit dem Gegensatz: „Aber das gottesfürchtige Weib wird gelobt werden", zeigt klar und deutlich, daß Antonin bei seiner Schilderung der verschiedenen Laster der Weiber nicht von allen Frauen reden will, sondern nur von den bösen Weibern im Gegensatz zu den guten.

Es ist nun höchst befremdlich, daß Dr. Crohns, der doch in seinem Aufsatz Antonins Ausführungen in deutscher Uebersetzung fast vollständig mitteilt, gerade die entscheidende Schlußstelle, die für die richtige Auffassung des ganzen Kapitels von grund-

1) Summa Theologica. Veronae 1740. III, 117—123.

legender Bedeutung ist, beiseite gelassen hat. Würde ein katholischer Autor bei Behandlung eines Kapitels aus den Schriften Luthers ähnlich verfahren, man würde ihn sicher gegnerischerseits der Unterschlagung bezichtigen. Ich habe dies unschöne Wort Crohns gegenüber nicht gebraucht; ich habe in diesen Blättern blos bemerkt, er habe unterlassen, hervorzuheben, daß Antonin von den bösen Weibern spreche. Kurz vorher hatte ich mich in der Literarischen Beilage der Kölnischen Volkszeitung (1904, Nr. 12) noch milder ausgedrückt, indem ich dort bemerkte, Crohns habe den Schlußsatz „übersehen". Jetzt muß ich allerdings beifügen, daß ein exakter Forscher bei Behandlung eines Textes Sätze, die für die richtige Auffassung dieses Textes von wesentlicher Bedeutung sind, nicht übersehen darf. Nachträglich bringt nun Crohns in seiner Erwiderung die Schlußstelle, auf die ich ihn aufmerksam gemacht habe. Allein er bringt sie nicht vollständig; er bringt sie zudem in ungenauer Uebersetzung und mit falscher Erklärung. Er bringt sie nicht vollständig, da er den Gegensatz: Sed mulier timens Deum ipsa laudabitur, der für die richtige Deutung des Vordersatzes überaus wichtig ist, wegläßt. Er bringt den Vordersatz in ungenauer Uebersetzung; er übersetzt nämlich: „Das ist nun das Alphabet von den bösen Weibern." Allein Antonin sagt nicht: Hoc est igitur alphabetum de malis mulieribus; wohl aber: Hoc igitur alphabetum est de malis mulieribus, dies Alphabet also ist von den bösen Weibern. Endlich gibt Crohns von der unvollständig mitgeteilten und ungenau übersetzten Schlußstelle eine falsche Erklärung. Die Worte: Hoc alphabetum est de malis mulieribus, würden nach ihm bedeuten: Das ist das Alphabet von den bösen Weibern; mit anderen Worten: Das ist das Alphabet von den Weibern, die insgesamt böse sind. Demnach würden für Antonin die Begriffe „Weib" und „böses Weib" sich decken. Würde aber Antonin die Worte de malis mulieribus nicht blos

von den bösen Weibern im Gegensatz zu den guten, sondern von allen Weibern verstehen, wie könnte er dann den Gegensatz beifügen: „Aber das gottesfürchtige Weib wird gelobt werden"? Fürwahr, den Schlußsatz deuten wollen, wie es Herr Crohns tut, „heißt Antonin jede Logik und Konsequenz absprechen".

Wir könnten uns auf diese kurze Replik beschränken, da dieselbe vollauf genügt, um der Erwiderung des Herrn Crohns den Boden zu entziehen. Gehen wir indessen auf den nicht unwichtigen Gegenstand etwas näher ein.

Um Antonins Stellung zum weiblichen Geschlecht kennen zu lernen, darf man nicht blos, wie Crohns es tut, das Kapitel berücksichtigen, worin der Heilige die Untugenden der Weiber schildert; man muß auch seine sonstigen Aeußerungen über die Frau in Betracht ziehen. Bei Luther kommen nicht wenige Stellen vor, worin der Wittenberger Neuerer sich in ziemlich abfälliger Weise über die Weiber ausspricht.

„Das weibliche Geschlecht", lehrt er, „steht dem männlichen weit nach".[1]) „Das Weib scheint ein anderes Wesen zu sein als der Mann (diversum animal a viro), wie es denn auch andere Gliedmassen und einen viel schwächeren Verstand hat (ingenium longe inferius) . . . Der Mann ist wie die Sonne am Himmel, das Weib wie der Mond".[2])

Das schwächere Geschlecht ist „leiblich und geistig mit vielen Gebrechen behaftet".[3]) Schon vor dem Sündenfalle war das Weib schwächer als der Mann; darum hat auch der Teufel

---

1) Si conditionem consideres, uxor est infirmum vas, et sexus longe infra masculam virtutem positus. Opera exegetica latina. Erlanger Ausgabe XX, 133. In deutscher Uebersetzung bei Walch, Luthers Schriften. IV, 2752.

2) Opera exeg. I, 86. 87. Walch I, 122.

3) Circumferens cum animo tum corpore plurima vitia. Op. exeg. VI, 92. Walch I, 2594.

nicht Adam, sondern Eva zu verführen gesucht.[1]) Das weibliche Geschlecht ist von Natur schwach, leichtsinnig und dumm, und daher den Nachstellungen des Teufels besonders ausgesetzt".[2]) „Der Teufel greift den Menschen an, da er am schwächsten ist, nämlich die weibliche Person". Eva war „eine Närrin leicht zu verführen".[3]) „Wir sehen, daß in dem weiblichen Geschlecht eine grenzenlose Schwachheit ist (infirmitatem infinitam) Sie hangen ihren Leidenschaften nach und lassen sich von denselben leiten. Die eine ist zornmütig und zänkisch, die andere hochmütig; diese ist zur Haushaltung untauglich, jene unfleißig in der Kinderzucht".[4]) Es gebe nur wenige (paucae) gute Ehefrauen; sie sind gemeiniglich „trotzig, stolz, zänkisch, schmähsüchtig, widerspenstig, aufgeblasen und lassen sich weise dünken".[5]) Am 17. Januar 1524 erklärte Luther auf der Kanzel: „Das Weib ist ein halb Kind. Wer eine Frau heiratet, der wisse, daß er der Hüter eines Kindes ist . . . Das Weib ist zudem ein tolles Tier".[6]) „Auf Erden", sagte er einmal bei Tisch, „ist keine größere Plage, denn ein bös, eigensinnig und wunderlich Weib".[7]) Ein andermal „lachte Dr. Martinus Luther über seine Käthe, die weise sein wollte, und sagte: Gott hat den Mann erschaffen mit breiter Brust und nicht mit breiten Hüften, damit in dem Manne eine geräumige Stätte für die Weisheit vorhanden wäre; den Ort aber, wo der Unflat heraus-

---

1) Op. exeg. I, 190. Walch I, 276.

2) Sua natura infirmus, levis et stolidus est. Op. exeg. VIII, 253. Walch II, 1265.

3) Luthers Werke. Weimarer Ausgabe XXIV, 84. 90.

4) Op. exeg. IV, 10. Walch I, 1469.

5) Op. exeg. IV, 209. Walch I, 1762.

6) Luthers Werke. Weimarer Ausgabe XV, 420. Angesichts solcher Aeußerungen staunt man einigermaßen, bei Seeberg (Luther und Luthertum in der neuesten katholischen Beleuchtung. Leipzig, 1904, S. 21) zu lesen: „Bisher dachten wir, daß seit dem Sohne der Maria und seinem größten Apostel niemand so viel für die Emanzipation der Frau — das Wort im eigentlichen Sinne genommen — getan habe, als Luther".

7) Luthers Werke. Erlanger Ausgabe LXI, 182.

kommt, hat er bei dem Manne klein gemacht. Bei dem Weibe findet das Gegenteil statt; deshalb haben die Weiber viel Unflat, aber wenig Weisheit".[1])

Wollten wir nun auf Grund derartiger Aeußerungen Luther, wie Crohns es Antonin gegenüber tut, des „absurdesten Weiberhasses" bezichtigen, so könnte man mit Recht uns vorhalten, daß es ein allzu einseitiges Verfahren sei, aus Luthers Schriften blos jene Stellen hervorzuheben, worin er sich ungünstig über das weibliche Geschlecht ausspricht; man müsse auch die anderen Stellen berücksichtigen, worin er dem Weibe Lobsprüche erteilt. Nun, was in Bezug auf Luther recht und billig ist, darf man auch katholischen Theologen nicht versagen. Wer von der Schätzung des Weibes in der theologischen Summe des hl. Antonin handeln will, darf sich nicht auf das Kapitel beschränken, worin Antonin die Gebrechen und Fehler der Weiber schildert; er muß auch sehen, wie sich Antonin an anderen Stellen über das weibliche Geschlecht ausspricht. Nun findet sich aber beim hl. Antonin eine ganze Reihe von Stellen, worin der Frau in Ehren gedacht wird. Wie wenig Antonin daran dachte, das Weib als solches der Verachtung preiszugeben, ergibt sich schon aus seiner Erklärung, „man dürfe das weibliche Geschlecht nicht verachten".[2])

Hätte J. Hansen diesen Ausspruch gekannt, hätte er zudem gewußt, daß Crohns in seiner Abhandlung den wichtigen Schlußsatz: Hoc alphabetum est de malis mulieribus, weggelassen hat, so würde wohl der Kölner Archivdirektor Crohns nicht rückhaltlos beigestimmt und nicht behauptet

1) Tagebuch über Luther geführt von Cordatus, herausgegeben von Wrampelmeyer. Halle 1885. Nr. 35. Luthers Werke. Erlanger Ausgabe LXI, 215.

2) Non debet ergo contemni sexus femineus, etsi infirmior, quia etsi Christus vir, de femina tamen nascitur. Summa theol. IV, 989.

haben, daß bei Antonin eine „tiefe Verachtung des weiblichen Geschlechts“ an den Tag trete.[1]) Ebenso hätte wohl Prof. S. Riezler unterlassen, zu behaupten, daß Antonin die „Verachtung des Weibes“ predige; auch hätte er nicht folgendes unzutreffende Urteil gefällt: „Die Misogynie eines Schopenhauer und anderer Modernen erscheint nur wie ein schwacher Nachklang gegenüber diesem Uebermaße ungerechten und unlogischen Generalisierens und absurder Verleumdungen. Weder der Gedanke an die eigene Mutter, noch die Erinnerung an die weiblichen Heiligen der Kirche gebietet der giftigen Feder des Autors Einhalt“.[2]) Antonin wird doch die Unsitten der bösen Weiber schildern können, ohne damit seiner frommen Mutter oder den weiblichen Heiligen der Kirche zu nahe zu treten.

Wie in seiner Summa theologica, so spricht auch Antonin in seiner Summa historialis öfters von den heiligen Frauen mit der größten Hochschätzung. Auch in den Briefen an seine „fromme Dada“ (Diodata degli Adimari), seine „teuerste Tochter in Christo“, hat er genugsam bewiesen, wie viel eine edle Frau ihm wert sei.[3]) Und man beachte wohl, daß Antonin nicht blos dem jungfräulichen Weib, sondern auch den Ehefrauen die schönsten Lobsprüche erteilt. J. Hansen hat freilich behauptet, daß die mittelalterliche Kirche „nur das jungfräuliche, das unberührte, kein Geschlechtsleben führende Weib“ geehrt habe; von dem jungfräulichen Weibe abgesehen, habe man sich nicht genug zu tun gewußt „in der Häufung von Schmähungen auf das weibliche Geschlecht“.[4]) Im engsten Anschluß an Hansen schreibt auch

1) Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst. Jahrg. XXIII (1904), Nr. 4.
2) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1904. Nr. 61.
3) Lettere di Sant' Antonino. Firenze 1859.
4) Hansen, Quellen u. Untersuchungen zur Gesch. des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter. Bonn 1901. S. 420.

J. Hashagen: „Das asketisch, jungfräulich lebende Weib ist es, das hier (in der kirchlichen Literatur des Mittelalters) verherrlicht wird. Erfüllt es dagegen seine natürliche Bestimmung, so findet es vor den Augen der großen Moralisten und Prediger meistens keine Gnade“.[1]) Aehnlich behauptet auch Riezler: „Während der Mariendienst sich immer überschwänglicher gestaltete, wurden alle Argumente zusammengetragen, um die Schlechtigkeit des irdischen Weibes, besonders des seiner natürlichen Bestimmung folgenden Weibes, zu erweisen“.[2]) Wie unzutreffend derartige Behauptungen sind, habe ich jüngst an anderer Stelle aus den Schriften zweier mittelalterlicher Dominikaner dargetan. Der eine dieser Dominikaner, Robert Holkot, rügt zwar mit scharfen Worten die Unsitten der bösen Weiber; doch ist er auch wieder voll des Lobes für das weibliche Geschlecht überhaupt wie für das verheiratete insbesondere.[3]) Dasselbe gilt auch von dessen Ordensgenossen Gabriel Barletta, einem der bekanntesten italienischen Volksprediger des ausgehenden Mittelalters. Dieser Dominikaner handelt in einer eigenen Predigt von der ehelichen Liebe oder dem Lobe der Frauen (de amore coniugali vel de laudibus mulierum), wobei er unter anderem betont, daß von einer guten Ehefrau ein unschätzbarer Segen ausgehe (ab ipsa sunt infinita bona).[4])

Barletta war vielleicht ein Schüler Antonins; jedenfalls führt er dessen theologische Summe in seinen Predigten öfters an. Wie nun Barletta sich über den segensreichen Einfluß der tugendhaften Ehefrau sehr lobend ausspricht, so hat auch Antonin Worte der höchsten Anerkennung für die verheiratete Frau, die treu ihrem Berufe nachkommt. Durch eine gute Ehefrau, erklärt er, wird oft der gottlose Mann

---

1) Westdeutsche Zeitschrift. Jahrgang XXIII (1904), S. 124.
2) Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1904. Nr. 61.
3) Liter. Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1904. Nr. 20.
4) Liter. Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1904. Nr. 19.

auf den guten Weg zurückgeführt, wie täglich zu sehen sei.[1]) Er erinnert an die Aussprüche der hl. Schrift: Glücklich der Mann, der ein gutes Weib hat (Buch Jesus Sirach 26, 1); denn ein weises Weib erbauet ihr Haus (Sprüche 14, 1); Gnade über Gnade ist ein heiliges und schamhaftes Weib (Buch Jesus Sirach 26, 19).[2]) Ausdrücklich lehrt er im Anschluß an Thomas von Aquin, daß die Eheleute, wenn sie größere Liebe haben, vollkommener sein können als jene, die im jungfräulichen Stande leben.[3]) Wenn er auch die Jungfräulichkeit höher stellt als das eheliche Leben, so hebt er doch wiederholt die Würde und Heiligkeit der Ehe hervor, wie er auch von der ehelichen Liebe sehr Schönes zu sagen weiß.[4])

Schon die hohe Auffassung, die Antonin von der Ehe hat, beweist deutlich genug, daß er die Ehefrau als solche nicht der Verachtung preisgeben wollte. Freilich, wer mit Hansen der Ansicht ist, daß die mittelalterlichen Theologen die Ehe „nur als eine Art von unvermeidlichem Uebel" betrachtet haben,[5]) wird von vornherein geneigt sein, anzunehmen, daß in der mittelalterlichen Kirche die Ehefrau verachtet worden sei. Allein jene Ansicht ist grundfalsch, wie schon aus den Artikeln zu ersehen ist, die ich vor kurzem über die Ehe in den deutschen Postillen des ausgehenden Mittelalters, sowie über mittelalterliche deutsche Ehebüchlein veröffentlicht habe.[6]) Hashagen kann denn auch nicht umhin, zuzugeben: „Es gibt auch anerkennende . . . Worte genug über die Ehe". Doch höre man, was dieser Autor sofort

1) Bonitas uxoris multoties virum iniquum efficit bonum . . . et quotidie hoc cernitur. Summa theol. I, 433.
2) Summa theol. III, 19; IV, 55. 3) Sum. theol. IV, 153.
4) Sum. theol. I, 432 sq., 440 sq. III, 11 sqq., 77 sqq., 676 sqq. IV, 53 sqq.
5) Quellen u. Untersuchungen zur Gesch. des Hexenwahns. S. 421.
6) Liter. Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1903. Nr. 14 u. 20. Vgl. jetzt auch Denifle, Luther u. Luthertum I². 1, 254 ff.

beifügt: „Diese Worte beweisen, soweit sie nicht wieder selbst asketisch verschoben sind, doch nur eine erfreuliche Annäherung an den nichtasketischen Standpunkt des Volkes".[1]) Also, wenn die mittelalterlichen Theologen in ihren gelehrten lateinischen Werken, um nur diese zu nennen, die Heiligkeit und hohe Würde der Ehe betonen, so bekunden sie damit nur eine Annäherung an den nichtasketischen Standpunkt des Volkes! Von wem ist aber dem Volke die Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe eingeprägt worden, wenn nicht von den Vertretern der Kirche? Doch kehren wir wieder zum hl. Antonin und zu dessen Alphabet zurück.

Da Antonin am Schlusse des Alphabets ganz deutlich erklärt, dasselbe handle von den bösen Weibern im Gegensatze zu den guten, da er anderswo ausdrücklich betont, man dürfe das weibliche Geschlecht nicht verachten, da er öfters der tugendhaften Frauen lobend gedenkt, insbesondere auch der verheirateten Frauen, so liegt doch auf der Hand, daß er die Unsitten, die er im Alphabet aufzählt, nicht allen Frauen beilegen will. Aber, erwidert Herr Crohns, in dem Alphabet wird „vom Anfang bis zum Ende das Weib überhaupt besprochen"; „ist ausnahmsweise nur das böse Weib gemeint, so wird es ausdrücklich hervorgehoben". So gehe es durch das ganze Alphabet, bis schließlich bezüglich Salomons „nochmals von den Weibern überhaupt gesprochen wird". Allein gerade aus letzterem Beispiel geht klar hervor, daß Antonin nicht von den Weibern überhaupt, nicht von allen Weibern sprechen will. Im Anschlusse an das 3. Buch der Könige, Kap. 11, erwähnt Antonin, daß Salomon, durch allzu heftige Liebe zu den kananitischen Weibern verblendet, sich verleiten ließ, ihre schlechte Lehre (malam doctrinam) anzunehmen und ihre Götter zu verehren (ad colenda idola earum). Sind nun aber vielleicht die kananitischen, dem Götzendienste ergebenen Weiber identisch mit den Weibern

1) Westdeutsche Zeitschrift XXIII, 124.

überhaupt? Und auf ein solches Beispiel stützt sich Crohns, um zu behaupten, Antonin habe von den Weibern überhaupt gesprochen!

Es soll indessen nicht geleugnet werden, daß Antonin in der Tat hie und da in seinem Alphabet von dem weiblichen Geschlechte überhaupt spricht, so z. B. unter dem Buchstaben B, wo unter Berufung auf Lactantius gesagt wird, daß ein Weib niemals Philosophie verstanden habe, Themiste ausgenommen, und daß das Weib hinsichtlich des Verstandes gleichsam einer anderen Gattung anzugehören scheine als der Mann. Man mag diese Ansicht als unhaltbar verwerfen. Allein auch heute noch gibt es Gelehrte, und zwar solche, die keineswegs von dem „absurdesten Weiberhaß" erfüllt sind, welche Antonins Ansicht teilen. So schreibt z. B. Max Wolf: „Weit entfernt davon, mich den Ansichten von Proudhon, Schopenhauer und Hartmann über die geistige Inferiorität der Frauen anzuschließen, muß ich doch darauf aufmerksam machen, daß die Vertreter der Frauenrechte in ihrem edlen Eifer den einen hochwichtigen Umstand außer Augen lassen oder wenigstens unterschätzen, daß nämlich gewisse durchgreifende natürliche Unterschiede in der geistigen und moralischen Bildung beider Geschlechter bestehen". Wolf spricht denn auch von einem „Geschlechtsunterschied des Geistes", hierin mit Antonin übereinstimmend, der lehrt: Mulieres videntur quasi alterius speciei a viris quantum ad intellectum.[1])

Antonin bespricht dann auch im engsten Anschlusse an die Klassiker und Kirchenväter eine ganze Reihe von Untugenden, die den Weibern überhaupt nachgesagt werden. Daß er sich hierbei große Uebertreibungen zu Schulden kommen läßt, geben wir gerne zu. Er sagt einmal an einer anderen Stelle seines Werkes, daß das Weib gewöhnlich

1) Wolf, Die psychische und sittliche Entartung des modernen Weibes. 1892. S. 74.

im Guten wie im Bösen das Maß überschreitet.[1]) In dem Alphabet schildert er nun in ganz einseitiger und nicht selten sehr übertriebener Weise die Bosheit der Weiber. Damit will er jedoch nicht sagen, daß diese Bosheit bei allen Weibern zu finden sei. Lange Verzeichnisse der weiblichen Gebrechen und Untugenden findet man auch bei Männern, die doch keineswegs die Verachtung des weiblichen Geschlechts gepredigt haben, z. B. bei dem christlichen Humanisten Ludwig Vives. In seiner Schrift über das Amt des Ehemannes[2]) handelt Vives ausführlich von den Fehlern des weiblichen Geschlechts; doch bemerkt er dabei, daß diese Fehler nicht blos bei den Frauen, sondern auch bei manchen Männern vorkommen, und daß sie zudem nicht bei allen Frauen zu finden sind; man dürfe denn auch nicht wegen der bösen Weiber das ganze weibliche Geschlecht verachten.[3]) Eine ähnliche Einschränkung findet sich auch bei Antonin. Indem er am Schlusse des Alphabets bemerkt: „Dies Alphabet ist von den bösen Weibern", zeigt er deutlich genug, wie sein Alphabet aufzufassen sei. Er brauchte denn auch nicht bei jedem Buchstaben ausdrücklich zu betonen, daß er nur von den bösen Weibern sprechen wolle. Wohl bemerkt er das eine und das andere Mal, daß nur von dem bösen Weibe die Rede sei; so beim Buchstaben R, wo die

1) Mulier in eo, quod concipit, communiter excedit sive in bono sive in malo. IV, 55.

2) De officio mariti. Basileae 1538. S. 22 ff.

3) Haec quae diximus omnia naturae sunt, non sexus, idcirco nec in solis sunt foeminis, sed in multis etiam virorum, qui muliebri sunt ingenio vel natura sua. . . . Neque in omnibus foeminis sunt haec omnia. . . . Fuerunt enim et sunt non paucae robustiore ac virili magis pectore quam virorum plerique. . . . Foeminae non magis natura malae sunt quam viri. Si sunt nonnullae malae, id non arguit naturae malitiam' non magis quam in viris, ut magis ridiculi sint, qui in cunctum sexum sint invecti, propter aliquas parum probatas. S. 23. 24. 81.

Frau als Ruin der Staaten charakterisiert wird. Antonin fügt hier bei: Quando scilicet est mala, wenn sie nämlich böse ist. Warum hätte er aber diese Bemerkung bei jedem Buchstaben wiederholen sollen? Wenn auch einzelne allgemein deutbare oder wirklich allgemein lautende Stellen vorkommen, so müssen eben diese Stellen, insofern sie von sittlichen Fehlern handeln, nach dem einschränkenden Schlußsatz ausgelegt werden.

Unter den weiblichen Fehlern nimmt der Neid, die Eifersucht nicht die letzte Stelle ein;[1]) es ist dies eine Untugend, die nicht selten auch bei solchen Frauen vorkommt die keineswegs den bösen Weibern beizuzählen sind. Von ehrenwerten Frauen, die durch Neid gefehlt haben, führt Antonin Sarah, Rachel u. a. an und bemerkt dabei: darf man den Neid bei heiligen Frauen annehmen, so noch mehr bei den übrigen; Neid und Eifersucht findet sich stets bei einem bösen Weibe.[2]) Damit deutet Antonin an, daß er auch hier in erster Linie die bösen Weiber im Auge hat.

Wie der Neid und die Eifersucht, so ist auch die Eitelkeit und Gefallsucht ein Fehler, der bei den Frauen öfter vorkommt. Es kann leicht geschehen, daß auch eine heilige Frau noch mit etwas Eitelkeit behaftet ist; daher hätte auch Pelagia trotz ihres sonst heiligmäßigen Lebens noch etwas eitel sein können. Allein Crohns, der soviel Gewicht auf den Umstand legt, daß Pelagia von der Kirche heilig erklärt worden sei, hätte hier nicht außer acht lassen sollen, was er in seiner Abhandlung aus Antonins Alphabet über Pelagia mitteilt: „Ein Beispiel (der Eitelkeit) bietet das Leben der hl. Pelagia, die, als sie noch den Welt-

1) Das Epitheton Invidiosus ignis lautet in der Uebersetzung von Crohns: „Glühender Haß". Allein invidia bedeutet Neid, nicht Haß.

2) Semper aemulatio, i. e. invidia est in mala muliere. Diesen Satz übersetzt Crohns folgenderweise: „Eifersucht, d. h. Neid, beherrscht stets das schlimm veranlagte Weib".

reuden ergeben war, ihren Schmuck in den Straßen Antiochiens so auffallend zur Schau trug, daß ein frommer Vater namens Nonnus bei ihrem Anblick in Tränen ausbrach und zu seinen Gefährten sprach: daß er niemals in seinem ganzen Leben sich so viel Mühe gegeben habe, Gott gefällig zu sein. Durch seine Redegabe wurde denn auch schließlich Pelagia bekehrt." Demnach schreibt Antonin die Eitelkeit nicht der heiligen Pelagia zu, sondern der noch unbekehrten, ein Sündenleben führenden Pelagia. So zeigt denn gerade dies Beispiel, daß Antonin auch bei jenen Fehlern, die dem weiblichen Geschlechte gleichsam angeboren sind, die bösen Weiber im Auge hat, nicht aber die gottesfürchtigen Frauen, welche die bösen Neigungen des Herzens zu bekämpfen suchen.

Es könnten noch verschiedene andere Fehler angeführt werden, bezüglich deren nachgewiesen werden kann, daß Antonin sie nicht allen Weibern, sondern nur den bösen beilegen will. Gleich am Anfange des Alphabets wird das Weib als ein geiziges, habsüchtiges Wesen geschildert. Was ist nun aber der herzlosen Habsucht mehr entgegengesetzt als die milde Barmherzigkeit? Letztere Tugend verträgt sich nicht mit der Habsucht. Nun aber lehrt Antonin wiederholt, daß die Frauen gemeiniglich barmherzig sind.[1])

Unter dem Buchstaben C wird das Weib als carnalis concupiscentia, Fleischeslust, bezeichnet. Das Alphabet hat Antonin von seinem Lehrer Dominici entlehnt. Hätte nun das Alphabet den Sinn, den Crohns ihm beilegt, würde es sich auf alle Weiber beziehen, so würde folgen, daß nach der Ansicht Dominicis die Frauen in der Regel der Unkeuschheit ergeben sind. Nun aber vertritt Dominici in einer seiner Schriften die eigentümliche, für uns Männer

1) Mulieres communiter et pueri sunt miserativi. IV, 55. Communiter mulieres sunt piae (mild) et misericordes ad compatiendum. IV, 371.

wenig schmeichelhafte Ansicht, es würden mehr Frauen als Männer in den Himmel kommen, da die Frauen die Keuschheit besser bewahrten. „Gewöhnlich (comunemente) sind die Mädchen bei der ersten Eheschließung wahre Jungfrauen, während es weniger glückt, auch einen Mann in unversehrter Reinheit zu finden. Das ist auch, soweit ich in meiner Kurzsichtigkeit urteilen kann — andere mögen darüber sagen, was sie wollen —, einer der Gründe, warum die Frauen nicht in so tiefes Elend geraten wie die Männer, weil sie nämlich die Keuschheit besser bewahren (perchè sono più conservatrici della castità). Diese gefällt aber Gott, dem reinsten Geiste, über alles, und darum beschenkt er sie mit dem Reichtum seiner Gnaden, infolgedessen mehr Frauen als Männer selig werden (più fa salvare di queste che di quegli).[1])

Hieraus ersieht man auch, was zu halten sei von folgender Behauptung Hashagens: „Es handelt sich hier nicht um niedergehende Strömungen. Sondern es sind die großen kirchlich sanktionierten Dominikanerreformatoren des 15. Jahrhunderts, denen wir bei dem fanatischen Kampfe gegen das Weib allenthalben begegnen: Dominici, Antonin. .... Das Motiv aber, das diese Theologen ... zu ihren Verdächtigungen veranlaßt, ist einfach das asketische: weil die Frau mehr Neigung zu geschlechtlicher Ausschweifung zeige, sei ihre moralische Inferiorität gegenüber dem Manne außer Frage.“[2])

Erwähnt sei noch, daß Antonin unter den gewöhnlichen Fehlern der Weiber auch die Widerspenstigkeit, den Widerspruchsgeist anführt. Diesen Fehler leitet er davon ab, daß das Weib aus einer krummen Rippe gebildet worden sei.

1) Regola del governo di cura familiare compilata dal B. Giov. Dominici, ed. Salvi. Firenze 1860. S. 175; deutsch übersetzt von P. A. Rösler, in Bibliothek der kath. Pädagogik. Bd. VII. Freiburg 1894. S. 56.

2) Westdeutsche Zeitschrift XXIII, 122.

Damit ist jedoch noch nicht bewiesen, daß Antonin jenen Fehler allen Frauen beilegt. Die gottesfürchtigen Frauen suchen sich eben von derartigen Fehlern frei zu halten, während die bösen Weiber den schlimmen Neigungen des Herzens freien Lauf lassen. Uebrigens darf man auf die Aeußerung, daß das Weib aus einer krummen Rippe gebildet worden sei, kein allzu großes Gewicht legen. „Aeltere Erklärer", bemerkt J. Hansen, „hatten aus der Nähe der Rippe beim Herzen Adams Schlüsse auf das eheliche Verhältnis gezogen, ... jetzt wurde der Nachdruck auf die ‚krumme Rippe' gelegt, um den krummen Sinn der Frau zu erklären." [1]) Allein die Erwähnung der „krummen Rippe" ist auch schon bei älteren Theologen zu finden, z. B. bei Holkot, der doch auch wieder lehrt, die Frau sei aus der Seite des Mannes gebildet worden, zum Zeichen, daß der Mann seine Gattin lieben soll. [2]) Auch Antonin hat die beiden Erklärungen. Während er aber nur einmal von der „krummen Rippe" spricht, betont er wenigstens viermal, daß die Frau aus der Seite des Mannes gebildet worden sei, und knüpft daran die Lehre, daß der Mann seine Frau von Herzen lieben soll. [3])

Es wäre nun auch noch die Frage zu erörtern, ob in der Tat, wie Crohns behauptet, das Alphabet Antonins den folgenschwersten Einfluß auf die Entwicklung der Hexenverfolgung ausgeübt habe. Da jedoch der Artikel bereits zu umfangreich geworden ist, so werden wir vielleicht später der interessanten Frage einen eigenen Aufsatz widmen.

N. Paulus.

---

1) Hansen, Zauberwahn, Inquisition und Hexenprozeß im Mittelalter. München 1900. S. 486, Note 4.

2) Liter. Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1904. Nr. 20.

3) Summa theol. III, 17, 679; IV, 54, 1195.

LXXVI.

Zur Frage der Errichtung eines Bureaus für kirchliche Statistik.

Vor drei Jahren wurde auf der Katholikenversammlung zu Osnabrück der folgende Antrag eingebracht und unter allgemeiner Zustimmung angenommen: „Die 48. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zu Osnabrück, überzeugt von der Dringlichkeit des Planes, ein internationales Institut für kirchliche Statistik zu schaffen, empfiehlt auf das wärmste zunächst die Errichtung eines deutschen Bureaus für kirchliche Statistik als Glied der anzustrebenden internationalen Anstalt". Wiederholt wurde seitdem in Wort und Schrift dieser Plan erörtert. Die hervorragendsten Organe der katholischen Tagespresse [1]) sind entschieden für die Durchführung desselben eingetreten, und in der Tat muß es als eine Ehrensache der Katholiken Deutschlands angesehen werden, daß Beschlüsse, die auf ihren Generalversammlungen allgemein als dringend notwendig für das Wohl der Kirche anerkannt worden sind, auch zur Ausführung gelangen, wenn nicht unüberwindliche Hindernisse der Verwirklichung im Wege stehen.

---

1) So noch in diesem Jahre die „Germania" in ihrer Nummer vom 2. Sept. und die „Kölnische Volkszeitung" am 12. September.

Wie kommt es nun, daß mehrere Jahre seit der Katholikenversammlung von Osnabrück verstrichen sind, ohne daß die Bemühungen für das Zustandekommen eines solchen Bureaus zu irgend einem greifbaren Resultate geführt hätten? Unseres Erachtens ist der Grund hauptsächlich darin zu suchen, daß man es versäumt hat, eine Vorbedingung zu erfüllen, die für das Gelingen des Planes von entscheidender Bedeutung ist. Die Errichtung einer Zentralstelle für kirchliche Statistik ist nämlich nur möglich, wenn entweder der deutsche Episkopat oder mit Gutheißung desselben eine unserer großen Organisationen, wie der Bonifatiusverein, der Volksverein für das katholische Deutschland oder die Görres-Gesellschaft die Sache in die Hand nimmt. Also direkt oder indirekt ist die Mitwirkung der hochwürdigsten Bischöfe unbedingt erforderlich und man hätte sich daher dieser Mitwirkung versichern müssen, ehe man den Antrag einbrachte. Es soll damit keineswegs das Verdienst des Antragstellers herabgesetzt werden. Im Gegenteil, es wird ihm stets das unbestreitbare Verdienst bleiben, die erste Anregung zur Schaffung einer für die katholische Kirche so bedeutsamen Institution gegeben zu haben, aber sicherlich wären seine Bemühungen nicht so lange ohne Erfolg geblieben, wenn er vor Einbringung des Antrages denselben den in Fulda versammelten Bischöfen zur Gutheißung vorgelegt hätte. Auch jetzt kann man nur auf diesem Wege zum Ziele gelangen. Die Bildung eines Komitees von Interessenten, wie sie ein Einsender in der „Kölnischen Volkszeitung"[1]) vorschlug, könnte daher nur in dem Falle von Nutzen sein, wenn sich dies Komitee mit dem Episkopat in Verbindung setzte.

Andere Gründe, die der Schaffung einer Zentralstelle für kirchliche Statistik entgegenstehen, liegen in der Verkennung des Nutzens einer solchen Einrichtung und in über-

---

1) Nr. 757.

triebenen Vorstellungen von der Schwierigkeit der Durchführung. Es soll daher im folgenden unsere Aufgabe sein, dem Plane eine greifbarere Gestalt zu geben und kurz den Nutzen, die Möglichkeit und die Art und Weise der Durchführung auseinanderzusetzen.

Der Nutzen einer statistischen Zentralstelle ist bei der Kirche derselbe, wie bei jedem anderen öffentlichen Gemeinwesen. Er besteht, kurz gesagt, darin, daß eine solche Zentralstelle uns eine genaue, zuverlässige Kenntnis von dem gegenwärtigen Stande des Gemeinwesens und von den Vorgängen verschafft, die im Innern desselben sich vollziehen oder von außen auf dasselbe einwirken. Napoleon I., der, wie alle bedeutenden Männer, den Wert der Statistik wohl zu würdigen wußte, hat das in dem berühmt gewordenen Satze zusammengefaßt: „La statistique est le budget des choses, et sans budget point de salut public.“ Nach dem Muster des von ihm errichteten französischen Statistischen Bureaus wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts fast in allen zivilisierten Staaten Zentralstellen für die amtliche Statistik geschaffen; in den letzten Jahrzehnten sind auch die größeren Selbstverwaltungskörper fast überall diesem Beispiel gefolgt. Die für unsere Zeit charakteristische, stetig zunehmende Publizität hat den Geschäftskreis dieser Bureaus beständig gesteigert. Ein großer Aufwand an Geld und Arbeitskräften wird dafür aufgebracht und alles deutet darauf hin, daß die statistische Tätigkeit in Zukunft eher eine Erweiterung als eine Einschränkung erfahren wird.

Die katholische Kirche hat übrigens den Nutzen statistischer Erhebungen niemals verkannt. Die Kirchenbücher der vergangenen Jahrhunderte legen Zeugnis davon a[illegible]. Sie bilden eine wichtige Quelle der historischen Statis[illegible] für Zeiten, wo die staatliche Statistik noch fast vollständ[illegible] versagte. Die Diözesanschematismen, die sogenannten Seele[illegible] beschreibungen, erfüllten einen ganz ähnlichen Zweck wie d[illegible] statistischen Jahrbücher, lange bevor eines der jetzt ver[illegible]

n Hand- oder Jahrbücher existierte. Es handelt sich
eineswegs darum, etwas zu schaffen, was in der
schen Kirche ganz neu und ungewohnt wäre. Auch
chon werden in allen deutschen Diözesen alljährlich
nde Berichte statistischen Inhalts von den Pfarr-
an die Ordinariate eingeschickt. Damit entfällt ein
nd, der bisweilen gegen die Errichtung einer Zentral-
ür kirchliche Statistik geltend gemacht worden ist, daß
h durch die Anforderungen derselben die ohnedies
so große Arbeitslast der Pfarrämter gesteigert werden
Das ist in einem irgendwie erheblichen Maße
us nicht zu erwarten Der Unterschied würde nur
bestehen, daß diese Berichte in allen Diözesen gleich-
nach einem einheitlichen Schema angefertigt und von
planten Zentralstelle in umfassender Weise verarbeitet
eröffentlicht würden. Es wäre damit die Möglichkeit
n, in fortlaufender Reihenfolge Jahr für Jahr dem
schen Volke ein klares und zuverlässiges Bild des
es unserer Konfession und der Entwicklung des kirch-
Lebens in den abgelaufenen Jahren zu bieten. Da-
wird man nicht nur auf Mißstände aufmerksam, wo
vorhanden sind, sondern es wird auch das Interesse
lerus und Laien für die Kirche, das kirchliche Leben
ie kirchlichen Bedürfnisse stets wach gehalten. Ohne
nterlage eines zuverlässigen statistischen Materials aber
nan sich leicht gefährlichen Täuschungen hingeben über
ntliche Fortschritte, die in der Wirklichkeit gar nicht
nden sind, oder aber einem ungerechtfertigten Pessi-
us, der die freudige Schaffenskraft lähmt und ebenso
e übertriebene Vertrauensseligkeit den Eifer in der Er-
g der Berufspflichten ertödtet.

uch das Ansehen der Kirche würde in der öffentlichen
ng durch regelmäßige Feststellung und Veröffentlichung
ußerungen des kirchlichen Lebens gewinnen, selbst wenn
rgebnisse im einzelnen nicht immer erfreulich sind. Die

evangelischen Landeskirchen besitzen schon seit einer Reihe von Jahren in der statistischen Zentralkommission der Eisenacher Kirchenkonferenz eine derartige Einrichtung, welche die von den Pfarrämtern eingelieferten Berichte für die einzelnen Konsistorialbezirke und Landeskirchen zusammenstellt und in den „Statistischen Mitteilungen aus den deutschen evangelischen Landeskirchen" veröffentlicht. Das Preußische Statistische Bureau, dem die Preußen betreffenden Mitteilungen jährlich eingesendet werden, bringt dieselben der Hauptsache nach in seiner Zeitschrift und in dem alle fünf Jahre erscheinenden Statistischen Handbuch zum Abdruck. Ohne Zweifel würden auch die von den katholischen Kirchenbehörden eingelieferten statistischen Zusammenstellungen in den genannten Publikationen Aufnahme finden, wenn nur Garantien für eine gleichmäßige und zuverlässige Erhebung geboten werden.

Von besonderer Wichtigkeit ist das für die Statistik der Uebertritte. Die Zusammenstellungen der beiden Konfessionen über den Glaubenswechsel würden sich gegenseitig ergänzen, während bisher jede Konfession im wesentlichen nur zur Kenntnis der in die eigene Gemeinschaft aufgenommenen Personen gelangte. Auf katholischer Seite beschränkte sich zudem diese Kenntnis allein auf die Kirchenbehörden, bei denen die Berichte der Pfarrämter einliefen, während das katholische Volk über die Zahl der in die Kirche aufgenommenen Andersgläubigen vollständig im ungewissen ist. Man kann es den Protestanten nicht verdenken, daß sie die Meinung hegen und äußern, ihre Konfession sei bezüglich des Glaubenswechsels den Katholiken gegenüber erheblich im Vorteil, solange der von ihnen veröffentlichten detaillierten Konversionsstatistik von unserer Seite nichts entgegengestellt werden kann als unbestimmte Behauptungen ohne feste zahlenmäßige Unterlage. Diesem Uebel würde durch die Veröffentlichungen der von uns geplanten Zentralstelle abgeholfen werden. Denn mag auch die Zahl der zur

tholischen Kirche Uebergetretenen sich als geringer heraus-
llen als die der von ihr Abgefallenen, was bei der größern
isdehnung des katholischen Diasporagebietes nicht zu ver-
indern wäre, so wird die Differenz doch keineswegs so be-
ichtlich sein, als man jetzt nach den einseitigen protestan-
chen Zusammenstellungen annehmen sollte.

Es ist nun wohl die Befürchtung ausgesprochen worden,
ß aus einer Veröffentlichung der Zahl der Konvertiten
esen selbst oder den Kirchenbehörden Anfeindungen oder
nannehmlichkeiten erwachsen könnten. Uns scheint eine
lche Befürchtung nicht begründet. Selbstverständlich würde
cht die Anzahl der Konvertiten in den einzelnen Pfarreien,
ndern nur die Gesamtzahl für die ganze Diözese veröffent-
ht werden. Dadurch sind die Konvertiten vor jeder Benach-
iligung geschützt. Aber auch die kirchlichen Behörden haben
ine Anfeindung zu fürchten. Einmal veröffentlichen ja
ich die protestantischen Kirchenbehörden Jahr für Jahr sehr
trächtliche Zahlen von neu gewonnenen Mitgliedern und
inn würde gerade durch Mitteilung der genauen Zahlen
en übertriebenen Behauptungen von den Erfolgen der katho-
schen Propaganda der Boden entzogen werden.

Praktisch genommen müßte die Aufgabe der Zentralstelle
ir kirchliche Statistik zunächst darin bestehen, ein einheitliches
Schema, einen Fragebogen zusammenzustellen, der von
en Ordinariaten an alle Pfarrämter zu versenden wäre,
iit der Verpflichtung, denselben bis zu einem bestimmten
Termine genau und gewissenhaft ausgefüllt zurückzusenden.
Von den Ordinariaten wären dann die ausgefüllten Frage-
ogen nach vorheriger Einsichtnahme und Kontrole an die
Zentralstelle weiter zu befördern, von der die Ergebnisse
iach Diözesen zusammenzustellen und in einer jährlich er-
cheinenden Uebersicht zu veröffentlichen sind. Nach erfolgter
Zusammenstellung könnten die Fragebogen im Original an
ie Ordinariate zu eventueller Aufbewahrung im Diözesan-
rchiv zurückgeliefert werden.

Die zu beantwortenden Fragen müßten sich hauptsächlich auf folgende Gegenstände beziehen:

1) Die gottesdienstlichen Lokale, die in der Gemeinde befindlichen kirchlichen Anstalten und Ordensniederlassungen.

2) Die in der Seelsorge beschäftigten Priester, die sonstigen in der Gemeinde wohnhaften Welt- und Ordensgeistlichen und Ordensleute beiderlei Geschlechtes.

3) Die Zahl der Gemeindeangehörigen am 1. Januar des Berichtsjahres.

4) Die im Berichtsjahre erfolgten (Lebend-) Geburten von Kindern aus katholischen Ehen, aus gemischten Ehen und von unehelichen Kindern katholischer Mütter; die Eheschließungen katholischer Paare und gemischter Paare und die Sterbefälle von Gemeindeangehörigen.

5) Taufen von Kindern aus katholischen Ehen, gemischten Ehen und von unehelichen Kindern, die Beichten, Kommunionen (Osterkommunionen u. Andachtskommunionen), die letzten Oelungen und die kirchlichen Beerdigungen.

6) Die Uebertritte zur katholischen Kirche mit Angabe der Konfession, welcher der Uebertretende bisher angehörte, und die Austritte aus der Kirche, soweit dieselben zur Kenntnis des Pfarramtes gelangt sind.

Selbstverständlich würde es jederzeit im Belieben der einzelnen Ordinariate stehen, weitergehende Fragen über Schulverhältnisse, kirchliche Vereine, charitative Anstalten, Kirchenkollekten u. s. w. hinzuzufügen; nur über die allgemein zu stellenden Fragen wäre eine Verständigung herbeizuführen. Das hier vorgelegte Schema entspricht, unter Berücksichtigung der der katholischen Kirche eigentümlichen Einrichtungen, ungefähr dem von der statistischen Kommission der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz zu Grunde gelegten Erhebungsplan, was ja im Interesse der Vergleichbarkeit sehr zu empfehlen ist.[1])

1) Aus dem gleichen Grunde müßte eine Erkundigung darüber eingezogen werden, wie auf protestantischer Seite der Begriff der

Endlich bleibt noch der Kostenpunkt zu erörtern. Auch davon macht man sich meist eine sehr übertriebene Vorstellung. Nichts ist weiter erforderlich, als daß ein zu derartigen Arbeiten geeigneter Geistlicher von den Bischöfen als Leiter der Zentralstelle angestellt wird, für dessen Unterhalt dann entweder durch Aussetzung eines Gehaltes oder durch Uebertragung eines Nebenamtes zu sorgen wäre. Ein ständiger Hülfsarbeiter ist nicht erforderlich; höchstens müßten zur Beschleunigung der Zusammenstellung zeitweise Bureauarbeiter gegen eine kleine Remuneration zu Hülfe gezogen werden. Die Portokosten wären auch nicht erheblich, da die Versendung der Fragebogen nicht durch die Zentralstelle, sondern durch die Ordinariate zu erfolgen hätte.

Uebrigens könnten die Kosten möglicherweise auch durch den Ertrag eines Kirchlichen Jahrbuches gedeckt werden, in welchem außer den statistischen Mitteilungen auch Personalnachrichten über die kirchlichen Behörden, die Diözesananstalten, ausführlichere Berichte über Missions- und Vereinstätigkeit, Entscheidungen kirchlicher und weltlicher Gerichtshöfe u. s. w. zur Veröffentlichung kommen könnten. Auf jeden Fall aber sind die Kosten so unbedeutend, daß sie gegenüber den aus dieser Einrichtung für die katholische Kirche Deutschlands zu erwartenden Vorteilen gar nicht in Betracht kommen.

H. Krose.

Konversion abgegrenzt wird: ob bei Konversionen von Eheleuten nur die Erwachsenen als Konvertiten gezählt werden oder auch die aus der Ehe hervorgegangenen Kinder; ob nachträglich der eigenen Konfession zugeführte Kinder aus Mischehen als Konvertiten gerechnet werden oder nicht u. s. w.

LXXVII.

Die italienischen Wahlen.

Im Sommer dieses Jahres fuhr ein Wagen, dessen Dienerschaft rote Livree trug, über San Pietro in Montorio weiter hinauf in die Villa Corsini, wo das große Denkmal des Bandenführers Garibaldi steht. In der Nähe dieses Denkmals hielt der Wagen und eine sehr hohe Dame, die über die Vierzig hinaus ist, entstieg demselben. Sie hatte eine andere Dame zur Begleitung bei sich und beide waren in feierliches Schwarz gekleidet. Sie lenkten ihre Schritte zu einem anderen Teile der Villa und ungesehen — um diese Tagesstunde und in dieser Sommerhitze war die Villa ganz verödet — stiegen sie in einen anderen Wagen, der dort zufällig hielt. Die Dienerschaft war in schwarzer anspruchsloser Livree.

Im Wagen vertauschten die Damen ihre Hüte mit Kopfschleiern, wie man sie bei den Audienzen im Vatikan zu tragen pflegt. In scharfem Tempo fuhr der Wagen um S. Onofrio herum den Berg hinab, bog links durch das Tor von Santo Spirito ab und verfolgte dann den Weg durch den Borgo Santo Spirito, um die links gelegenen Kolonnaden herum, nach der Piazza di Santa Marta und durch die Via delle Fondamenta in den Vatikan hinein.

Die Schweizergarde öffnete das Tor für den Zweispänner, denn nur solche dürfen in den Cortile di San Damaso hineinfahren, und in der Nähe des Brunnens

dieses Hofes, dort wo der Aufzug ist, stiegen die beiden Damen aus. Zufällig fand sich hier ein Herr, der die Damen zufällig begrüßte und sie zufällig in den ersten Stock hinaufführte, da sie den Appartamento Borgia besichtigen wollten. Zufällig war dieser Herr auch ein guter Kenner der herrlichen Gemälde eines Pinturicchio, so daß er ihnen zufällig auch alle Schönheiten erklären konnte.

Wie es um diese Tageszeit zu geschehen pflegt, war der Appartamento ganz leer, so daß die Damen im Genusse dieser Herrlichkeiten durch niemand gestört wurden. Während sie nun in Schauen versunken waren, kam zufällig jemand daher, der im Begriffe war, sich zu seinem gewohnten Spaziergang in die Vatikanischen Gärten zu begeben. Eine Begrüßung fand statt, man setzte sich, nachdem der Erklärer der begleitenden Dame nahegelegt hatte, die Schönheiten der schon durchwanderten Säle noch einmal anzuschauen.

* * *

Der Kommandant der Palastgendarmen Tagliaferri, der lange Jahre hindurch dieses Amt mit Pflichttreue und Eifer versehen hatte, war pensionsbedürftig geworden. Seine gesundheitlichen Verhältnisse verlangten gebieterisch nach vollkommener Ruhe. Der heilige Vater gewährte ihm in Gnaden unter herzlicher Anerkennung seiner treuen Dienste die erbetene Pensionierung.

An seine Stelle trat Graf Ceccopieri, der bis zum Augenblick seiner Ernennung Kommissar bei den italienischen Sicherheitsbehörden gewesen war. Er hatte die weitgehendsten Beziehungen zu den italienischen Staatsbeamten und war auch gesellschaftlich nicht einflußlos. Viele haben diese Wahl seinerzeit nicht verstanden. Aber der Graf war nicht nur als Kommandant der Palastgendarmerie in den Vatikan berufen worden. Er könnte, wenn es gewünscht würde, auch als trait d'union gelten, wenn in unverbindlicher Weise Ansichten ausgetauscht werden sollten, die

schwebende Fragen betrafen. Man sagt, daß der Graf mit feinem Takte für solche Dinge ausgestattet sei, wenn dieselben an ihn herantreten würden. Es wird erzählt, er habe schon verschiedentlich Gelegenheit gehabt, diesen Takt zu beweisen und zwar zu beiderseitiger Zufriedenheit.

* * *

Vor einiger Zeit war der König von Italien in Bologna. Auf eine Anfrage hin, ob er, wenn eingeladen, an den Empfängen theilnehmen dürfe, wurde dem Kardinal Domenico Svampa, Erzbischof von Bologna, erwidert, daß er handeln solle, wie die augenblicklich vorliegende Sachlage es ihm angemessen erscheinen ließe. Das war kein Ja, es war aber auch beileibe kein Nein.

Kardinal Svampa nahm an den Feierlichkeiten teil, nachdem er sich vergewissert hatte, daß er mit allen, seiner Stellung gebührenden Ehren sowohl im privaten wie im öffentlichen Verkehr behandelt werden würde.

So ging zum erstenmale seit dem 20. September 1870 ein Bischof des Kirchenstaates zu einem savoyardischen Herrscher.

Was König und Kardinal mit einander verhandelt haben, ist nicht öffentlich bekannt geworden. Auch die Wände des Appartements Borgia haben bisher geschwiegen. Auch Graf Ceccopieri hat bisher geschwiegen.

* * *

In Neapel, Florenz, Venedig, Mailand, Turin und Genua herrschte vor kurzem eine wahre Schreckensherrschaft. Die sozialdemokratische Canaille mit all ihren bildungsfeindlichen Instinkten und ihrer brutalen Zerstörungs- und Mordgier hatte die Probe auf den Generalstreik gemacht. Nachdem die Freidenker in Rom für jeden Gedanken, mit Ausnahme des christlichen, freie Bahn geschaffen und Ernst Häckel aus Jena diese blutrünstige Gesellschaft mit seinem materialistischen Segen gestärkt hatte, konnte man es dem

Pöbel nicht übelnehmen, wenn er die Freimaurerlehre licet quod placet in die Tat umsetzte. Man schlug alles kurz und klein, stach die friedlichen Bürger zusammen, schoß politische Gegner über den Haufen, handelte mit einem Worte genau, wie man im Zukunftsstaate handeln wird.

Diese Schreckenstage hatten die gewaltige Gefahr offensichtlich gemacht, der Italien entgegengeht, wenn die von Ferri geführte Canaille noch mehr Machtzuwuchs erhalten sollte. Jedermann fragte sich, wie es weiter gehen solle. Von der Regierung, die in törichter Verblendung den anarchistisch-sozialistischen Freidenker- und Freimaurerkongreß unbehelligt gelassen, die gewissermaßen mit den Umsturzhelden in den genannten Städten geliebäugelt hatte, war keine Hilfe zu erwarten. Und doch sah jeder deutlich, daß der Thron noch mehr wanken würde, wenn da nicht bald eine Aenderung eintreten würde.

* * *

Ueber die Frage des non expedit sei hier folgende geschichtliche Erinnerung mitgeteilt. Das Verbot der Beteiligung an den politischen Wahlen Italiens geht auf Pius IX. zurück und wurde von Leo XIII. aufrecht erhalten. Von vielen Seiten wurde wiederholt der Versuch gemacht, eine Milderung dieses Verbotes eintreten zu lassen. Man bemühte sich, den Wortlaut des Verbots auszudeuten und ihm einen verschiedenartigen Sinn beizulegen. Am 30. Juli 1886 sah sich die Kongregation der Inquisition veranlaßt, an die italienischen Bischöfe folgendes Schreiben zu richten:

„In verschiedenen Sprengeln Italiens herrscht die Meinung vor, die Beteiligung an den politischen Wahlen sei erlaubt, weil die apostolische Pönitenziarie, auf eine betreffende Anfrage, nur geantwortet habe: ‚non expedit‘, d. h. es geht nicht an. Um jedes Mißverständnis dieserhalb zu beseitigen, hat der heilige Vater — nachdem er die

Meinung Ihrer Eminenzen der Herren Kardinäle General-Inquisitoren, meiner Kollegen, eingeholt — zu erklären befohlen, daß das non expedit ein Verbot enthalte Und ich habe die Pflicht, indem ich Ihnen dieses Schreiben mitteile, hinzuzufügen, daß der heilige Vater unter den gegenwärtigen Umständen an diesem Verbote festhält. Es wird Ihnen angenehm sein, die Antwort zu kennen, welche die apostolische Pönitenziarie im Jahre 1883 den Bischöfen erteilt hat, von welchen sie befragt wurde, sowohl in betreff der Sünde, als auch der zu verhängenden Kirchenstrafen, welche sich aus der Beteiligung an den politischen Wahlen ergeben. In Bezug auf die Sünde, welche derjenige begeht, welcher seine Stimme bei den Kammerwahlen abgibt, lautet die Antwort: Man richte sich in den einzelnen Fällen danach, was das Gewissen und die Klugheit vorschreibt, nachdem alle Nebenumstände in Betracht gezogen wurden; in Bezug auf die Kirchenstrafen: Das Verhängen oder Nichtverhängen der Kirchenstrafen hängt von den näheren Umständen der Tat ab und von der Gemütsstimmung der Wähler, Umstände und Stimmungen, welche nach den Regeln abzuwägen sind, welche in dieser Beziehung sich bei den guten Autoren vorfinden."

Am 14. Mai 1895 richtete Leo XIII. sodann folgenden Brief an Kardinal Rampolla:

„Herr Kardinal!

Die päpstliche Autorität hat bereits erklärt, welches die Haltung der italienischen Katholiken bei den politischen Wahlen sein soll. Bekannt ist das auf Befehl Unseres Vorgängers Pius IX., geheiligten Andenkens, von der geheiligten Pönitenziarie an die Bischöfe gerichtete Rundschreiben, in welchem erklärt wurde, daß die Teilnahme bei jenen Wahlen in Ansehung aller Umstände nicht angängig sei. Weil nun diese Bestimmung von nicht Wenigen in einem anderen Sinne ausgelegt wird, setzte ein mit Unserer Genehmigung vom Heiligen Offizium am 30. Juli 1886 ergangener Erlaß hinzu: Das Non

expedit schließt ein Verbot ein. Damit wurde den Katholiken die Pflicht der Wahlenthaltung klargemacht. Darauf haben Wir schon mündlich wiederholt, daß, obwohl die Beteiligung der Katholiken an den administrativen Wahlen löblich und mehr als jemals zu empfehlen ist, dies dennoch bei den politischen Wahlen zu vermeiden ist, und zwar aus sehr gewichtigen Gründen, zu welchen nicht als letzter der Zustand gehört, welchen man dem Papste bereitet hat und welcher durchaus nicht der vollen Freiheit und eigenen Unabhängigkeit in der Ausübung seines apostolischen Amtes entspricht.

„Wir wissen nur zu gut, wie fortgefahren wird, über Unsere Ansichten zu streiten, Unserem Worte den Wert zu nehmen und sich über die päpstlichen Verfügungen hinwegzusetzen. Mit allen möglichen künstlichen Gründen sucht man glauben zu machen, daß von Unserer Seite gewisse Milderungen eingetreten seien und daß nunmehr den Katholiken die Teilnahme an diesen Wahlen gestattet sei.

„Wir, Herr Kardinal, halten daher für zweckmäßig, öffentlich zu erklären, daß Wir an den genannten Bestimmungen nichts geändert haben, und empfehlen daher allen denjenigen, welche wahre Katholiken sind, sich nach diesen Bestimmungen zu richten und dieselben mit weiser Ergebenheit auszuführen.

Aus dem Vatikan, den 14. Mai 1895.

Leo PP. XIII."

Wer die vorhergehenden Zeilen aufmerksam gelesen, wer den Sinn der gerade mitgeteilten Aktenstücke, soweit es auf die moralische, im Beichtstuhle zu erwähnende Beratung derselben ankommt, richtig erfaßt hat, wer ferner weiß, daß zahlreiche Katholiken schon oft gewählt und in manchen Bezirken selbst in größerer Zahl an den Wahlen teilgenommen haben, versteht es, wenn einzelne Bischöfe anfragten, wie sie sich bei den jetzigen Wahlen verhalten sollten.

Unter dem Eindrucke des Vandalismus der Pöbelherrschaft stehend und in Erwägung, daß eine mit scharfen

Bedingungen — ne trahantur in posterum ad sequelam — umgebene **einmalige** Erlaubnis in einzelnen Gebieten an den Wahlen sich zu beteiligen, dort auch die Konsultierung bewährter Autoren überflüssig mache, wurde allen Bischöfen, die angefragt hatten, die Antwort zuteil, daß sie handeln sollten, wie es ihnen ihr Gewissen vorschreiben würde.

Das non expedit besteht seinem ganzen Umfange nach noch vollständig zu Recht und wird auch vorläufig nicht aufgehoben werden, obschon sich deutlich gezeigt hat, welche konservative Macht die Katholiken in den Wahlkampf hineintragen würden, wenn, — nun wenn sie politisch geschult wären und klares Verständnis für ein klares Programm — das noch nicht vorhanden ist — hätten.

* * *

Die Freimaurer sind aus Rand und Band geraten. Nach der „großen Eselei“ des Freidenkerkongresses, der ganz und ungeteilt auf ihr und Ernst Häckels Konto gesetzt werden muß, nach den schmachvollen Spionagedingen ihrer Bundesbrüder in Frankreich, nach den sauberen Eigentumsbegriffen des Großbonzen Nasi, nach diesen und vielen anderen Dingen versteht man es vollkommen, wenn diese lichtscheue Gesellschaft die **ihren** Begriffen von politischer und bürgerlicher Sittlichkeit entsprechenden Anstrengungen macht, um jegliches Erstarken des konservativen Geistes zu hintertreiben. Alle Mittel ohne Ausnahme sind ihr dazu recht. Der Wahlkampf hat die schmutzigsten und übelriechendsten Blüten namentlich bei den Stichwahlen in Rom getrieben. Was alles diese freimaurerische Bande — denn anders kann man die .·. Brüder Lemmi, Nathan und Ferrari mit ihrem Anhang von Krippenbeißern füglich nicht mehr nennen — gegen den **trotzdem** gewählten Santini ins Feld geführt hat, spottet jeglicher Beschreibung Und warum das? Weil Santini, früher Marinearzt, im Frühjahre im Parlament offen erklärt hatte, daß er sich eine hohe Ehre daraus mache, daß der Papst, das

Haupt der Christenheit, ihn nicht nur empfangen, sondern sogar mit der größten väterlichen Güte willkommen geheißen habe. Weil Santini das getan, deswegen wurde er an allen Straßenecken durch große Plakate als geistig unzurechnungsfähig bezeichnet und ihm seine Trottelqualität in breitester Oeffentlichkeit bescheinigt, damit — Ferri, der abgesagteste Feind von Thron und Altar, gewählt werde. Und Ferri ist trotzdem schmachvoll unterlegen.

* * *

Was geschehen ist von seiten einzelner bischöflicher Behörden, hat keineswegs die Bedeutung, die man diesen Maßnahmen in geschäftigem Eifer zuschreibt. Grundsätzlich ist nichts geändert. Die Zeitumstände haben für jetzt in einzelnen Bezirken bei *dieser* Wahl eine gewisse Dispens erwirkt, *aber das ist auch alles.*

In diesem Stadium der Vorbesprechungen der allerunverbindlichsten Art von einer Neuorientierung der päpstlichen Politik sprechen zu wollen, zeugt von einer bedauerlichen Unkenntnis der Verhältnisse unter den italienischen Katholiken. Si lascia tempo al tempo, man soll der Zeit Zeit lassen, ist ein Sprüchwort, das nie wahrer war, als jetzt.

Was wollen der Marchese Cornaggia, Feruccio Macolo, Santini und wenige andere in der Gesellschaft von Beutejägern, die demnächst in der alten Curia Innocenziana wieder zusammenkommen werden, eigentlich ausrichten? In dem alten Fuchs Giolitti ihren Führer anerkennen? Wenn sie dazu bereit sein werden, dann verdienen sie einen solchen Führer und der Führer verdient solche Truppen. Es steht jedoch zu erwarten, daß die Neugewählten keine den kirchlichen Interessen wiedersprechende Stellung einnehmen werden.

M. M.

LXXVIII.

Ein neuer Band Essays von Wilfrid Ward.[1])

Durch eine lange Kette von Umständen, deren Beseitigung nicht in unserer Macht lag, war es bislang nicht möglich, den Lesern dieser Zeitschrift den obigen Band vorzulegen, wenngleich derselbe vor Jahresfrist bald nach seinem Erscheinen uns zugestellt worden. Er muß den angesehensten Leistungen auf dem Gebiete der katholischen Literatur Englands i. J. 1903 beigezählt werden und verdient es reichlich, daß man auch bei uns zu Lande davon Kenntnis nehme. Er enthält folgende Aufsätze: 1) Der Zeitgeist des neunzehnten Jahrhunderts. 2) Die Strenge Roms. 3) Unveränderliches Dogma und veränderliche Menschen. 4) Die Grundlagen des Glaubens. 5) Aufrichtigkeit bei der Abfassung von Biographien. 6) Tennyson. 7) Thomas Henry Huxley. 8) Zwei Wahlsprüche des Kardinals Newman. 9) Newman und Renan. 10) Lebensaufgabe des Kardinals Wiseman. 11) Leben der Mrs. Augustus Craven.

Ueber die Zeit der Entstehung und ihr Verhältnis zu einander hat der Verfasser in der Vorrede sich ausgesprochen.

---

1) Problems and Persons by Wilfrid Ward. London. Longmans, Green & Co. 1903. 8°. LIV, 377 pag. 14 shill. Ueber W. Ward vgl. diese Zeitschrift Bd. 101 S. 933, Bd. 112 S. 793, Bd. 121 S. 282.

Die Abhandlungen 1, 4 und 11 sind erstmals anonym erschienen in der Quarterly Review und der Edinburgh Review, jetzt tragen sie den Namen des Verfassers. Der Abhandlung über Kardinal Wiseman liegt ein zu Cambridge 1897 gehaltener Vortrag zu Grunde, welcher jetzt zum ersten Male in die Presse gegangen ist. Als jene Beiträge, welche vorwiegend Probleme und erst nebensächlich Personen ins Auge fassen, bezeichnet Ward den „Zeitgeist des neunzehnten Jahrhunderts", „Unveränderliches Dogma und veränderliche Menschen", und „die Grundlagen des Glaubens", samt einzelnen Teilen der Essays über „zwei Worte des Kardinals Newman" und „Newman und Renan". Ohne Ausnahme legen diese Beiträge Zeugnis ab für die ausgebreiteten Kenntnisse des Verfassers in der Philosophie, Theologie, Geschichte und den Naturwissenschaften. Wilfrid Ward kennt genau die Entwicklung des deutschen Geistes, angefangen von den Heroen der außerkirchlichen Philosophie des 18. Jahrhunderts, der Romantik, dem Wiederaufleben der katholischen Theologie durch Görres, Möhler und Döllinger bis herab zu Schopenhauer und Harnack. Mit den neuesten italienischen und französischen Geistesrichtungen zeigt er sich durchaus vertraut. Die Anschauungen, die er vorträgt, sind nicht selten neu und kühn. Daß sie samt und sonders auf die Dauer sich haltbar erweisen, dürfte fraglich sein.

Nach der Absicht des Verfassers ist diese Sammlung als Beitrag zu jener Bewegung oder geistigen Richtung in den katholischen Kreisen von Frankreich, Deutschland, Amerika und England aufzufassen, die seit Jahren die unerläßliche Forderung betont, es möchten die positiven Wissenschaften ihren Anteil an der Entwicklung der Theologie empfangen, insofern die Theologie diese Tatsachen, von denen sie Kenntnis nimmt, nebenbei berührt (XVII).

Den ganzen Band eröffnend, dürfte der erste Beitrag mit dem Titel „Der Zeitgeist des neunzehnten Jahrhunderts" die andern an Bedeutung überragen. Unter diesem

Zeitgeist versteht Ward die Anwendung der Entwicklungstheorie auf alle Gebiete menschlichen Denkens und Forschens. Nach dem Zerfall der mittelalterlichen einheitlichen Welt- und Lebensanschauung, welche im hl. Thomas und Dante ihre bedeutendsten Erklärer, im heiligen römischen Reich und in der weltlichen Macht des päpstlichen Stuhles die vornehmlichsten äußern Stützen besaß, sehen wir das neunzehnte Jahrhundert die Evolutionstheorie der Zersplitterung der Spezialisten entgegenstellen. Nach Ward hat sogar die Romantik durch ihre hohe Wertschätzung des Mittelalters diese Richtung befördert, indem sie Probleme mit Bezug auf die neue geschichtliche Methode anregte — das Verhältnis der Einrichtnngen zu ihrer Zeit, ihrem Ort und ihrer Umgebung. „Im Kirchengeschichtschreiber Döllinger verschmolzen die romantische und wissenschaftliche Richtung. Das nämliche gilt in gewissem Grade von Friedrich Schlegel. Ranke empfing den ersten Impuls zu kritischer Geschichte aus der Lektüre des ‚Quentin Durward‘. Hegel hat der Verpflichtungen gedacht, welche das Wiederaufleben katholischer Geschichtsschreibung ihm auferlegt hat, und das gilt nicht blos gegenüber der Philosophie der Geschichte bei F. Schlegel und Lamennais, sondern auch mit Bezug auf den Vertreter des vergleichenden Studiums der Literatur und Religion, wie Abel Rémusat und Saint Martin" (34). Im letzten Teile wird die Frage gestellt: Wird die Ausdehnung der Entwicklungstheorie, die unser Jahrhundert auf die verschiedenen Zweige der Wissenschaft anwendet, die Religion und das Christentum entthronen? und mit Nein beantwortet. Die hier folgenden Ausführungen, mit ihrer Betonung der sittlichen Natur des Menschen, deren höchste Entwicklung durch die Religion bedingt ist, sind vortrefflich.

In The Rigidity of Rome (Die Strenge Roms) sucht Ward ein Bild der Selbstverteidigung zu zeichnen, zu welcher der heilige Stuhl infolge der Sturmfluten der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts sich gezwungen sah.

Er findet, daß man im Mittelalter, wo die Auktorität der Kirche uneingeschränktes Ansehen genoß, bequemer und gemütlicher lebte. Die Anbequemung des kirchlichen Organismus an den Kriegszustand erfolgte später. Der aufmerksame Leser kann sich übrigens der Ueberzeugung kaum verschließen, daß Ward diese militärische Verfassung, die er in der Schöpfung der Seminarien, in dem Geiste der Kontroverstheologie und dem Index erblickt, gelinde gesprochen, übertreibt. „Der Index ist heutzutage in seiner gegenwärtigen Form vielleicht ein Anachronismus; aber in früherer Zeit, bei dem unsichern Zustand der öffentlichen Meinung bildete die Lektüre häretischer Schriften in jedweder Form für wankende und schwache Geister eine Schlinge (82). Ist das wahr, dann muß die gesetzgeberische Weisheit Leos XIII. wenigstens in einem Punkte beanstandet werden und hat sich die menschliche Natur seit dritthalb Jahrhunderten vollständig geändert. Des Weitern gedenkt Ward der Annäherung zwischen Katholiken und Anglikanern, welche als das Ergebnis der Oxfordbewegung, der wiedererwachten Liebe zum katholischen Mittelalter und der dogmatischen Kämpfe innerhalb der Staatskirche sich darstellt Dennoch „bewahrt die große Masse der Engländer notwendig einen bedeutenden Rest der alten No-Popery-Gesinnung, die man jahrhundertelang so sorgfältig gezüchtet, während die Katholiken den geistigen Ueberlieferungen ihrer Ahnen treu bleiben" (96). Demgegenüber verlangt er schärfere Ausbildung des Selbstbewußtseins bei den Katholiken und ausgiebige Beteiligung derselben in Gemeinschaft mit ihren Mitbürgern an den großen Aufgaben der englischen Nation.

Ueber den Ausgang, welchen der Biologe St. George Mivart genommen, ist im Katholik 1900, II, 38—58 ausführlich gehandelt worden. In dem Aufsatz „Unveränderliches Dogma und wandelbare Menschen" wendet sich Ward wider die gehässigen Angriffe, welche ein ehemals um die kirchliche Wissenschaft verdienter Mann gegen die Stellung des gläu-

digen katholischen Gelehrten zu den Entdeckungen der Wissenschaft, insbesondere gegen die römischen Behörden, Kongregationen und Päpste sich gestattet. Die göttlich geoffenbarte Wahrheit, das ist der Gedankengang, ändert sich nicht, wohl aber der Mensch und die Mittel, die ihm bei der Erklärung derselben zur Verfügung stehen. Aus der Geschichte der Theologie hat Ward eine reiche Sammlung von Beispielen zum Erweis dieses Satzes zusammengestellt.

Aus Veranlassung des Lebens des Kardinals Manning von Purcell (vgl. diese Zeitschrift Bd. 125 S. 761) erschien der Aufsatz „Aufrichtigkeit bei Biographien" (Candour in Biography). Purcell ist nach dem Grundsatz verfahren, man solle alles vorhandene Material veröffentlichen; wer idealisiere, weiche von der Wahrheit ab, jede Vorenthaltung von Urkunden sei gleichbedeutend mit Mangel an Aufrichtigkeit. Unter Anwendung dieser Grundsätze wurde ein Lebensbild zusammengesetzt, welches Kardinal Vaughan als ein Verbrechen brandmarken zu sollen glaubte. Diesem Verfahren setzt Ward folgende Ausführungen entgegen: Eine Biographie stellt ein Gemälde dar, sie erhebt sich hoch über eine bloße Sammlung von Urkunden. Daß der Biograph sein Material sorgfältiger Prüfung unterzogen, ist stillschweigend vorauszusetzen. Will er das Bild, das er sich auf Grund dieser Untersuchung von seinem Helden geformt, zum Ausdruck bringen, dann wählt er aus dem vorhandenen Material dasjenige, welches diesem Zwecke am sichersten entspricht. Beim Gemälde kommt alles auf das Ebenmaß an. Die geringste Abweichung bringt eine durchgreifende Aenderung hervor. Auch der Karikaturenzeichner arbeitet mit wahrem Material, aber falsch und irreführend sind die Verhältnisse und die Lichter, die er sich gewählt. Ward verlangt vom Biographen, daß er dem Helden freundlich gegenüberstehe. Mag die Gefahr zu idealisieren dadurch nicht gebannt sein, so wird man dem Verewigten durch Betonung edler Eigenschaften weit gerechter, als durch Hervorhebung solcher Dinge, die

zu dem Wunsche drängen, das Leben wäre besser ungeschrieben geblieben. Als Purcell's Buch erschien, haben Mannings Freunde nicht nur bitter geklagt, sondern sich auch verschworen, etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen. Nichts ist bis heute, nach Ablauf von neun Jahren, geschehen.

In den beiden Aufsätzen Tennyson und Thomas Henry Huxley schildert Ward auf Grund vieljährigen persönlichen Umganges zwei Männer, welche im Geistesleben des modernen Englands eine hervorragende Stelle behaupten. Der lorbeergekrönte Dichter Alfred Tennyson war Gutsnachbar Wards auf der Insel Wight, wo er den ultramontanen Philosophen auf ausgedehnten Spaziergängen in seine Weltanschauung einführte und ihn außerdem mit dem Entstehen eines seiner bedeutendsten Gedichte, des De Profundis, bekannt machte. Aus Wards geistvollen Mitteilungen lernt man Tennysons philosophische Richtung kennen. Dem philosophischen Zweifel den breitesten Raum gestattend, aber auch instinktiver Behauptung nicht abgeneigt, erscheint Tennyson nach Ward als echter Idealist, dessen Folgerungen an Malebranche, Berkeley und Kant erinnern. Wards Unterredungen mit dem Dichter betrafen eine lange Reihe philosophischer und religiöser Fragen. „Die Metaphysik", bemerkte Tennyson, „ist die große Hoffnung des Menschengeschlechtes. Den Strom des Materialismus muß sie eindämmen. Den Materialisten zeigt sie, daß man den Geheimnissen nicht entgehen kann, wenngleich man der Religion sich entzieht" (212). Ergreifend sind die Mitteilungen über die Entstehung des De Profundis, worin Tennyson das Geheimnis des Lebens, das ihn stets quälte, zu schildern unternimmt, und zwar in der Form von zwei Begrüßungen an ein neugeborenes Kind.

Auch der Aufsatz über Huxley beansprucht unser Interesse. Der Welt, welche den Schriftsteller, aber nicht den Menschen Huxley kennt, wird der letztere nach vielen edlen Seiten vorgeführt. Aus den Unterredungen mit Ward er-

fahren wir, daß der Naturforscher dem heil. Thomas von Aquin freundlich gegenüberstand und vor der katholischen Geistlichkeit hohe Achtung hatte. Die Gegner Darwins bezichtigte er des Mangels an Aufrichtigkeit. Ward findet im Darwinismus und der höheren Bibelkritik ein Körnchen Wahrheit. „Abgesehen von theologischen Fragen", so schließt Ward, „konnte man nicht umhin, aus der Unterredung mit ihm viel zu lernen. Wie groß unsere Trennung auch sein mochte, durch gegenseitige Aufklärung wurde sie verringert. Hätte er in seiner Erkenntnistheorie einen angemessenen Platz für die hohen sittlichen Ideale gefunden, die er in Wort und Leben so hoch hielt, dann hätte seine Philosophie eine größere Veränderung erlitten, als er sie ahnen mochte" (S. 259).

Von den beiden dem Kardinal Newman gewidmeten Aufsätzen sucht der erste zwei Wahlsprüche des Kirchenfürsten zu beleuchten, um damit einen Schlüssel zum Verständnis seines philosophischen Standpunktes zu gewinnen. Diese Sprüche lauten: Cor ad cor loquitur, es ist die bekannte Devise, welche die Bildnisse Newmans ziert, sodann: Ex umbris et imaginibus ad veritatem, oder die Grabinschrift, welche er sich selbst gewählt hat. Ward betont die Tatsache, daß Newman eigene Schriften zur Kundgebung seines philosophischen Systems nicht verfaßt hat. Er war Gelegenheitsschriftsteller, oder, wie Barry in seinem glänzenden Essay über ihn darlegt, es war sein Unglück, „daß sich unmöglich angeben läßt, welches seine Metaphysik war" (177) und „daß er in einer eigenen Welt wohnt" (178).[1] Ward fragt: „Worin besteht Newmans philosophische Lehre? Was entspricht in seiner Philosophie dem Idealismus Berkeleys, dem Empirismus Lockes, dem gemeinen Menschenverstand

1) Literary Lives. Edited by W. Robertson Nicoll. Newman. By William Barry. London 1904. Hodder and Stoughton. Vgl. Literar. Rundschau 1904. S. 210.

Neids?" (263). Für den Referenten besteht nach den Ausführungen Wards kein Zweifel, daß Newman in seiner Erkenntnistheorie auf dem Boden Kants sich bewegt. „Unsere direkte Erkenntnis bezieht sich auf die Phänomena, unser Glaube, der zuversichtlich und doch großenteils unerklärlich, allbedeutsam, und dennoch durch angemessene Analyse nicht zu beweisen ist, geht auf das, was hinter den Erscheinungen liegt" (266). Hienieden erkennen wir nur Bilder, nicht das Ding an sich. Noch mehr: Nach Newman „scheint der Geist des einen direkt mit dem des andern zu verkehren" (265). Cor ad cor loquitur. Gewiß ist die innere Gedankenwelt eine für alle anderen verborgene Wirklichkeit. Dennoch „besteht der menschliche Verkehr im ganzen und großen in der elektrischen Mitteilung, durch die der eine an den andern durch physische Mittel, an die wir im Augenblick kaum denken, Teile jener unbekannten Welt des individuellen Bewußtseins überträgt" (265). Ihre Grundlage hat diese Welt in der individuellen Personalität. Von großer Bedeutung für eine genaue Würdigung Newmans sind Wards Ausführungen über Newmans „Hochachtung des persönlichen Genius". Und wenn die edelsten Denker hinter der umbra et imago des Weltalls die Stimme Gottes entdecken, dann benützen sie am erfolgreichsten jene allen Menschen eigentümliche Fähigkeit, hinter den Phänomena die Person zu finden. Theismus und Christentum sind es, auf die Newmans genannte Wahlsprüche zuletzt hinweisen (281).

Was den Aufsatz „Newman und Renan" betrifft, so sei hier nur im allgemeinen hervorgehoben, daß Ward die wenigen Punkte der Berührung und die unendlich zahlreichen Seiten der Abstoßung zwischen beiden Männern zu schildern unternimmt. Der Abgrund, welcher sie trennt, liegt in der wesentlich verschiedenen Auffassung der „Entwicklung" durch Renan und Newman. Für jenen bildete sie die schwerste Anklage gegen die katholische Theologie, dieser

erblickte darin ein Gesetz, welches das Wesen derselben unberührt ließ.

Wilfrid Ward, der geistvolle Geschichtschreiber des Kardinals Wiseman, redet aus der Fülle seines Wissens in dem Vortrage „Die Lebensaufgabe des Kardinals Wiseman“. Nicht wegen der geschickten Zusammenstellung der vornehmlichsten Tatsachen aus dem vielbewegten Leben des Kirchenfürsten fesselt diese Arbeit vorwiegend die Aufmerksamkeit des Lesers; was ihr ein eigentümliches Gepräge verleiht, das ist die Auffassung Wards über Wisemans Stellung zu der Entwicklung des Katholizismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wiseman, so betont Ward, ist den Idealen seiner Jugend treu geblieben. Diese lauteten auf „Papsttum“ und „Freiheit“. Die Kirche hatte nach ihm die Aufgabe, alle rein weltlichen Forschritte dem Christentum dienstbar zu machen. Da erhob sich der Ultramontanismus und suchte diese Verbindung zu lösen. Geeinigt unter sich, dem Papste ergeben, schloßen die Katholiken sich ab von der äußern Welt. Nie hätte diese Haltung sympathisch für Wiseman sein können. Felix opportunitate mortis, hat er den Syllabus vom 8. Dezember 1864 um nicht ganz drei Monate überlebt. Es sei gestattet, diese Auffassung als durchaus unzutreffend zu bezeichnen. Wiseman, der an der Abfassung der berühmten Adresse, welche 265 Kardinäle und Bischöfe Pius IX. am 8. Juni 1862 in Rom überreichten, ausschlaggebenden Anteil genommen, hat sich dadurch auf den Syllabus und die lehramtliche Unfehlbarkeit des Papstes im Voraus eingeschworen.

Alfons Bellesheim.

LXXIX.

Die russische Missionsarbeit und ihre Erfolge.

Die großen Kulturvölker Europas haben sich bei verschiedenen Gelegenheiten dahin ausgesprochen, daß sie sich zugleich mit der Vermittlung der Segnungen der modernen Zivilisation die Verbreitung der christlichen Religion zum Ziel gesetzt hätten. Weder Deutsche, noch Engländer, noch Franzosen haben es je gewagt, sich als die einzigen Vertreter der modernen Kultur auszuspielen, ihre Sitte, Lebensführung und Lebensanschauung als die maßgebende zu betrachten, sich selbst als Muster, das alle nachahmen müßten, aufzustellen. Es blieb den Russen vorbehalten, die Führerstelle zu beanspruchen. „Ich glaube, sagt Graf Muravieff, daß Rußland mehr als irgend eine andere Nation in der Welt mit der Aufgabe betraut ist, nicht blos Asien, sondern auch Europa die höchsten Segnungen der Zivilisation zu vermitteln. Wir Russen sind die Bannerträger des neuen Zeitalters; wir kommen, den kranken, müden Mann zu erquicken". Was hunderttausende von Russen in ihrem Herzen fühlen, wofür sie mit Einsetzung aller ihrer Kräfte arbeiten, das hat der Graf ausgesprochen. Da die Russen noch keine ihrer Sendboten in das Innere Deutschlands, nach England und Frankreich ausgeschickt haben, da die zahlreichen Auswanderer und politischen Flüchtlinge aus Rußland an den Orten, an welchen sie Aufnahme gefunden haben, keine Hochschätzung und Begeisterung für die russischen Zustände geweckt haben, so können wir von den Fortschritten des russischen Panslavismus

in den großen Kulturstaaten absehen. Das väterliche Regiment des Zaren, die von der russischen Kirche mit der größten Rücksichtslosigkeit durchgeführten religiösen Verfolgungen üben auf die übrigen Völker Europas nur geringe Anziehungskraft aus. Ein Ueberwiegen der russischen Auswanderer wird als eine Gefahr für die hoch entwickelten demokratischen Gemeinwesen angesehen, welche die Arbeiterbevölkerung niederziehe und eine Erschlaffung der sittlichen Zucht und der Selbstachtung zur Folge habe. Unter den deutschen und lateinischen Rassen, unter den Katholiken und Protestanten wird Rußland keine Propaganda machen, weil es beiden gegenüber sich so feindselig und verfolgungssüchtig gezeigt und somit offen bekannt hat, daß es sich von friedlichen Mitteln keinen Erfolg verspreche.

Den Slaven in Oesterreich und auf der Balkanhalbinsel gegenüber haben die russischen Werbungen größere Aussichten gehabt, denn die russische Regierung hatte, solange die Slaven unter dem türkischen Joche seufzten, sich große Verdienste um dieselben erworben. Als Rumänien, Serbien und die Bulgarei ihre Selbständigkeit erlangt hatten und sich die russischen Intriguen und Einmischungen nicht gefallen ließen, da kam es zu Konflikten, welche zum Bruche mit Rußland führten. Ungeachtet des bei den Slaven so stark ausgebildeten Nationalgefühls, ist es Rußland doch nicht gelungen, eine führende Stellung unter den Slaven zu erlangen, einmal, weil die Russen auf einer tieferen Kulturstufe stehen, geistig weniger entwickelt sind als die Polen und die übrigen Slaven und der sozialen Vorteile, z. B. einer Verfassung, entbehren. Im Genuß der verfassungsmäßigen Freiheit haben letztere kein Verlangen nach dem väterlichen, d. h. autokratischen Regiment des Zaren, das für den russischen Bauern nur deshalb erträglich ist, weil er erst allmählich der Macht, die in einer trefflichen Organisation liegt, sich bewußt wird. Das Liebäugeln der Czechen, der Slaven Ungarns und der Donaufürstentümer mit Rußland ist nicht ernstlich gemeint

und wird vielfach als Drücker gebraucht, um Konzessionen von den Nachbarn zu erhalten; denn so töricht sind die Slaven doch nicht, daß sie sich durch russische Versprechen kirren ließen und den freien Nacken unter das drückende Joch des russischen Despotismus beugten. Die Zahl der Geprellten ist zu groß. Wer sich einmal die Umarmungen des russischen Bären hat gefallen lassen, dem ist der Weg zur Freiheit versperrt.

Despotismus, schlechte Verwaltung und Korruption der Beamten finden sich oft zusammen, sind indessen nicht unzertrennlich. Despotismus hat nicht selten wohltätig gewirkt und eine hohe Entwicklung angebahnt.

Dieses Lob kann dem russischen Despotismus nicht erteilt werden; denn die unbeschränkte Gewalt des Zaren ist das Haupthindernis jeglichen Fortschrittes und unterdrückt jede freie Meinungsäußerung. Rußland hätte nur dann gegründete Hoffnung, der Mittelpunkt und Führer der slavischen Nationen zu sein, wenn es den einzelnen Provinzen Selbstverwaltung gewährte und das Verhältnis der vom Volke gewählten Vertreter (des Parlamentes) durch eine Verfassung regelte. Das hat jedoch weite Wege. Eine papierene Verfassung würde die Slaven, welche in Verfassungsstaaten leben, nicht zum Abfall von ihren Herrschern verlocken.

Die Hinneigung der asiatischen Nationen und Stämme, selbst derer, die schon seit Jahren der russischen Krone dienstbar sind, ist kaum größer, als die der nicht russischen Slaven. Je tüchtiger eine der unterjochten Nationen ist, desto mehr sträubt sie sich gegen den russischen Nivellierungsprozeß, gegen ein Aufgehen in dem Russentum. Wir erinnern hier nur an die Armenier und an die Bewohner von Turkestan, die mit Waffengewalt niedergehalten werden. Turkestan gleicht einem großen Lager. Rußland begünstigt die Stämme, die der Russifizierung kein Hindernis in den Weg legen, sucht aber die aus dem von ihm eroberten Gebiet zu vertreiben, welche an ihrer Nationalität festhalten. Deshalb

wurden die Niedermetzelungen der Armenier durch die Türken unter der Hand gutgeheißen, die britischen Bemühungen, den Armeniern zu helfen, nur lau unterstützt. Weil das Vermögen der unter kirchlicher Leitung stehenden Schulen nur mit Widerstreben und nicht gänzlich von den Armeniern ausgeliefert wurde, ward (am 25. Juni 1903) ein Ukas veröffentlicht, in dem das armenische Kirchenvermögen im Betrag von 11'300,000 Rubel praktisch konfisziert wurde. Es kam zu Aufständen und Demonstrationen; die Synode weigerte sich, das seit Jahrhunderten angesammelte Vermögen herauszugeben. Am 8. Oktober drangen Bewaffnete in den Palast des Katholikos in Etschmiadzin und nahmen 500,000 Rubel weg. Die Verwaltung des Vermögens wurde den Ministern des Innern und des Ackerbaus übertragen; dank den Bemühungen Wittes wurde dem Klerus das Eigentumsrecht vorbehalten.[1]) Rußland hat sich als Eroberer bewährt in Asien sowohl wie in Europa, wie ein Blick auf die Karte zeigt, und alle Versuche der unterworfenen Nationen, ihre Freiheit wieder zu erlangen, vereitelt; daß es jedoch seine Mission, seine Untertanen materiell und geistig zu heben, erfüllt habe, müssen wir in Abrede stellen. Seine Staatsmänner haben, anstatt die bestehenden Institutionen von Kulturvölkern, wie der Deutschen, Polen, Finnen, Armenier, zu erhalten, gerade in dem letzten Jahrhundert die Russifizierung mit List und Gewalt durchzuführen gesucht, die Kräfte, welche sich für die Durchführung von Reformen als die geeignetsten erwiesen hätten, abgestoßen und den Samen der Zwietracht ausgesäet, z. B. in Polen. Die alte Kirche hat bei der Kolonisation im Mittelalter und in der Reformationsperiode in katholischen Ländern eine so große Rolle gespielt, die russische dagegen war wenig geeignet, den Mittler zwischen den rücksichtslosen Eroberern (Beamten und Soldaten) und den Eingeborenen zu spielen, einmal

---

1) Vgl. hiezu oben S. 716 ff.

weil die Geistlichen nicht denselben moralischen Einfluß ausüben konnten, wie die Katholiken, dann weil sie die Stellung subalterner Beamten inne hatten. Hohe staatsmännische Begabung darf man von den russischen Missionären nicht erwarten, noch weniger Eintreten für die Rechte der Eingeborenen: im Gegenteil, jede engherzige Maßregel fand an ihnen warme Verteidiger, wenn sie ihr Missionswerk zu fördern schien. Während die katholischen sowohl als die protestantischen Missionäre der Neuzeit es sich angelegen sein lassen, den Heidenkindern in ihren Schulen weltlichen und geistlichen Unterricht zu erteilen, die Kranken zu pflegen, überhaupt durch Werke der Barmherzigkeit sie für den christlichen Glauben günstig zu stimmen, beschränken sich die russischen auf den religiösen Unterricht und auf die Unterweisung im Messedienen. Ihr Einfluß erstreckt sich nicht über den kleinen Umkreis ihrer Pfarrei hinaus; noch weniger darf man von ihnen Förderung der Geschichte und Geographie erwarten. Eine Kirche, die, um sich aufrecht zu halten, des Polizeistockes bedarf, die stets die Hilfe des Staates anruft, welche religiöse Duldung nicht gelten läßt, hat wahrhaft keine große Zukunft und fällt zusammen, sobald die Stütze des Staates ihr entzogen wird. Die Regierung würde sicherlich ihre Zuflucht zu gewaltsamen Bekehrungen in Polen und den baltischen Provinzen nicht genommen haben, wenn ihre Popen die Katholiken und Protestanten zu bekehren vermocht hätten. Das Bestreben, freundliche Beziehungen zum Dalai Lama und den Mohammedanern zu unterhalten, beweist, daß man in Rußland auf die religiöse Seite der Missionsarbeit wenig Gewicht legt. Wenn Kirche und Staat ihre hohen zivilisatorischen Aufgaben entweder gar nicht oder weit unvollkommener erfüllen als die übrigen Staaten Europas: wie kann dann Rußland die Führerschaft beanspruchen? Darauf antworten uns die Slavophilen: „Die soziale Ordnung des Westens ruht auf falscher Grundlage: Atheismus, Anarchismus und Materialismus und

das Wachstum des Proletariates haben den Westen zugrunde gerichtet. Es ist ein Segen für Rußland, daß es die Kultur des Westens verabscheut und seinen orthodoxen Glauben bewahrt hat. Unsere Kirche bleibt rein; die Grundlagen des Staates aber ruhen auf dem absoluten Willen des Zaren. Die Wiedererneuerung Rußlands hängt von dem Bauern ab. Der Mir, die periodisch wiederkehrende Verteilung des Landes, steht im schärfsten Kontrast zu der begehrlichen Selbstsucht des Westens; selbst der Mangel an Energie in der Verteidigung der eigenen Interessen ist ein Zeichen der moralischen Ueberlegenheit des Muschik (Bauern); die bürgerliche Gemeinde stellt den vollkommensten Akt der individuellen Freiheit dar — die Selbstverleugnung." Diese Selbstverleugnung ist keine Tugend, wenn sie ihren Grund in der vis inertiae, in der Passivität hat, und schützt keineswegs gegen Habsucht und Rücksichtslosigkeit. Gerade bei geistig begabten, energischen Bauern Rußlands findet man das Jagen nach Reichtum, die Unterordnung aller höheren, geistigen Interessen unter den zeitlichen Vorteil sehr häufig. Der russische Staatssozialismus ist ebensowenig geeignet, die Kluft zwischen Reich und Arm zu überbrücken, als die Sozialdemokratie. In dem Kampf ums Dasein wird der sich kühn in seiner Stellung behauptende Mensch einigermaßen der Selbstsucht nicht entbehren können; sie ist, wenn wohl geregelt, eine wohltätig wirkende Kraft, der wir die meisten Entdeckungen verdanken, welche unser Leben aufheitern und verschönern.

Die russische Kultur einführen, hieße alle unsere großartigen Institutionen zu Grabe tragen, zu einem niedrigen Zustande der Kultur zurückkehren, die Oede und Eintönigkeit des russischen Lebens, seine Stumpfheit und Unempfindlichkeit zum Ideal erheben. Der Prokurator des heiligen Synod mag den Wunsch voranzukommen, das Streben nach Fortschritt und Reform als eine Krankheit unserer Zeit bezeichnen, den Grund unserer Unzufriedenheit in dem falschen Wahn suchen,

daß Erkenntnis und Glück hier auf Erden erreichbar seien, und behaupten, Armut Niedrigkeit, Entbehrung und Selbstverleugnung seien das Los der Menschen; er wird aber sicher keine Schüler finden. Diese Art von Askese ist auf die Massen des Volkes nicht zugeschnitten und würde, wenn man sie zu verwirklichen suchte, nur zu Heuchelei, Trägheit und den mit ihr verwandten Lastern führen. Da Pobiedonossefff gleich seinem Gegner Tolstoy hohen Wert auf Wahrhaftigkeit legt, so sollte er nicht das Unerreichbare anstreben, den Menschen nicht zur Maschine herabwürdigen, dadurch daß er Alles aus seinem Leben verbannt, was die Arbeit nicht fördert und erleichtert.

Die russische Literatur hat keinen wohltuenden Einfluß auf Europa geübt, obgleich manche russische Dichter und Romanciers überlegenes Talent besitzen; der Hauptgrund ist, weil die ungesunde Atmosphäre, die sie einatmeten, ihren geistigen Blick getrübt, die schöne Harmonie ihres Charakters gestört hat. Um die Symptome gewisser sozialer Krankheiten zu studieren, ist die russische Literatur ganz geeignet; aber das ist nicht jedermanns Sache.

Eine Einführung des russischen Kirchentums mit seiner Engherzigkeit, Unwissenheit und Verfolgungssucht wäre die verderblichste Gabe, die Rußland uns schenken könnte. Wir gestehen gerne zu, daß unter den niedrigen Volksklassen sich wahre, ungeheuchelte Frömmigkeit findet, die selbst die Guten und Eifrigen unter uns beschämen kann; wir bezweifeln jedoch, daß diese Frömmigkeit aus den Versuchungen einer höheren Kultur siegreich hervorgehen würde. Gegen die Uebel unserer Zeit, gegen den Materialismus, den Skeptizismus und den Unglauben böte uns die russische Religion keinen Schutz. Gerade in Rußland hat der Unglaube die zahlreichsten Blüten unter dem Adel und den Gebildeten getrieben. Die grundstürzenden Ideen eines Tolstoy haben selbst in den russischen Priesterseminarien Anklang gefunden; denn seine Exkommunikation durch den heiligen Synod hat den

Protest der Theologiekandidaten veranlaßt. Hierdurch wird die oft gemachte Behauptung bestätigt, daß die Unwissenheit und die Ausschließung des russischen Klerus von der profanen Wissenschaft die Hauptursache seiner Rechtgläubigkeit gewesen sei. Nach allem dem ist es schwer verständlich, wie protestantische Gelehrte den russischen Klerus über den römisch-katholischen zu stellen wagen. Objektivität und Wahrheitsliebe hat sie offenbar nicht geleitet, sondern die Furcht vor dem moralischen Einfluß der katholischen Welt- und Ordenspriester. In dem Haschen nach Neuem und infolge der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden begeistert man sich für den Buddhismus, den Mohammedanismus, warum soll man nicht auch von der slavischen Nationalkirche das Heil erwarten?

Der Imperialismus, der in Europa seine Triumphzüge feiert, fühlt sich stammverwandt mit dem russischen System und bewundert nichts so sehr als den Erfolg Hoffen wir, daß die große Lehrmeisterin Geschichte sie recht bald ihres Irrtums überführe und die russische Tyrannei von uns ferne halte. Die griechische Kirche in der Türkei, besonders die großen Mönchsklöster z. B. auf dem Berg Athos haben sich von Rußland stark beeinflußen lassen. Sollten jedoch die großen Geldspenden von Rußland ausbleiben, die Pilgerzüge nach griechischen Heiligtümern abnehmen, so würde die Anhänglichkeit an Rußland bald erkalten. Die Türken sind zu indolent und den Griechen zu unsympathisch, als daß sie der russischen Propaganda einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen könnten. Die Erfolge in Griechenland sind jedenfalls keine Widerlegung des der russischen Kirche gemachten Vorwurfs der geistigen Unfruchtbarkeit. A.

LXXX.

Zur bayerischen Geschichte.

Albrecht V. von Bayern und die protestantischen Landstände.[1])

„Und so möchten wir durch unsere aktenmäßige Darstellung die Schatten, womit befangene Autoren das Andenken an diesen Sproßen aus dem Hause Wittelsbach bei der Nachwelt trübten, mit dem durchdringenden Strahl der historischen Wahrheit verscheucht und ihn so selbst in milderem Lichte, als dies bisher geschehen ist, den Lesern repräsentiert haben". Mit diesen in der Tat berechtigten Worten schließt Dr. Karl Hartmann seine auf gründlicher archivalischer Forschung beruhende Promotionsschrift über eine wegen ihrer Folgen inhaltschwere Episode der bayerischen Geschichte unter Albrecht V. Der Verfasser hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, die ungewöhnlich umfangreichen Korrespondenzen und Aktenstücke des k. Allgemeinen Reichsarchives in München über den Prozeß von Joachim von Ortenburg und die übrigen protestantischen Landstände (1564) mit unermüdlichem Fleiße zu durchforschen und hat das Ergebnis seiner Studien in einer klar und übersichtlich geschriebenen Darstellung zusammengefaßt. Ausgehend von einer kurzen Schilderung der beklagenswerten kirchlichen Zustände Bayerns, wie sie sich in dem Berichte der Visitationskommission vom Jahre 1558 spiegeln, bespricht er sodann die Einführung der Reformation in der Grafschaft Ortenburg durch den Grafen Joachim und die durch Teilnahme bayerischer Untertanen an dem protestantischen Gottesdienst hervorgerufenen und begründeten Schritte des Herzogs. An der Hand der Akten wird der Prozeß gegen den Ortenburger und seine Freunde verfolgt und das Vorgehen Albrechts V. als ein korrektes und doch schließlich

---

1) Der Prozeß gegen die protestantischen Landstände in Bayern unter Herzog Albrecht V. 1564. Von Dr. Karl Hartmann. München 1904. Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

mildes gerechtfertigt. Daß der Herzog befugt war, einzuschreiten, wird aus § 23 des Land- und Religionsfriedens abgeleitet. Die Verbindung des Grafen mit hervorragenden Mitgliedern des bayerischen Adels wird als kirchenpolitische Verschwörung zu erweisen versucht. „Der primäre Zweck dieser Verschwörung war, vom Herzog die staatliche Sanktion der Augsburger Konfession, d. h. deren Einführung in Bayern, zu erzwingen, während der sekundäre Zweck der Konspiration die Duldung der A. C. für die Angehörigen der Verbündeten und ihre Grundholden im Auge hatte." Der Verfasser glaubt sogar ein Uebergreifen der Bewegung nach auswärts und auch eine Verbindung mit Wilhelm von Grumbach sicherstellen zu können.

Wenn auch manche der vorgebrachten Beweise des gewandten Forschers, insbesondere solche aus den Privatbriefen der Beteiligten, nicht immer die ihnen zugeschriebene Kraft und Bedeutung haben dürften und schon im Hinblick auf die Zeitverhältnisse mit einer gewissen Vorsicht verwertet werden müssen, so scheint doch das gesamte, mit großem Geschick gruppierte Material, wie auch Prälat Dr. Paulus rühmend hervorhebt,[1] der Anschauung des Verfassers Recht zu geben.

In der im Anhang gegebenen umfangreichen „Kritik der Prozeßliteratur" beschäftigt sich Hartmann am ausführlichsten mit dem von ihm als historischen Roman bezeichneten einschlägigen Buche über Pankraz v. Freyberg von Dr. Konrad Preger, welchen er der „tendenziösen Entstellung der Wahrheit" und der „Diffamation des Herzogs" bezichtigt. Der lebhafte Ton dieser Auseinandersetzung mag seine Erklärung finden in der jugendfrischen und an sich gerade heute besonders begrüßenswerten Begeisterung des gründlichen Forschers für Kirche und Heimatland. „Wo immer es aber gilt", sagt er, „einen erlauchten Sprossen aus dem ruhmreichen Geschlechte der Wittelsbacher gegen unbefugte Angriffe, von welcher Seite sie auch kommen mögen, zu schirmen, da wird man uns stets auf dem Platze finden."

1) Literarische Beilage zur Kölnischen Volkszeitung 1904 Nr. 35. man vergl. übrigens auch die Besprechung der verdienstvollen Arbeit von Otto Rieder in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom 20. Sept. 1904 Nr. 215 (nebst Erwiderung in Nr. 228).

LXXXI.

Kriegserklärung gegen die Kirche in Frankreich.

Am 26. Jan. 1903 hielt der Ministerpräsident Combes eine heftige Rede gegen die Kirche, erklärte sich aber schließlich dennoch für Erhaltung des Konkordats. Die Kammer gewährte ihm dafür mit starker Mehrheit eine Vertrauensabstimmung. Am 22. Oktober 1904 schloß er eine ebenso heftige Rede, worin er die Kirche, den Papst bis zu den Pfarrern und Laien, mit den bittersten Vorwürfen und Anklagen überhäufte, mit der Erklärung, eine Verständigung sei unmöglich. An dem Tage, wo der Syllabus und das Dogma der Unfehlbarkeit verkündet wurden, sei der grundsätzliche Bruch zwischen der bürgerlichen und kirchlichen Gesellschaft vollzogen worden. Die Kammer bezeugte ihm ihr Vertrauen mit 325 gegen 237 Stimmen. Etwa 60 Abgeordnete haben also nach links abgeschwenkt. Es kommen natürlich auch andere Umstände in Betracht. Jedenfalls ist eine solche Verschiebung der Mehrheit kein Beweis für das Geschick der Verteidiger des Konkordats. Diese haben von Anbeginn der dritten Republik den Fehler begangen, mit und ohne Anlaß fortwährend auf das Konkordat zu schwören, dessen Erhaltung als eine unentbehrliche Notwendigkeit für die Kirche hinzustellen. Die Widersacher wurden dadurch nur gehässiger, feindseliger, um so mehr auf Beseitigung des Konkordats bedacht. Sie bildeten

sich die Ueberzeugung, durch Streichung des Kultusbudgets werde auch die verhaßte Kirche zusammenfallen, die ihnen bei ihren Plänen und Strebungen immer im Wege steht. Hätte die damals nur um 20–30 Stimmen schwächere Rechte bei dem ersten ungerechtfertigten, blos aus Haß eingegebenen Abstrich an den Kultusausgaben das Zustandekommen des Voranschlages, des Budgets, verhindert, dann würde die Linke, sicher ein Teil derselben, schnell zur Besinnung gekommen sein, der Kampflust wäre ein heilsamer Dämpfer aufgesetzt worden. Besonders wäre auch das Volk, die Oeffentlichkeit, inne geworden, daß die Kirche ein durch Grundgesetz verbürgtes Recht auf die Entschädigung hat, welche ihr durch das Kultusbudget für die weggenommenen Besitztümer geleistet wird. Das Kultusbudget ist der Zins einer Staatsschuld. Durch ihr Verhalten hat die Minderheit jedenfalls dazu beigetragen, im Volk die Ansicht zu verbreiten, die Bezüge der Bischöfe und Priester seien eine freiwillige Leistung des Staates, ständen rechtlich nicht einmal dem Gehalt der Beamten gleich. Besonders Leo XIII. betonte gar oft die Erhaltung des Konkordats, um nicht bei den Gegnern den Glauben zu erwecken, mit dessen Beseitigung werde es auch um die Kirche geschehen sein. In Rom wie überhaupt im Ausland wird gewöhnlich ganz übersehen, daß hier, unter der Republik, ein unaufhörlicher, erbitterter Parteikampf um die Herrschaft, die Staatsgewalt geführt wird. Um ans Ruder zu kommen, sich an demselben zu erhalten, mußte schließlich alles, auch der Kulturkampf, eingesetzt werden, besonders da, bei Beginn der Befehdung der Kirche, nicht ein strammes Halt geboten wurde.

Gerade aus dem Verhalten Combes' und seiner Mehrheit geht hervor, daß der offene Kulturkampf nicht blos zur Befriedigung ihres Kirchenhasses, sondern auch zu dem Zweck geführt wird, um sich am Ruder zu halten. Die Republik ist all ihren Verheißungen untreu geworden, hat das Volk in seinen Hoffnungen getäuscht. Seit Jahren müssen die Blätter

jeden Tag gestehen, andere Länder, namentlich Deutschland — das hier immer zum Vergleich herangezogen wird —, seien besser regiert, schritten deshalb schneller voran als Frankreich, überflügelten dasselbe. Die Republik hat immer nur eine Saite angeschlagen, nämlich fortwährend die Congrégation, die Jesuiten, Ultramontanen, Klerikalen anzuklagen, daß sie schuld seien an allem Uebel, besonders an der unbefriedigenden Lage der Arbeiter. Gambetta begann (1878) damit, die „unrechtmäßig erworbenen 1200 Millionen der Kongregationen“ den Arbeitern zu ihrer Versorgung im Alter zu versprechen. Laut dem Juligesetz nimmt die Regierung diese Millionen jetzt weg, macht aber dabei offenbar schlechte Geschäfte. Für die Arbeiter ist nichts herausgekommen. Ganz im Gegenteil, es entgehen den Armen die Hilfeleistungen, die Wohltaten, die ihnen durch die Gemeinschaften zuteil wurden. Jetzt sollen die 45 Millionen des abzuschaffenden Kultusbudgets Ueberfluß in die Staatskasse, Steuererleichterung, Altersversorgung der Arbeiter bringen. Wohlverstanden gibt der Staat jährlich 3700 Millionen aus, unbeschadet der Anleihen.

Seit Jahren versichern die republikanischen Führer jeden Tag in der Presse, in Versammlungen wie in der Kammer, das Volk fordere die Trennung von Kirche und Staat, spreche sich bei allen Wahlen für dieselbe aus. Bei den letzten Wahlen (1901) kamen 104 Bewerber durch, welche die Trennung versprochen hatten. Bei 580 Abgeordneten also noch nicht ein Fünftel. Daß sich öffentliche Uebelstände, Schäden und Nachteile für das Gemeinwesen aus dem bisherigen Verhältnis zwischen Kirche und Staat ergeben hätten, ist niemals ernstlich nachgewiesen worden. Allgemeine Redensarten und Anschuldigungen, vereinzelte, durchweg unerhebliche Fälle können nichts beweisen. Für einen ernstlichen Politiker, der das Gemeinwohl, Macht und Größe des Landes zum Ziel hat, kann daher Trennung von Kirche und Staat nicht als eine Aufgabe gelten. Für

Abschaffung des Kultusbudgets hat sich, trotz alldem, stets nur eine Minderheit zusammenbringen lassen. Streitigkeiten, Auseinandersetzungen mit dem Heiligen Stuhl hat es immer nur gegeben, wenn der Staat Maßnahmen durchsetzen wollte, welche mit der der Kirche geschichtlich und gesetzlich zustehenden Unabhängigkeit unverträglich sind.

In Auxerre, auf einem großen Festmahl, erfolgte, am 4. September, die Kriegsansage.

Dieselben Anklagen gegen die Kirche, wie dort, entwickelte Combes am 22. Oktober in der Kammer:

Der Papst habe gegen das Konkordat verstoßen, als er die Bischöfe von Dijon und Laval nach Rom kommen ließ und absetzte, auf der alten Formel „nobis nominavit“ bei Ernennung der Bischöfe bestehe, trotz der Organischen Artikel Bullen und Schreiben an die Bischöfe richte, in Frankreich veröffentliche, ohne die staatliche Genehmigung einzuholen. Der Papst habe die Bischöfe nicht von ihrer Empörung abgebracht. Er wirft dem Papst vor, für die Gemeinschaften eingetreten zu sein; die Bischöfe hatten, trotz aller Gesetze, sich zu einer Eingabe verständigt. „Die Verantwortung des Bruches trägt der Heilige Stuhl, welcher, nachdem er die Kirche unterjocht, auch den Staat unter sein Joch beugen will.“

Die Kammer gewährte ihm dafür, wie gesagt, eine Vertrauensabstimmung mit 325 gegen 237 Stimmen.

Der Ausschuß für kirchliche Angelegenheiten hatte einen, nach seinem Berichterstatter Briand benannten Entwurf der Trennung ausgearbeitet. Am Schluß der Sitzung vom 10. November brachte Combes auf Andringen der Kammer seinerseits einen Entwurf ein, welcher viel schlimmer ist und der Kirche das Dasein unmöglich machen würde. Derselbe nimmt den Katholiken das durch das Juligesetz 1901 eingeführte Vereinsrecht fast gänzlich. Pfarrvereine, welche sich zur Unterhaltung des Gottesdienstes bilden, sollen nicht, wie andere Vereine, das ganze Land begreifende Verbände bilden dürfen, sondern müssen letztere auf das Departement

beschränken. Die Pfarrvereine sollen auch kein Eigentum besitzen dürfen, die Kirchen nicht erwerben können. Der Gottesdienst würde also in Gebäuden — Kirchen — stattfinden müssen, die dem Staat oder den Gemeinden gehören, den Gottesdienst- oder Pfarrvereinen also beliebig entzogen werden könnten. Es würde daher vom Gutdünken der Behörden abhängen, ob die Katholiken gottesdienstliche Räume haben oder nicht. Als Eigentümer der Kirchen usw. könnte der Staat (Gemeinde) dieselben jeden Augenblick schließen, den Gottesdienst behindern, unmöglich machen. Er behält sich auch das Recht vor, gottesdienstliche Gebäude, deren Notwendigkeit ihm nicht einleuchtet, anderen Kulten oder öffentlichen Zwecken zu überweisen. Die gottesdienstlichen Versammlungen unterliegen der polizeilichen Aufsicht, müssen angemeldet, können untersagt werden, wenn gesetzliche Vorschriften übertreten, Angriffe auf die Regierung oder öffentliche Beamte dabei stattfinden. Gewöhnliche Uebertretungen ziehen Strafen bis zu einem Jahre Gefängnis und 1000 Fr. nach sich. Die jetzigen Geistlichen und Domherren sollen, sofern sie 40—60 Jahre alt und 15—25 Jahre im Pfarrdienst stehen, Jahrgelder von 350 bis 900 Fr. erhalten, die Bischöfe 1200 Fr. Die Gemeinschaften bleiben verboten; von Seminaren oder Anstalten zur Bildung der Geistlichen enthält der Entwurf kein Wort.

Obwohl nun Combes versprochen hat, im Januar die Kammer mit den Verhandlungen über das Trenngesetz beginnen zu lassen, darf wohl gezweifelt werden, daß dasselbe sobald zustande gebracht werden kann. Die Annahme, der Minister suche Zeit zu gewinnen, die Dinge in die Länge zu ziehen, ist nicht sehr haltbar. Je länger die Beratungen der Kammer und des Senates dauern, desto mehr aufreizende Zwischenfälle, Zusammenstöße treten ein, desto größer werden die Aufregung der Oeffentlichkeit, die Besorgnisse des Volkes; der Kampf wird um so heftiger außerhalb der Kammer geführt, um so tiefer eindringen. Die Auflösung der Ordensanstalten

trifft nur die Städte und größeren Orte, mindestens zwei Drittel der 36,000 Gemeinden Frankreichs werden gar nicht oder nur wenig davon berührt. Aber Pfarrkirchen mit Geistlichen gibt es in 34,000 Städten und Gemeinden. Gerade die kleineren Städte und die Dörfer würden am empfindlichsten von der Trennung von Kirche und Staat getroffen. Denn sie besitzen die wenigsten Mittel, Kräfte und Gelegenheiten, um ihre religiösen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Landgemeinden sind durchweg arm, besitzen kein Vermögen und müssen daher Zuschläge auf die Staatssteuern erheben, um ihre Ausgaben notdürftig zu decken. Die Landleute befinden sich ohnedies größtenteils in beschränkten Verhältnissen, da Ackerbau und selbst Weinbau längst nicht mehr einträglich sind. Klagen doch die Winzer seit Jahren über die Unverkäuflichkeit des Weines, die Bauern über die unlohnenden Ernten und Getreidepreise. Die Bauern und Winzer sind noch vielfach daran gewohnt, dem Pfarrer (und auch dem Küster) von dem Ertrag ihrer Felder und Weinberge etwas abzugeben, ein Ueberrest des Zehnten, der also doch nicht so schlimm gewesen sein kann, als die Verherrlicher der Revolution behaupten. Sonst würden gewiß die Landleute nicht noch heute, über hundert Jahre nach dessen Abschaffung, freiwillig einen Zehnten sich auferlegen.

Die Trennung von Kirche und Staat wird daher tiefer einschneiden als jegliches Ereignis seit der ersten Revolution, weit mehr und dauernder das Volk aufregen als ein Wechsel der Staatsform oder der letzte Krieg. Denn solch ein Ereignis ist in wenigen Jahren verwunden, da eigentlich nichts aus dem gewohnten Geleise gekommen. Mehr als die Hälfte der Einwohner Frankreichs kümmern sich gewöhnlich gar nicht um Politik, die Leute haben dringendere Angelegenheiten, als Staatsform- und Präsidentenwechsel, sind froh, wenn man sie ungeschoren läßt. Sie stimmen am liebsten für denjenigen, welcher ihnen kleine Vorteile, sei es auch nur Urlaub für einen im Heer dienenden Sohn, zu verschaffen weiß.

Es geschieht wahrlich nicht aus Begünstigung und Fürsorge für die Kirche, daß jährlich immer noch etwa anderthalb Millionen vom Staat zu Beihilfen von Kirchen- und Pfarrhausbauten ausgegeben werden. Diese Beihilfen sind Wahlgaben, Bestechung armer Gemeinden. Hat doch eben erst Combes der in seinem Wahlkreis Pons belegenen Gemeinde Tresoignac 2000 Fr. für den Ausbau ihres Kirchturmes zugewendet.

Der drohende Sturm wird die Katholiken nicht überraschen. Schon seit zwei Jahren haben es Bischöfe und andere Einsichtige nicht an Warnungen fehlen lassen, man müsse sich auf das Schlimmste gefaßt halten. In den Blättern wurde die Frage behandelt. Ein Pfarrer, der jedenfalls seine Leute kennt, dringt darauf, bei der Trennung sofort auf einer reinlichen Scheidung zu bestehen. Da der Staat Kirchen und Pfarrhäuser als sein Eigentum in Besitz nehmen will, lasse man ihm dasselbe und gehe nicht auf ein Mietverhältnis ein. Der Staat muß diese Gebäude, unentgeltlich, als Eigentum, den Pfarreien überlassen, auf deren Kosten dieselben größtenteils gebaut und unterhalten wurden.

Andernfalls ist jedwelches Obdach, eine Scheune, in welcher man eigener Herr ist, der Unterkunft in Kirchen vorzuziehen, die der Staat als sein Eigentum handhabt. Die Kirchen mieten, heißt dieselben als Eigentum des Staates anerkennen. Die Miete will man, für den Anfang natürlich, so niedrig stellen, als nur zuläßig. Aber, solange das Volk sieht, daß nach wie vor der gewöhnliche Gottesdienst in den Kirchen stattfindet, glaubt es gar nicht, daß eine Aenderung in der Lage eingetreten sei. Ganz anders aber wird es urteilen, wenn der Gottesdienst in Noträumen stattfindet, die Kirchen leer stehen, geschlossen sind.

Der Papst hat eine eigene Kongregation von Kardinälen und sachkundigen Würdenträgern gebildet, um über die französischen Verhältnisse zu beraten und das Geratenste vorzuschlagen. Im Laufe des Sommers haben alle Bischöfe,

laut Einladung, ihre Vorschläge, Erfahrungen verzeichnet und nach Rom eingesandt. Die meisten dürften sich für die in Genf bestehenden Einrichtungen erklärt haben. Dort wurden in allen Pfarreien und Gemeinden Vereine gebildet, deren Mitglieder sich zu monatlichen Beiträgen verpflichten, die von dazu bestellten Mitgliedern eingesammelt werden. Alle also erzielten Einnahmen werden in die Sprengelkasse abgeführt, aus welcher der Bischof jedem Pfarrer das ihm Erforderliche, nach Maßgabe der Verhältnisse seiner Pfarrei, auszahlen läßt. Die Einnahmen sind beständig gewachsen, einer eifert den andern an, so daß jetzt doppelt so viel einkommt, als der Staat früher leistete.

Manche Pfarrer haben schon ihre Vorkehrungen getroffen, Vereine, Ausschüsse gebildet, um sofort nach Eintritt der Trennung handeln, eingreifen zu können. Ein Pariser Pfarrer, Abbé Soulange-Bodin, in dem sehr armen Viertel Plaisance, ist am weitesten voran. Durch jahrelange Pfennigsammlungen hat er eine Kirche, Notre Dame du Travail, nebst Pfarrhaus gebaut, eine Besitzgesellschaft (Société civile) gebildet, welche gesetzlich Eigentümerin des Bodens, wie des Baues ist. Solange noch gesetzlich Schutz für das Eigentum in Frankreich besteht, wird keine Regierung Hand auf diese Kirche legen, dieselbe schließen können. Da in seiner, gesetzlich der Stadt gehörigen Pfarrkirche die Sozialisten die Gläubigen meuchlings überfielen, aber von denselben derb abgewiesen wurden, hat die Regierung ihm und seinen gesetzmäßigen Vikaren die konkordatlichen Bezüge abgeschnitten. Der Pfarrer bildete einen Sammelverein mit monatlichen Beiträgen von 0,5 bis 5 Fr., welcher sehr bald das Nötige aufbrachte. „Ich habe, sagte der Pfarrer, mehrere tausend gedruckte Bittbriefe ausgegeben, und es ist binnen wenigen Tagen mehr eingekommen, als ich gehofft. Zahlreiche Personen, die ich gar nicht kenne, von deren Gesinnungen ich nichts wußte, haben sich sofort zu namhaften Beiträgen verpflichtet, kleine Beamte, Angestellte, Arbeiter, Dienstboten

sind als freiwillige Sammler eingetreten. Wir können die Trenung ruhig abwarten, die uns nichts anhaben kann, sondern uns unabhängiger von dem Staat machen muß".

Es ist jedenfalls beachtenswert, ein Zeichen der Zeit, daß man auf beiden Seiten, Freund und Feind, auf die Trennung gefaßt ist, dieselbe als unausbleiblich betrachtet. Die Katholiken verteidigen das Konkordat jetzt kaum noch, schon um nicht den Feind in dem Glauben zu bestärken, daß er durch dessen Aufhebung die Kirche tötlich treffen werde. Gibt es doch radikale und sozialistische Blätter, sogar auch erste Federn, welche täglich verkünden, durch Abschaffung der durch das Konkordat geschaffenen amtlichen Stellung und des vom Staat geleisteten Kultusbudgets werde es aus sein mit der Kirche. Tiefen ermutigenden Eindruck hat die Ansprache hervorgebracht, in welcher der Papst die Kirche rechtfertigt und alle von französischer Seite erhobenen Anklagen abfertigt.

Eine Verschlimmerung des Kulturkampfes, eine Ueberstürzung der Ereignisse dürfte durch die plötzlich sehr bedenklich gewordene Heeresfrage hervorgerufen werden. Schon der Boulanger-Rummel war ein Versuch, mittelst eines mit Hülfe des Heeres bewirkten Staatsstreiches die Konservativen — oder was man hier so nennt — ans Ruder zu bringen. Die Nationalisten sind die aus Monarchisten, Bonapartisten, Fortschrittlern und mitlaufenden Katholiken gebildete Partei des Staatsstreiches, der bekanntlich bei der Beerdigung Felix Faures versucht wurde. Da auch Anschläge gegen Loubet vorkamen, im Heere sich ein starker Widerstand gegen ihn bemerkbar machte, suchte sich die Regierung vorzusehen. Nachdem einige Kriegsminister den eingegangenen Verpflichtungen untreu geworden — oder stillschweigend die auf sie gesetzten Hoffnungen getäuscht hatten — fand Waldeck-Rousseau endlich 1901 in dem General André den gewünschten, gut republikanischen Kriegsminister. Wohlverstanden, die meisten Offiziere, besonders alle Generale, standen und stehen noch

unentwegt auf seiten der Nationalisten, die sich als Partei des Heeres, Hüter seiner Rechte und Ehre ausspielen, jeden als Verräter verfehmen, der nicht mit ihnen geht, sich nicht als Mann des Heeres bekennt. Mit Recht werden die Nationalisten denn auch Militaristen genannt. Sie sind ein Seitenstück zu den preußischen Junkern, welche Heer und Staat lediglich als ihre ausschließliche Sache betrachten und entsprechend ausnutzen wollen.

Da die Katholiken stets nur Mitläufer der Nationalisten gewesen, wurden die Offiziere, wie früher schon die Beamten, fortwährend als Werkzeuge, Schüler der Jesuiten angeklagt und verdächtigt. Oft genug ist die Säuberung des Heeres von den gegen die Republik verschworenen, reaktionären Offizieren gefordert worden. André traf entsprechende Maßnahmen, sorgte auch dafür, daß aus der Kriegsschule zu Saint-Maixent hervorgegangene Offiziere ebenfalls zu den höheren Graden zugelassen, sogar zu Lehrern in der Kriegsschule zu Saint-Cyr ernannt wurden. Diese ist nämlich die wissenschaftliche Kriegsschule, welche das Reifezeugnis bei der Aufnahme bedingt. Die Jünglinge gehören besseren, besonders auch alten Offiziersfamilien an. Die Schule in Saint-Maixent holt bei tüchtigen, jüngeren Unteroffizieren die mangelnde wissenschaftliche Bildung nach. Manche nehmen es in dieser Hinsicht mit den Leuten aus Saint-Cyr auf, die meisten aber gehen aus bescheidenen, ungebildeten Familien hervor. Sie sind Demokraten, Republikaner, die Saint-Cyrer mehr Aristokraten, Monarchisten. Dieser Gegensatz ist längst als ein Uebelstand empfunden worden, bedingt eine gewisse Ungleichheit, Spaltung unter den Offizieren.

Die Konservativen aller Farben empfanden die Gleichstellung der früheren Unteroffiziere mit den andern Offizieren als eine Zurücksetzung der eigenen Leute. Alle Beförderungen wurden unter diesem Gesichtswinkel von den Nationalisten aufs Korn genommen, als Zerrüttung des Heeres gebrandmarkt. Die Radikalen und Sozialisten schrieen um so lauter

nach Beiseitigung der klerikalen Offiziere, die durch die Machenschaften der Jesuiten bevorzugt würden. Auffällige Bevorzugungen radikal gesinnter oder der Loge angehöriger Offiziere, ebenso Zurücksetzung der als klerikal verdächtigten Offiziere wurden vielfach in den Blättern hervorgehoben. Am 4. November interpellierte nun Guyot de Villeneuve — ein wegen erlittener Zurücksetzung ausgetretener Major — den Kriegsminister über die Zerrüttung des Heeres durch willkürliche Maßnahmen, besonders bei Beförderung und Verabschiedung von Offizieren. Zugleich verlas er Zuschriften des Schriftwartes der Großloge, Badecard, an den Hauptmann Mollin in der Kanzlei des Kriegsministers mit den verlangten Aufschlüssen über die Offiziere. Badecard hatte die von den einzelnen Logen und Freimaurern eingezogenen Erkundigungen gesammelt, um sie dem Hauptmann zuzustellen. Zuschriften des letzteren beweisen, daß die Logen auf seine Veranlassung die Erkundigungen eingezogen hatten. Diese bezogen sich besonders auf die politischen und religiösen Gesinnungen des Offiziers und seiner Frau, Besuch des Gottesdienstes, Umgang, Erziehung der Kinder, Familien- und andere Verhältnisse. Die ganze Kammer war empört ob dieser nichtswürdigen Ausspitzelei, dieser Gesinnungsriecherei und geriet in eine unbeschreibliche Aufregung; die Blockleute schrieen und drohten, die Nationalisten antworteten. Reden und Gegenreden, Unterbrechungen wurden immer heftiger, lärmender. Der Kriegsminister versicherte, von solcher Ausspitzelung nichts zu wissen; wenn sich die von Guyot vorgebrachten Schriftstücke als echt erweisen sollten, werde er unverweilt einschreiten. Plötzlich versetzte ihm der Nationalist Syveton, welcher sich unbemerkt der Ministerbank genähert, zwei so heftige Faustschläge ins Gesicht, daß er taumelte und von Combes aufgefangen wurde. André blutete und mußte in das Verbandszimmer der Kammer geführt werden, wo der Arzt das Nötige vornahm. Der Kriegsminister mußte einige Tage wirklich das Zimmer hüten.

Der Ueberfall Syvetons war das Zeichen zu Auftritten, wie sie schlimmer noch in keinem Parlament vorgekommen. Blockleute und Nationalisten fielen übereinander her, prügelten und schlugen sich wie besoffene Packträger. Die zahlreichen Saaldiener und Schließer vermochten die Prügelnden nicht auseinander zu bringen, bis dieselben ermüdet nachließen. Die um 2 Uhr begonnene Sitzung dauerte bis 11 Uhr. Freilich hatte André, dank seinen geschraubten Erklärungen und dem Eintreten Combes' u. s. w., eine knappe Vertrauensabstimmung, 279 gegen 277 Stimmen, davon getragen. Die Kammer ließ jedoch dies nicht auf sich sitzen, sondern verschaffte einige Tage später dem Ministerium eine Vertrauensbezeigung etwas größerer Mehrheit. André erschien nicht mehr in der Kammer, trat am 15. zurück und wurde sofort durch den Sozialisten Berteaux, freilich Börsenmakler (Bankherr) und früherer Hauptmann, ersetzt. Begreiflicherweise ist diese Ernennung eher ein neuer Schlag gegen die Rechte, als ein Entgegenkommen.

Der von Guyot de Villeneuve und anderen Nationalisten in der Kammer verlesene, sehr ausgiebige Briefwechsel der Großloge war durch Bidegain, den Gehilfen des Schriftwartes Vadecard, für eine hohe Summe ausgeliefert worden. Die Großloge veröffentlichte eine lange Kundgebung an die Logen, worin sie die nicht abzuleugnende Tatsache zu rechtfertigen sucht, ja sogar als eine Pflicht gegen die Republik hinstellt.

Als — aus dem Stock Bidegain — Briefe veröffentlicht wurden, worin Richter und Professoren Spitzeleien über Offiziere mitteilten, begab sich eine Abordnung des Ordensrates zu den Ministern Combes, Chaumié (Unterricht) und Vallé (Rechtspflege), um zu erwirken, daß dieselben nicht deshalb gerüffelt, gemaßregelt würden. Unter den Mitgliedern dieser Abordnung befanden sich namentlich die Senatoren Delpech und Lafferre, sowie die Abgeordneten Desmons, Rabier u. s. w., die sich von jeher durch ihre Feindseligkeit

gegen die Kirche hervorgetan. Chaumié und Vallé lehnten jedoch ab. Die allgemeine Entrüstung über die von den Logen betriebene Spitzelei ist denn doch zu groß.

Bei einem Rechtsstreit zwischen den Mitarbeitern der äußerst kirchenfeindlichen Action sagte einer derselben, Tery, vor Gericht, er müsse vom Großmeister Delpech seines Freimaurereides entbunden werden, um die volle Wahrheit sagen zu können. Delpech aber gewährte diese Entbindung nicht, ebensowenig auch der Meister vom Stuhl.

LXXXII.

Ein Schwindler des 18. Jahrhunderts.

In dieser Zeitschrift wurde vor kurzem nachgewiesen, daß die im Jahre 1821 bei Brockhaus in Leipzig erschienenen „Briefe von Joseph II.“ gefälscht sind und zwar von Franz Grossing“.[1]) Die Annahme, die dort (S. 792) über die Persönlichkeit Grossings gemacht ist, findet sich bestätigt in einem Buche, das schon 1789 zu Berlin erschien und den Titel führt: „Leben und Schicksale des berüchtigten Franz Rudolph von Grossing eigentlich Franz Matthäus Großinger . . . von Friedrich Wadzeck, Professor der Litteratur beim Königl. Kadettenkorps in Berlin“.

1) Bd. 133 (1904) S. 786 ff. Trotzdem werden in dem „Protestantenblatt“ Nr. 29 vom 16. Juli 1904 die beiden gefälschten Briefe Josephs II. an Choiseul und Aranda wiederum als ächt zum Besten gegeben von H. Frenz.

Der Verfasser war eine Zeitlang bei Grossing beschäftigt, wurde von diesem betrogen und veröffentlichte diese Schrift nach der Flucht Grossings aus Berlin. Als Opfer Grossings schreibt er nicht ohne Bitterkeit, aber er unterscheidet doch genau zwischen Tatsachen und Gerüchten und hat seine Darstellung mit verschiedenen Urkunden und wörtlichen Quellenangaben belegt. Auf diese Urkunden und Quellenauszüge gestützt, soll hier ein kurzes Lebensbild des Mannes gegeben werden, der als einer der verwegensten literarischen Schwindler des 18. Jahrhunderts bezeichnet werden kann, und dessen Schwindeleien noch bis auf unsere Tage Verwirrung und Unheil gestiftet haben.

Franz Rudolph von Grossing ist nach Ausweis des Taufbuches von Comorn geboren am 20. September 1752 zu Comorn als Sohn des Fleischhauers Franz Grossinger. Sein eigentlicher Name ist Franz Matthäus Grossinger. Die Familie ist nie adelig gewesen. Er besuchte das Jesuitenkolleg in Ofen und trat erst fünfzehn Jahre alt am 18. Okt. 1767 zu Trenchin in das Noviziat der Gesellschaft Jesu. Nach Wiederholung der Gymnasialstudien war er im Jahre 1772/73 Lehrer der untersten Klasse in Pesth.[1]) So warf ihn die Aufhebung der Gesellschaft im Jahre 1773 als einen unfertigen Menschen in den Strudel des Weltlebens, aus dem er bald als ein fertiger Schwindler emportauchte. Nach einem Zeugnis der K. K. Staatskanzlei in Wien vom

1) Was Grossing später über seinen Aufenthalt bei den Jesuiten und über die Jesuiten geschrieben, sind handgreifliche Lügen. Im Staatenjournal (1787 Heft 6) behauptet er: „Ich wurde im Jesuitenkollegio erzogen, war vollkommen in ihren Ränken unterrichtet, und zu den höchsten Ordensämtern bestimmt“. Weiter: „Man gehe alle europäischen Bankohäuser durch, und ich verpfände Leib und Leben, man wird Jesuitengeld darinnen finden, sobald man es gehörig zu suchen weiß“. Ein andermal schreibt er, „es gäbe gewiß an keinem Orte der Welt soviele Jesuiten als in Berlin“. (Staatenjournal 1787 S. 339.)

18. März 1788 verlieh die Kaiserin Maria Theresia auf Fürbitte des Geh. Rats Freiherrn von Binder den 4. Okt. 1777, „dem Franz Grossinger den Titel eines Hof-Sekretarius mit einer jährlichen Pension von 600 fl., jedoch mit der ausdrücklichen Verordnung, daß er bei irgend einem Departement nicht angestellt, sondern durch Nebenarbeiten, die er sich entweder selbst wählen, oder die man ihm auftragen könnte, vorerst geprüft werden sollte, zu welchem Dienstfache er vorzügliche Fähigkeit besitzen dürfte. Bei der im Jahre 1781 erfolgten allgemeinen Pensionsregulierung verlor Franz Grossinger die seinige, weil er nur Titular-Hof-Sekretarius, folglich bei keinem Departement angestellt war. Bald darauf verfiel Franz Grossinger in eine Kriminal-Inquisition, wegen welcher ihm das Dekret als Titular-Hofsekretarius gerichtlich abgenommen und ein förmliches Kassationsdekret des Inhalts zugestellt wurde, „daß er sich des Hofsekretair Charakters bei keiner Gelegenheit mehr anmassen solle“.

Nach dem Wortlaut der Sentenz des Niederösterr. Appellationsgerichtes vom 28. Mai 1782 war Grossing „wegen Schmähschriftenverfassung und auf sich geladenen Verdacht der Kundmachung entehrender Handlungen“ verhaftet worden, die Schmähschriften wurden vor seinen Augen zerrissen und er noch 8 Tage in Band und Eisen gehalten. Im nämlichen Jahre 1782 mußten sich die Gerichte von neuem mit ihm beschäftigen. Laut Urteil desselben Gerichtshofes vom 25. Januar 1783 hat das Gericht „über den in Betreff der ihm beigemessenen Dukatenbeschneidung in dem Polizeistock inliegenden Franz Rudolph Grossing ... zu verordnen befunden, daß der Grossing über den ausgestandenen Arrest ... aus allen k. k. deutschen Erblanden abgeschaffet und sogleich mittelst der Wache an die hungarische Gränze begleitet werden solle“.

Am 19. Hornung 1783 erließ der Ober-Polizeidirektor von Wien eine „Beschreibung des aus allen k. k. deutschen Erblanden gegen Revers abgeschafften Franz Rudolph

Grossing, 30 Jahr alt, von mittlerer ranner Statur, eines platten blassen Angesichts, hat schwarze braune Augen, keinen gar starken schwarzen Bart, ebensolche Haare in einem kleinen Haarbeutel, trägt ein silberfarb tuchenes Kleid, West und Beinkleider von weißem Piket, und auf dem Kopf einen weißen ungestolpten Hut, spricht gut Deutsch, Wellisch, Französisch, Lateinisch und Hungarisch".

Der Revers, den Grossing ausstellen mußte, datiert vom 3. Februar 1783.

Später hat Grossing im Staatenjournal (1788 S. 71) behauptet, nur seine zu große Treue gegen den Landesfürsten sei schuld an seinem Prozeß gewesen, und erhärtet diese Behauptung durch zwei eklatante Unwahrheiten: „Meine grobe Staatsvergehung war, daß ich bei meiner Braut über Nacht geblieben bin. Wenn dies Staatsverbrechen ist, warum man eine Stadt verlassen muß, so wird bald in allen Städten keine Mannsperson mehr anzutreffen seyn." . . . „Kaiser Joseph weiß es so gut wie ich, daß er gefehlt hat, da er mich in einer Sache, die bereits zu meinen Gunsten gerichtlich entschieden war, außer Gericht, ohne mich nur im Geringsten zu Rede stellen zu lassen, kassierte."

Jetzt beginnt für Grossing ein unstetes Leben. Er reiste in Deutschland und lebte von einer Art Nachrichtenbureau, indem er Abschriften und Nachrichten vom Wiener Kabinet feilbot. Zugleich verlegte er sich aufs Bücherschreiben. Schon ein Jahr nach einer Verweisung erschien sein „Toleranz und Religionssystem", angeblich in Leipzig, in Wirklichkeit in Offenbach bei Weiß u. Brede. Grossing behauptet, das Buch (216 Seiten) in 8 Tagen geschrieben zu haben. Von sich sagt der Verfasser, er sei bald Heide, bald Jude, bald Türke, bald Christ gewesen. Darnach mag man den Inhalt bemessen. In demselben Jahre 1784 und in demselben Verlage erschien die „Pabstengeschichte im Grundriß" (332 Seiten). Für dieses Werk wollte er nur 14 Tage und kein fremdes Buch verwendet haben; „er

habe alles blos aus dem Gedächtnis diktiert, welches vielen unglaublich scheinen würde, aber es wäre nur einmal schon so". Es ist aber nur eine Uebersetzung von Linguet: Introduction à une nouvelle histoire philosophique des Papes. Das Buch enthält Schmähungen gegen die Päpste und das Christentum (vergl. Allgemeine Bibliothek 59 II, 553 und Allgem. Litteraturztg. Nr. 16). In demselben Geiste ist das dritte Werk desselben Jahres geschrieben: Die Kirche und der Staat, Berlin (in Wirklichkeit Frankfurt, Andrae) Dieses Buch von 240 Seiten ist eine Uebersetzung aus dem Italienischen: La chiesa e la Republica dentro i loro limiti. In der Vorrede prahlt Grossing, daß ihm kein theologisches Buch vorgelegt werden sollte, das er nicht gelesen habe, und er wäre ein Mitglied aller Religionen gewesen. Er predigt Aufhebung des Priesterstandes, Ehezwang, Vielweiberei, Geschwisterehe u. dgl.

Da dies Büchermachen aber nicht genügte für die Anforderungen eines üppigen Lebens — nach Wadzeck soll Grossing stets ein sittenloses, liederliches Leben geführt haben —, so sann er auf andere Mittel und er fand ein vortreffliches, welches einige Jahre lang seinen Beutel füllte. Der Wahn der aufgeklärten Damen und Herren der damaligen Zeit, die von Religion nichts wissen wollten, sich aber darum um so mehr mit Geheimniskrämerei abgaben, kam ihm trefflich zu statten. Grossing verbreitete im selben Jahre 1784: es existiere ein Orden, der grauere Geheimnisse besitze als der Freimaurerorden; sein Zweck sei, „mit gemeinschaftlichen Kräften alles das, was der Menschheit nützlich sei, zu veranstalten, was ihr aber zum Schaden gereiche, zu verhüten und abzuwenden". Hauptpflichten der Mitglieder seien bessere Bildung und Vervollkommnung ihrer selbst, Erziehung und Bildung anderer, vorzüglich des weiblichen Geschlechts, und Wohltätigkeit gegen Notleidende, insbesondere gegen Witwen und Waisen. Er nannte den Orden den Rosenorden. Das Roseninstitut hatte nur eine gemein-

schaftliche Kasse, in die aus allen Ländern die Beiträge abgeführt werden müssen, die Rosenkasse. Diese Rosenkasse und alle dem Institut gehörenden Besitzungen und Gelder stehen unter der alleinigen Disposition der obersten Rose, der Stiftsrose. Er war so schlau, sich nicht selbst die Ehre der Gründung beizulegen, sondern einer gewissen Frau von Rosenwald, die bei Halle an der Saale wohnen sollte, in Wirklichkeit aber gar nicht existierte. An sie mußten alle Briefe und Gelder geschickt werden, aber unter doppeltem Couvert, das äußere mit der Aufschrift „An den Baron von Grossing", das innere führte die Adresse „An die Frau von Rosenwald". Der Eintrittspreis in den Orden war auf 2 Dukaten (6 Thlr. in Gold) festgesetzt.

Grossing verstand es, verschiedene Journalisten für den neuen Orden zu interessieren; diese posaunten das Lob des Rosenordens aus, ohne daß sie selbst etwas Genaueres wußten, wo denn dieser Orden existiere.

Dabei kam noch die in Deutschland damals grassierende Ordenssucht — gehörte es doch zum guten Ton, in irgend einem Orden zu sein — sehr zu Hilfe. Es fanden sich alsbald viele Damen in ganz Deutschland, vorzüglich Baroninnen, Gräfinnen und Fürstinnen, die sich beeilten, dem Rosenorden als Rosendamen beizutreten. Aber auch Herren ließen sich für 2 Dukaten Namen, Siegel und Bänder kommen. Das brachte viel Geld. Dazu ersann Grossing noch für die Zwecke des Ordens jährliche, halbjährliche und monatliche Kollekten für besonders wichtige Zwecke des Ordens. Wadzeck bemerkt mit Recht: „Wahrlich, es war eine Schande für unser aufgeklärtes Zeitalter, daß man sich von einem solchen listigen, verschmitzten Mann einnehmen, täuschen und betrügen lassen konnte".

Grossing war nun ein gemachter Mann, er lebte auf großem Fuße, hielt eine Wohnung in Leipzig und in Dresden, beschäftigte zwei Sekretäre, welche mit ihm zugleich die Kanzlei des Ordens vorstellten. Zugleich diente den Ordenszwecken

sein „Damenjournal“ (1784 und 1785), ganz im Stil seiner früheren Schriften. „Hinter der armseligen Erdichtung — schreibt die Allgem. Litteratur-Zeitung — daß eine Damen-Gesellschaft in einem die Freimaurerei nachäffenden Rosenorden geformt, dieses Damen-Journal zum besten einer Erziehungsanstalt für arme Mädchen herausgebe, hat ein angeblicher Baron von Grossing die Wißbegierde der deutschen Damenwelt hintergangen und den unwitzigsten Unfug mit der Leichtgläubigkeit seiner gutherzigen Leserinnen zu treiben sich erlaubt“.

Von Leipzig siedelte Grossing 1785 nach Halle über: Hier fand er bei Kandidaten aller Fakultäten eifrige Bewunderer und Helfer. Doch fehlte es auch nicht an Gegnern. Gegen diese schrieb er im Damenjournal (1785):

Ich kann zu Widerwärtigkeiten schweigen, weil Widerwärtigkeiten die einzige Nahrung meiner abgehärteten Seele sind; allein ich würde meine Seele entehren, an den Verbrechen des Lasters selbst teilnehmen, wenn ich zu Widerwärtigkeiten schweigen wollte, die Bosheit und Laster durch unerhörte Schleichwege angesponnen hat. Der Tugendhafte muß reden, sobald er sieht, daß das Laster siegt. . . . Die Schicksale meines Lebens dienen zum Beispiel, was Laster vermag, sobald stille Tugend die Gegnerin ist. . . . Lob und Tadel rühren mich nicht, weil mich nur derjenige loben und tadeln kann, der das Innere meiner Seele einsieht, und es in der sich täglich mehr und mehr herannahenden Stunde meines Sterbens ebenso streng als gerecht richten wird. Diesen gerechten, strengen Richter nehme ich vor dem Angesicht der ganzen Welt zum Zeugen, daß jedes Wort, welches ich hier niederschreibe, nichts als die reinste unverfälschte Wahrheit ist . . . sowie ich die Gerechtigkeit dieses allsehenden Richters hier vor den Augen aller Welt öffentlich auffordere, Ihn bei seiner Allwissenheit beschwöre, mich nach dem Maße seiner Allmacht zu bestrafen, wenn Eitelkeit, Eigenliebe, Ruhmsucht, Rachbegierde oder was immer für eine böse Leidenschaft und Absicht meine Feder führt

oder wenn meine Arbeit irgend etwas anderes zum Endzweck als das Wohlsein der Menschheit hat".

Der Endzweck all dieser Arbeit war eben trotz alledem nur der, seinen Geldbeutel zu füllen. Von den Ordensgeldern hielt er Reitpferde, Bediente und Maitressen. Während er in Ueppigkeit lebte, ergingen im Namen des Ordens Bettelbriefe an hohe Damen für arme Familien, und auch diese Beiträge wanderten in seine Tasche. An Stelle des Damenjournals, das von Rezensenten arg mitgenommen worden, ließ Grossing 1786 eine andere Zeitschrift erscheinen: Flora, ein Journal von und für Damen, Halle 1786, auf Kosten der Damengesellschaft (4 Bde.). Dieser Flora reihten sich würdig an ein Rosenblatt von und für Damen (Halle), auf Kosten der Damengesellschaft (2 Bde.), und Monatsschrift für Damen (1 Bd.). Im Jahre 1786 ließ er von Wadzeck, dem Verfasser der obigen Biographie ein Mythologisches Hand- und Lehrbuch für Künstler und Kunstliebende (1787) verfertigen. Das Buch wurde aus einem alten französischen Werk übersetzt, dessen Titel weggerissen war. In der Vorrede prahlte Grossing mit den entsetzlichen Anstrengungen, die ihm dieses Werk gekostet und doch war nur die Vorrede von ihm. Er hatte dem Uebersetzer, der ein halbes Jahr für ihn arbeitete, 125 Taler versprochen, bezahlte ihm aber nur 25 Taler. Auf ähnliche Weise ist entstanden Jus publicum Hungariae. Halae 1786. Grossing prahlte aber, daß er dieses Werk schon 1777 für die Kaiserin Maria Theresia geschrieben in 14 Tagen: „Ich diktierte ganze 14 Tage, Tag und Nacht, ohne mich nur anzuziehen, speiste immer im Gehen, und ohne anders zu schlafen, als daß ich mich auf einige Augenblicke niedersetzte, da hingegen meine Schreiber Tag und Nacht im Schlafen abwechseln mußten." Die „Statistik der katholischen geistlichen Reichsstifte" konnte Grossing nicht weiter fortsetzen, weil ihm der wirkliche Verfasser kein weiteres Manuskript mehr liefern wollte.

Als der Aufenthalt in Halle ihm wegen Streitigkeiten

mit den Professoren verleidet worden, war Grossing nach Berlin gezogen (1. Aug. 1786). Auch hier lebte er als großer Herr. Sein luxuriöses Leben machte ihm nicht allein angestrengtere Arbeit für seinen Orden unmöglich, sondern brachte ihn allmählich in so große Schulden, daß die gewöhnlichen Mittel nicht mehr reichten. Mit dem Orden gings bergab. Auch betrügerische Wechsel-Manipulationen hatten keinen Erfolg. Das Gericht verhängte Stubenarrest über Grossing, und als dieser Arrest in Gefängnis verwandelt werden sollte, ergriff er 4. März 1788 die Flucht, obgleich drei Soldaten seine Wohnung bewachten. Die Gläubiger hatten das Nachsehen. Seine Schulden betrugen 20,000 Thaler.

Bald nach dieser Entweichung erschien ein Buch: Die Harmonie oder Grundplan zur besseren Erziehung, Bildung und Versorgung des weiblichen Geschlechts, aus dem Englischen übersetzt von Carl Reichsgrafen von F. 1788. In dem Vorbericht wird dieses Werk als ein Werk für die ganze Menschheit gepriesen. „Allein man vermenge sie (die Harmonie) ja nicht etwa mit dem listigen Luftgebäude, mit welchem ein angeblicher Stifter des (wie er es nannte) Roseninstituts, Rosenordens, Damengesellschaft u. s. w. seit einigen Jahren Deutschland zu täuschen gesucht hat". Der Verfasser des Buches war niemand anders als Grossing. Der Reichsgraf Carl von F., dessen Gastfreundschaft Grossing eine Zeitlang genossen hatte, erließ eine öffentliche Erklärung, daß er an dem Buche „Die Harmonie, welches Grossing in Reutlingen drucken lassen, und hierüber mit dem dortigen Buchdrucker Grozinger unter des Grafen Namen und ohne dessen Vorwissen einen Vertrag geschlossen hat . . . keinen Anteil habe". Die Harmonie war eine Kopie des Rosenordens. Auch für das Geldmachen war gesorgt durch eine Aktienbank, jede Aktie kostete 100 Gulden, die man nur durch eine nicht existierende Frau von Rohr in Augsburg beziehen konnte. Das Geld war sicher, da alle Harmonie-Mitglieder und Lord Staff (Grossing) Garantie leisteten. Auch die

früheren Prahlereien fehlen nicht, nur sind sie noch etwas massiver gerathen. So z. B schreibt er:

„O preiset, Menschenkinder! die göttliche Vorsicht, daß sie die Harmonie werden ließ. Errichtet dem Manne Monumente in allen euren Ländern und Städten, der anfangs seine wohltätigen Vorschläge bei der Harmonie eingeführt, und sie endlich überredet hat, alle Welt an ihrer bisher geheimen Anstalt nunmehr öffentlich teilnehmen zu lassen. Ihr habet nun, Menschenkinder! wider alle Zufälle des ungünstigen Schicksals bei der Harmonie einen sicheren Zufluchtsort. Nicht nur Witwen und Waisen, sondern Jedermann ist nunmehr durch die Versorgungskasse der Harmonie wider Armut und Nahrungsmangel auf immer geschützt".

„Wahrlich — so schrieb die Allgemeine Litteraturzeitung 1788 Nr 22 — es ist für Deutschland eine Schande, daß ein Abenteurer, der seit 5 Jahren schon jedes Mittel ergriff, die Leichtgläubigkeit zu hintergehen ... der nichts tut als prahlen, mißdeuten und zusammentragen, doch alljährlich mit ein bis fünf Büchern hervortreten kann, die gekauft, gelesen, wohl gar hier und da mit Beifall betrachtet werden. . . . Literarischer Unfug von solchem Gehalt fordert eigentlich die Stimme jedes rechtschaffenen Mannes heraus".

Und dieser nämliche Mann, der 1790 die Briefsammlung des Kaisers Josef aus den Fingern sog und drucken ließ, konnte es wagen, im Jahre 1821 diese selben gefälschten Briefe als Manuskript Brockhaus anzubieten. Diese Briefe erlebten dann — auch eine Schande — von 1821—46 drei Auflagen bei einem der berühmtesten deutschen Verleger.

Ueber die weiteren Schicksale des Schwindlers etwas mehr vielleicht ein anderes Mal.

LXXXIII.

Römischer Brief.

Anfang Dezember.

Ein 20jähriger Bursche — so berichten die Blätter — spuckte neulich in den Wagen des Kardinals Cavagnis. Als der Junge — denn ‚Mann' kann man doch nicht sagen — zur Wache sistirt wurde, erklärte der Kardinal großmütig er verzeihe die persönliche Beleidigung, die allerdings der Missetäter in dem Fiakerblatt ‚Messagero' später als nicht beabsichtigt erklärte. Das Wunderbare ist aber, daß die Behörde den Missetäter sofort — frei ließ. Und da wundert sich die naive Welt, daß der Papst freiwillig im Vatikan verbleibt! Schreiber dieses ist auch schon in seinem Wagen mit Schmutz beworfen worden, weil er eine Uniform trug, die man als ‚päpstlich' erkannte. Aeltere Römer, auch weltlichen Standes, versichern uns manchmal, daß von der früheren Lebensart und Urbanität selbst der unteren Stände im modernen Rom nichts oder wenig mehr zu merken sei. Ein hartes, aber wahres Urteil. Wie in Paris infolge der Vorherrschaft der Zote und des Radikalismus die ehedem sprichwörtliche Liebenswürdigkeit der Franzosen von Jahr zu Jahr in stärker verdünnten Lösungen an anständige Leute verabreicht wird, so hat auch in Rom der öffentliche Ton durch die ebenso billigen als gehässigen Angriffe der Demagogie gegen die besseren Stände und namentlich gegen den Klerus in Wort und Bild sehr bedenklich gelitten. Die Vercanaillisierung der Menge kann aber schwerlich als

Frucht wahrer Kulturarbeit gelten. Der Fremde, der sich nur ein paar Wochen oder Monate zur „Saison" in Rom aufhält, merkt von diesen Zuständen wenig oder nichts, denn er verkehrt meistens mit Leuten, die zur besseren internationalen Gesellschaft gehören, oder mit Italienern, die Geld von ihm erhalten und deshalb ‚urban' sind. Den Charakter der heutigen römischen Bevölkerung, die seit der Revolution natürlich mit den problematischen Elementen aus ganz Italien durchsetzt ist, erkennt man erst, wenn man lange in Rom gewohnt hat. Erwägt man, wie viele natürlich gute, liebenswürdige und wirklich anziehende Eigenschaften der Nord- und Mittelitaliener von Haus aus besitzt, wie begabt, gelehrig, bildungsfähig und für alles Schöne begeistert er ist, so tut es einem wirklich wehe, zu sehen, wie Demagogie, Religionshaß und Korruption in jeder Form ihr Möglichstes tun, um die Bevölkerung der größeren Städte auf das Niveau des Neapolitaner Pöbels herabzudrücken. Da die Politik hierzulande nur Interessenpolitik oder Raubpolitik ist, gibt es eben keine wahren Volksfreunde mehr — oder, besser gesagt, die letzteren kommen nicht zu Wort.

Die neue Zeit hat Italien technischen und in vieler Beziehung auch wirtschaftlichen Vorteil gebracht — obwohl die meisten anderen Länder viel schneller fortschreiten als Italien —, aber eine Hebung der öffentlichen Moral hat sie gewiß nicht bewirkt; im Gegenteil. Außer der Oper kann sich in Rom z. B. keine anständige Bühne halten. Ein Theater, das Goldoni und andere klassische Autoren aufführen wollte, kam nicht auf seine Rechnung. Wir haben deshalb neben der Oper nur Uebersetzungen französischer Stücke im Demimonde-Geschmack; alberne Possen, die politische Eintagswitze bringen; Ausstattungsstücke, bei denen man nicht zu denken braucht, und das Tingl-tangl. In Florenz, Bologna und einigen anderen Städten des Nordens ist es etwas besser, aber die römische Jugend ist im Begriff zu versimpeln. Auch das früher so berüchtigte

Räuberwesen besteht in Italien lustig weiter. Sind die Landstraßen heute auch sicherer, besonders weil — man mit der Eisenbahn fährt, so haben wir doch neben Musolino einen Nasi, und ich weiß nicht, ob die Unehrlichkeit vieler Verwaltungsbeamten, sowie die Großtaten der Geheimbünde, der Maffia und der Camorra, von Klio als Kulturfortschritt im Buche der Geschichte Neu-Italiens verzeichnet werden können.

Die letzten Parlamentswahlen, so versichert man uns, bedeuten einen Sieg der Ordnungsparteien. Wir wollen es hoffen. Vorläufig bleibt es abzuwarten, ob die Regierung wirklich Ordnung halten will und kann, Ordnung auf der Straße, im Verkehrswesen, in der Verwaltung u. s. w. Eine Desiderienliste wäre in fünf Minuten leicht zu füllen. Hoffentlich bleibt man nicht bei der Phrase, die wunderschön und voll in die Welt hinaustönte, als die Wahlkampagne im Gange war. Hoffentlich gibt es einmal eine Regierung, die nicht an politischem Größenwahn leidet, d. h. die nicht blos an die Musik denkt, welche die ‚Großmacht' Italien im Konzert der Völker zu machen hat, sondern die sich einmal ernstlich um den Fortschritt im Innern des Landes kümmert. Hoffentlich leidet die Regierung auch nicht beständig an Verfolgungswahn, d. h. gibt einmal die alberne Idee auf, die Kurie sei auf die Vernichtung der italienischen Größe und Einheit erpicht. Wirkliche Politiker wissen ja ganz gut, daß eine Verständigung zwischen Papst und König möglich ist, falls man nur dem Papste eine wahre und würdige Freiheit gewähren *will*. Die Verständigung scheitert nur zu leicht an dem Umstande, daß zu viele erklärte Kirchenfeinde unter den Machthabern sind. Es gibt Gewaltige, vor denen sich selbst ein gutgesinnter König beugen muß und sich auch schon des öfteren gebeugt hat, tiefer vielleicht als es des Königs souveränes Gefühl liebte, aber doch schließlich so tief, wie es der eigentümliche Schöpfungsprozeß gerade der *italienischen* Monarchie verlangt.

Hoffentlich lernt die Regierung auch einmal begreifen, daß Demonstrationen in Italien wenig besagen. Der Italiener ist leicht empfänglich und demonstrativ angelegt. Er feiert die Feste wie sie fallen, feiert heute die unbefleckte Empfängnis, morgen die Märtyrer von Innsbruck, übermorgen Garibaldi und überübermorgen das Andenken Palizzolos. Es ist bedauerlich, daß viele Italiener nur feiern, um zu feiern, aber es ist auch ein Beweis dafür, daß bei öffentlichen Kundgebungen die Sache gewöhnlich nicht halb so schlimm ist, wie sie sich anhört. Eine weise Regierung muß die richtige Mitte zwischen Milde und Strenge halten. Bis jetzt hat die Regierung bei gefährlichen Ausständen u. dgl. selten die wünschenswerte Energie bewiesen. Dafür hat sie aber ganz wehrlose, unschädliche Klerikale zu Zeiten recht hart angefaßt. Hoffentlich begreift nach den letzten Wahlen die Regierung, daß zu den Ordnungsparteien, wenn letztere sich dauernd zusammenschließen sollen, auch jene Partei gehören muß, deren Parole lautet: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Cäsar, was des Cäsars ist.“ Die Logik der Tatsachen spricht in Italien deutlich genug für jeden, der Ohren hat, zu hören. Mit hohen Steuern, Großmachtspolitik, Handelsverträgen und Kongressen hat man die Auswanderung der besten Arbeiter nach Südamerika nicht verhindern können. Weite Länderstrecken in Süd- und Mittelitalien harren nach wie vor der Bebauung. Das Königreich wäre im Stande, seine Leute selbst zu ernähren, wenn man an die Stelle der großen äußeren Politik die bescheidene innere setzte, wenn man die Vorbedingungen schaffte, unter welchen sich eine Friedensarbeit lohnt. Was auswandert, ist nicht der Abschaum der Bevölkerung. Es ist flos atque robur populi Italici. Die rhachitischen, skrophulösen, schwindsüchtigen und syphilitischen jungen Leute bleiben daheim, um an der Umwandlung des Agrikulturstaates in einen Industriestaat mitzuhelfen. Wer einen Blick in die Militärlazarette zu werfen Gelegenheit hat, frägt sich schon jetzt besorgt, welches

Soldatenmaterial dem Vaterlande nach weiteren zehn Jahren zur Verfügung stehen werde.

Wie die Agrikultur, so gehen auch das Kunsthandwerk und das Künstlertum zurück. Man suche einmal in Florenz, Siena, Rom, wo die Mäcene von heute sind und wer noch Aufträge gibt. Wie gesagt, die technischen Fortschritte Italiens muß man ehrlich und neidlos anerkennen, aber das ästhetische Italien verblaßt von Jahr zu Jahr mehr. Die höhere Gesellschaft anglicisiert sich; hat aber, weil der romanischen Rasse angehörig, nicht das Talent, sich das Praktische und Solide der anglo-amerikanischen Gedanken- und Lebenssphäre zu assimilieren, sondern steht mehr unter dem imponierenden Einfluß englischer Eleganz und englischen Luxus. Die mittlere Gesellschaft bewundert Frankreich mit seiner kongenialen Lotterhaftigkeit und seinem unleugbaren Esprit. Die untere Gesellschaft verlangt panem et circenses, d. h. Aufbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage und daneben möglichst viel Amüsement. Sämtliche Gesellschaftskreise huldigen zum großen Teil einem billigen Hurrahpatriotismus, der bald monarchisch, bald republikanisch, bald radikal gefärbt ist, aber keine Opfer verlangt. Der katholische Glaube wird von vielen noch ehrlich bekannt und geübt, doch ist man wenig apologetisch geschult und noch weniger organisiert. Die eigentlichen Lebensinteressen der Kirche und ihrer Stände werden von nur wenigen richtig erkannt, und hieraus — sowie aus dem hyper-enthusiastischen Patriotismus — erklärt es sich, daß mancher, der gut katholisch sein will, für die eigentümlich schwierige Lage des Heiligen Stuhles kein Vert ständnis besitzt. Der studierenden Jugend, die oft in Medizin, Naturwissenschaften und Jurisprudenz Hervorragendes leistet, fehlt es gemeiniglich an genügender Kenntnis der Geschichte, und diese Unkenntnis erklärt teilweise die große Begeisterung für ephemere Erfolge und politische Theatergrößen. Leider wollen die meisten Studenten auch in der Politik mitreden, und das tut die akademische Jugend vielerorts ohne jegliche

Tugend. Die politischen Parteiführer aber können diese lebhaften Statisten sehr gut brauchen. Ihre eigene Rolle erscheint durch deren Mitwirkung bedeutender, stimmungsvoller, volkstümlicher. Wie die Studenten mit Phrasen geködert werden, so bringt man das niedrige Volk mit Bildern in Witzblättern oder durch Freigebigkeit in einer Osteria in die richtige Stimmung. Bald buhlen die Freimaurer um die Huld des süßen Pöbels, bald fängt der Sozi seine Leute. Wir haben sogar schon Verbrüderungen zwischen dem proletarischen Sozialismus und den Kapitalisten der Loge erlebt; ja als Dritter im Bunde erschien der ewige Jude. Die Synagoge des letzteren weiht der König von Italien huldvollst ein, wahrscheinlich um nicht parteiisch zu erscheinen, da er auch den verschiedenen englischen und amerikanischen, lutherischen und waldensischen Missionen in Rom seine materielle Hilfe nicht versagt. Ja, der katholische König, der die Kette des Ordens der Santissima Annunziata an Leute von allerlei Richtungen verleiht, die dann ‚Cousin du roi' angeredet werden. Man hat oft gesagt, Italien sei das Land der Widersprüche. Gewöhnlich meint man damit, es sei ein Reich, in welchem die heterogensten Elemente mehr oder weniger friedlich nebeneinander hausten. Man kann aber noch weitergehen und sagen, daß hierzulande oft sogar im Kopfe eines einzigen Individuums die Gedanken hart aneinander stoßen. Auch der Gutgesinnte leidet unter diesem Chaos der Begriffe. Gar mancher Enthusiast weiß nicht, was er eigentlich will. Darum ist es in Italien schwerer als anderswo, die Menschen zu organisieren. Vielleicht ist diese Schwierigkeit auch einer der Gründe, welche den Heil. Stuhl bislang davon abgehalten haben, die Bildung einer politischen Partei unter den Katholiken zu befürworten.

Von deutschen Katholiken wird man wohl hie und da gefragt: „Warum bildet man keine Zentrumspartei?" Zuerst müßte man — ganz von dem sog. ‚Non expedit' abgesehen — eine Partei vorbilden. Die Vorbildung fehlt — in mehr

als einem Sinne. Der katholische Aristokrat, der zudem infolge der Aufhebung der Majorate durch das Nouveau Régime oft mit seiner ganzen Sippe verarmt ist, hat keinen Mut, eine politische Rolle zu spielen. Die wohlhabende Aristokratie huldigt dem Hazardspiel und dem Sport. Galanterie höheren und niederen Stiles, fortwährende gesellschaftliche Vergnügungen und das Bestreben, eine äußere Eleganz zu pflegen, stehen einer idealen Auffassung des ‚Noblesse oblige' im Wege. Wirklich vornehm gesinnte Männer mögen wohl auch Ekel davor empfinden, in die politische Arena hinabzusteigen und sich unter die Klopffechter zu mischen. Ein eigentliches Bürgertum, wie in den teutonischen Kulturländern, existiert in Italien kaum. In den Städten wenigstens kommt sozusagen nach dem Aristokraten gleich der Ladenbesitzer, nach letzterem der Handwerker. Von der ‚Borghesia', wenn sie nicht gerade Gelehrte und Künstler liefert, redet man wenig. Die hochgebildete Mittelklasse fehlt im gesellschaftlichen Leben Italiens — trotz alles liberalen Geschreies. Wenn nun eine solide Bildung im Sinne des XX. Jahrhunderts relativ selten ist; wenn man nicht einmal Eisenbahnen, Posten und Telegraphen so zu organisieren im Stande ist, daß sie ‚up to date' genannt werden können; wenn man es vielerorts nicht einmal zu einer wirksamen Straßenpolizeiordnung bringt; wenn man lieber durch Ausstände und Demonstrationen protestiert, als positive Kulturarbeit leistet; wenn man dem Auslande gegenüber ganz chauvinistisch gesinnt ist — wie soll sich da eine in sich gefestigte und zielbewußt organisierte katholische Partei entwickeln! Nein, so weit sind wir noch nicht, und der Einsichtige begreift sehr wohl die beobachtende und abwartende Weisheit des Heiligen Stuhles.

Zu Vieles ist seit einem halben Jahrhundert zwischen Aetna und Monte Rosa überstürzt worden, und Italien ist noch heute — wie jedermann weiß — der Schauplatz vulkanischer Eruptionen. Wir denken zu hoch von der In-

telligenz und den guten Charaktereigenschaften der Italiener, um zu behaupten, daß ganz Italien auf einem Vulkane tanze; aber wir können uns auch nach den letzten Wahlen, die einen Schritt zum Bessern bedeuten sollen, der Furcht nicht ganz erwehren, daß die Mächte der Unterwelt noch manchen zerstörenden Ausbruch vorbereiten; ja hier und dort sieht man schon die Flammen aus dem sozialen Krater von Ferne plötzlich aufzüngeln — wie flüchtiges Wetterleuchten. Mit der Monarchie, die hier im Grunde nur die vergoldete Spitze eines republikanischen Turmbaues ist, können die eigenen Anhänger des monarchischen Gedankens auf die Dauer nur dann rechnen, wenn es gelingt, im Herzen der Nation das Gefühl für einen wahren Autoritätsbegriff wieder zu beleben.

Die Popularität des Hauses Savoyen beruht bei der gegenärwtigen Generation noch auf der Ueberlegung, daß diese Dynastie den Einheitsgedanken erfaßt, getragen und verwirklicht hat. Dieser Ruhm wird aber mit der Zeit verblassen. Naturgemäß werden spätere Generationen kühler denken, die Vergangenheit kritisieren oder wenigstens darüber klagen, daß nicht alle Hoffnungen aller Stände erfüllt worden sind. Daneben bestehen dann die Klassengegensätze und die Eifersuchtsgründe zwischen dem Norden und Süden des Königreiches fort — vorausgesetzt, daß sie sich nicht verschärfen. Auch die keineswegs gesicherte wirtschaftliche Lage kann in Zukunft Opfer verlangen, die nur höchst widerwillig vom Volke gebracht werden. Dreibünde und sonstige äußere Allianzen sind nicht ewig. Der aufrichtige Freund des hochbegabten italienischen Volkes muß also wünschen, daß es den „Ordnungsparteien‘ gelingen möge, das Reich im Innern zu festigen. Gerade Italien darf nicht nach äußerem Ruhme verlangen — wenigstens noch nicht. Die Ruhmeskrone äußerer Erfolge ist aus Flittergold gemacht. Die alte, unscheinbare Mauerkrone, die der bürgerlichen Tugend gebührt, sollte der Ehrgeiz Italiens sein. Wir bezweifeln, daß es im Innern der Halbinsel Frieden

geben wird, bevor die staatserhaltenden Parteien sich offen und ehrlich entschließen mit der Kirche Hand in Hand zu arbeiten. Freilich gehört dazu auch ein ritterlicher Geist auf seiten der italienischen Politiker, die bis auf den heutigen Tag die Kirche höchstens als Magd dulden wollen. Nur die völlig freie Kirche wird den konservativen Faktoren Italiens eine wirksame Hülfe leisten können. Keiner der drei letzten Päpste hat sich je als Feind Italiens erklärt. Letzteres zu behaupten, gehört allerdings zu den Kriegslisten jener Parteien, die das ‚Ecrasez l'infame' auf ihre Standarten schreiben. Man braucht aber nicht alles zu glauben, was kirchenfeindliche Blätter über angebliche Pläne des Vatikans berichten. Freilich haben die Päpste nach 1870 wiederholt feierlich betont, daß sie einer wahren Freiheit und einer wirklichen Souveränität bedürfen, um ihre hohepriesterlichen Rechte und Pflichten in vollem Umfange ausüben zu können. Sie haben auch gegen ihre jetzige Lage protestiert, weil ihnen dieselbe jene notwendige Freiheit und Souveränität nicht gewähre oder nicht in genügendem Maße garantiere. Nie aber haben sie sich gegen die italienische Nation, gegen den politischen Einheitsgedanken oder die sonstigen sittlichen und idealen Hoffnungen des Volkes ausgesprochen. Daß die wahre Freiheit und Unabhängigkeit des Papstes unvereinbar sei mit den Idealen des geeinigten Italiens, ist eine unsinnige Behauptung. Mit gleicher Logik könnte man sagen, daß der souveräne Freistaat San Marino dem Nationalitätsgedanken Italiens im Wege stehe. Wenn einmal die Italiener wieder anfangen, Geschichte, zumal Kulturgeschichte zu studieren, dann werden sie vielleicht sich auf sich selber besinnen und der Vorsehung Dank wissen, daß der Nachfolger Petri gerade in Rom residieren sollte. Bevor es dahin kommt, muß aber bei Vielen die wahre, opferwillige Vaterlandsliebe an die Stelle der patriotischen Marktschreierei treten. Ein so liebenswürdiges und reichbegabtes Volk wie das italienische geht nicht so leicht verloren. Italien hat noch in

unseren Tagen große Künstler und bedeutende Gelehrte hervorgebracht, sogar einzelne Erfinder, deren Namen einen unsterblichen Klang haben werden. Warum sollte es nicht imstande sein, auch außerordentliche Staatsmänner hervorzubringen? Warum kann es nicht auch seinen Bismarck erzeugen? Weshalb kann es nicht einen Politiker von der Begabung Cavours — doch ohne dessen Fehler — erhalten? Die Zeitgeschichte jedenfalls liefert einem wirklichen Volksfreunde und selbstlosen Staatsmanne Material genug, um zu erkennen, daß in der inneren Politik etwas Wirksames geschehen muß, wenn Italien wahrhaft groß und glücklich werden soll. Es bleibt nur abzuwarten, ob der Befreier des Volkes auch so viel aus der Geschichte gelernt hat, daß er begreift, warum ein Ordnungsstaat der Mithilfe der Kirche bedarf, um den Bestand der materiellen und idealen Güter wirklich zu sichern. Falls die italienischen Staatsmänner dagegen Lust hätten, sich den Franzmann von heute als politischen Lehrmeister und Maître de plaisir zu engagieren, so kann man der Dynastie Savoyen — und wohl überhaupt der Monarchie — getrost den Anfang vom Ende anzeigen; auch ohne Prophet zu sein. Viel gescheidter wäre es, wenn die herrschende Dynastie sich jetzt — d. h. nach dem tiefen moralischen Fall des offiziellen Frankreichs — die Gewissensfrage stellte, ob der Herr nicht einmal bei Italien anklopfen und dort Einlaß verlangen könnte. Das geeinigte und mit dem Statthalter Christi ausgesöhnte Italien — könnte das nicht eine wahre Großmacht sein? Freilich — wir wiederholen es noch einmal — es bedürfte zur Verwirklichung eines so hohen Zieles der Inspiration mit den Idealen des wahren Rittertums, nicht des feudalen, aber des echt-evangelischen, humanen und zugleich aufrichtig katholischen Q. B. F. F. S.

LXXXIV.

Die Selbstsucht der europäischen Mächte und die Ausrottung der Christen in der Türkei. [1]

Das Bild vom kranken Mann, dessen Bett die christlichen Aerzte umstehen, stammt bereits aus der Zeit Ludwigs XIV. Der Patient ist trotz aller Arzneien und Vorschriften nicht genesen, seine Lage hat sich im Gegenteil von Jahr zu Jahr verschlimmert und sich in Raserei verwandelt, die sich von Zeit zu Zeit in heftigen Wutausbrüchen Luft macht. Begnügte sich der Patient mit Zerstörung der Möbel, mit dem Zerschmeißen von Gläsern und Geschirren, so könnte man ihn gewähren lassen; da er aber in seiner Raserei Berechnung und eine seltene Verschmitztheit zeigt, und wenn ihm die europäischen Mächte keine Fesseln anlegen, seine christlichen Untertanen mit Stumpf und Stiel ausrotten wird, so ist es höchste Zeit, daß die europäischen Völker sich aufraffen und, ihrer Verpflichtungen gegen ihre Mitchristen eingedenk, einen moralischen Zwang auf die Regierung des Sultans ausüben.

Leider fehlt uns ein Mann, der wie Gladstone mit der Begeisterung für die gute Sache die zündende Beredsamkeit

1) The Balcan from within by Reginald Wyon. XVIII, p. 475. London, Finch, 1904. — Pro Macedonia par Victor Berard, VII, p. 209. Paris, Colin, 1904. (Fr. 2.) — La Question d'Orient et son caractère économique par C. R. Gellesco. Paris, Perrin. 1904.

und das hohe moralische Ansehen verbände; aber deswegen dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen; müssen vielmehr alles, was in unsern Kräften steht, tun, um die Vorurteile zu Gunsten der Türken zu zerstreuen und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Daß der am 13. Juli 1878 geschlossene Berliner Vertrag niemanden befriedigte und die Christen, welche in der Erwartung einer friedlichen Lösung sich gegen die Pforte nicht erhoben hatten, viel schlechter behandelte, als die, welche sich empört hatten, ist bekannt. Das Joch, das sie zu tragen hatten, wurde nur noch drückender: sie mußten, obgleich sie ganz unschuldig waren, es entgelten, daß ihre Mitchristen in den Donaufürstentümern die Freiheit erlangt hatten. Die Reformen, welche die Mächte der Türkei aufgedrängt hatten, blieben auf dem Papier; alle Bemühungen der Gesandten und der Konsuln der christlichen Mächte scheiterten an der meisterhaften Untätigkeit der Türken und an der Selbstsucht der einen oder andern Großmacht, welche die Türken unter der Hand in ihrem Widerstand bestärkte, ihre Partei nahm. Um Ausflüchte waren die Freunde der Türken nicht verlegen. Erhoben sich die Untertanen der letzteren, so machten sie geltend, es sei ein Ehrenpunkt für die Türken, sich Reformen nicht abtrotzen zu lassen; hielten die Untertanen Frieden, so hieß es: „Da seht ihr, wie glücklich sich die Christen unter der türkischen Regierung fühlen.“ Machten sie dem Papste oder dem griechischen Patriarchen einige wohlfeile Komplimente, nahmen sie auf Katholiken oder Griechen einige Rücksicht, dann verkündete man laut: „Seht, wie tolerant die Türken sind. Es kommen wohl Mißbräuche und Gewaltthaten vor, aber sie fallen nicht dem Sultan, nicht den höheren Beamten und Offizieren, sondern einzelnen Individuen zur Last.“

Das sind elende Ausflüchte. Eine Regierung, in der keine geordnete Gerechtigkeitspflege herrscht, die den Untertanen keinen Respekt einflößt und sich durch Waffengewalt Gehorsam erzwingen muß, verdient diesen Namen nicht. In

der Türkei ist das System schlecht, sind die Fehler so eng mit der Verwaltung verwachsen, daß sie gar nicht ausgerottet werden können. Sobald der Sultan Miene machte, seinen Untertanen volle Rechtsgleichheit zu gewähren und praktisch durchzuführen, gäbe er der herrschenden Klasse das Signal zur Empörung, zu einer Palastrevolution, die ihm den Kopf kosten und den status quo wieder herstellen würde. Die mohamedanischen Beamten, ja das ganze Volk sind sich bewußt, daß das Damoklesschwert über ihrem Haupte hängt, daß sie ihre bevorrechtete Stellung früher oder später aufgeben müssen, sie wollen daher dieselbe ausnützen und werden um so rücksichtsloser, je länger die Krisis hinausgeschoben wird. Die Proteste der Gesandten der Mächte, die Bemühungen der Gesandten, den einheimischen Christen Recht zu verschaffen, werden von den Türken als ungerechtfertigte Eingriffe betrachtet, und wenn die Konsuln, wie manche russische, mit der Festigkeit nicht einen gewissen Takt und Rücksicht verbinden, furchtbar geahndet. Die eingeborenen Christen leiden schrecklich infolge dieses Zustandes der Ungewißheit und wären weit besser daran, wenn die Mächte von vorneherein erklärt hätten, daß von ihnen nichts zu erwarten sei. Rußland und Oesterreich, welche sich anheischig gemacht haben, Reformen anzubahnen und die türkische Verwaltung zu kontrolieren, können ihr Versprechen nicht erfüllen, so lange Abdul Hamid irgend einen Einfluß auf Mazedonien ausübt. Dieser ebenso treulose als verschmitzte Mann wird durch seine Agenten Erhebungen der Mohamedaner organisieren, die Rivalität unter den Christen, Einfälle der Albanier, Streitigkeiten unter dem Militär, Konflikte zwischen der Militär- und Zivilverwaltung ins Leben rufen und, darauf gestützt, jede Reform hintertreiben (Berard S. II). Die Türken von Hilmi Pascha bis herab zum gemeinen Soldaten sind nur zu gefügige Werkzeuge in seiner Hand; ja noch mehr, so lange die türkische Armee nicht gründlich umgestaltet wird und regelmäßig ihren Sold erhält, ist an eine Unter-

drückung des Aufstandes und eine Wiederherstellung der Ruhe nicht zu denken. Wyon, der die moderne türkische Armee gut kennt, spricht derselben jede militärische Eigenschaft mit Ausnahme der Zähigkeit in der Verteidigung der ihr angewiesenen Stellung ab, sofern kein Dynamit zu fürchten ist. So groß ist beim türkischen Soldaten die Furcht vor Explosionen und nächtlichen Ueberfällen, daß er die Brücken oder Ein- und Ausgänge zu Eisenbahntunnels während der Nacht unbewacht läßt. Der türkische Soldat (von denen in der Hauptstadt sehen wir ab) ist nicht blos unreinlich und schmutzig, sondern auch feig. Die Wollust und Grausamkeit ist in seinen Zügen ausgeprägt. Von Disziplin und Ordnung findet man keine Spur; das zeigt sich besonders, wenn ganze Regimenter per Eisenbahn von einem Ende einer Provinz an das andere gesandt werden. Die Bahnbeamten haben unendliche Mühe die Soldaten, welche meistens zu spät kommen, zum Einsteigen zu bewegen und können nicht verhindern, daß dieselben gegen Mittag aussteigen, um ihre Speisen zu kochen, und den Zug Stunden lange warten lassen. Wie unfähig und hilflos die türkischen Truppen sind, geht schon aus dem Umstand hervor, daß Hunderttausende von Türken den Rebellen gegenüber, deren Zahl 6000 nie überschritten hat, machtlos sind. Um ihre Gegner zu necken, um der Regierung große Unkosten zu machen, wechseln die Rebellen nicht selten den Kriegsschauplatz. Die Türken geben vor, den Aufstand unterdrückt, die Rebellen gefangen zu haben. Die Leute, welche sie für Rebellen ausgeben, sind friedliche Dorfbewohner; die eigentlichen Rebellen aber haben sich mit aller Muße und ungestört an dem neuen Herd der Revolution eingefunden und setzen da den Guerillakrieg fort. Das ist um so leichter, da die türkischen Truppen im Bergsteigen unerfahren sind. An Munition und Gewehren, an Lebensmitteln fehlt es den Rebellen nicht, die Lücken, welche der Tod in ihre Reihen reißt, werden leicht wieder ausgefüllt. Da sie sich nicht in

Feldschlachten einlassen, sondern nur kleinere Abteilungen oder Nachzügler überfallen; sind ihre Verluste nie groß.

Eine Beschreibung des Gefechts bei Smilevo (August 1903) von Wyon (58) illustriert die türkische Kampfweise. Mehrere Abteilungen der Insurgenten hatten einige schwerzugängliche Bergspitzen besetzt. Am 2. August kam eine bedeutende Truppenmasse nach Smilevo rekognoszierte und kehrte unverrichteter Dinge nach Monastir zurück. Zweimal wurde diese Rekognoszierung vorgenommen, ohne daß ein Schuß gewechselt wurde. Bei dem dritten Versuch kam es zum Kampf, in dem die türkische Infanterie den Kürzeren zog; darauf eröffnete die Artillerie ein heftiges Feuer, um das Vordringen des Fußvolkes zu erleichtern. Die Türken bewährten jetzt großen Mut und nahmen die Höhen, die von den Insurgenten verlassen waren. Aus Rache zerstörten die Helden das Dorf Smilevo. Wie sehr die türkischen Soldaten das Handgemenge scheuen, wie nutzlos sie das Pulver verpuffen, erhellt aus folgenden Tatsachen. Haben sie in Erfahrung gebracht, daß die Rebellen in irgend einem Dorf verweilen, so umringen sie dasselbe und eröffnen eine furchtbare Kanonade. Gezielt wird nicht, die Kugeln treffen oft die eigenen Kameraden: man schießt, wenn der Kampf bereits vorüber ist, aus Freude am Schießen. Ein Dorf in der Nähe von Monastir wurde gegen 11 Uhr von zwei Bataillonen angegriffen und bis 1 Uhr mit einem Hagel von Kugeln überschüttet. Die Mehrzahl der Insurgenten brachen durch und entkamen, 14 wurden in einer schmalen Höhle gefangen. Statt sie anzugreifen, schoß man drei Stunden lang auf sie. Sie waren wahrscheinlich schon in den ersten 10 Minuten getötet worden (Wyon S. 60). So feige sich diese Soldaten den Rebellen gegenüber zeigen, so gewandt sind sie im Stehlen. In den großen Städten, in denen sich europäische Konsuln befinden, müssen sie auf ihrer Hut sein; auf dem Lande jedoch können sie sich alles erlauben. Ein Bataillon zog durch den Bazar, plötzlich

lösten sich die Reihen, die Soldaten begannen die Kaufleute auszuplündern. Solche Szenen sind nicht selten Noch schlimmer ist die Unsittlichkeit, die bei einem so wollüstigen und fanatischen Volk wie dem mohamedanischen in den widerwärtigsten Gestalten auftritt und so abscheulich ist, daß wir die Greuel kaum anzudeuten wagen. Fast überall ist die Schändung, Mißhandlung und Tötung von Frauen, Jungfrauen und Kindern die Ursache der Volkserhebungen gewesen. Selbst die Türken werden nachgerade dieser Schlächterei überdrüssig. Die Militärschulen, welche die Offiziere liefern, die des Auslandes sowohl als die der Türkei, haben sich nicht bewährt. Die meisten Kadetten sind aufgeblasene, prahlerische Gecken und von Grund aus verdorben. Manche von den alten Offizieren, die weder lesen noch schreiben können, sind wenigstens mutig und haben sich noch einen Rest von gesundem Menschenverstand bewahrt. Wyon fragte einen türkischen Offizier, der aus seiner Verachtung der Bulgaren kein Hehl machte: Wie lange braucht ihr, um Sofia zu erreichen und mit den Bulgaren fertig zu werden. Nicht mehr als 6 Stunden, erwiderte er. Wenn aber 3,000,000 Russen den Bulgaren zu Hilfe kommen? Je nun, erwiderte er, dann brauchen wir 12 Stunden! Der Schnellzug von Konstantinopel nach Sofia braucht 12 Stunden. Da die höheren Offiziere sich aus den Höflingen ergänzen und in der Regel Salonhelden sind, welche das Kriegshandwerk nicht erlernt haben, wohl aber Meister im Intriguieren sind, so ist die Zuchtlosigkeit der Armee selbstverständlich. Die von europäischen Offizieren eingeübten in Konstantinopel stehenden Truppen bilden die Elite, von der man keinen Schluß auf die rohen und unbändigen Anatolier und Albanier ziehen kann. Jeder wählt sich seine eigene Uniform; die Farben, der Stoff, der Schnitt sind verschieden. Die Offiziere werden von ihren Soldaten verachtet, verspottet, nicht selten getötet. Begeisterung für den Krieg ist seltener geworden als je. Die Lokomotivführer haben, wenn Soldaten sich im

Zug befinden, den Befehl mit voller Schnelligkeit durch die Städte zu fahren, um die Soldaten am Aussteigen zu verhindern. Zu den übrigen Lastern hat sich bei ihnen nun auch die Trunksucht gesellt.

Der Gegensatz zwischen den türkischen Soldaten und den athletischen, durch Strapazen abgehärteten Bulgaren könnte nicht größer sein. Man kann sich ihre Verachtung ihrer durch Unsittlichkeit entnervten Gegner sehr leicht vorstellen und an dem Ausgang des Krieges nicht zweifeln; selbst wenn die Mächte die Türkei gewähren ließen. Man wendet ein: Die Rivalität zwischen Bulgaren, Albaniern und Griechen zwingt die europäischen Mächte, eine Eroberung Mazedoniens durch die Bulgaren zu verhindern, es bleibt daher nichts anderes übrig, als Mazedonien unter ein europäisches Protektorat zu stellen und durch eine gerechte und weise Verwaltung eine Versöhnung der Parteien anzustreben. Das ist eine Maßregel, die Berard empfiehlt. In der Tat wäre ein europäischer Kommissär mit ausgedehnten Vollmachten für diese Rolle weit geeigneter, als irgend ein griechischer oder montenegrinischer Prinz, den man vorgeschlagen hat. Die Griechen haben den hohen Erwartungen des Westens wenig entsprochen und sich infolge ihrer Weichlichkeit und Feigheit in dem Krieg gegen die Türkei mit Schmach bedeckt. Zu der Feigheit haben sie die Verräterei gesellt und die Aufständischen in Mazedonien an die Türken verraten; Letztere gegen ihre Mitchristen aufgehetzt; die Notlage der Bulgaren benützt, um ganze Gemeinden dem bulgarischen Patriarchen zu entfremden. Berard, ein Philhellene, der seines gleichen sucht, erhebt scharfe Klagen gegen die Griechen und erinnert sie daran, wie ihre türkenfreundliche Politik dieselben bitteren Früchte bringen wird, wie die des Kaisers Kantakuzenos im 14. Jahrhundert, welcher den Anschluß an die Mohamedaner der Einigung mit den Lateinern vorzog.

Man traut seinen Augen kaum, wenn man die bei Berard abgedruckten Aktenstücke liest. Wir setzen nur eines

vom 14. Mai 1903 hierher. „Die hellenische Regierung hat ihren Polizeiagenten die strenge Ueberwachung und die Festnahme aller in Griechenland sich aufhaltenden Bulgaren zur Pflicht gemacht, welche mit den Komitees der Agitatoren affiliiert sind. Die Regierung hat gleichfalls sich entschlossen, alle hier ansässigen Bulgaren, welche im Ausland Verbrechen begangen haben, auszutreiben und diejenigen gerichtlich zu verfolgen, welche sich der Verletzung der Landesgesetze schuldig gemacht haben In Athen und Thessalien sind schon manche ausgetrieben worden. In Volo hat man in einem bulgarischen Haus Brennstoffe entdeckt" (S. 206). Wer kann diese und ähnliche Verordnungen lesen, ohne an die Parabel vom Schalksknecht erinnert zu werden. Wir wollen zur Ehre der griechischen Nation annehmen, daß nicht alle so denken, daß ihnen die Schamröte ins Gesicht steigt, wenn sie in der „Proia", dem ministeriellen Organ, lesen, wie sehr der Sultan den griechischen Prinzen Christophoros geehrt habe. Das Benehmen der Griechen ist um so schmählicher, als die griechischen Dörfer in Mazedonien mit derselben Rücksichtslosigkeit niedergebrannt, die griechischen Frauen und Jungfrauen ebenso mißhandelt und geschändet werden, wie die bulgarischen. Ein türkischer Offizier bemerkte Wyon gegenüber: Das Schießen ist nicht unsere Sache, aber in den Bajonettangriffen sind wir Meister. Das ist ganz richtig: den durch die Kugeln niedergestreckten Feind und den wehrlosen Bauern, Weiber und Kinder durchbohren die Türken mit ihren Bajonetten. Nicht blos die Baschi-Bozuks und die Redifs (Reserven), nicht blos die Nizams (regulären Truppen), sondern auch die Offiziere finden ihren Sport in der Verstümmelung der Frauen und Kinder. Wyon nahm an Letzteren, als er das Spital besuchte, schwere Schwertwunden wahr. die nur von den Offizieren kommen konnten, da die Reiterei an der Zerstörung des Dorfes Armensko nicht beteiligt war. Ein junger Mann, dessen Schenkel und Schulter zerschmettert war, erzählte Wyon: „Ich wäre von

Bajonetten durchstochen worden, wenn nicht ein toter Mann — mein Vater auf mich gefallen wäre. Nach der Niederlage der Türken schickten wir von unserem Dorf eine Deputation, den Priester mit den Aeltesten, an sie und boten ihnen Ruhe und Erfrischungen an. Inzwischen hatte eine von einer anderen Seite kommende Abteilung das Dorf bereits erreicht und begann zu schießen. Das war das Signal zur Plünderung und Niedermetzlung der Bewohner. Wir flüchteten uns in unsere Häuser (manche fielen tot auf der Straße nieder). Wir fanden daselbst keinen Schutz, denn die Soldaten hatten Feuer angelegt, schossen auf uns, durchbohrten uns mit ihren Bajonetten. Ein Mädchen hatte 5 Kugelwunden, wurde von drei Soldaten geschändet und starb. Der Priester, ein junger schöner Mann, ward getötet und auf unnennbare Weise mißhandelt. Ganz kleine Kinder wurden von den Offizieren mit dem Schwerte niedergehauen, einige hatten 4—5 Wunden. Die Türken gaben nachher vor, es hätten sich Rebellen im Dorf befunden; das war jedoch eine grobe Lüge (Wyon S. 97). Wie lange noch werden die europäischen Diplomaten diese Greuel ungeahndet lassen? wann wird endlich ein Kreuzzug organisiert werden?

Das naturwüchsige Landvolk der Bulgaren, Serben, Montenegriner, Albanier hat außer seiner Körperkraft und Frische sich manche geistige Eigenschaften bewahrt, um die wir, die allzu verfeinerten Kulturmenschen, sie zu beneiden allen Grund haben. Einfachheit der Sitten, Gastfreundschaft, Frömmigkeit und Tatkraft zeichnen diese Vollblutmenschen aus, die, wenn sie richtig angeleitet werden, Großes vollbringen können. Ihre Blutfehden, ihre Gewalttaten sind nicht so entehrend wie die Laster der Türken, sie herrschten früher in den Grenzländern des übrigen Europas und würden aufhören, wenn die Türken aus Europa verjagt wären. Die Bulgaren, Serben, welche während der Jahrhunderte dauernden Knechtschaft den Islam angenommen haben, sind nicht so durch und durch verdorben, wie die eigentlichen

Türken und könnten für das Christentum wieder gewonnen werden.

Rivalitäten und Grenzstreitigkeiten haben diese Stämme nicht grausam und gefühllos gemacht; sie führen keinen Krieg gegen wehrlose Frauen und Kinder, wie die Türken, sie halten auf Zucht und Sitte, freilich setzen sie sich nicht selten über die Vorschriften des Evangeliums hinweg, z. B. bezüglich der Blutrache. Die Frau, welche ihrem Gatten, der ihre zwei Brüder verraten und dem Feinde ausgeliefert hatte, mit einem Streich das Haupt abschlug und mit einem zweiten Streich den Kopf ihres Söhnleins vom Rumpfe trennte, wird als Heldin gepriesen, weil sie alle Vorschriften der Blutrache erfüllt habe. Mit der Einführung unserer modernen Zivilisation werden wohl manche ihre Fehler verschwinden, aber auch manche ihrer Tugenden Die Franziskaner müssen, um größeres Uebel unter ihren Albaniern zu verhüten, vieles zulassen. Das Leben dieser Stämme ist ein sehr beschwerliches und gefährliches, denn hinter jedem Block lauert manchmal ein Feind. Die Mißregierung der Türken wird hier nie Wandel schaffen — nur ein christliches Protektorat kann mit den Segnungen der Zivilisation auch den Frieden bringen. Ob Mazedonien mit Bulgarien vereinigt werden soll oder mit Oesterreich oder gar Italien, ist eine recht heikle Frage, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

A.

LXXXV.

Engelbert Drerups „Homer“.

Zu den lehrreichsten und durch eine Reihe eigenartiger Reize ausgezeichnetsten Tagen, die ich an den Ufern des ägäischen Meeres erlebte, gehört mein Aufenthalt in Hissarlik-Troja vom 17.—21. Mai 1899. Unser Drei waren der Troja-Expedition des Athener archäologischen Instituts vorausgeeilt, um einen Abstecher nach Samos, Smyrna und Ephesus zu machen, und landeten 17. Mai morgens 5 Uhr in Dardanellenstadt. Dort gab es auch nach Ueberwindung der obligaten türkischen Paßplackereien unwillkommenen Aufenthalt. Wir mußten nämlich, um in das Land einreiten zu können, zum Schutz gegen die Tscherkessen der Gegend militärische Bedeckung haben. Mit dem Gouverneur von Dardanellenstadt war aber schlechterdings zu solcher Stunde noch nichts zu machen. Noch um 7 Uhr hieß es auf jede Frage: *ὁ μεγάλος μπέης ἔτι κοιμᾶται*, „der große Bey schläft noch“, und so war es 8 Uhr vorüber, bis wir endlich in den Sattel kamen. Zunächst gings das sandige Ufer des Hellespont entlang, dann, teilweise im Hügellande, durch weite Wiesengründe, auf denen Hunderte von Pferden weideten — kein Zweifel, daß es dem *Ἴλιον εὔπωλον* (*β*, 18) und den Weideplätzen der 4000 Stuten des Erichthonios zuging.

Mittags um 3 Uhr langten wir auf dem Hügel von Hissarlik an. Nachdem wir in den Baracken Schliemanns, die zu Nutz und Frommen homerbegeisterter Wallfahrer heute noch stehen, Quartier gewählt hatten, galt unser erster Gang der Ausgrabungsstätte und der Gewinnung eines Punktes mit möglichst bedeutender Rundsicht. Großartiger hat keine der Herrenburgen mykenischer Zeit, soweit ich sie kenne, gelegen, als die von Ilion. Erbaut auf dem Ausläufer des Gebirgsrückens, der sich zwischen dem Skamander- und Simoeistal nach Nordwest vorschiebt, vereinigt sie zumal die Vorzüge erfrischender Luft, weitschauenden Ausblicks und der Nähe militärisch und merkantil wichtiger Straßen. Wir hatten, obwohl jene Tage sonnig waren, doch nie von der Hitze zu leiden. Gerade um die Mittagszeit stand jedesmal vom Schwarzen Meere her ein ziemlich energischer, passatähnlicher Wind auf, der die sonst unvermeidliche Glut zerriß. In nächster Nähe aber hatte die Burg alles, was sie sich wünschen konnte: im Rücken ein wasser- und weidereiches Hügel- und Bergland, vor sich eine breite, fruchtbare Ebene, gegen welche der Berghügel in steilem und leicht zu verteidigendem Falle abstürzt. Wenige Stunden weiter draußen fluten die Wogen des Hellesponts mit der Wucht eines Stromes dem ägäischen Meere entgegen. Rechts öffnet sich dieser Sund gegen das Marmarameer und den Pontus, links aber ist das blaue Aigaion ergossen, durchzogen von den wichtigsten Verkehrsstraßen auch in damaliger Zeit schon. Tenedos, Imbros und hinter ihm, nur am Farbenkontrast als eigene Insel kenntlich, der thronende Gipfel von Samothrake, von wo Poseidon dem blutigen Kampfspiel in Ilions Ebene zuschaute (N, 12). Sogar die majestätische Felspyramide des Athos taucht rechts von Tenedos auf. Ja, ein hochgemutes Gefühl mag die Brust der einstens hier waltenden Anakten geschwellt haben bei solchem Rundblick. Der Gang durch die Trümmer aber, den wir hernach machten, hatte nur die eine Wirkung,

daß wir all dem Gewirre von Mauerlinien, Gebäuderesten, Wegspuren ratlos gegenüberstanden und so klug waren als wie zuvor. Doch derjenige, der Licht in dieses Rätsel bringen sollte, nahte bereits; Dörpfeld mit dem Reste von Getreuen, die auch auf der Trojatour ihm folgten, traf abends noch bei uns ein. Die nächsten Tage waren dann durch stundenlange Vorträge ausgefüllt und langsam erstand vor dem geistigen Auge das heilige Ilios des Priamos mit seinen Toren und Türmen und seinem Fürstenpalaste. Der letzte Tag ward noch zu einem Ritte nach Bunarbaschi benützt, der nunmehr wohl endgültig beseitigten Rivalin von Hissarlik.

Alles, was ich in diesen unvergeßlichen Tagen gesehen und gewonnen habe, ist bei der Lektüre des „Homer“ [1]) von Engelbert Drerup in mir aufs neue lebendig geworden. Um zunächst einen Bericht über den Inhalt dieser Studie zu geben, so zerfällt dieselbe in drei Abschnitte. Der erste davon, überschrieben „Die homerische Frage“, bespricht die Homerstudien in alter und neuer Zeit, Volkssage und Volksgesang, endlich die Entstehung der Epopöe. Der 2. Abschnitt befaßt sich mit der „Mykenischen Kultur“ und bringt sehr schöne Ausführungen über Land und Leute in Griechenland, Zeit, Entstehung und wichtigste Fundstätten der mykenischen Kultur, die mykenische Kultur selber und die mykenische Kunst, die Entstehung der griechischen Religion, Rechts- und Staatsordnung. Der 3. Abschnitt endlich behandelt ex professo die Ilias und Odyssee, und jene lernen wir dabei kennen als Vertreterin des mykenischen Heldengesanges, diese als einzigartige Probe des mykenischen Märchengesanges.

Von allen den Vorzügen, die man mit Recht von

---

1) Homer. Die Anfänge der hellenischen Kultur, von Engelbert Drerup. Weltgeschichte in Charakterbildern. 1. Abteilung: Altertum. Mit 105 Abbildungen. Mainz, Kirchheim, 1903. 145 S. (Preis in Leinwandkarton 4 M.)

einer solchen Arbeit fordert, mangelt dem „Homer“ keiner. Drerup zeigt sich durchgängig als Meister des von ihm behandelten Stoffes. Er verfügt über eine gründliche Kenntnis der Quellen, und wie viele sind ihrer! In der ausgedehnten homerischen und mykenischen Fachliteratur ist er wohlbewandert. Welche Schwierigkeiten, Hypothesen, dunkle Punkte obige Gegenstände bieten, ist bekannt. Aber keiner dornigen Frage, soweit sie in solchem Zusammenhang Erwähnung verdiente, ist Drerup scheu aus dem Weg gegangen, und stets wird man mit Freude anerkennen, daß er wenigstens ehrlich nach der Wahrheit gerungen und sich das Antworten nicht leicht gemacht hat. Die Darlegung des ζητούμενον ist treffend, die Kritik ruhig und scharfsinnig, die Lösung meist vorsichtig und solide. Besonders rühmen möchte ich noch Drerups Stil, einen äußerst angenehmen, durchsichtigen, fließenden Stil, welcher an den glücklichen Ton der französischen Causerie erinnert; Drerup ist auch schon in französischen Fachzeitschriften hervorgetreten (z. B. im Musée Belge). Der Ballast des gelehrten Details konnte natürlich nicht umgangen werden, doch stört er nirgends den Fluß der Untersuchung, drängt sich vielmehr bescheiden in einem Anhang ausführlicher Noten zusammen. Diese lassen zugleich einen sehr instruktiven Blick tun in die Arbeitsmanier und Methode des Verfassers. Sehr wohlgefallen hat mir auch die wissenschaftliche Selbständigkeit Drerups, der nirgends zum bloßen literarischen Gefolgsmann bestimmter Schultheorien heruntersinkt. Auch in der Philologie soll, wie anderwärts, derartiges vorkommen. Drerup hat es vielmehr verstanden, eigene Wege zu gehen, ja teilweise auf einem Boden, auf dem schon so oft geschürft worden ist, neue Adern anzuschlagen. So hat er meines Wissens zuerst in dieser Ausführlichkeit die vergleichende Literaturgeschichte zur Illustrierung des Homerproblems beigezogen und dadurch sehr schöne Ergebnisse gewonnen. Die Nibelungen, das altfranzösische Rolandslied, das indische Mahâbhârata, das Hildebrandslied, die alt-

nordische Edda, dann aber auch das finnische Nationalepos Kalewala, das für unsere Frage besonders interessant ist, das esthische Märchenepos Kalewipöng, das serbische Kosovolied, die Bylinen (= Begebenheiten) der Großrussen, ja selbst die kirgisische Volksepik und die epischen Lieder der Abakan-Tataren kommen zu Worte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen mögen etliche Gedanken Platz finden über einzelne Punkte — denn den ganzen, reichen Inhalt des Buches kann ich unmöglich auch nur andeuten —, die mir entweder besonders gefallen haben oder eine nennenswerte Neuerung bedeuten, oder vielleicht vorerst mit einem zweifelnden Fragezeichen versehen werden müssen.

Vor allem sei mit Freude begrüßt die gleich zu Anfang offen sich aussprechende Begeisterung Drerups für die hellenische Bildung und Kultur. Es gehört nachgerade etlicher Mut dazu, dieser Ueberzeugung von dem unbestrittenen Vorrang des Hellenentums Ausdruck zu geben, zumal wenn das geschieht mit den auf den ersten Blick überschwenglich scheinenden Worten Nietzsches: „Nur von einem Volke sollst du lernen, von dem überhaupt lernen zu können schon ein hoher Ruhm und eine auszeichnende Seltenheit ist: von den Griechen.“ Keine günstige Perspektive wahrlich für unsere Zeit, in der das Lernen von den Griechen schon fast für ein Zeichen weltentrückter Traumverlorenheit zu gelten beginnt.

Der größte unter diesen Hellenen darf, nachdem man ihm ein gutes Jahrhundert lang in hellem Chorus unter Mißachtung der wenigen, zur Vorsicht mahnenden Stimmen die geschichtliche Existenzberechtigung abgesprochen hat, wieder eine fröhliche Urständ feiern. Auf die kritische Hochflut ist ein konservativer Rückschlag gefolgt, der sich mit wachsender Bestimmtheit in der Literatur der letzten Jahre verfolgen läßt, und mitten inne in dieser konservativen Rückströmung steht auch Drerup. Er glaubt an einen historischen Homer.

„Die poetische Gestaltung (der verschiedenen Sagenstoffe und alten Volksgesänge) muß die schöpferische Tat eines dichterischen Genius sein, der, wenn anders er ein echter Dichter ist, mit freier Benützung des überlieferten Liederschatzes ein neues, selbständiges Gebilde schafft. Somit werden wir auch als Schöpfer des griechischen Volksepos, in erster Linie des im Altertum am höchsten bewerteten Heldengesangs der Ilias, einen persönlichen Sänger, einen persönlichen Homer festhalten müssen, dessen Namen ich als einen echten, jonisch-attischen Personennamen betrachte" (S. 38). Also einen Homer hat es gegeben — nebenbei gesagt, eine köstliche Ironie, daß die Menschheit, allerdings vergeblich, einen ihrer Größten hinwegleugnen wollte.

Dieser konservative Zug läßt sich übrigens noch in einer Reihe von anderen Punkten beobachten. Da lesen wir z. B.: Der epische Gesang der Griechen ist ein echt griechisches Gewächs, auf griechischem Boden erwachsen. So ist es also nichts mit dem orientalischen Ursprung desselben, vielleicht nicht einmal mit einer solchen Beeinflussung. Ferner: es liegt kein Grund vor, der uns hinderte, in Agamemnon, Menelaos, Nestor, Ajas, vielleicht auch in Priamos reale historische Persönlichkeiten zu sehen. Die nicht mehr von Schliemann, sondern von Dörpfeld aufgefundene mykenische oder VI. Burg zu Hissarlik kann mit Wahrscheinlichkeit als das homerische Troja betrachtet werden; G. Perrot schreibt sogar neuerdings (Journal des Savants, April 1904): Die Bestimmung der Lage von Troja kann nicht mehr bezweifelt werden; le problème est résolu. Drerup glaubt sodann „auch von der Seite der kulturgeschichtlichen Betrachtung die dorische Wanderung als eine geschichtliche Tatsache erwiesen zu haben". Selbst dem ehrwürdigen Kreterkönig Minos wird wiederum der einstige, wirkliche Besitz menschlichen Fleisches und Blutes zugestanden; in seinem Kriegszug nach Athen mag ein geschichtlicher Kern stecken. Angesichts des großartigen, von Evans in dem kretischen Knossos ent-

deckten Palastes mit seinem Gewirr von Gängen und Kammern möchte man vollends in die Versuchung geraten, zu glauben, daß uns die Wiederaufdeckung des Labyrinths der Sage selber gelungen ist.

So wäre also dieses die Schamade nach den frohgemuten Fanfaren der Kritik seit F. A. Wolf? Umsonst also so viel Scharfsinn vergeudet? Kein anderes Ergebnis, als dieses, daß die alten Mythologema sich doch in ihrer Geltung behauptet haben? So lautet das Ende vom Lied nun denn doch nicht. Drerup selbst (S. 5) weist ganz mit Recht den Bezicht Terrets zurück, als ob „die ganze Mühe, die ein Jahrhundert intensivster wissenschaftlicher Forschung und heftigster Polemik auf die homerische Untersuchung verwandt hat, ergebnislos und wertlos gewesen wären", und hebt treffend die großen Resultate dieser vielfach so minutiösen Forschungen hervor: „Die kritische Arbeit hat eine Reihe sicherer und beachtenswerter Resultate gezeitigt, indem sie vor allem die Widersprüche und Lücken der epischen Struktur aufgedeckt und damit unsern Blick geschärft hat für die Erkenntnis der poetischen Elemente, aus denen das gewaltige Gebäude der homerischen Epopöe erbaut ist. Wir haben auch die mannigfachen kleinen Erweiterungen und Eindichtungen, die böotischen und attischen Interpolationen kennen gelernt, welche Ilias und Odyssee noch in historischer Zeit erfahren haben. Der Schiffskatalog und die Dolonie, die Nekyia und die Laertesepisode sind als selbständige Eindichtungen ganz oder teilweise aus dem ursprünglichen Zusammenhang des Epos gelöst. In der Odyssee haben wir die 3 großen Einheiten der Telemachie, des Nostos und des Freiermords als die wichtigsten Bauglieder erkannt, aus denen die Handlung des Epos sich zusammensetzt". Andere große Vorteile, welche die Philologie auf diesen kritischen Gängen gewann, deutet Drerup nur kurz an mit den Worten: „Die klassische Philologie ist an der Homerforschung groß geworden". Dem ist in der Tat

so. Es ist eine, wenn auch teilweise in sich verschlungene, so doch ununterbrochen fortlaufende Linie, welche von der noch äußerlichen Betrachtungsweise F. A. Wolfs aufwärts führt zu der heutigen, nicht mehr blos text- und sprachkritischen, sondern vorherrschend aufs Allgemeine gerichteten, entwicklungs- und kulturgeschichtlichen Philologie. Diese durfte es unlängst sogar erleben, daß ihr Dank ausgesprochen wurde für wichtige Pionierarbeit auf religionsgeschichtlichem Gebiet. Drerup hätte vielleicht noch weitergehen und darauf hinweisen dürfen, wie vieles die andern Disziplinen für die Behandlung ihrer Stoffe bei dieser, an der homerischen Frage herangereiften Philologie gelernt haben oder — noch lernen können.

Eine dritte Beobachtung, die ich mit Freude machte, ist folgende. Mehr und mehr ist diese „mykenische" Kultur, in deren Zusammenhang wir nun einmal unsern Homer betrachten müssen, uns offenbar geworden. Sie ist dem Erdboden wieder entstiegen und vielleicht kennen wir sie heutigen Tags besser, als die griechischen Geschichtschreiber der klassischen Zeit sie kannten. Je tiefer wir aber in die Kenntnis dieser Kultur eindringen, desto höher steigt unsere Achtung vor derselben. Es ist durchaus nicht zuviel gesagt, wenn einzelne mykenische Erzeugnisse mit den klassischen Schöpfungen der griechischen Kunst auf eine Linie gestellt werden (S. 55), ja wenn einzelnen Nummern derselben der Vorzug zuerkannt wird (so dem Kopf der knossischen Löwin und dem Elfenbeinspringer; von den Bechern von Vaphio brauche ich gar nicht zu reden). Während man nun über die chronologische Fixierung allmählich ins Reine gekommen ist — Drerup bezeichnet im allgemeinen das 2. Jahrtausend als Epoche der mykenischen Kultur; vgl. indessen Revue archéolog. S. 4ème, t. I., März/April 1904 S. 149 ff. —, beschäftigt eine andere Frage immer noch die Geister. Was für eine Kunst haben wir da? Ist diese mykenische Kultur wohl ein Fräulein Uebermeer? Es muß ja heute alles von

Osten kommen, und schlimmstenfalls, wenn die Beweise versagen, muß die Uroffenbarung als Lückenbüßerin einspringen. Aber wenn wir von dieser nur auch etwas mehr wüßten! Der rein griechische Charakter der mykenischen Kultur wird nun von Drerup wiederholt mit aller Entschiedenheit betont, ohne daß er dabei allerdings eine äußerliche Beeinflussung leugnete. Aber von der Annahme einer derartigen Beeinflussung bis zu jener Uebertreibung, welche die hellenische Kunst zur bloßen und auch noch verunglückten Kopie degradiert, ist doch ein weiter Weg. Da halte ichs mit dem bekannten Wort W von Humboldts: „Es mag wohl sein, daß die Griechen von anderen genommen haben; aber noch viel gewisser ist es, daß sie jedes, was sie nahmen, zu etwas anderem machten, und daß es nun erst Würdigkeit, Größe und Schönheit erhielt". Mit einer Erweiterung der ägyptischen und babylonischen Rechtstitel könnte ich mich noch leidlich befreunden, glaube indessen, daß zuvor faßbarere und zahlreichere Daten aufzubringen sind. Das aber steht mir nach wie vor[1]) fest, daß man aufhören sollte, in dem Phönikertum eine Art Mädchen für alles zu sehen. Dasselbe wird denn auch erfreulicher Weise von Drerup völlig ausgeschaltet. Die Phöniker machen sich erst nach der Hochblüte des mykenischen Wesens bemerklich, und liegt da nun, um eine Vermutung zu äußern, der Gedanke so ferne, daß der Zusammenbruch der mykenischen Herrlichkeit und die Fortschritte der Phöniker in einem Kausalnexus stehen?

Jedoch hat unsere Kenntnis der mykenischen Zeit seit der Veröffentlichung meiner oben angezogenen Studien eine wesentliche Erweiterung erfahren. Ich war damals noch der Meinung, daß die argolische Ebene das Zentrum der mykenischen Kultur gewesen sei. Diese Ansicht kann ich nicht mehr ohne Einschränkung aufrecht halten angesichts der staunenswerten Grabungen des Engländers Evans auf

1) S. meine Ausführungen in Hist.-pol. Bl. CXXX (1902) 5, 321 ff.

Kreta. So weit möchte ich aber noch nicht gehen, daß ich Kreta als das einzige Zentrum des Mykenäertums auffaßte. Gewiß kann kein Zweifel sein, daß Kreta zu Zeiten der Brennpunkt dieser Kultur gewesen ist. Man braucht nur die dort aufgedeckten Paläste zu studieren und eine Auswahl der dortigen Kunsterzeugnisse durchzunehmen, und man wird im Klaren sein. Aber wird man denn bei der langen Dauer dieser Kultur, die heute unbestreitbar ist, nicht eine periodische Vorwärtsbewegung derselben auch in lokaler Hinsicht annehmen müssen? Man spricht ja ohnehin schon von einer frühminoischen, einer mittel- und spätminoischen Periode (vgl. z. B. A. J. Evans in der Sitzung der British Academy vom 25. Nov. 1903). Außerdem liegt Kreta viel zu weit ab vom Herzpunkt hellenischen Wesens, auch drängen sich die mykenischen Siedelungen im Inachostal und seiner Nachbarschaft allzusehr, als daß ich an eine ununterbrochene Alleinherrschaft Kretas in der ganzen mykenischen Zeit glauben möchte.

Das aber muß wiederum Drerup zugestanden werden, daß er die Stellung Kretas in den homerischen Dichtungen aufs interessanteste beleuchtet hat. Es ergeben sich, wenn man die Sache von diesem Gesichtswinkel aus betrachtet, ganz frappierende Perspektiven, für die allerdings zunächst eine kritische Nachprüfung unerläßlich sein wird. Darnach „sind die Anfänge des Odysseusepos in kretischen Märchenliedern zu suchen. Kreta selbst ist als die Heimat der griechischen Märchenepik zu erklären. Die Grundlage der Odysseusepopöe aber ist eine Schiffersage, die schon zu mykenischer Zeit im Kulturkreise des griechischen Mutterlandes entstanden sein muß. Die Lokalisierung der Odysseussage auf Ithaka (Leukas) hat mit dem Orte des Märchengesangs nichts zu tun“ (S. 131 f).

Was endlich das Verhältnis zwischen Ilias und Odyssee anlangt, so verhehlt sich Drerup zwar durchaus nicht die gewaltigen Verschiedenheiten zwischen beiden, übersieht aber

auch nicht das, was beide auf das innigste verbindet und die völlige Loslösung des einen Epos vom andern verbietet. Die Differenzen sind nicht derart, daß sie uns zur Annahme einer zeitlichen Trennung zwängen. Gerade die bezeichnendsten Unterschiede zwischen Ilias und Odyssee können mit viel größerer Wahrscheinlichkeit aus einer lokalen Verschiedenheit der alten epischen Einzellieder erklärt werden, die in Ilias und Odyssee auf jonischem Boden zur Epopöe verarbeitet worden sind (S. 132). Also bleibt es bei dem einen Homer, dem unsterblichen, und seinem einheitlichen, unerreichten Werke.

In allem einzelnen konnte ich nun freilich, und das ist bei der großen Masse der obwaltenden Schwierigkeiten nichts Wunderbares, der Meinung des Verfassers mich nicht anschließen. Da ist beispielshalber die oben schon gestreifte neue Ithakahypothese Dörpfelds, wornach das homerische Ithaka zu suchen wäre in der weiter nördlich gelegenen Insel Leukas. Damit rechnet Drerup schon wie mit einer sicheren Größe (S. 122 f., S. 142 Anm. 44 ꝛc.) Das erscheint mir nun mindestens verfrüht. Gewiß bietet der homerische Bericht über „Ithaka" Schwierigkeiten. Aber sind solche nicht auch Leukas gegenüber vorhanden? Ist nicht schon die Namensübertragung, an die wir diesfalls glauben müßten, sehr geeignet, Bedenken zu erwecken? Und was ist denn auf Leukas von Dörpfeld gefunden worden? Vollgraf aber hat mit seinen jüngsten Grabungen auf Ithaka recht gute Erfolge gehabt. Und warum soll denn der Märchencharakter der Odyssee gerade bei den Palastbauten sich zu zeigen beginnen? Ist es weiterhin so leicht, das Gewicht der Tradition abzuschütteln? Daß die Frage noch lange nicht abgetan ist, beweist endlich die rasch sich mehrende Literatur, wo dem pro stets schnell ein contra folgt. (Während P. Gößler eifrig für Dörpfeld eintritt, sind durch des letzteren Hypothese O. Rößner und Volterra durchaus nicht überzeugt. Wäre der Gesang V nicht zunächst einer gründlichen

Spezialuntersuchung wert?) Uebrigens würde ich mit einem kretensischen Schiffermärchen am liebsten kein allzustrenges geographisches Rigorosum anstellen.

Der griechische Westen spielt auch sonst in der Zeit der mykenischen Kultur eine eigene Rolle. Drerup selber konstatiert, daß hier fast jede Spur mykenischen Einflusses fehlt. Weshalb? Der Grund soll darin zu suchen sein, daß die mykenische Kultur von Osten gekommen, nicht etwa in minder günstigen Bedingungen für den Seeverkehr; letztere seien hier durchaus nicht weniger gut. Da wundere ich mich nur darüber, daß diese mykenische Kultur das ganze Westbecken des Mittelmeeres vielleicht bis über die Säulen des Herkules hinaus (S. 126) überflutet haben soll — sie kam ja auch dorthin von Osten —, an der griechischen Westküste allein aber keine Wurzel zu fassen vermochte. Aber man bedenke doch die notorische Armut an brauchbaren Häfen auf dieser Seite von Hellas. Zwischen jener Zeit, da die dunkelbordigen Schiffe Homers die Salzflut durchfurchten, und der historischen Zeit von Altgriechenland und unseren Tagen vermag ich in dieser Richtung schlechterdings keinen Wesensunterschied zu entdecken.

Andere Punkte seien wenigstens noch kurz gestreift. Die Darlegung des Verfassers über die Verwendung des Eisens und der Bronze halte ich nicht für endgiltig, ebensowenig seine Ausführungen über den Gebrauch der Buchstabenschrift im Gegensatz zur mykenischen Bilderschrift. In der Begeisterung für die mykenische Kultur ist m. E. Drerup hin und wieder etwas zu weit gegangen. Die Abbildung Fig. 79 konnte mich z. B. im Gegensatz zum Vasenträger der vorhergehenden Nummer nicht annähernd so elektrisieren. Drerup findet in dem Profil dieses Mädchenkopfs eine bestrickende Pikanterie, gleich dem Lächeln einer Pariser Mondäne. Ob dies zutrifft, kann ich allerdings nicht beurteilen.

Der Illustrationenschmuck des „Homer" verdient mit wenigen Ausnahmen alles Lob. Unter die Ausnahmen zählen

vor allem die Pläne der Grabungen von Hissarlik, Mykenä, Tiryns, Phaistos, welche so klein reproduziert wurden, daß man das Ganze entweder vorher schon kennen oder Luchsaugen haben muß, um sich zurecht zu finden. Wäre es sodann wirklich nicht möglich, die Illustrationen in einem innigen Zusammenhang mit der fortschreitenden Untersuchung zu halten?

Ich resumiere mein Urteil. Dieser Drerupsche „Homer" ist eine Leistung, die mir viel Genuß und durch ihre Selbständigkeit auch viel Gewinn gebracht hat; eine Leistung, zu welcher nicht blos der Verfasser und das ganze Unternehmen der „Weltgeschichte in Karakterbildern", sondern die Wissenschaft selber zu beglückwünschen ist. Drum tolle lege! Sollte aber der Beifall aus Göttingen (S. 17 mit Anm. 26) wirklich ausbleiben, eine Eventualität, deren sich Drerup von vornherein getröstet, so wird ihm die Anerkennung der andern Seiten hoffentlich genügenden Ersatz bereiten, und an letzterer fehlt es, so weit ich die Literatur überblicke, wahrlich nicht.

Rottweil. B. Krieg.

LXXXVI.

Das Tragische in der Welt und Kunst.

Daß in der Welt das Böse siegt, das Gute unterliegt, daß die Gerechten leiden und die Ungerechten triumphieren, ist eine alte Erfahrung, die schon Hunderte und Tausende beklagt haben, mag man sich auch damit trösten, daß kein Gerechter wahrhaft unglücklich und kein Böser wahrhaft glücklich sei. Wie klingt diese Klage durch alle Jahrhunderte, am lautesten wohl im alten Testament! „Ich sah die Bedrückungen, die unter der Sonne geschehen", sagt der Pre-

diger; „ich sah die Tränen der Unschuldigen, und wie kein Helfer ist; und wie sie ihrer Gewalt nicht widerstehen können, und allerseits der Hilfe beraubt sind. Da pries ich die Toten glücklicher als die Lebendigen und hielt für glücklicher als beide den, der noch nicht geboren ward, und die Uebeltaten nicht gesehen hat, die unter der Sonne geschehen." Wie quält sich das Buch Job mit diesem Welträtsel ab! Mochten die Freunde Jobs auch immer wiederholen, Gott sei nicht ungerecht, Job habe vielleicht seine Strafe durch irgend welche geheime Sünden verdient — ganz nach Art der Menschenkinder, die auch heute noch immer beim Unglück des Nächsten irgend eine Schuld suchen; Job aber beteuerte immer wieder seine Unschuld und wurde nicht müde, darauf hinzuweisen, welcher Erfolge sich die Ungerechtigkeit, welchen Glückes sich die Bösen und Gewalttätigen erfreuen. Die gleichen Klagen begegnen uns bei den Propheten und in den Psalmen. Allerdings bricht immer wieder durch das düstere Gewölk der Strahl der Hoffnung durch Im sittlichen Trieb des Menschen selbst steckt das Vertrauen auf das Gute; das Gute selbst hat etwas Sieghaftes in sich, etwas Beglückendes, Erhebendes, wogegen alle üblen Erfahrungen des Lebens nicht aufkommen können. Mag uns die Erfahrung auch noch so oft Lügen strafen, wir hoffen auf eine Abrechnung, auf einen Ausgleich. „Jeder ist seines Glückes Schmied", „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", „Recht muß Recht bleiben", „Die Wahrheit kommt doch ans Licht": solche Sprüche trösten uns hinweg über die Ungerechtigkeiten der Welt.

Allerdings hier auf Erden bleibt der Ausgleich immer unvollkommen, und daher haben alle Völker nach dem jenseitigen Ausgleich ausgeschaut. Leider ging gerade heute dieser Glaube vielfach verloren, und daher verfallen viele einem trostlosen Pessimismus. Seit einigen Jahrzehnten hat der Pessimismus gewaltige Fortschritte gemacht und alle Widerlegungen des immanenten Optimismus verhallten wir-

kungslos. Der in der gebildeten Gesellschaft herrschende Pantheismus ist ein viel zu schwacher Gegner, er kann der Tatsache des Weltelendes nie gerecht werden, kann nicht hinwegtrösten über den Jammer der Welt.

Leider hat der Pantheismus ein weites Herrschaftsgebiet, er herrscht, beinahe möchte man sagen, als offizielle Weltweisheit fast auf allen Lehrstühlen der Philosophie.

So war es auch in Tübingen, wo einer der Hauptvertreter der Philosophie das Wort „immanent" immer im Munde führte. Man leugnete das Transscendente nicht, ließ es aber recht hübsch im Hintergrund. Ein anderer war Hegelianer und dieser stellte im Jahre 1887 die Preisaufgabe: „Der Begriff des Tragischen soll unter besonderer Rücksicht auf die Lehren Schopenhauers und seiner Nachfolger untersucht werden." Unter fünf Bewerbern trug der jetzige Pfarrer Dr. Vögele in Schönthal den ersten Preis davon. Der damalige Preisrichter sprach mündlich den Wunsch aus, die Arbeit möchte gedruckt werden. Leider geschah es erst etwas spät, im Jahre 1904, unter dem Titel: „Das Tragische in der Welt und Kunst, und der Pessimismus" (Selbstverlag des Verfassers).[1]) Es wäre zu wünschen, daß die Arbeit, die sich durch schöne Sprache und klare Darstellung auszeichnet, die Beachtung fände, die sie verdient. Im allgemeinen gibt der Druck die damalige Lösung unverändert wieder, aber einige Paragraphen sind nach dem Vorworte umgearbeitet. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese Umarbeitung hauptsächlich auf die stärkere Betonung des transscendenten christlichen Standpunktes beziehe, der namentlich gegen den Schluß hin stark hervortritt. Denn im übrigen Teil sucht der Verfasser die Frage des Tragischen, so gut es geht, immer auf immanentem Gebiete zu lösen und den Pessimismus durch immanente Gründe

1) Zu beziehen durch Prechter in Stuttgart und Herder in München. (Preis 1 Mark.)

zu widerlegen. Er sucht bei tragischen Helden eine Schuld, wo keine zu finden ist, und legt in manches Stück nach gewohnter Manier eine sittliche Idee hinein, an die der Dichter nicht im entferntesten gedacht hat. Diese Ausstellung soll aber kein ernstlicher Vorwurf sein und kann jedenfalls den Wert der Arbeit nicht beeinträchtigen; die Leser mögen sie nicht in diesem Sinne verstehen! Denn wir haben in dieser Hinsicht alle gefehlt.

Wie rasch sind wir Menschen geneigt, beim Unglück des Nächsten nach einer Schuld zu fragen und an eine Strafe zu denken!

Aber muß denn alles selbst verschuldet sein oder hat man nie etwas gehört von Vererbung, von vernachlässigter Jugend, von bösen Verwandten, von schlimmer Umgebung? Merkwürdiger Weise ist man viel eher geneigt, auf geistigem und sittlichem Gebiete solche Einflüsse anzuerkennen als auf leiblichem. Ohne daß man es fühlt, steht man unter dem Banne der modernen Weltanschauung, richtiger gesagt unter dem Banne moderner Irrtümer, die auf sittlich geistigem Gebiete die Freiheit leugnen und alles determiniert sein lassen. Wenn man Verbrecher hört, ist keiner selbst schuld an seiner Tat, sondern immer die Eltern, die Verwandten, die Umgebung; er ist die Frucht seiner Umgebung.

Es gibt gewiß viel unverschuldetes Unglück, unverschuldetes Leiden und nicht jede Strafe ist auch eine Sühne. Ohne sich um philosophische Gesichtspunkte zu kümmern, haben die Tragöden aller Zeiten, welche die Wirklichkeit nachfühlten, diese Tatsache beleuchtet. Hätte der immanente Optimismus Recht, dann gäbe es gar keine erschütternde Tragödie, sondern endeten alle Trauerspiele, wie die Komödie, mit einem befriedigenden Schlusse. Wenn der Pessimismus auf den unbefriedigenden Ausgang der Tragödien recht geflissentlich hinweist einem spiesbürgerlichen Optimismus gegenüber, wenn er dem „weltfrohen“ Pantheismus seine Unzulänglichkeit vorhält, so kann man ihm bis zu einem

gewissen Grade nur beistimmen. Wir Katholiken haben keinen Grund, den Pantheisten in dieser Richtung zu Hilfe zu kommen. Ich finde daher die Kritik, die vorliegende Schrift an dem Pessimismus ausübt, nicht durchweg berechtigt.[1])

Mehr berechtigt ist diese Kritik, wo es sich um den Zweck der Tragödie handelt und wo die Pessimisten diese Frage ins Transscendente hinüberspielen. Nach ihrer Anschauung besteht nämlich der Zweck der Tragödie darin, uns vom Widersinn und Elend des Willens, vom Leben zu überzeugen und uns das reine Nichts; das Nirwana als Endzustand näher zu bringen. Der Wille zum Leben stürzt uns notwendig ins Unglück und zwar in ein um so größeres Unglück und Elend, je kräftiger dieser Wille, je höher gespannt unser Streben ist. Die großen Helden der Geschichte sind notwendig tragische Helden. Indem die Tragödie uns diese Tatsache recht scharf vor Augen rückt, lehrt sie uns, den Willen zum Leben zu töten. Darin besteht die Katharsis, in der Reinigung und Befreiung von den Leidenschaften. Für Eduard Hartmann war es ein glücklicher Fund, als er entdeckte, daß ein Philolog, der berühmte Aristoteliker Bernays, die Katharsis wirklich in diesem Sinne als Ruhe, Stillestehen erklärte und sie in Gegensatz stellte zur Kinesis, der Weltbewegung, dem bekannten aristotelischen Grundprinzip der Welterklärung. Der Begriff Katharsis hat hier beinahe die Bedeutung von Nirwana. Gegen diese Auffassung hat der Verfasser vollständig Recht, entschieden aufzutreten (S. 45). Er sagt, wenn das zuträfe, dann wäre der Kirchhof, der Totenacker das Endziel der Tragödie; ihr Ziel bestehe nicht in einer Verneinung, sondern in

---

1) Ich habe namentlich die Ausführung S. 43 im Auge. Die Kritik S. 32 oben und 34 oben ist nicht sehr glücklich. Wenn der Künstler die Personen idealisieren darf, so mag er auch, wie es S. 37 heißt, das Geschick idealisieren, aber dann darf der Ausgang nicht tragisch sein.

einer Bejahung, nicht im Untergange, sondern in der Erhebung.

Wenn auch die Helden, die Vertreter des Guten und Wahren oft untergehen, so leben die Ideen weiter fort und müssen zuletzt siegen (S. 46). Noch entschiedener heißt es S. 84: „Den vollen Wert des Leidens hat erst die christliche Weltanschauung erschlossen". „Das Leiden eines Unschuldigen mußte den alten Heiden entsetzlich erscheinen". Aber „darin, daß der tiefschwarzen Leidensnacht auf Golgatha der goldene Ostermorgen folgte, liegt die wahre und höchste Versöhnung und Erhebung".

Grupp.

LXXXVII.

Der fünfte (letzte) Band des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft.[1])

Mit dem vor kurzem ausgegebenen fünften Band ist die Neuauflage des Staatslexikons nach mehrjähriger Arbeit zum Abschluß gekommen. Wenn das Erscheinen desselben sich im Vergleich mit den übrigen Bänden etwas verzögert hat, so liegt der Grund in der viel eingreifenderen Umarbeitung, welche derselbe erfahren hat.

Wenn sich schon bei den vorhergehenden Bänden Umfang und Inhalt mit der ersten Auflage nicht mehr (auch äußerlich) deckten, so unterscheidet sich besonders der Schlußband der zweiten Auflage von seinem Vorgänger der ersten Auflage.

---

1) Zweite, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrage der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. Julius Bachem, Rechtsanwalt in Köln. Lex.-8°. 1504 Sp. Freiburg i. B., Herder. 1904. (Preis 13,50 M, geb. 16,50 M)

War dieser im Vergleich zu den übrigen Bänden an Umfang etwas bescheiden geraten, so ist nunmehr ein vollständiges Ebenmaß hergestellt, ja er hat sogar eine kleine Zunahme erfahren.

Aber vor allem hat sich inhaltlich eine gründliche Neubearbeitung vollzogen. Eine große Reihe neuer Artikel ist aufgenommen, noch mehr sind vollständig umgearbeitet worden. Es sei nur auf einige Artikel im Einzelnen etwas näher eingegangen.

Der Artikel „Spinoza", der den verstorbenen Eichstätter Philosophen Stöckl zum Verfasser hat, hätte wohl einer Umarbeitung im Geiste des Staatslexikons nach der staatswissenschaftlichen Seite bedurft, während hier die rein philosophische etwas stark hervortritt.

Einer der vorzüglichsten Artikel des ganzen Bandes ist der Artikel „Staat" (v. Hertling), der eine ganze Gruppe von staatsrechtlichen Aufsätzen einleitet. Die Frage nach dem Ursprung des Staates gibt dem Verfasser Gelegenheit, mit der sogenannten Vertragstheorie gründlich aufzuräumen. Mehr als diese hat die Annahme für sich, daß der Krieg eine Ursache der Entstehung zahlreicher Staaten gewesen ist. Ganz ausgezeichnet ist die Erörterung der Aufgaben des Staates hinsichtlich der Erhaltung des Mittelstandes (Handwerk, Landwirtschaft), und es wäre von Interesse gewesen, wenn der Verfasser noch Gelegenheit gehabt hätte, die neuesten Aufstellungen, die Prof. Sombart in seinem im vorigen Jahr erschienenen Werk „Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert" hinsichtlich der Mittelstandspolitik macht, auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen. Sombart rüttelt schon an dem Begriff des Mittelstandes, den er als einen „schwammigen" behandelt. v. Hertling spricht auch über die Notwendigkeit der Erhaltung der Landwirtschaft zum Zweck der Getreideversorgung Er nimmt hier in ruhiger, prinzipieller Weise Stellung zu den anläßlich der Erneuerung der Handelsverträge entstandenen Debatten. Die Untersuchung des Wohlfahrtszweckes des Staates führt auf die Frage nach der Berechtigung des Staatssozialismus. Je ein Artikel behandelt den antiken Staat (Stöckl), den Staat des Mittelalters (Kämpfe) und den modernen Staat (Kämpfe, rev. Redaktion). Besonderes

Interesse beansprucht das mittelalterliche Staatsgebilde. Den Unterschied zwischen der mittelalterlichen und der modernen Staatsauffassung bezüglich der Stellung von Staat und Kirche hebt der Verfasser (S. 212) hervor. Daran schließt sich der Artikel über den modernen Staat (von demselben Verfasser), in welchem vor allem die Stellung zur Religion und Kirche behandelt wird. Es wird anerkannt, daß infolge des internationalen Verkehrs das Prinzip der religiösen Toleranz proklamiert und durchgeführt werden mußte (S. 224). Auch wird es als unbestreitbarer Vorzug des modernen Staates betont, daß letzterer den erwählten Vertretern des Volkes einen gewissen Anteil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt hat, und daß von den Willkürlichkeiten hinsichtlich der Verwaltung und der Verwendung der öffentlichen Gelder, deren sich die absolutistische Regierung früherer Jahrhunderte schuldig gemacht, nicht mehr viel zu spüren ist (S. 228), ein Gedanke, der Bedeutung hat, um die sittliche Verpflichtung der Steuern unter den heutigen Verhältnissen zu erhärten. In dem ausführlichen Artikel „Staatshaushalt“ ist als Grundsatz aufgestellt, daß das Ergebnis eines gut verwalteten Staatshaushaltes nicht im materiellen Gewinn liege, sondern in der allgemeinen Wohlfahrt. Früher bestand gar keine Scheidung der persönlichen Einkünfte des Fürsten und derjenigen des Staates. Der Artikel bringt die wichtigsten Angaben über die Staatshaushalte der größten europäischen Staaten.

Im Artikel „Staatslexikon“ wird die Bedeutung eines derartigen Werkes gegenüber den anderen staatswissenschaftlichen Sammelwerken beleuchtet. Jedoch kann man über den praktischen Wert einer so ausführlichen Zusammenstellung aller möglichen Sammelwerke, die etwas (oft sehr entfernt) ans Gebiet des Staatslexikons anstreifen, geteilter Meinung sein. Der Artikel ist wohl aus Pietät gegen den früheren Mitarbeiter des Staatslexikons in seinem ganzen Umfang beibehalten worden. Der Artikel Staatsministerium (Rintelen) bespricht die historische Entwicklung dieser höchsten Beamtenstellung; er zeigt, daß der Ausgangspunkt die persönliche Dienstleistung dem Souverän und seiner Familie gegenüber gebildet habe; eine Reminiszenz daran lebt heute noch in manchen Staaten fort

(S. 343). Viel Anregung bietet der Artikel „Staatsromane" (Stöckl). Das „Staatsschuldentilgungswesen" hat in einem speziellen Artikel ausführliche Erörterung gefunden. Etwas sonderbar finde ich die im Artikel „Staatswissenschaften" aufgestellte Behauptung, daß die Volkswirtschaft „unter dem materialistischen Zug der Zeit so üppig wucherte, daß jetzt z. B. das Handwörterbuch der Staatswissenschaften zu vier Fünftel volkswirtschaftlichen Stoff enthält" (S. 478). Wer das genannte Werk kennt, kann schwerlich behaupten, daß dasselbe als ein Beweis einer materialistisch gerichteten Volkswirtschaft gelten kann. Bei der Erklärung des Wortes „sozial" (Sp. 479) hätten die Untersuchungen von Wasserrab über Bedeutung und Tragweite des Begriffes sozial erwähnt werden sollen. Die Uebersicht über die staatswissenschaftliche Literatur hätte dringend einer Ergänzung nach dem Stand der neuesten Literatur bedurft; Rehm, mit seiner Geschichte der Staatswissenschaften hätte erwähnt werden sollen, zum mindesten mußten Cathrein's Ausführungen in seiner Moralphilosophie auch herangezogen werden. Auf dieselben ist allerdings an zahlreichen anderen Stellen des Staatslexikons hingewiesen. Sehr gut ist heute noch der Artikel über den „Vierten Stand" (Stöckl). Bei der heutigen Stellung der Statistik ist der gleichnamige Artikel sehr dankenswert, der über Begriff und Geschichte der Statistik (vor allem auch der Moralstatistik) orientiert. Die Materie der Steuern, die bereits im Artikel „Staatshaushalt" berührt wurde, wird in mehreren Aufsätzen (Steuerbewilligung und -Verweigerung u. s. w.) behandelt. Die schwierige Unterscheidung in direkte und indirekte Steuern und die Zweckmäßigkeit der einzelnen Steuerarten wird kritisch untersucht. Bei der gewaltigen Gährung, die in der Gegenwart auf dem Gebiete des Strafrechts besteht, wird der Artikel Strafe und Strafrechtstheorien besondere Beachtung finden. Bei der Nennung der einzelnen Strafrechtstheorien hätten wohl auch die Anschauungen der Deterministen, insbesondere des Berliner Strafrechtslehrers v. Liszt Erwähnung finden sollen. Zum Teil ist dies allerdings im Artikel „Strafrecht" nachgeholt. Beim Artikel Strafprozeß hätte (S. 597) vielleicht die Angabe noch angebracht werden können, daß neuerdings die Bamberger Halsgerichtsordnung von Prof. Kohler

herausgegeben wird. Der Artikel „Syllabus“ (Schanz) scheint auf den ersten Blick allerdings nur sehr lose mit der Aufgabe eines Staatslexikons zusammenzuhängen, indessen weiß man, welch eine politische Tragweite diesem Aktenstück bei seinem Erlaß beigelegt und wie von staatsmännischer Seite dagegen protestiert wurde. Welche Bedeutung dem Syllabus beigemessen werden muß, wie sich der Katholik zu seinen einzelnen Sätzen stellen muß, hat Schanz in überaus klarer Weise dargelegt, und dies ist um so wertvoller, als über die dogmatische Bedeutung des Syllabus auch katholischerseits vielerorts Unklarheit herrscht. — Dagegen glaube ich, daß der Artikel „Taufe, Taufzwang“ aus dem Staatslexikon auszuschalten wäre, weil doch nur ein lockerer Zusammenhang besteht. Bei der vielfach positivistischen Richtung der Rechtswissenschaft ist der Artikel „Vollendete Tatsachen“ (Biederlack) ein prinzipieller Protest gegen die Vermengung von Recht und Macht. Vielleicht wäre aber mit Cathrein (s. Moralphilosophie) unter der „vollendeten Tatsache“ weniger das Nichtinterventionsprinzip als die von Biederlack als Extrem der Theorie der vollendeten Tatsachen bezeichnete Auffassung zu verstehen, wonach jeder Machterfolg eines Staates Anspruch auf Anerkennung seitens der übrigen Staaten hätte (S. 672). Auch über die Zweckmäßigkeit des Artikels „Theater“ — das Handwörterbuch enthält einen Art. „Theater r e c h t“ — im Rahmen des Staatslexikons kann man streiten, so viel Interessantes der aus der Feder des Jesuiten Baumgartner stammende Artikel auch enthält. Mit Recht hebt der Verfasser gegenüber manchen rigoristischen Anschauungen hervor, daß sich die Verwicklungen, welche die mächtigste aller Leidenschaften, die sinnliche Liebe, im Menschenleben herbeiführe, nicht völlig von der Bühne verbannen lassen (S. 680). Ebenso zutreffend ist die Bemerkung, daß die Katholiken sich zu sehr gegen das Theater gestellt haben (S. 681); es würde „bei weitem richtiger und fruchtbarer sein, durch Pflege und Förderung guter Theater die Schauspielkunst ihrem wahren Ziele zuzuführen, als durch bloße Abwehr und Abstinenz den Mißbrauch der Kunst teilweise zu hindern oder einzuschränken und das Theater selbst in weiten Umfang feindseligen Kreisen zu überlassen“ (S. 681). Bei Erwähnung

der Theaterzensur hätte auch der Aufsatz genannt werden sollen, den A. Liguis seinerzeit in der „Wahrheit" veröffentlicht hat. Wenn im Artikel „Theokratie" (S. 688) das Urteil ausgesprochen ist, daß im Mittelalter die abendländische Christenheit sich zu einer großen Familie gestaltete, so ist dies wohl dahin zu beschränken, daß der Idee nach dies der Fall sein sollte, jedoch die Wirklichkeit auch hier hinter dem Ideal zurückblieb. Eine treffliche und gründliche Arbeit bietet der Artikel Thomas von Aquin von Prof. Endres, der besonders des letzteren wissenschaftliche und soziale Anschauungen zu einem Gesamtbild zusammenfaßt. Auch die Stellung des Aquinaten zu der Frage der religiösen Toleranz ist besprochen (S. 695 f.). Ein sehr lebensvolles Gemälde des Entwicklungsganges des Philosophen Thomasius zeichnet A. v. Schmid. Hier wird in der Kritik der Lehre des Thomasius die Existenz einer Sozialethik scharf betont (S. 710). Der Artikel „Tierquälerei" handelt sehr gut über die sogenannte Tierethik (S. 724). Prächtig ist das Lebensbild eines großen Staatsmannes, das im Artikel „Tocqueville" mit viel Liebe ausgeführt ist. Bei der Begründung des Rechts der Staatsgewalt, die Todesstrafe zu verhängen, wird auch die Frage untersucht, ob die Kirche ein solches Recht besitze (S. 748). Ein erhöhtes Interesse beansprucht der Artikel „Toleranz" (Pohle). Wenn Hoensbroech auch sonst das Staatslexikon gern heranzieht, um sich daraus den Popanz des Ultramontanismus zu konstruieren, so muß er, wenn er nicht mit unehrlichen Waffen kämpfen will, anerkennen, daß der genannte Artikel wirklich im Geiste echter Toleranz geschrieben ist. Alle Uebertreibungen de Luccas u. a. sind hier abgewiesen, Pohle steht nicht an, den mitteralterlichen „Glaubensstaat" ebenso sehr als ein Extrem zu bezeichnen, wie die Forderung einer völligen Trennung von Kirche und Staat (S. 769). Allerdings wird auch die Forderung unbeschränkter Religionsfreiheit als Utopie abgelehnt (S. 765). „Denn ließe der Staat der Gottlosigkeit unter der Maske der Gewissensfreiheit die Zügel schießen und dämmte er die Frivolität und Unsittlichkeit nicht in ihr Bett zurück, so würde sich die schmutzige Flut zur Welle stauen, die ihn selbst verschlänge". Pohle spricht sogar von einem Fortschritt, der in dem paritä-

tischen Staat gegenüber dem mittelalterlichen Glaubensstaat liegt (S. 771). Der Artikel „Trusts" gibt (S. 777) als Zweck dieser kapitalistischen Verbindung die „Zusammenschließung mehrerer Aktiengesellschaften zu einer einheitlich geleiteten Unternehmung" an; indessen ist dieser Zusammenschluß wohl mehr Mittel zum Zweck monopolistischer Beherrschung einzelner Produktionszweige. In Zeiten heißer Schulkämpfe sei besonders auf den Artikel Unterrichtsfreiheit hingewiesen. Der neu aufgenommene Artikel „Volsbildung" will Wesen und Berechtigung der heute mit so viel Eifer vorwärts treibenden Volksbildungsbewegung klarlegen. Der Verfasser suchte nach Möglichkeit einen Ueberblick über die so ausgedehnte Literatur zu gewinnen. Besonders hat er auch auf die von katholischer Seite für die Zwecke der Volksbildung ins Leben gerufenen Veranstaltungen hingewiesen. Die Tätigkeit, welche der Borromäusverein nach dieser Richtung hin entfaltet, verdient ebenso sehr hervorgehoben zu werden, wie die neuerdings zu Bonn a. Rh. errichtete Geschäftsstelle zur Abhaltung wissenschaftlicher Vorträge. Diese mancherlei, meist von der katholischen Charitas ins Leben gerufenen Bildungsbestrebungen hat der Verfasser umso mehr hervorheben zu müssen geglaubt, als sie sonst vielfach stillschweigend übergangen werden.

Damit sollen nur einige Stichproben gegeben sein Aber schon diese flüchtige Durchsicht zeigt, daß eine gründliche Um- und Durcharbeitung stattgefunden hat. Damit ist die Neuauflage zu einem überaus befriedigenden Abschluß gelangt. Wir brauchen nicht erst das Lob des Werkes zu singen. Von der Presse aller Richtungen ist demselben die verdiente Anerkennung gezollt worden. Aber es darf jetzt, beim Abschluß des Ganzen, mit freudiger Genugtuung hervorgehoben werden, daß damit ein Resultat erzielt ist, auf das nicht blos die Mitglieder der Görresgesellschaft, sondern alle gebildeten Katholiken mit berechtigtem Stolz hinweisen können.

Walter.

LXXXVIII.

Luise Hensel.

Nicht leicht gibt es ein merkwürdigeres Menschenschicksal, als jenes der bekannten Dichterin Luise Hensel, der Pfarrerstochter von Linum. Und es wäre bedauerlich, wenn sich ihre Gestalt verlöre im Dunkel der Vergessenheit, das auf so manchen Bescheidenen lastet, deren schlichte Größe mehr wiegt, als der Glanz und Ruhm so manches nur künstlich auf den Sockel gehobenen Helden der jeweiligen Zeitströmung, die aber den Anwalt nicht fanden, der vor der Oeffentlichkeit ihre Sache verfocht Luise Hensel hat ihn gefunden in Franz Binder, dem verdienten langjährigen Herausgeber dieser Blätter. Der Verfasser möge gestatten, daß wir seinem Buche in dieser Zeitschrift einige Worte widmen. Seine 1885 veröffentlichte ausführliche Hensel-Biographie setzte der Dichterin ein Denkmal von so intimem Reiz, wie es nicht jedem Geisteshelden zuteil wird. Es war mehr als eine der bei uns Deutschen üblichen „gründlichen" literarischen Untersuchungen mit einer Unsumme gelehrter Anspielungen. Es war die Geschichte einer schönen Seele. Schön im umfassendsten Sinne des Wortes, nicht nach der unbestimmten Fassung Schillers. Erzählt an der Hand authentischer, unanfechtbarer Dokumente. Die christliche asketische Entwicklung einer geistig und sittlich in seltenem Maße begnadeten Persönlichkeit, die aus starkem innerem Drang von der lutherischen zur katholischen Kirche übertrat, ist der Schwerpunkt der anziehenden Biographie, die bei ihrem Erscheinen großen Anklang fand, aber nicht die Anzahl der Leser, die sie

verdient hätte. Daß es nahezu zwei Jahrzehnte bedurfte, ehe ein so gehaltvolles und für den deutschen Katholiken so interessantes Buch eine Neuauflage erlebte, ist wohl weniger auf Rechnung der Teilnahmslosigkeit, als auf die bekannte Zurückhaltung des bücherkaufenden deutschen Bürgers zu setzen. Immerhin soll es uns freuen, daß Binders Buch über Luise Hensel nunmehr in zweiter Auflage hinauswandert in das katholische Deutschland.[1])

Die neue Ausgabe ist in ihrer Anlage dieselbe geblieben, und wenn liberalerseits über die Biographie gesagt wurde, daß mit der Konversion die Bedeutung L. Hensels wegen des Abschlusses ihrer dichterischen Tätigkeit — was nicht zutrifft — eigentlich aufgehört habe,[2]) so hat sich der Verfasser mit Recht nicht bemüssigt gesehen, der menschlich-persönlichen Entwicklung der Dichterin nach der Konversion geringere Beachtung zu schenken. Mag man ihre geistlichen Lieder noch so hoch einschätzen — ihr überaus reiches Innenleben, die Quelle ihrer Poesie, läßt sie größer erscheinen als der literarische Lorbeerkranz. Und dieses seltene Leben ist hineingestellt in einen reichen Rahmen, in dem farbensatte Bilder an uns vorüberziehen. Ein gut Teil deutscher Kultur- und Literaturgeschichte steckt in dem Buche, für die Geschichte katholischen Geisteslebens in norddeutschen Kreisen ist es eine unvergleichliche Fundgrube. Was seit der ersten Auflage neues über die Dichterin der geistlichen Lieder erschienen ist, wurde gewissenhaft verwertet, manches unwesentliche weggelassen oder gekürzt; überhaupt hat der greise Verfasser, dem die neuere Zeitgeschichte so manches verdankt, es nicht an der nötigen Sorgfalt fehlen lassen, das Bild seiner Heldin mit großer Genauigkeit zu zeichnen. Möge die neue Auflage viele Leser finden, auf daß von der sonnigen

---

1) Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, von Dr. Franz Binder. Zweite durchgesehene Auflage. Freiburg, Herder, 1904. XII, 519 S.

2) Gleichwohl sagt Prof. Nippold von L. Hensel: „Sie gehört zu den wenigen Erscheinungen, deren Rücktritt wir aufrichtig bedauern."

Gestalt der Dichterin recht viele belebende Strahlen auch heute noch ausgehen und ihr hohes Muster Nacheiferung erwecke.

Auch diesmal hat der Verfasser eine bedeutsame Aeußerung aus einem Briefe Dorothea Tiecks wieder abgedruckt, aus welcher, wie in einer Fußnote bemerkt ist, hervorgeht, daß Tieck tatsächlich eine Zeitlang katholisch gewesen war. Diese Tatsache ist oft bestritten worden, so von Gervinus[1]) u. a., neuestens auch noch von Ricarda Huch in ihrem glänzenden Buch „Blütezeit der Romantik".[2]) Es heißt da mit Bezugnahme auf seine poetischen Schilderungen katholischer Bräuche: „Damit, daß Tieck Stimmungen wie diese schilderte, ist nicht bewiesen, daß er Handlungen wie diese hätte ausführen können. Selbst wenn etwa sein eines Ich ihn dazu getrieben hätte, würde sein anderes Einsprache erhoben und seine entgegengesetzten Bedürfnisse geltend gemacht haben. Weil er in dem flachen Berliner Protestantismus Befriedigung der dunkeln, mächtigen Glaubenstriebe nicht fand, wollte er doch keineswegs auf die Rechte seines feinen, aufmerksamen Verstandes, auf die Freiheit zu protestieren, verzichten. Nichts ärgerte ihn deswegen mehr, als wenn später junge Leute mit unklaren modischen Uebertrittsgelüsten sich auf ihn beriefen. Das mag ihm gewesen sein, als wenn etwa alle Selbstmörder in der Wertherzeit Goethe als ihr Vorbild hätten erklären wollen." Wie dem auch sei, auf jeden Fall verdient die Aeußerung seiner von ihm selbst so hochgestellten Tochter: „Er (Tieck) ist von der betretenen Bahn, zu der ihn Gottes Erleuchtung führte, wieder abgewichen", ganz ernste Beachtung; auf jeden Fall ergibt sich aus ihr, daß Tieck in einem Augenblick seines Lebens der Konversion ganz nahe stand, wenn er sie nicht vollzogen hatte.

Dr. L. Pfleger.

---

1) Geschichte der deutschen Dichtung, V (5. Aufl., Leipzig 1874), S. 664.

2) Leipzig 1901, S. 358.

LXXXIX.

Unsere altdeutschen Lieder und Sänge.

Während im allgemeinen das Interesse an den mittelalterlichen Ueberlieferungen im Abnehmen begriffen ist, — die Leitung der Monum. German. Histor. hat in ihrem letzten Rechenschaftsbericht ein bewegliches Klagelied darüber gesungen — ist die Tätigkeit für Popularisierung der altdeutschen Lieder und Sänge seit etwa zehn Jahren immer eingehender und auch erfolgreicher geworden. Namentlich hat der unermüdliche Richard von Kralik auf diesem Gebiete bahnbrechend gewirkt, indem er unter dem Titel: Das deutsche Götter- und Heldenbuch die wichtigsten altdeutschen Ueberlieferungen zusammenfaßt. Der ganze Sagenschatz, den Kralik in den Bereich seiner mustergültigen Ausgabe hineingezogen hat, umfaßt die Amelungensage, die Wilzen- und Welsungensage, die Göttersage, Dietrich und seine Gesellen, Rosengarten und Rabenschlacht, Nibelungennoth und Dietrichs Ende. Diese mit unvergleichlichem Verständnis angeordneten und ausgearbeiteten Bände haben schon viel dazu beigetragen die Kenntnis deutscher Vorzeit wieder zu beleben und dem Volke näher zu rücken.

An zweiter Stelle wäre auf die ausgezeichneten Ausführungen aufmerksam zu machen, die Salzer in seiner illustrierten Geschichte der Deutschen Literatur mit feinem Verständnis gemacht hat. Seine Analysen haben den Vorzug, durchaus originell zu sein, und in seiner doppelten Eigenschaft als gewiegter Literaturhistoriker und Theologe hat er den Inhalt in ganz anderer Weise kommentieren können, als es diejenigen notgedrungen tun müssen, denen die gründliche

theologische Bildung mangelt. Dieser Punkt darf nicht übersehen werden, wenn man nach dem Grunde forscht, der Salzers Analysen so überaus anziehend und belehrend macht.

Vor einigen Jahren erschien auch ein wunderbares Prachtwerk „Walhall“ betitelt, in dem Heußler und Döpler — der eine mit der Feder, der andere mit dem Pinsel — die Götterwelt der Germanen dem deutschen Volke in bisher nie gesehener Luxusausstattung darstellten. Der — man darf wohl sagen — ungeheure Erfolg dieses gediegenen Werkes hat dazu geführt, auf diesem Wege fortzuschreiten, so daß jetzt gewissermaßen die Fortsetzung von Walhall vorliegt. Der ebengenannte Literaturhistoriker Professor Heußler hat in Verbindung mit dem Maler Professor Max Koch einen Band herausgegeben, der sich betitelt: Urväterhort, die Heldensagen der Germanen. Der ganze Umkreis des germanischen Gebietes, der Norden wie der Süden, ist in den Bereich der Darstellung gezogen worden, so daß wir hier alles zusammengetragen finden, was, auch im weitesten Sinne, zum germanischen Erbe gerechnet werden kann. Eine glänzend geschriebene, von durchaus gesunden kritischen Grundsätzen getragene Einleitung läßt den Standpunkt des Verfassers klar erkennen. Man kann ihm nur zustimmen, wenn er die „wunderliche Meinung“ vieler Gelehrten abweist, als ob wir es bei den Heldensagen mit Gleichnisreden zu tun hatten, als ob sie im Grunde ganz etwas anderes, etwa Naturvorgänge, bedeuteten, als was der Dichter uns wirklich erzählt.

In kurzen Uebersichten werden wir mit dem Inhalte aller uns unmittelbar und mittelbar überlieferten Sagenstoffe bekannt gemacht, wobei stets das wesentliche des Inhaltes scharf herausgearbeitet wird. Die Arbeit war keine leichte; Professor Heußler hat sie aber glänzend gelöst.

An sich wäre diese Zusammenfassung schon außerordentlich wertvoll und belehrend, wenn sie ohne Beigaben erschienen wäre. Nun finden sich aber in diesem auf Kunstdruckkarton hergestellten Bande 60 bunte Bilder von Professor Koch, über die es in der Einleitung heißt: „Vor allem aber will dieses Sagenbuch durch die Kunst des Malers zu dem Beschauer reden. Wie im Worte so wechselt auch im Bilde das Kostüm

und schmiegt sich dem überliefernden Denkmale an. Eine Sagenwelt, die so entschieden das Dramatische dem Malerischen überordnet, den leidenschaftlichen Ausspruch dem sinnlichen Bilde, ist für den Pinsel des Künstlers ein spröder Stoff. Der Leser wird sich daran freuen, wie unser Maler diese alten Heldengeschicke zu farbigem Leben aufgeweckt hat. Wie er es versteht, sprechende, inhaltsvolle Augenblicke festzubannen, so daß jedes der vielen Bilder gerade nur der einen Sage zugehört. Beim Durchwandern dieser Bilderreihe möge der Sagenfreund einen frischen Hauch aus der Heldenjugend unseres Volkes verspüren".

Ein jeder, der den Prachtband zur Hand nimmt, wird der Kennzeichnung der Bilder durch Heußler durchaus zustimmen. Sie sind meisterhaft in der Komposition und prachtvoll in der Farbe. Die Wiedergabe derselben erfolgte im sogenannten Vierfarben-Buchdruckverfahren, dessen auf das Höchste gesteigerte Vollkommenheit heute unbestritten ist. Der Verlag hat hier alles aufgeboten, um ein Werk zu schaffen, welches zur Zeit in technischer Beziehung von keinem anderen Buche übertroffen wird, das mit demselben Verfahren hergestellt ist. Einband, Vorsetzpapier, Umschlag ist alles nach den Angaben Kochs ausgeführt worden. Wenn nicht der durchschlagende Erfolg des früheren Werkes Walhall das Vertrauen in die große Absatzfähigkeit auch dieses Buches befestigt hätte, so wäre es ganz unmöglich gewesen, den Preis für das gebundene Werk auf 20 Mark festzusetzen. Dieser Umstand bekundet aber auch zugleich das ideale Streben des Verlags, dem deutschen Volke in erreichbarer Preislage seine wertvollsten alten Ueberlieferungen aus der großen Vorzeit in einer alle blendenden Pracht zugänglich zu machen, um so das Interesse an diesen Dingen nachdrücklich zu stärken. Und dafür müssen wir ihm dankbar sein.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 608

